Zeitbilder

aus der

neueren Geschichte der Stadt Köln.

[illegible]

Verlag der M. Dumont Schaubergschen Buchhandlung zu Köln

Zeitbilder

aus der

neueren Geschichte der Stadt Köln,

mit besonderer Rücksicht

auf

Ferdinand Franz Wallraf,

von

Dr. Leonard Ennen.

Mit Beilagen
und dem Bildnisse Wallraf's.

Köln, 1857.
Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg.

Seiner Majestät

dem

Könige Friedrich Wilhelm IV.

in

tiefster Ehrfurcht

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Das allgemeine lebhafte Interesse, welches sich in Anlaß des neuen Museums-Baues an den Sammlungen des seligen Professors Wallraf kund gibt, wird nicht allein jeden Beitrag zur Lebensgeschichte dieses hochherzigen kölner Bürgers rechtfertigen, sondern muß ein näheres Eingehen auf die persönlichen Verhältnisse desselben, auf seine Beziehungen zum öffentlichen Leben und seine Bestrebungen im Gebiete der Kunst und Wissenschaft in hohem Grade wünschenswerth machen. Durch die Gefälligkeit des verstorbenen Ober-Secretärs Dr. Fuchs ist dem Unterzeichneten Gelegenheit geboten worden, die ganze noch vorhandene Correspondenz und den gesammten literarischen Nachlaß des Professors Wallraf zu solchem Zwecke benutzen zu können. Die neuere kölner Geschichte weis't keine Persönlichkeit auf, die mit dem gesammten städtischen Leben, mit allen Bestrebungen und Zuständen der kölner Cultur, Kunst und Wissenschaft so verwachsen wäre, wie eben der genannte hochverehrte Mann. Es ist nicht möglich, eine klare Auffassung von der neueren Geschichte der Stadt Köln zu vermitteln, ohne die vielseitigen Bemühungen und den hervorragenden Einfluß Wallraf's in besonderer Weise zu würdigen. Und wiederum vermag man Wallraf's Charakter

nicht zu Verständniß zu bringen, ohne die allgemeinen Zustände seiner Vaterstadt genauer zu zeichnen. Darum konnte es nicht umgangen werden, in dem vorliegenden Buche manche Dinge, die in den Bereich einer Biographie nicht zu passen scheinen, ausführlicher zu behandeln. So mußte ein geeigneter Hintergrund gemalt werden, um das Bild der Hauptfigur desto klarer hervortreten zu lassen. Die Freunde Wallraf's, vor Allen DeNoël, durften nicht außer Betracht gelassen werden. Für die Bereitwilligkeit, mit welcher mir Herr Professor Dr. Heimsoeth in Bonn die Literalien DeNoël's zur Disposition stellte, und für die Gefälligkeit, mit der er mir manche Aufschlüsse über einzelne Verhältnisse, Beziehungen und Bestrebungen DeNoël's ertheilte, statte ich ihm hiermit den verdienten Dank ab.

Berlin, den 27. April 1857.

Dr. **Leonard Ennen.**

Erstes Capitel.

Allgemeiner Zustand der deutschen Cultur und Wissenschaft in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Der Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fand das deutsche Volk in einem Zustande vollständiger Ermattung; krank und schwach, ohne Muth und Hoffnung, schleppte es ein geistiges, sociales, bürgerliches und staatliches Leben dahin, dessen innerster Nerv in Religionshaß, Parteiwuth, Kriegsgewühl und Revolutions-Tumult zerrüttet war. Das frische, gewerbreiche Leben, das einst den Städten Glanz, Macht und Reichthum verliehen hatte, war gebrochen; es vermochte kaum den Schein der früheren Blüthe zurück zu erringen. Der Handel, die Schiffahrt und der Gewerbe-Betrieb lagen darnieder, und die Städte waren nicht im Stande, sich zu der Stellung und Bedeutung emporzuschwingen, welche sie früher im Weltverkehre besessen hatten. Bildung und Wissenschaft, Kunst und Literatur schlichen mühselig fort in einem schleppenden Gange, der sich jedem Fortschritte und jeder begeisternden Idee widersetzte; theilweise lagen sie noch in dem abschreckenden Schmutze begraben, der sich an erbitterte Polemik, gemeine Klopffechterei und unpassendes, gehaltloses Wortgezänk angeklebt hatte. Das ganze geistige Leben lag in den Fesseln dumpfer Befangenheit und blinder Vorurtheile. Von einem kräftigen Ankämpfen gegen die lähmende Einseitigkeit, von einer edeln Begeisterung für höhere Ideen, von einem schwungvollen Auffluge zu einer freien Anschauung in Das Reich.

religiösen, kirchlichen, bürgerlichen und staatlichen Dingen und Bedürfnissen nirgend eine Spur. Alles trug den Charakter eigensinniger Abgeschlossenheit oder starrer Stabilität oder matter Abgelebtheit. Der kleinliche, unduldsame Geist, der aus den theologischen Streitigkeiten stets frische Nahrung sog, stand jeder Regung, die in das todmüde Wesen des deutschen Volkes neues Leben zu bringen versprechen konnte, als ein unübersteiglicher Damm im Wege. Hatte es doch den Anschein, als ob jetzt das früher so kräftige deutsche Reich völlig in sich zusammenbrechen würde und als ob die deutsche Nation ihr Geschick erfüllt und das Ziel ihrer weltgeschichtlichen Mission erreicht hätte.

Diejenigen, in deren wohlverstandenem Interesse es liegen mußte, daß das Volk seiner Blindheit, seinem Stumpfsinne und seiner Gesunkenheit entrissen werde, schienen nicht Begriff noch Ahnung von dem Abgrunde zu haben, der die ganze alte Herrlichkeit deutscher Nation zu verschlingen drohte. Die Fürsten besaßen keine Idee von einem einheitlichen, kräftigen deutschen Staatsleben, und darum keinen Sinn für die Weckung eines stolzen National-Bewußtseins und für die Förderung einer muthvollen geistigen Erhebung. Sie fanden das Wesen der Staatswirthschaft nur in Plusmacherei und Verwirthschaften, und in der Politik erkannten sie nur eine Kunst der Beschaffung möglichst vieler Geldmittel zur Befriedigung ihrer fürstlichen Gelüste. Französische Sitten betrachteten sie als das Ideal aller Civilisation, und das französische Hofleben mit all seinem Glanze, mit seiner Verschwendung, Eitelkeit, Ueppigkeit, Willkür und Liederlichkeit, mit seiner schnöden Geldgier und geisttödtenden Etikette, mit seiner steifen, ceremoniösen Lächerlichkeit, seiner Frömmelei und Frivolität erkannten sie als den würdigsten Gegenstand ihrer eifrigsten Nachahmung. Die altväterlichen Sitten hatten sie mit Füßen getreten, alle Biederkeit abgestreift. Ihr ganzes Benehmen war inficirt von abgeschliffenen Manieren, kalter Raffinirtheit, scandalöser Ungenirtheit und französischem Schnörkelwesen. Es war bei ihnen Mode geworden, Kebsweiber zu Dutzenden zu halten, an Prachtbauten das Geld zu verschwenden, auf lärmende Lustbarkeiten alles Sinnen zu richten, auf Jagd und Spiel die meiste Zeit zu verwenden, fremde Komödianten, Sänger und Tän-

zer mit Schätzen zu überhäufen und an ausländische Glücksucher, irrende Ritter, Metzen und Spieler den Schweiß der gedrückten Unterthanen zu vergeuden. Kunst, Poesie und Wissenschaft fanden nur in so weit Schutz und Anerkennung, als dadurch der Eigenliebe geschmeichelt, dem Dünkel gehuldigt und der blasirten Weltanschauung Nahrung gegeben werden konnte. Daß die Jünger der Kunst und Wissenschaft eine andere Bestimmung haben sollten, als fürstlichen Launen zu schmeicheln, fürstliche Leidenschaften zu befriedigen, fürstliche Namen zu verewigen, fürstliche Lächerlichkeiten zu verherrlichen, fürstliche Thorheiten zu preisen, fürstliche Anmaßungen zu beschönigen und fürstliche Ungerechtigkeiten zu vertheidigen, das vermochten sie nicht einzusehen. In Wissenschaft und Kunst die Keime eines höheren Volkslebens zu wecken, verstanden sie nicht, und es charakterisirte ihre geistige Richtung, wenn sie durchgehends leere Spaßmacher und Hofnarren solchen Männern vorzogen, die Tag und Nacht den Staub alter Folianten einathmeten. Wie die Herren, so die Diener. Minister und Räthe waren keine Männer, die nach höheren Ideen und edleren Principien die ihnen anvertraute Verwaltung leiteten. Sie betrachteten ihre Aufgabe als erfüllt, wenn sie in Allem die Winke ihrer Herren befolgten, ihren Willen erfüllten, ihre Befehle ausführten und in nichts ihren Unwillen weckten. Auch für sie waren Wissenschaft und Kunst nichts weiter, als willfährige Mägde zum gehorsamen Dienste der fürstlichen Launen und Liebhabereien. In den Kreisen, in denen die Hofluft wehte, war überall das Bewußtsein der Nationalität, die Anhänglichkeit an die überlieferten Sitten und Formen aufgegeben, um den Schein französischer Bildung an die Stelle zu setzen. „Ein deutscher Baron kannte keinen höheren Lebenszweck, als sich in Paris durch tölpelhafte Nachäffung französischer Liederlichkeit lächerlich zu machen *)." In den großen Reichsstädten waren die Magistrate in gleichen Grundsätzen befangen und von gleicher Charakterlosigkeit beherrscht. In aristokratischem Hochmuthe und in dünkelhafter Selbstherrlichkeit glaubten sie sich etwas zu vergeben,

*) Julian Schmidt, Gesch. der deutschen Literatur im 19. Jahrh. I, 3.

wenn sie den Beispielen, die an den Höfen gegeben wurden, nicht nachfolgten. Sie schienen nicht zu begreifen, daß die geistige, commercielle und politische Höhe, auf der die meisten Reichsstädte vor Jahrhunderten gestanden hatten, gerade darauf basirte, daß die Bürger damaliger Zeiten für höhere Ideen sich zu begeistern und zugleich auch Opfer zu bringen verstanden hatten. Dazu kam noch der kleinliche, knickerige Krämergeist, der sich zu keiner Ausgabe für eine wissenschaftliche Anstalt oder für ein Kunst-Institut zu entschließen vermochte, wenn dadurch nicht zugleich ein augenfälliger äußerer Vortheil erzielt werden konnte. Bei einer solchen Richtung in den tonangebenden Schichten der deutschen Gesellschaft war es nicht zu verwundern, daß das ganze geistige Leben sich in der unerquicklichsten Dumpfheit hinschleppte.

Die Universitäten.

Die Träger der deutschen Bildung hatten keine Ahnung von der Gefahr, in der das deutsche Leben schwebte, keinen Begriff von der Verkommenheit, in die das deutsche Wesen gerathen war, kein Auge für das trostlose Dunkel, welches sich über die ganze deutsche Bildung gelagert hatte. Die Charakterlosigkeit, welche die politischen Bestrebungen kennzeichnete, war auch dem ganzen geistigen Wesen aufgedrückt. Jedes National-Bewußtsein, das mit edler Rivalität alle Kräfte des Volkes zur höchsten Anstrengung anspornen soll, war entschwunden. Von einem begeisterten Wettkampfe, in dem ein Volk mit dem anderen um die Palme auf dem Gebiete geistiger Bestrebungen ringt, war nirgend eine Spur. Statt seinen Stolz in ein productives Kunstleben, in selbstständige Erzeugnisse der Poesie und in eine sorgsame Pflege der vaterländischen Wissenschaft zu setzen, prunkte der Deutsche, mit höhnender Verachtung jeder auf deutschem Boden entsprießenden Bildung, in fremdländischem Schein; er suchte im Auslande Nahrung für Geist und Herz und fristete elendiglich sein geistiges Leben von den spärlichen Brocken, die er aus dem Auslande herüberholte.

Die deutschen Universitäten hatten die großartigen Humanitäts-, wissenschaftlichen und kirchlichen Zwecke, welche man bei der Stiftung dieser Anstalten in Rücksicht nahm, gänzlich aus den Augen verloren. Auch sie lagen in dem matten Zeitgeiste befangen. Anstatt sich zu einer Höhe emporzuschwingen, von der aus sie im

Stande waren, ganz Deutschland mit ihrem Lichte zu erhellen und dem ganzen geistigen Leben des deutschen Volkes einen edleren Aufschwung zu verleihen, hatten sie sich in einer alltäglichen Handwerksmäßigkeit verloren. Für sie war die Wissenschaft, was für die Zünfte das Handwerk. Sie trieben ihr Geschäft in den hergebrachten Formen auf völlig handwerksmäßige Weise. Trotz all ihres vornehmen Gelehrten-Dünkels konnten sie sich nicht verhehlen, daß sie von ihrer früheren geistigen Höhe herabgesunken und zu gewöhnlichen Industrie-Anstalten heruntergekommen waren. Sie glaubten genug gethan zu haben, wenn sie sorgten, daß die ihnen anvertraute Jugend eben leidlich zu den Geschäften abgerichtet wurde, wozu dieselbe herangebildet werden sollte. Die ganze Wissenschaft war in einen gewissen Zunftzwang eingeschnürt, der jeden Fortschritt hemmte, jeden belebenden Anstoß hinderte und eifersüchtig über den herkömmlichen Formen wachte. Die Universitäten waren außer Stande, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß die Wissenschaft ein freudiges Gemeingut der Menschheit werden und alle bürgerlichen wie socialen Seiten des menschlichen Lebens veredeln müsse. Sie sorgten dafür, daß die Wissenschaft sich ängstlich vom Leben abschloß und jeden Hauch unterdrückte, der den wissenschaftlichen Geist in das Leben einführen konnte. Bei ihrem strengen Sonderwesen schritt die Universitäts-Gelehrsamkeit stolz auf Stelzen einher, spreizte sich in lächerlicher Selbstgefälligkeit, pflegte mit ängstlicher Sorgfalt den gelehrten Kastengeist. Die Gelehrtenwelt verknöcherte in sich selbst, verlor jeden höheren idealen Zweck, verschmähte jedes edlere geistige Interesse und verirrte sich in den unleidlichsten Formenkram. Die hochgelahrten Professoren schrieben voluminöse Folianten, hielten weitschweifige, langweilige Vorlesungen und dictirten wort- und phrasenreiche Collegien-Hefte; aber sie regten nicht zum Selbstdenken an, sie weckten nicht das Selbstgefühl des gebildeten Geistes, sie fachten keine Begeisterung an für die höheren Zwecke des wissenschaftlichen Strebens. Die Literatur und Wissenschaft hatte sich einem separatistischen Zunftgeiste dienstbar gemacht, und man sorgte wohl dafür, daß der Schleier von dem geheimnißvollen Heiligthume der Wissenschaft durch keine unberufene Hand weggerissen wurde. Leben und Wissenschaft wa-

ren scheitelrechte Gegensätze, und es hatte Niemand eine Ahnung davon, daß die Früchte des literarischen und wissenschaftlichen Lebens zum Gemeingute des größten Theiles der menschlichen Gesellschaft gemacht, daß die Wissenschaft ihrer Sonderstellung entrückt und in das eigentliche Leben der Nation eingeführt werden müsse. Der Hauptzweck der ganzen Jugendbildung bestand in der Dressur zur Handhabung eines größtentheils höchst unclassischen Compendien-Lateins. Der Unterricht in der deutschen Muttersprache war lediglich Mittel zur leichteren Erlernung der lateinischen Grammatik. Darum konnte von einer eigentlich deutschen Literatur gar keine Rede sein. In den Zweigen der Wissenschaft, die sich mit deutschen Angelegenheiten befaßten, im deutschen Staatsrechte, in der deutschen Geschichte und in der deutschen Publicistik, gebrauchte man fast gar nicht die lebendige deutsche, sondern die todte lateinische Sprache. Darum mußte das Volk seine eigene Sprache fast gänzlich vergessen; es lernte sich derselben sogar allgemach ernstlich zu schämen. Die vornehme Welt las entweder gar nichts, oder wenn sie ein Buch zur Hand nahm, war es ein französisches. Ein eigentlich deutsches Schriftenthum gab es gar nicht. Wenn ein vereinzelter Patriot oder eine gelehrte Gesellschaft Selbstverläugnung genug besessen hätte, um den Versuch zur Anbahnung einer deutschen Literatur zu wagen, würde es jedenfalls an einer deutsch gesinnten Lesewelt gefehlt haben. Leibnitz wagte es nicht einmal, die Producte seines großen Geistes in deutscher Sprache dem Volke darzubieten. Wenn dieser durch und durch deutsch gesinnte Mann es nicht für gerathen fand, mit Gewalt einer deutschen Literatur Bahn zu brechen, so war ein solcher Schritt sicherlich von keinem Anderen zu erwarten. Sulzer konnte noch am 5. Juni 1765 schreiben: „So lange die Bücher bloß in den Händen der Professoren, Studenten und Journalschreiber sind, dünkt es mich auch kaum der Mühe werth, für das gegenwärtige Geschlecht etwas zu schreiben. Wenn es in Deutschland ein lesendes Publicum gibt, das nicht aus gelehrten Professions-Verwandten besteht, so muß ich meine Unerfahrenheit gestehen, daß ich dieses Publicum nicht kennen gelernt habe. Ich sehe nur Studenten, Candidaten, hier und da einen Professor und zur Seltenheit einen Prediger mit

Büchern umgehen. Das Publicum, von dem diese Leser einen unmerklichen und wirklich ganz unbemerkten Theil ausmachen, weiß gar nicht, was Literatur, Philosophie, Moral und was Geschmack ist." Der große Haufe des deutschen Volkes blieb stumpf und indolent bei dem unpatriotischen Gebahren seiner gelehrten Koryphäen. Wie dem Volke aller politische Gemeingeist abging, so schien es auch kein Bedürfniß nach einer selbstständigen deutschen Wissenschaft, nach einem charakteristischen deutschen geistigen Leben, nach einer frischen geistigen Fortbildung zu verspüren. Der belebende und begeisternde Funke der Poesie, an dem der Geist sich zu entzünden und über die Erbärmlichkeit des Lebens aus seiner lethargischen Erschlaffung sich emporzuschwingen im Stande gewesen wäre, schlummerte noch tief unter der Asche. In ausländischen Ideen und Gefühlen hatte man sich ergangen, in fremden Geschmack sich ganz hineingelebt, in französische Form sich völlig eingezwängt. Fremder Einfluß hatte auf dem ganzen Gebiete des geistigen Lebens solche Gewalt gewonnen, daß eine Erhebung, die von deutschem Geiste getragen wurde, deutsche Stoffe behandelte, auf deutsche Gesittung und Veredlung hinzielte, völlig unmöglich schien.

Die Kunst.

Nicht weniger als die Gelehrsamkeit war auch die deutsche Kunst von ausländischem Einflusse gedrückt. Innige Glaubensfreudigkeit hatte im Mittelalter die christliche Kunst geboren, aber durch Zank, Streit und Ungehorsam auf dem Gebiete der Religion und der Kirche war sie später zu Grunde gegangen. Die Kunst hatte die kühne Bahn, auf der sie im Mittelalter der Welt die glänzendsten Früchte heiliger Gottbegeisterung vor Augen stellte, verlassen und ging ohne alle Selbstständigkeit an französischem Gängelbande. Wie in Frankreich fand auch in Deutschland die Kunst „in Puder und Schminke" den entsprechendsten Ausdruck. Die Sculptur, welche vordem die den Glauben und die Geschichte des Volkes zurückspiegelnden Kathedralen und Rathhäuser mit Standbildern gleichsam bevölkert hatte, beschied sich durchgängig, die Marmorkamine mit Porcellanfigürchen und Nippsachen auszustatten, oder, wenn es hoch kam, Schnörkelpaläste mit Muschelwerk, Töpfen und Guirlanden zu garniren; die Architektur stülpte den der Verwüstung entronnenen Thürmen „wälsche Hauben" auf und

modelte die „altfränkischen“ Kirchen bestmöglich nach dem Muster der versailler Palast-Capelle zurecht, während die Malerei sich in Nuditäten gütlich that, frostige Allegorieen imaginirte und den Olymp mit allen seinen Göttern und Göttinnen auf die Leinwand herabzog *).“

Neues Leben. Langsam aber begann es zu tagen in der dunkeln Nacht deutschen Geisteslebens. Die eisige Kälte, die auf dem Gebiete der deutschen Wissenschaft lagerte, fing an, einer belebenden Wärme Platz zu machen. Nach dem zweiten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts entbrannte ein erbitterter Kampf gegen die literarische Herrschaft des fremden Geschmackes, der fremden Sprache und des fremden Vorbildes, gegen den Sclavensinn der deutschen Nation, gegen die Mattigkeit des deutschen Geistes, gegen die Zerfahrenheit des deutschen Gefühls. Rüstige, patriotische Männer erhoben sich, die, jeder in seiner Weise, gegen die Uebermacht des französischen Geschmacks in die Schranken traten und die Bande zu sprengen sich bemühten, in denen der deutsche Geist gefesselt lag. Das deutsche Volk wurde hineingerissen in dieses Ringen. Die systematisch unterdrückte Lebenskraft des deutschen Geistes begann unter dem Hauche der neuen Richtung allmählich sich zu beleben. Der Eigensinn und Widerstand der Akademieen und Schulweisen vermochte dieses erwachende Leben nicht länger zurückzuhalten. Obschon die Spitzen des deutschen Volkes noch fortwährend bei französischen Autoren Nahrung für ihren Geist suchten, begann sich doch in vielen rüstigen deutschen Männern ein begeistertes und anregendes Nationalitäts-Gefühl wirksam zu zeigen. Sobald der deutschen Sprache beim Unterricht und in der Wissenschaft die Stellung erobert war, welche ihr naturgemäß gebührte, hatte man einen Standpunct gewonnen, von dem aus ein langsames erfolgreiches Weiterrücken möglich war. Darum wurde hiermit der Kampf begonnen. Durch Einführung der Volkssprache in den öffentlichen gelehrten Unterricht sollte der Wissenschaft eine andere, freiere Bahn gebrochen werden. Bei dem Jugend-Unter-

*) A. Reichensperger, Fingerzeige, S. 9.

richt sollte für die Folge nicht mehr lediglich auf das Gedächtniß eingewirkt, sondern Verstand, Gemüth und Wille zugleich mit in Thätigkeit gesetzt werden. Es mußte sich zeigen, daß die Aufgabe der Wissenschaft weniger darin besteht, den Kopf mit leeren Formeln voll zu pfropfen und die Jugend zu einem bestimmten Lebensberuf heranzudressiren, als das Leben zu ergreifen, die Anschauungen zu erheben, den Willen zu veredeln, die Cultur zu pflegen und die Humanität zu fördern. Darum mußte die Wissenschaft ihrer pedantischen Fesseln entledigt und ein Gemeingut der Nation werden. Der Kampf gegen die alten Pedanten, die, in unverhohlenem Hasse gegen die deutsche Sprache, nur Sinn für lateinisches Schriftenthum hatten, begann mit frischem Muthe und rüstiger Kraft. Die Wissenschaft sollte aus der Bibliothek und vom Katheder in das Leben hinabsteigen. Auch solche Männer, die nicht gerade vom Fache waren, sollten in das Heiligthum der Wissenschaft Zutritt erhalten. Zu diesem Zwecke mußte man durch deutsch geschriebene gelehrte Zeitschriften und Flugblätter das Volk langsam und unvermerkt in eine Bahn hineinschieben, in der es sich unbewußt an der Hebung einer einheimischen Literatur betheiligte. Es sollte ihm auf diese Weise die Ueberzeugung beigebracht werden, daß jeder Bürger so gut ein Recht habe, über Religion, Wissenschaft und Kunst mitzusprechen, wie auch die gelehrten Schulpedanten. Dem ganzen geistigen Leben des deutschen Volkes sollte hinreichender Spielraum gelassen werden zu einer selbstständigen nationalen Literatur. Die Barbarei und der Formenkram im ganzen Unterrichtswesen sollte schwinden. Das Volk sollte eine Erziehung erhalten, die auf einer klaren, unbefangenen Lebens-Anschauung beruhte und von jeder fremdländischen Nachahmerei frei war.

Die Reihe der Vorkämpfer für eine totale Revolution auf dem Gebiete des Geistes wurde eröffnet von Thomasius in Halle und Gottsched in Leipzig. Sie bereiteten den Boden, auf dem die Bewegung kräftige Wurzeln schlagen konnte. In Zürich, Hamburg, Göttingen und Berlin zündete der ausgeworfene Funken zuerst durch die Wirksamkeit neuer gelehrter Societäten, und durch die Rührigkeit, mit welcher der neuen Richtung in deutschen Zeit-,

Flug- und Streitschriften in allen Beziehungen das Wort geredet wurde, gerieth allmählich fast das ganze protestantische Deutschland in diese geistige Strömung. Poeten, Satiriker, Kritiker, Philosophen, Aesthetiker und Historiker reichten einander die Hand, um das seitherige wissenschaftliche Monopol zu stürzen und eine selbstständige deutsche Literatur zu gründen. Nach allen Richtungen des Lebens und der Wissenschaft begann das neue Licht seine Strahlen auszubreiten. In religiösen Dingen wurden neue Anschauungen eröffnet, und der praktischen Philosophie brach man neue Bahnen; ihre Form emancipirte sich von der steifen mathematischen Methode; man bemühte sich, philosophische Gegenstände durch eine gefällige Behandlungsart auch für den Laien genießbar zu machen. Ein eifriges Studium der Geschichte wurde angeregt, weniger um eine Fülle von Zahlen und Namen auswendig zu lernen, als um die gesellschaftlichen Zustände, die Sitten und Gebräuche der Gegenwart aus der Vergangenheit zu entwickeln. Eine philosophische Behandlung und Anschauung der Geschichte begann sich Bahn zu brechen. Die Lehre der Politik fing allmählich an, den Weg aus den trockenen Heften der Universitäts-Professoren und aus den Verwaltungs-Compendien in Zeitblätter zu finden. Das Volk lernte über Angelegenheiten, welche die Zustände des Volkes betrafen, vor und nach ein Wort mitsprechen. Die Männer, welche diese neue Richtung anbahnten, standen theils zu der höheren Aristokratie in näherer Beziehung, theils besaßen sie Einfluß in den bürgerlichen Kreisen der Gesellschaft, theils gehörten sie der protestantischen Geistlichkeit an, theils waren sie Mitglieder der Universitäten. Hierdurch war den Trägern der neuen Regung die Möglichkeit geboten, nach allen Seiten anregend zu wirken. Den bedeutendsten Einfluß konnten aber diejenigen gewinnen, welche akademische Lehrstühle besaßen. Sie vermochten es zu erzielen, daß in die geschlossenen Kreise des akademischen Unterrichts ein neues Leben eindrang, daß die Wissenschaft der Facultäten von ihren Fesseln befreit wurde, und daß aus den gelehrten Handwerkern sich begeisterte Jünger der Wissenschaft bildeten. Der kräftigste Vorkämpfer für den jungen Geist, der Deutschland erneuen sollte, Lessing. war Lessing. „Zwar dem gelehrten Stande angehörig, warf er

das Standeskleid verachtend von sich, verschmähte, obzwar in Büchern lebend, die Bücher-Weisheit und brachte die gelehrtesten Gegenstände in der ungelehrtesten Behandlung vor das Volk*)." Neben ihm wirkte Herder mit bedeutendem Erfolge. Er war es eigentlich, der den angehauenen Damm vollends durchbrach, so daß eine ganz neue Welt hereinbrechend die alte zerstörte. Herder ist der eigentliche Vertreter dieser Zeit. Er entfesselte die ringende Neuzeit und führte sie mit feuriger Leidenschaftlichkeit gegen alles in den Kampf, was an das alte Kastenwesen erinnerte. Schon in früher Jugend erklärte er den Schul-Gelehrten, den Schul-Poeten, dem steifen Formenwesen in Kirche, Staat und Kanzlei den erbittertsten Krieg. Mit jugendlicher Frische erhob er den Geist über die hergebrachten Traditionen, weckte die Lust zu jeder Wissenschaft, lenkte den Blick auf die urälteste und einfachste Dichtung des Volkes und verkündete das Recht zur freien Forschung auf dem ganzen Gebiete des Geistes, namentlich in Dingen des Glaubens und der Religion. Die Autorität wurde in den Staub getreten, und an ihre Stelle trat ein wilder republicanischer Schwindel. Eine hochstrebende Jugend bemächtigte sich der ganzen Literatur; sie verstand es, selbst solche Männer in den revolutionären Taumel mit hineinzuziehen, die ihrem Stande und ihrer Erziehung nach zu der angegriffenen Partei der Pedanten und Privilegirten gehörten. Von einer Hoffnung auf ein jenseitiges Leben wollten die Freunde der Aufklärung wenig wissen; das Christenthum in seiner tiefen Bedeutung zu erfassen, war ihnen nicht der Mühe werth; das Heidenthum stand ihnen höher, und mit der Begeisterung für das alte Griechen-, Römer- und Germanenthum sogen sie einen Materialismus ein, der nur in der Welt, nur in irdischem Leben, nur in vergänglichem Glück das Ziel des höchsten Strebens fand. „Eine ungestörte Preßfreiheit herrschte in den Zeitschriften, in denen jener ungeheure Kampf geführt ward Aller gegen Alle, wo Empfindsamkeit mit Humor, Vaterlandsliebe mit Weltbürgerthum, Mysticismus mit Freigeisterei, Originalität mit

Herder.

*) Gervinus, Deutsche National-Literatur, 4, 8.

Classicismus, die gesammte Poesie mit dem Einflusse und Gegenstoße der Wissenschaften und Weltbegebenheiten stritt, wo kalte Vernunft und prophetische Begeisterung, Menschenverstand und Empfindsamkeit, Einfalt und Unnatur, Geschmack und Rohheit oft aufs härteste sich stießen, oft aufs wunderlichste neben einander lagen*).“

Der ganze Bau des Glaubens und des Dogma's begann unter den schweren Streichen der rührigen Jünger der Aufklärung zu wanken. Derselbe Geist, der in Frankreich durch Witz, Spott und Sophismen die hergebrachte Kirchenlehre, den Glauben an Gott und Ewigkeit und das Vertrauen zu Christus zu untergraben suchte, fand auch hier vielfach Eingang. Manche schienen zu glauben, daß Witz und Religionsspötterei unzertrennlich seien. Das Central-Organ für die Geister dieser Richtung war Nikolai's Allgemeine Deutsche Bibliothek. Dieses Sammelwerk, eine Nachahmung der französischen rationalistischen Encyklopädie, suchte sich der geistigen Bewegung zu bemächtigen und die neue Aufklärung über alle Fächer des Wissens zu verbreiten. In ihm wurde ein gefährlicher Liberalismus und glatter Rationalismus gepredigt, der langsam das Gift der Freidenkerei in die Seelen des deutschen Volkes einträufeln, jedem positiven Glauben die Stützen wegdemonstriren und allmählich eine bequeme Humanitäts-Religion einführen sollte. Es sprach sich hierin ein sich überstürzendes Streben nach Fortschritt, ein Kampf für Freiheit des Gedankens, ein Ringen nach klarer Einsicht in die nächsten Bezüge des Menschen zu Gott, Welt und Staat, ein gewaltsamer Versuch, den gemeinen Menschenverstand zum höchsten Richter in allen menschlichen Angelegenheiten zu machen, aus, — ein Streben, welches die vollendetste Destruction aller bestehenden bürgerlichen, staatlichen und kirchlichen Verhältnisse vorbereitete. Dieser destructiven Richtung wurde auch im Erziehungswesen Eingang verschafft. Die Pädagogik wurde auf ein ganz neues Feld der Wirksamkeit hingeführt. In die Dumpfheit der erstarrten Schul-Anstalten wurde

*) Gervinus, Deutsche National-Literatur, 4, 9.

ein neuer Anstoß gebracht und die neuen Erziehungslehren auf Principien basirt, die sicher zur heidnischen Aufklärerei führen mußten. Alle Männer, die sich thatkräftig bei der Umänderung des Erziehungswesens betheiligten, stellten sich entschieden auf die Seite der Pragmatiker und berliner Aufklärer. Diese ganze Reform im Erziehungswesen richtete ihr letztes Ziel gegen die Kirche und die Geistlichkeit und suchte die Schule jedem Einflusse der kirchlichen Stimmführer zu entziehen. Sie gab sich den Schein, nur gegen Pedanterei, leeren Formalismus, starren Kastengeist und eitles Wortgepränge anzukämpfen, suchte in der That aber der Erziehung des Volkes jeden religiösen Charakter zu nehmen, die Jugend mit der Milch der heidnischen Aufklärung zu tränken und den erbittertsten Sturm gegen Kirche und Christenthum vorzubereiten. Im protestantischen Deutschland gestalteten sich diese Bestrebungen zu einer klar ausgesprochenen Reaction gegen den damals sich breit machenden Pietismus. Die Jugend sollte bewahrt werden gegen jede pietistische Schwärmerei und Ueberschwänglichkeit; es sollten ihr die Augen geöffnet werden in dem mystischen Dunkel, damit sie klar erkenne, was ihr noth thue, damit sie sich zureichende Tüchtigkeit für das praktische Leben verschaffe und damit sie sich mitten im Leben so recht tüchtig zu regen und zu bewegen lerne.

Auch auf einen großen Theil des katholischen Deutschlands verfehlte diese Aufklärung ihren Einfluß keineswegs. Namentlich war an den Höfen, die ihre Muster in Paris holten, Aufklärung das große Losungswort, das der Kirche, der Wissenschaft und Schule seine Signatur aufdrücken mußte. Ihren Culminationspunct fanden diese Aufklärungs-Bestrebungen hier im Josephinismus, dort im Illuminatismus. Unter den wenigen Reichstheilen, die sich vor der Neuerung gänzlich abschlossen, nimmt eine der hervorragendsten Stellen ein, die Reichsstadt Köln.

Zweites Capitel.

Köln und die kölner Universität.

Kölns Größe gesunken.

In der Reichsstadt Köln fand der neue Aufschwung wenig Anklang. In diesem alten Reichswesen gab es keine Triebkraft für ein frisches geistiges Leben. Starre Stabilität war hier allmählich zum Gesetze geworden. Diese Stadt schien es zu verschmähen, die Bedeutung, welche sie in Bezug auf Handel, Gewerbe und Wohlstand verloren hatte, auf dem Gebiete des Geistes wieder zu erringen. Sie schien sich mit der Erinnerung an eine Vergangenheit zu begnügen, in der sie als eine der stärksten und nützlichsten Säulen des Reiches glänzte. In jener ruhmvollen Zeit wurde ihre Flagge auf allen Meeren mit Ehrfurcht begrüßt; sie selbst galt für die fruchtbarste Pflanzstätte deutschen Handels und Gewerbfleißes; der Ruhm ihrer Bauhütte erschallte durch alle deutschen Gaue; der fromme Kunstsinn ihrer Einwohner errichtete die prachtvollsten Gotteshäuser; fast jede ihrer Patrizier-Wohnungen setzte ihren Stolz in den Besitz einer werthvollen Gallerie; als einer der ausgezeichnetsten Sitze deutscher Kunst und Wissenschaft wurde sie gesucht, und ihre Malerschule besaß den besten Klang durch ganz Deutschland. Von dem allgemeinen traurigen Mißgeschicke, das hemmend sich jeder glücklichen Entwicklung des deutschen Staats- und Volkslebens in den Weg gestellt hatte, war auch Köln nicht verschont geblieben. Einerseits mitbetroffen von dem Rückgange, der das gesammte öffentliche deutsche Leben in

seiner Entwicklung gestört hatte, andererseits geschwächt durch innere Parteikämpfe und Revolutionswirren, war Köln nur noch ein Schatten von dem gewaltigen, stolzen Reichswesen des Mittelalters. Köln hatte aufgehört, der Stapelplatz für alle Waaren jedes Namens zu sein; aus dem Privilegium, welches ihm das Haupt-Depot des ganzen continentalen Absatzes sicherte, war es herausgestoßen worden. Der rheinische Handel war namentlich durch die niederländische Sperre tief gesunken, und Köln mußte die unangenehmsten Folgen dieses Verfalles tragen. Manche kölner Großhandlung, die früher an Aufwand und Luxus mit den reichsten Baronen und Grafen wetteifern konnte, war völlig zu Grunde gegangen oder zum armseligen Krämergeschäft herabgesunken. Viele kölnische Fabricanten, deren Waaren früher nach allen Weltgegenden ausgeführt wurden, hatten der ausländischen Concurrenz erliegen müssen. Kammacher, Drechsler und Hornarbeiter, die früher ihre Fabricate bis weit über das Meer hin verführten, Bürstenbinder, Hutmacher und Kürschner, die in den weitesten Gegenden ihren Absatz fanden, Gerber, Zinnarbeiter und Pfeifen-Fabricanten, die in den weitesten Gegenden früher eine solide Kundschaft besaßen, hatten ihre lucrativen Fabrik-Anlagen auf das bescheidene Maß gewöhnlicher Handwerksstuben reduciren müssen. Der bedeutende Frucht- und Weinhandel, in dem früher die glänzendsten Geschäfte gemacht wurden, war gelähmt. Die Waffenschmiede, die Kanonen- und Glockengießer, die Gold- und Silberarbeiter, die früher einen weit verbreiteten Künstlerruf besessen hatten, waren von ihrer künstlerischen Höhe zu entmuthigender Handwerksmäßigkeit herabgestiegen. Ueberhaupt hatte auch jedes Handwerk den künstlerischen Anstrich, durch den es sich früher gehoben und veredelt sah, gänzlich verloren. Das Handwerk, welches von Männern getrieben wurde, die sich als die Träger und Stützen des kräftigen Gemeinwesens erkannten, hatte früher auf einer Höhe gestanden, deren sich wahre Künstler in keiner Weise zu schämen brauchten. Ausdauer, Liebe und Begeisterung hatten das Handwerk so sehr gehoben, daß man bei einzelnen seiner Arbeiten nicht weiß, wo das Handwerk aufhört und wo die Kunst beginnt. Kunst und Handwerk waren früher brüderlich Hand in Hand

gegangen und hatten nichts gewußt von einer Zeit, wo die Kunst nach Brod gehen und das Handwerk unter dem Drucke der Noth verkümmern müßte. Die berühmten Bauhütten, die früher ihre Gesellen nach allen Weltgegenden hinsandten, waren verschwunden, und sogar der gute Wille und die Fähigkeit, die Prachtbauten einer kräftigen, gottbegeisterten Zeit nur in leidlichem Zustande zu erhalten, war völlig entwichen. Die Malerschule, die sich den glänzendsten Ruf gesichert hatte, war tief gefallen von ihrer früheren Höhe; die Malerkunst war in starre Zunftgesetze eingeschnürt und guten Theils zu bloßer Handwerksmäßigkeit herabgesunken. Werthvolle Reste der alten Malerschule waren noch in den Gemälde-Sälen einzelner reicher Patrizier und Kaufleute verborgen. Gerade diese Erbstücke einer kunstliebenden Vorzeit verhinderten das gänzliche Erlöschen jeglichen Kunstsinnes in der kölner Bürgerschaft. Der Besitz hielt eine gewisse Liebhaberei rege, und an diese knüpfte sich ein stiller Handel mit fremden und inländischen Gemälden. In Verbindung mit solchem Handel erhielt sich noch bis tief ins achtzehnte Jahrhundert hinein eine Art Kunst-Ausstellung, die alljährlich in den großen Klostergängen des Minoriten-Gebäudes veranstaltet wurde. Auf diesem Gemälde-Markte fanden sich die Bilder ausgestellt, welche aus den einzelnen Privat-Gallerieen feil geboten wurden, und hierhin strömte eine bedeutende Anzahl von Händlern und Kunstfreunden zu Tausch und Kauf zusammen*).

Die Lebenskraft, welche im kölner Gemeinwesen früher so herrliche Früchte getrieben hatte, war erstorben. Die Gemeinde und ihre Corporationen waren erstarrt, und diese Erstarrung legte auch jedem Einzelnen, der den Trieb in sich fühlte, sich über den täglichen Schlendrian aus eigener Kraft zu erheben, die hemmendsten Fesseln an. Der lebendige Bürgersinn und patriotische Gemeingeist war entschwunden, und an die Stelle war Egoismus, Sonder-Interesse und Streben nach Einzel-Vortheil getreten. Von der hingebenden Begeisterung, welche in der Bürgerschaft früher

*) Wallraf, in den Anmerkungen zu der Ode an Hardy.

für das allgemeine Glück und Wohl gelebt hatte, war fast keine Spur mehr zu finden; an die Stelle eines rüstigen Strebens für Bürgerglück war eine lässige Gleichgültigkeit und dumpfe Trägheit getreten. Die freien republicanischen Einrichtungen, wie sie von kraftvollen Voreltern ins Leben gerufen waren, blieben zwar noch äußerlich bestehen; sie dauerten fort, weil Niemand sie umwarf. Aber sie entbehrten jeder frischen Nahrung und schleppten sich in einem matten Scheinleben fort. Darum wurde ihr inneres Gefüge morsch und gebrechlich, sie hemmten jeden frischen Aufschwung eines kräftigen Bürgersinnes und trugen ihr gut Theil zur langsamen Ertödtung des Gemeinwesens bei. Die alten Einrichtungen mußten durch ein frisches Leben reformirt werden, und ein neues Leben mußte sich frische Kraft in den reformirten Einrichtungen suchen. Aber Keines geschah.

Die Stadt selbst konnte sich die traurige Thatsache ihres allmählichen Verfalles nicht verhehlen. Die äußere Physiognomie entsprach völlig der inneren Zerrüttung. „Kärglich", sagt Lang in seinen Memoiren, „sah es in Köln aus: die Häuser eingefallen, ganze Straßen leer, der Dom von Haus unvollendet; hungernde, flehende Jammergestalten in abgenutzten Mänteln an den Thüren und lauernde, schmutzige weibliche Gestalten." Wie die Straßen trist und dunkel, so war auch die Bürgerschaft düster und gedrückt. Solcher trübe und dumpfe geistige Zustand war keine Basis, auf der dem frischen Hauche des neuen geistigen Lebens freudiger Eingang bereitet und kräftige, erfolgreiche Pflege gegönnt werden konnte. Zudem mußte die neue Regung, die hauptsächlich auf protestantischem Boden entsprossen war, in dem katholischen Köln mit dem höchsten Mißtrauen angesehen werden. Hier war man stolz darauf, jeden Versuch zur Einführung der kirchlichen Neuerung des sechszehnten Jahrhunderts siegreich abgeschlagen zu haben, und mit der größten Vorsicht benahm man sich jeder geistigen Bewegung gegenüber, die eine Revolution auf kirchlichem Gebiete hervorzurufen drohen konnte. In Köln lagen Bildung und Wissenschaft ganz in Händen der katholischen Geistlichkeit und der Universität. Daß der Clerus in keiner Weise einer Richtung das Wort sprechen konnte, welche die kirchlichen Bande zu lockern und

Gedrückter Zustand.

die von der Kirche geführten Zügel zu zerreißen drohte, lag in den von ihm vertretenen Principien und im Interesse seiner Selbsterhaltung. Die Universität war eine kirchliche Anstalt; sie fußte auf kirchlicher Stiftung, war dotirt durch kirchliche Mittel, besaß die Vergünstigung kirchlicher Privilegien und betrachtete alle ihre Mitglieder als kirchliche Personen. Ihr erster Würdenträger, der Kanzler, in der Person des jezeitigen Dompropstes, hatte als päpstlicher Bevollmächtigter die Pflicht, die Lehre und Rechtgläubigkeit der einzelnen Docenten zu überwachen, die Einschleppung aller Irrthümer zu verhindern und die Beziehungen der Universität zur allgemeinen Kirche zu vermitteln. Alle Einrichtungen der Universität waren so getroffen, daß diese Anstalt durch alle Jahrhunderte hindurch den kräftigsten Damm gebildet hatte, an dem die reißenden Brandungen neuernder Geistesströmungen immerfort sich brachen.

Die Universität conservativ.

Die Universität ging ruhig den gemessenen Gang gediegener Wissenschaft, frommen Glaubens und kirchlich treuen Gehorsams; sie hielt sich bei solider Wirksamkeit unverrückt in den Gränzen und an den Grundsätzen, welche die größten Geister des Mittelalters für den kirchlichen Glauben, die wissenschaftlichen Forschungen und das gewöhnliche Leben aufgestellt hatten; mit ruhiger Besonnenheit sprach sie den religiösen Gebräuchen und kirchlichen Satzungen das Wort, wie der großartige Geist des Mittelalters solche erzeugt, und getreulich hielt sie fest an den hierarchischen Grundsätzen und kirchlichen Verwaltungs-Normen, wie solche in den gewaltigen mittelalterlichen Kämpfen zwischen Kirche und Staat sich entwickelt hatten und zur Aussprache gekommen waren. Sie war und blieb mit standhafter Beharrlichkeit die Bewahrerin, Lehrerin und Vertreterin alter Sitte, Zucht und Ordnung, hergebrachten Glaubens und traditioneller Wissenschaft. Als die von den begabtesten Köpfen vertretene humanistische Geistesrichtung, welche sich nicht ängstlich an die kirchlichen Koryphäen anklammerte und die Nahrung der Wissenschaft in ganz anderen als kirchlichen Quellen suchen wollte, einer neuen geistigen Welt die Wege zurecht legte, blieb sie auf der alten Bahn und stellte sich, wie ein gewaltiger Damm, dem Drängen der neuen Geisteswogen entgegen. Sie

befürchtete, daß sich durch die Quellen, welche die Humanisten mit so großem Enthusiasmus priesen und als die einzige Fundgrube wahrer Weisheit hinstellten, mehr Verbildung als wahre geistige Vervollkommnung verbreiten werde, daß mit den heidnischen Schriftstellern auch heidnische Grundsätze sich in den Herzen festsetzen möchten, und daß Zweifelsucht und Unglaube an dem alten Gebäude der Kirche und des katholischen Glaubens rütteln werde. Sie haßte die Poesie selbst nicht, sondern nur den Spott, die Bosheit und den Sarkasmus, womit die Poeten das Heiligste in den Staub traten und die alte Richtung verhöhnten; sie wußte, daß es nicht gut thue, den Teufel an die Wand zu malen. Sie wollte darum dem alten sogenannten scholastischen Gange getreu bleiben und verblieb bei der Erklärung des Aristoteles, der vier Bücher des Petrus Lombardus, des Albertus Magnus, des heiligen Thomas, des Duns Scotus, des Bonaventura, des Petrus Hispanus. Sie hielt es für gefahrloser und zuträglicher, den Kampf zwischen der thomistischen und scotischen Richtung, zwischen Nominalismus und Realismus zu unterhalten, als das hohe Roß selbstständiger Forschung zu besteigen, anerkannte Kirchenlehrer zu begeifern, festnormirte Glaubenssätze und bestehende kirchliche Gebräuche vor das Forum der kritteluden Vernunft zu ziehen und die eigene Auslegung dem Spruche der Kirche als maßgebend und unfehlbar gegenüber zu stellen. Hierbei ist es denn nicht zu verwundern, daß man bei solchem eingeengten wissenschaftlichen Leben und Wirken vielfach über dem Worte und der Schulform die Sache selbst leiden ließ und den Kern wie Lebensgehalt der Wissenschaft fast gänzlich vergaß. Albertus, Thomas, Scotus waren es, in deren Fußstapfen sich die Lehrer der kölner Universität bewegten und deren Nachklang in den kölner Auditorien erscholl. Konrad von Dortmund, Heinrich von Gorkum, Joh. Tinctor, Arnold von Bessalis, Jakob von Susato, Heinericus von Campen, Andreas Kettwig, Gerhard Terstegen, Gerhard von Elten, Johannes Versor, Heinrich von Andernach, Gerhard Harderwick, Andreas von Coblenz, Gottfried Candelarius, Gerhard von Zytphen, Lambertus de Monte von Heerenbach, Philipp von Neuß, Johann Wyrich, Philipp Alberti, Theodorich von Systeren, Arnold von Hogstraaten, Arnold

Die Theologen.

von Tongern, Ortwin Gratius, Petrus Suls, Matthias Cremer gingen im fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts noch ruhig den gebahnten Weg der alten scholastischen Theologie und hielten energisch fest an dem Vermächtnisse der alten Universität. In dem gehässigen Kampfe, in den sie sich gegen die literarische Bewegung der Humanisten einließen, vermochten sie es nicht, sich dem gerügten Formenwesen zu entwinden, und die Unbeholfenheit, die Befangenheit und der Eigensinn, womit sie dem Geschicke, dem Geiste und der Satire ihrer Gegner gegenübertraten, waren wenig geeignet, die aufgeregten Gemüther einer die Schwingungen eines neuen Geistes verspürenden Welt für sich zu gewinnen. Ganz und gar unbekannt war der humanistische Zweig der Wissenschaft zu Köln jedoch in keiner Weise, und obwohl die alten Statuten nichts davon wußten, war doch auch hier sparsame Nahrung für das Studium des classischen Alterthums geboten. Humanisten. Magdalius Jacobus Goudanus hatte sich schon gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit großem Fleiße auf das Griechische und Hebräische geworfen und die griechischen und lateinischen Redner und Dichter erklärt; Arnold von Wesel, Doctor der Theologie und Canonicus bei Maria ad gradus, las über Juvenal und erläuterte lateinische und griechische Classiker; Ortwin Gratius gab Vorlesungen über lateinische Grammatik und einzelne classische Schriftsteller. Johann Aesticampianus gab Vorlesungen über die Naturgeschichte des Plinius. Heinrich Bullinger wurde hier mit den alten Classikern bekannt gemacht. Justus Lipsius und Ulrich von Hutten legten in Köln den Grund zu ihrer Kenntniß der römischen und griechischen Literatur. Johann Wessel aus Gröningen, Heresbach, Cäsarius, Murmellius, Bartholomäus Coloniensis, Johann Sturm und Johann Sleidanus fanden in Köln Gelegenheit, die alten Dichter und Prosaiker zu studiren *). Die Docenten dieses Zweiges der Wissenschaft suchten in Verbindung mit einzelnen in hohem Ansehen stehenden Humanisten, einem Moriz von Spiegelberg, einem Alexander He-

*) Baur, Joh. Sleidan.

gius, aus dessen Schule ganze Scharen begeisterter und fähiger Köpfe sich in die Städte Deutschlands verbreiteten, einem Rudolf Langen, den schönen Wissenschaften in Köln einen neuen Aufschwung zu geben und der katholischen Bildung einen fruchtreichen Boden zu legen, ohne im Geringsten an Revolution und Umsturz in Kirche und Glauben zu denken. Das Haupt dieser neuen Richtung und aller derer, welche diesem Streben huldigten, war lange Zeit hindurch der Dompropst Graf Hermann von Neuenar, welcher mit allen bekannten Humanisten damaliger Zeit in freundschaftlicher Verbindung stand und Alles aufbot, um sie zu schützen und zu unterstützen. In Köln war er Protector derjenigen, die der neuen Richtung Eingang zu verschaffen sich bemühten; so namentlich des Hermann vom Busche, der in Italien in freundschaftlicher Verbindung gestanden hatte mit Mirandula, Platina, Manutius, Politian. Eben so erfreute sich seines Schutzes Bartholomäus Coloniensis, aus der Schule des Hegius, der zuerst in Deventer griechische und lateinische Sprache gelehrt hatte und auf den Rath Neuenar's zu gleichem Zwecke nach Köln gekommen war. Nicht minder begünstigte er den Johann Aesticampianus, den Friesen Andreas Canther, Johann Matthäus von Frießheim, Johann Murmellius von Rurmond, Johann von Nymwegen, Johann Cäsarius von Jülich, den Lehrer des Canisius und Professor der Philosophie, den Servatius und Johannes Aedikolius, Johann Volsius von Lünen, Rector bei den Nonnen zum h. Maximin, Arnold Venlo, Georg Sibutus, Professor der Rhetorik, Johann Greselius, Professor der Dialektik. Hermann von Neuenar hatte in seiner Stellung als Kanzler der Universität die erwünschte Gelegenheit, solchen jungen und tüchtigen Kräften die Licenz zur akademischen Doction zu verschaffen; aber über den Säckel des Magistrats besaß er keine Gewalt, und die älteren Professoren ließen jene jungen Männer an dem Peculium der philosophischen Facultät und an den Promotionsgebühren nur geringen oder gar keinen Antheil nehmen. Ihre äußere Stellung war durchaus keine angenehme und beneidenswerthe, und die beißende, boshafte Art von Polemik, womit die Humanisten die alte Richtung geißelten und deren Anhänger abgeschmackte Professoren, Schwätzer und Theologaster nannten, und

Herm. v. Neuenaar.

die Lästerungen und Blasphemieen, in denen sie sich gegen die hergebrachte, scholastische Richtung ergingen, waren wenig geeignet, ihre Stellung erfreulicher zu machen und die Sympathie des Professoren-Collegiums für ihre Person wie für ihre Sache zu gewinnen. Die Rache für die geißelnde Satire und den bitteren Spott, womit die Humanisten die Beschränktheit und barbarische Ausdrucksweise der Freunde der alten Lehrweise angriffen, blieb nicht aus; diese faßten ihre Gegner an einer gefährlicheren Stelle und fochten mit derben Worten aller Poeten Glauben und kirchlichen Sinn an. Das schlimme moralische Beispiel und die antichristlichen Schriften vieler Humanisten halfen ihnen in den Augen der unbefangenen Laien und des kölner Magistrats ihre Behauptungen und Argumente bekräftigen. Mit Hülfe des Magistrats wie der Provisoren und auf Grund ihrer Statuten konnte die Universität jedem Humanisten, der ihr nicht zusagte, solche Schwierigkeiten in den Weg legen, daß er froh war, die Stadt zu verlassen, und dies geschah um so mehr, als es sich zeigte, welchen freudigen Anklang die Reformation bei so vielen Humanisten fand. Die Universität bekundete in ihrem öffentlichen Auftreten und in ihrer Gesinnung, daß sie eine an der Hand der Kirche groß gezogene Anstalt war, und ihre ersten Vertreter ergriffen mit Feuer gegen Luther und seine Lehre das Wort. Im Jahre 1519 acceptirte sie öffentlich das Verdammungsurtheil einzelner Schriften Luther's, und am 30. August 1520 verdammte sie auf Grund eines theologischen Facultäts-Decretes sein Buch gegen Prierias, seine Rede über die Buße, den Bann, den Ablaß und die Bereitung zum Tode als irreligiös und ließ selbige öffentlich verbrennen, wofür sie vom Kurfürsten Hermann von Wied den herzlichsten Dank und die schmeichelhafteste Belobung einärntete. Auch als letzterer selbst sich für die Reform erklärte, wich die Universität in keiner Weise von dem Wege ab, den sie gegen die Neuerer eingeschlagen hatte. An ihrer Spitze standen gegen den Andrang der neuen Lehre die Doctoren Johannes Gropper und Everhard von Billik; ersterer vertrat in seinem Kampfe gegen die Reformation das Domcapitel; der andere war der erste Wortführer der Universität und des kölner Clerus secundarius, und durch Wort und Schrift kämpfte er sieg-

1519 gegen Luther's Schriften.

reich gegen die von Hermann heimlich in die Stadt gesandten Prediger, welche gegen den Willen der Pfarrer in den Kirchen predigten, Bilder stürmten und Gemälde vernichteten *). Nicht weniger standhaft und energisch kämpfend für die katholische Wahrheit bewährte sich die Universität bei den neuernden Bestrebungen der Kurfürsten Friedrich von Wied und Gebhard Truchseß von Waldburg. Friedrich ging mit dem Plane um, dem Volke den Kelch und dem Clerus die Ehe zuzugestehen. Die theologische Facultät erkannte die Gefahr, welche dem Glauben der ganzen Diözese durch solche Maßregel drohe, und sie übersandte dem Erzbischofe in Betreff dieser Puncte ein abmahnendes Gutachten. Volk und Clerus sollten durch eine öffentliche Rede gegen diese Concessionen wie gegen alle protestantischen Einrichtungen und Grundsätze eingenommen werden. Dies übernahm bei Gelegenheit einer theologischen Promotion der derzeitige Promotor, ein eifriger, beredter und gelehrter Jesuit. Durch eine anderthalbstündige geharnischte Controvers-Rede wußte er die Gemüther der versammelten Zuhörer, Studenten, Professoren und Rathsherren mit dem höchsten Eifer für die Wahrung der katholischen Religion in der Stadt Köln zu entflammen, so daß der Rath sich herbeiließ, alles Ernstes die Communion unter beiden Gestalten zu verbieten und den häretisch gesinnten Geistlichen die aus den städtischen Rentkammern fließenden Einkünfte vorzuenthalten**). Die Universität freute sich, ihr strenges Festhalten an dem Althergebrachten und ihr strenges Ankämpfen gegen jede Neuerung durch göttlich-kirchliche Autorität gleichsam legalisirt zu sehen durch die Beschlüsse des trienter Concils, welche im Auftrage des Papstes Pius IV. Peter Canisius am 14. Januar 1566 zur Promulgation nach Köln brachte. Die Universität gab die heiligsten Versicherungen des treuesten Festhaltens an diesen Decreten, versprach, sich nach denselben reformiren zu wollen, und verhieß namentlich, daß sie für die Zukunft in den vier Facultäten niemanden zu irgend einer Promotion zulas-

Friedrich von Wied und Gebhard Truchseß.

1566.

*) Harzheim, Bibl. col. p. 75.

**) Kölner Raths-Protocolle.

sen werde, der nicht vorher das Glaubensbekenntniß nach der Vorschrift des Concils abgelegt hätte. Von jetzt ab waren alle Scholaren, Graduanten und Professoren gehalten, das von Pius IV. vorgeschriebene Glaubensbekenntniß wie alle kirchlichen Personen zu geloben und zu beschwören, so wahr ihnen Gott helfe und sein heiliges Evangelium *). Einzelne Studenten und Lehrer weigerten sich, diesen Eid zu leisten; sie zogen es vor, die Stadt zu verlassen. Kein Student wurde nunmehr auf der Universität geduldet, und keiner erhielt ein öffentliches akademisches Zeugniß, der nicht im Stande war, alle Jahre von seinem Pfarrer und Hauswirthe eine glaubwürdige Bescheinigung beizubringen, daß er sich eines christlichen Wandels befleißiget und allen Verpflichtungen eines katholischen Christen nachgekommen sei **). Trotz der strengsten Decrete gegen die Neuerer nahm ihre Anzahl doch in bedenklichem Grade zu. Durch Vermittlung des Dechanten des Andreasstiftes, Johannes Schwölgen, wurde der Erzbischof Salentin von Isenburg dahin gebracht, daß er in einem eigenen Mahnschreiben die Universität und den städtischen Clerus zu nachdrücklichen Maßregeln gegen die Neuerung aufforderte. Um diese zu besprechen, hielten Universität und Clerus im Stifte Mariae ad gradus einen Convent. Hier wurde auf den Vorschlag des Universitäts-Rectors, des Dr. jur. utr. Jakob Middendorp, der Auftrag gegeben, unter Beihülfe der Pfarrer die von verdächtigen Personen bewohnten Häuser zu untersuchen und hierüber dem Senate Bericht zu erstatten. Neunzig Häuser wurden aufgezeichnet, welche von ketzerischen Familien bewohnt wurden. Als der Rector dieses Verzeichniß in einer Versammlung der Universität und des Stadtmagistrats verlas und hierbei in gerechter Entrüstung die Klage aussprach, daß die Pfarrer ohne Gefahr, auf öffentlicher Straße beschimpft, verspottet und verflucht zu werden, den Kranken die Wegzehrung und letzte Oelung nicht bringen könnten, entbrannten Alle in bitterem Zorne gegen solche Feinde der katholischen Religion. Der Bürgermeister Ger-

Salentin von Isenburg.

---

*) Kölner Stadt-Archiv. Reiffenberg. S. 115.

**) Handschrift von Brölmann.

hard Pilgram gab dieser Entrüstung den gewünschten Nachdruck: er brachte die alten Pönal-Edicte gegen die Protestanten zur Geltung und schlug ihnen durch die strengsten Strafen alle Hoffnung auf glücklichen Erfolg völlig nieder *). Unter Salentin's Nachfolger Gebhard Truchseß stand die Universität wieder in erster Reihe im Kampfe gegen die versuchte Einführung der Reformation und bewährte glänzend, daß es ihr Ernst war, mit einem heiligen Glaubensfeuer der reinen Kirchlichkeit das Wort zu reden und die alte Lehre ungetrübt als ein liebes Vermächtniß gegen alle feindseligen Angriffe zu bewahren. Bei einem so kräftigen und aufmerksamen Auftreten der Universität wie des Magistrats gegen die neue Lehre konnte es wenig verschlagen, wenn in diesen bewegten Zeiten einzelne Mitglieder des akademischen Lehrkörpers bei Gelegenheit ihrer eigentlichen Fach-Vorlesungen Anhang für die lutherische Lehre zu gewinnen sich bemühten.

Wegen der engherzigen Strenge, womit alle jüngeren, namentlich die nach der humanistischen Richtung neigenden Docenten controlirt wurden, womit man gegen sie beim Verdachte der Ketzerei verfuhr und womit man in einer Zeit, wo theologische Fragen die Lebensader der deutschen Nation geworden und darum das Interesse, namentlich der Gelehrten, so nahe berührten, jedes Ueberschreiten aus einer Facultäts-Disciplin in die andere überwachte, konnte es gar nicht auffallend sein, daß sich wenig eminente Geister nach Köln zogen, um hier als öffentliche Lehrer zur Anstellung zu gelangen und ihre Talente und Fähigkeiten zum Frommen der studirenden Jugend leuchten zu lassen. Zudem waren auch die materiellen Vortheile an der kölner Hochschule so problematisch, daß nicht leicht ein tüchtiger auswärtiger Docent, dem allerwärts an den so vielfach sich erhebenden Lehranstalten glänzendere Aussichten sich boten, Veranlassung nehmen konnte, in Köln sein Glück zu versuchen. Und hätte auch ein auswärts Gebildeter das geringe Salaire, das ihm in Köln als Lohn für langjährige Dienste

*) Reiffenberg, S. 100.

in Aussicht stand, übersehen und sich in der Docenten-Carriere versuchen wollen, so würde es ihm gar schwer gehalten haben, endlich nach jahrelangem Zuwarten zu einer ordentlichen Lection zugelassen zu werden. Die Universität betrachtete sich gleichsam als eine streng geschlossene Zunft, die mit ängstlicher Wachsamkeit alle ihre Rechte und Vortheile für ihre Mitglieder wahrte und jede Erlangung dieser Mitgliedschaft mit besonderen Schwierigkeiten verband. Wenigstens wußte sie in ihrem Kastengeiste und Nepotismus dafür zu sorgen, daß die besseren Professuren, namentlich die Präbend-Lectionen, unter den auf ihr selbst herangebildeten Mitgliedern gleichsam erblich blieben und von keinem auswärtigen Gelehrten leicht erhofft werden konnten. Es würde für die Universität diese Bevorzugung ihrer eigenen Mitglieder nicht von so großem und fühlbarem Nachtheile gewesen sein, wenn die mit einer solchen Präbende begnadigten Lehrer durchgängig ihrer Pflichttreue nachgekommen wären; diese Stellen betrachteten sie vielfach als wahre Sinecuren, als bequeme Versorgungsstellen, als bloße Pensionen für lang' geleistete Dienste, ließen nach in ihrem seitherigen Fleiße, vernachlässigten die mit der erlangten Präbende verbundene Unterrichts-Verpflichtung entweder gänzlich, oder ließen ihre Vorlesungen gegen geringe Remuneration von angehenden Docenten, unerfahrenen Baccalaureen oder Licentiaten recitiren. Die Fremden, welche zum Aerger der einheimischen Lehrer einzelne Professur-Beneficien erhielten, waren meist von weltlicher oder geistlicher Höhe protegirte Herren, welche weder Fähigkeit noch Lust besaßen, den Katheder zu besteigen und die Stunden ihrer Muße den Wissenschaften zu widmen. Die übrigen ordinären Professuren waren noch immer in der schon früher angegebenen geringen Dotation geblieben und lohnten wahrlich nicht der Mühe, daß befähigte Männer anderer gelehrten Anstalten ihr hoffendes Augenmerk darauf hinrichteten. Das Einkommen war so geringe, daß die Selbsterhaltung es den Professoren gebot, auf anderweitige Erwerbsquellen zu sinnen; die Lehrer der juristischen Facultät namentlich beschäftigten sich mehr mit Processen, Gutachten und anderen Rechtsgeschäften, als mit ihren Vorlesungen, und gewöhnten sich daran, diese zu vernachlässigen und lediglich nur als Nebensache zu

Stabilität der Universität.

betrachten *). Die Universität mußte sich aus ihrer eigenen Mitte ergänzen und die abgehenden Lehrkräfte stets aus ihren nachwachsenden Mitgliedern ersetzen: dadurch hatte sie den Vortheil, daß sie sich dauernd in ihrem alten Gange halten, die hergebrachten Traditionen hüten und mit lobenswerther Pietät das als gut Erkannte und Erprobte bewahren konnte; aber sie vermochte es nicht zu wehren, daß das Princip der Stabilität zu ihrem Verderben sich auf ihr gar zu fest wurzelte, daß sie stille stand, wo Fortschritt nöthig war, daß sie Schranken statuirte, wo solche nicht Bedürfniß waren, daß sie im Festhalten am Veralteten einen Vortheil erblickte, wo doch nur offenbarer Nachtheil zu erkennen war, und daß sie neue Systeme verwarf, wo die alten sich selbst gerichtet. Das Gute, was sie innerhalb dieser engen Schranken und im Bereiche des alten Schlendrians gewirkt hat für die katholische Sache, ist gar nicht zu verkennen; aber der Ruhm und die Frequenz der Universität wurden dadurch wenig gehoben; ihr Glanz, der bis dahin sich weithin verbreitet hatte, verdunkelte sich, und ihre Bedeutung, die sie früher als Rathgeberin in so vielen kirchlichen und wissenschaftlichen Fragen gehabt, kam zu bedeutender Abnahme. Die benachbarten Fürsten, welche mit der neuen Richtung liebäugelten und wenig Geschmack an den starren Formen auf der kölner Hochschule fanden, ließen es sich sehr angelegen sein, diese Anstalt in Verruf zu bringen und den Zug der studirenden Jugend in ihren Gebieten nach anderen Universitäten hinzulenken. Die feurige Jugend, welche sich so gern an neuen Geistesregungen betheiligt und die mit Unbefangenheit an der Lehre Luther's in ihren Grundbestrebungen etwas Anziehendes, Plausibles und Einnehmendes fand, zog sich lieber nach den Orakelstätten der neuen Lehre hin, als an den Sitz einer Wissenschaft, die sie mit so viel Geist hatte verspotten und geißeln gehört. Köln hörte auf, für den Wissensdurst der auswärtigen Studenten die vielgepriesene und weit gesuchte Quelle und Fundgrube der Weisheit zu sein, und es waren bald fast nur noch die Jünglinge aus Stadt und Kur-

Glanz erlischt.

*) Kölner Stadt-Archiv.

staat Köln selbst und die rohen Wälschen, welche hier Bildung und Nahrung des Geistes suchten. Namentlich waren es die Artisten, Juristen und Mediciner, welche sich von Köln wegzogen oder sich davon entfernt hielten, hierdurch der Universitäts- wie den Facultäts-Cassen den fühlbarsten Abbruch bereiteten und die ohnehin so schlecht gestellten Professoren in noch größere Verlegenheit brachten. Die medicinische Facultät gerieth in solche Abnahme, daß 1558 bloß Ein Doctor promotus sich an derselben fand*) und man sich gegen Ende des Jahrhunderts kaum mehr der Zeit einer medicinischen Promotion zu erinnern wußte**). Alle Versuche, die man im Laufe des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts machte, den eilenden Verfall der Universität aufzuhalten, dieser Anstalt wieder Glanz zu verschaffen, ihr größeren Studenten-Zulauf zu bereiten und ihr reichlichere Subsistenzmittel für den Lehrkörper zu sichern, scheiterten größtentheils an dem hier geltenden Princip starren Conservatismus, an dem Eigensinne der pedantischen Professoren und an der Kargheit der städtischen Verwaltung.

---

*) Kölner Stadt-Archiv.

**) Handschrift von Brölmann.

Drittes Capitel.

Buchhandel, Wissenschaft und Literatur in Köln.

Die Universität erkannte recht wohl, daß durch die neue Regung das Signal zu einem Principien-Kampfe gegeben wurde, der das wissenschaftliche Monopol den Händen der Zunftgelehrten entreißen, den Autoritäts-Glauben untergraben, die Unterordnung der Ueberzeugung unter das Wort der sogenannten Gelahrten stürzen und die Urtheilsfreiheit gegen bestimmte Satzungen in den Kampf führen sollte. Sie vertrat die Ansicht Mosheim's, daß der Gebrauch der Volkssprache bei den höchsten Fragen des Glaubens und des Lebens die Ruhe der Kirche und des Staates gefährde, der Ruchlosigkeit Vorschub leiste, und, wie er im verflossenen Jahrhunderte verderbliche Umwälzungen befördert, solche vielleicht auch für die Zukunft vorbereite. Sie hegte die Besorgniß, daß, im Falle die deutsche Sprache mehr gepflegt und in die Wissenschaft eingeführt würde, auch der von Semler und Michaelis angeregte verflachende Geist in die katholische Theologie eindringen, jedem Laien Anlaß zum Theologisiren und folgerecht zu Zweifel und Unglauben geben und so allmählich ein unreines Element in das Heiligthum einführen werde *). Die nachfolgenden Erscheinungen des Rationalismus, die Bestrebungen der allgemeinen Bibliothek

Gebrauch der deutschen Sprache.

---

*) K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen, 11. S. 185.

und ihrer Mitarbeiter gaben klares Zeugniß, daß die Universität bei solchen Befürchtungen keineswegs im Unrechte war. Schon die Thatsache, daß die Vertreter und Vorkämpfer der neuen Regung auf dem Gebiete des Geistes und Erziehungswesens dem protestantischen Bekenntnisse angehörten, mußte die kölner Gelehrtenwelt gegen die Früchte dieses rührigen Strebens in hohem Grade mißtrauisch machen. Sie konnte nur erwarten, daß in dem Feldlager dieser reformfreundlichen Partei der herkömmliche Haß gegen die römische Hierarchie mit der Opposition gegen das alte Unterrichtswesen gemeinschaftliche Sache machen und sich nicht mit dem Sturz des alten Schulwesens begnügen, sondern auch den katholischen Glauben und die kirchlichen Einrichtungen in Gefahr bringen werde. Durch die Thatsachen sah sie ihre Besorgnisse gerechtfertigt, denn es trat klar zu Tage, daß die neue Weisheit darauf ausging, die Fesseln des Dogma's zu lösen und den positiven Glauben zu untergraben, daß die Vorkämpfer der Emancipation des Geistes in kirchlichen Dingen einem declarirten Rationalismus huldigten, jede Prophetie verflachten und in Moses nichts weiter als einen anderen Montesquieu erkennen wollten. Darum glaubte sie wohl Recht zu haben, wenn sie die kölner Lehranstalten vor jedem Wehen des neuen Hauches zu bewahren sich bemühte. Aber in den Kampf zu treten gegen den neuen Geist und ihr Princip gegen die Neuerung zu vertheidigen, dazu fehlte es ihr an Muth, an Kraft und an den geeigneten Mitteln. Die lateinische Schulweisheit glaubte sich in ihrer Position nicht sicher genug, um sich gegen den Spott, den Hohn und die Zweifelsucht der deutschthümelnden Richtung in den Kampf zu wagen. Zudem sah man keinen Gegenstand behandelt, der das patriotische Gefühl in hohem Grade anzuregen im Stande gewesen wäre. Weder Form noch Materie schien den Vertretern der neuen Regung Berechtigung zu geben, die Alleinherrschaft auf dem Gebiete des Geistes zu beanspruchen und die alte Methode aus dem Besitze zu setzen. Die Gelehrten, welche dem Gebrauche der deutschen Sprache so eifrig das Wort redeten, gingen auch Hand in Hand mit den Vertretern einer strengeren Kritik in der Philologie. Darum konnte auch diese neu auftauchende Kritik keine Gnade vor der kölner Universität finden.

Universität gegen das neue wissenschaftl. Leben.

Gymnasien.

Auch in den Gymnasien sorgte man dafür, daß der Gesichtskreis der Jugend beschränkt und umwölkt bliebe, und daß kein literarischer Dilettantismus der Disciplin, dem Ernst und dem Fleiße des Jünglings in den Weg trete. Hier war die Kunstfertigkeit in der lateinischen Sprache das höchste Ideal, auf dessen Erreichung Alles hinzielte. Die alten Pedanten haßten die deutsche Sprache förmlich; sie suchten dieselbe auf alle Weise hinter der lateinischen niederzuhalten und widersprachen jedem Versuche, die Muttersprache in ihre Rechte einzusetzen. Noch als man in Halle, Braunschweig, Schulpforte, Berlin, Hamburg, Wittenberg, Nürnberg, Dresden, Leipzig und Meißen lateinische Grammatiken gebrauchte, die in deutscher Sprache geschrieben waren, wollte man in Köln nichts vom Gebrauche einer in deutscher Sprache abgefaßten Grammatik wissen. In der lateinischen Sprache sah man die Quelle aller anderen Wissenschaften; sie bildete die Grundlage aller übrigen Studien; sie war und sollte bleiben das Hauptmittel und der Hauptzweck des Unterrichts der Jugend. Der eigentliche deutsche Sprach- und grammaticalische Unterricht war lange Zeit gänzlich unbekannt. Bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein dauerte es, ehe man der deutschen Sprache die Berücksichtigung zuwandte, welche sie mit dem vollsten Rechte beanspruchen mußte. Zuerst schenkte man der so sehr vernachlässigten Muttersprache, namentlich der deutschen Rechtschreibung, auf dem Laurentianer-Gymnasium einige Aufmerksamkeit, und man legte leidliche Werke als Leitfäden beim Unterrichte in der deutschen Sprache zu Grunde. Nach den Laurentianern fingen auch die Jesuiten an, „die Jugend von der ersten Classe an zu gewöhnen, ihre Muttersprache nach den Regeln gut und rein zu reden und zu schreiben. Um sie darin weiter fortzuhelfen, neben den Sprachregeln, die man ihr allmählich beibringt, gibt man in gutes Deutsch gesetzte Aufgaben, und läßt sie selbst in allen Classen öftere Uebersetzungen machen, wodurch die Schüler in der lateinischen und deutschen Sprache zugleich gewinnen. . . . Es ist wahr, daß bis hiehin in den Schulen mehr auf die lateinische als deutsche Dichtkunst gesehen worden, wiewohl man dieser letzteren auch verschiedene Muster hat pflegen vorzulegen und anzupreisen. Die Ursache war erstens, weil man

die Kenntniß der lateinischen Sprache durch das Lesen und durch Verfertigung lateinischer Verse hat bereichern wollen, zu welchem Absehen Beides ungemein Vieles beiträgt; zweitens weil der echte Geschmack in Poesieen ohnehin aus den Alten muß erlernt werden. Wird man diese wohl inne haben, so wird sich das Genie, so vielleicht Einer zur Dichtkunst in' sich fühlet, in der Muttersprache, welche uns geläufiger ist, gar leicht entwickeln und zur Vollkommenheit können gebracht werden *)."

Die Universität ließ sich nicht beirren in ihrem hergebrachten Wesen; sie ging trotz aller Anfechtungen, wodurch sie aus ihrer Behaglichkeit aufgeschreckt werden sollte, ruhig ihren gewohnten Weg. Mit Besorgniß sah man zwar die Frequenz der Universität immer mehr abnehmen. Der Zug lernbegieriger Jünglinge, der früher seine Hauptrichtung nach dem kölner Musensitze genommen hatte, ging jetzt nach den nordischen Universitäten. Der allmähliche Verfall der kölner Hochschule trat immer klarer zu Tage. Am unangenehmsten fühlten sich hierbei diejenigen getroffen, deren Subsistenz von dem größeren oder geringeren Besuche der kölner Unterrichts-Anstalten abhängig war. Von allen Seiten wurden die gerechtesten Klagen laut. Auf mannigfache Weise versuchte man, den Klagen abzuhelfen und dem Verfalle zu steuern. Aber, wie gut auch der Wille, die Mittel waren verfehlt und der Zweck blieb unerreicht. Bei allen Bestrebungen, wodurch man die nothwendige Reform der Universität zu erzielen suchte, vermochte man es nicht einzusehen, daß es erforderlich war, auf neugebrochenen Bahnen die neue geistige Richtung dem Zwecke der ursprünglichen Universitäts-Stiftung dienstbar zu machen. Man wollte nicht einsehen, daß man mit dem Feinde in Vermehrung und Vervollkommnung der Kampfmittel gleichen Schritt halten müsse, wenn man im Kampfe nicht unterliegen wolle. Man achtete den neuen Geist für zu gering, und man vertraute zu sehr auf die Festigkeit des alten Standpunctes, als daß man auch nur den Gedanken an ein Unterliegen hätte fassen wollen. Man dachte nicht an die

Klagen über den Verfall.

*) Handschriftl. Bericht des Jesuiten-Gymnasiums an den Magistrat.

Möglichkeit, daß ein System, welches Jahrhunderte in Geltung gestanden hatte, von dem Wehen eines rationalistischen Geistes weggeblasen werden könne. Die Universität wollte sich in ihrem handwerksmäßigen Schlendrian behaupten. Mit unverzeihlicher Indolenz sah sie zu, wie dem Adler der frischen literarischen Begeisterung die Flügel wuchsen und wie dieser Adler in kühnem Fluge alle alte Gelehrsamkeit im Stiche zu lassen sich bereitete. In Köln wußte sich die Universität gesichert in ihrem wissenschaftlichen Monopol. Darum glaubte sie keiner gewaltigen Anstrengung zu bedürfen, wenn etwa ein Angriff auf dieses Monopol unternommen werden sollte.

Censur in Köln.

In Köln war nicht der Boden für eine Literatur, wie solche sich allmählich im Norden entwickelte. Die Universität dominirte hier unbedingt. Schon durch ihre Censur konnte sie jeder neuen Regung die Spitze abbrechen. Durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. vom 17. März 1479 hatten Rector und Dekane der Universität Köln das Recht, den zum Verkauf bestimmten Büchern die Approbation zu ertheilen oder zu versagen, die Buchhandlungen und Buchdruckereien zu controliren und durch kirchliche Strafen und andere geeignete Mittel die Lectüre wie den Bücherverkehr nach ihren Grundsätzen zu leiten. Mit dieser Universitäts-Censur concurrirte die Censur des erzbischöflichen Officialats. Der Official Heinrich von Irlem verfügte im Jahre 1499 im Auftrage des Erzbischofs Hermann, daß Niemand irgend ein Buch drucken dürfe, das nicht vorher die Approbation erhalten habe*). Im Laufe der Zeit wurden diese Vorschriften mit mannigfachen Modificationen wiederholt. Zuletzt verfügte der Kurfürst Clemens August unter dem 4. März 1729: „Nachdemahlen Wir mißfällig vernohmen, welcher Gestalt in unserm Erzstift Cölln gegen die so nöthig, als heilsame nicht allein des heil. Tridentinischen Kirchenraths, sondern auch Unserer in Gott ruhenden Vorfahren und Oheimben Liebden höchstseliger Gedächtniß Maximilian Heinrichen Verbott und Ordnung der höchstschädlicher Mißbrauch je länger je mehr einschleiche, daß verschiedene Sachen nach eigener Willkühr und Gefallen zum öffentlichen Truck

*) Harzheim, Bibl. Colon., 317.

befürdert werden, ohne daß selbige vorhero der Obrigkeitlicher gewöhnlicher Censur unterworfen werden, unterem Vorwand dieser irriger Meinung und nichtigen Ausflüchten, ob wären die von politischen, weltlichen und andern nicht geistlichen Sachen handelnden Bücher, Traktätlein, Schriften, Bogen, Blättlein mit beygefügten Gebetteren, gestochene Bilder, und was dergleichen mehr, bevorab, wan dieselbe vorhero dahier, oder anderen Orts allbereits aufgelegt gewesen, zur obbesagter Censur nicht gehörig, alldieweilen aber solcher Gestalt, und auf diese Weiß das heimliche Gift verschiedener irriger Lehren in unserem und anderen Landen sich leichtsam und unvermerkt ausgiessen könnte, dafern sothanem höchst gefährlichen Uebel zeitlich nicht vorgebogen würde; Als befehlen Wir hiermit und kraft dieses ernstlich nicht allein Unserem Librorum Censori Ordinario gestalten alleinigen Fleisses in genawe Obsorg in acht zu nehmen, daß keine sowohl weltlich als geistliche Bücher, wie dieselbe auch immer benambset seyn mögen, und gar nicht das geringste von was Materie und Geringheit es auch immer seye, abgetrucket werde, welches zuvor nicht die gewöhnliche Censur passiret, sondern auch all- und jeden, so etwas zum Truck hinführo herausgeben werden, unter würklicher Confiscation, und anderer willkühriger schwärer unnachsehentlicher Straff nicht das geringste, wie es denn auch Nahmen haben mögte, durch den Truck ausgehen zu lassen, es seye dan daß zuforderist von oberwehntem Unserem Librorum Censore nachgesehen und gutgeheißen worden. Darbeneben und schließlich wollen Wir, und verordnen hiermit, daß aller und jeder abgetruckter Sachen Exemplaria obgedachtem Unserem Librorum Censori dem alten Herbringen und Brauch gemäß ohnweigerlich zugestellt werden sollen, damit jederzeit, daß alles und jedes zum Truck gebrachtes mit dem wahren approbirten Originali vollständig übereinkomme, bescheiniget werden könne*)."

Außer diesen beiden Censur-Behörden wachte auch noch der päpstliche Nuncius, daß kein Buch gedruckt oder verkauft wurde, wodurch die katholische Kirche, die katholische Religion oder die Sittlichkeit

*) Materialien zur geist- und weltlichen Statistik. I, 2. 166.

verletzt oder angegriffen werde. Ohne Gefahr der strengsten kirchlichen Strafen hätte Niemand es wagen dürfen, ein Buch zu verkaufen, das durch den römischen Index verboten war*). Neben der Censur stand wie ein öffentlicher Ankläger als Zionswächter des Glaubens und der Kirchlichkeit der Inquisitor haereticae pravitatis, jedesmal ein Pater des kölner Dominicaner-Conventes. So sah man in Köln die Literatur durch ein dreifaches Band geschnürt. Auf wissenschaftlichem Gebiete konnte hier nichts auf Pflege und Anerkennung rechnen, das nicht völlig mit den Grundsätzen der Kirche und mit der herkömmlichen Richtung harmonirte. — Der ganze kölner Buchhandel war schon durch diese Censur-Verhältnisse gehindert, der neuen Geistesströmung im protestantischen Deutschland seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und die Erzeugnisse dieser literarischen Erhebung auf den kölner Büchermarkt zu ziehen. Er mußte sich auf die Geistes-Producte beschränken, welche mit der Gesinnung der Universität und des kölnischen Volkes in Einklang standen. Das Volk in seiner großen Mehrzahl hatte wenig oder gar keine literarischen Bedürfnisse. Die geistige Dumpfheit und der mercantile Sinn unterdrückten jeden Geschmack an höheren Genüssen des Geistes. Die Wenigen, welche sich aus der geistigen Erschlaffung emporraffen und über den niedrigen Krämersinn erheben wollten, wandten der einheimischen Gelehrsamkeit den Rücken und suchten in der französischen Literatur Befriedigung für ihre geistigen Bedürfnisse. Hier glaubten sie mehr Nahrung für feinen Geschmack, mehr polirte Sitten, weniger Fesseln gelehrter Barbarei und Pedanterie zu finden. Und leicht war es keineswegs, sich mit den neuen Erzeugnissen der französischen Literatur zu versehen. Denn die französischen Buchhändler besuchten die frankfurter Messe nicht mehr und kamen mit ihren Druckwerken auch wenig nach Köln. Darum waren die kölner Häuser genöthigt,

Kölner Buchhandel.

*) Der Herr von Franken zur Horr schickte am 29. December 1782 dem Professor Wallraf zwei in Rom streng verbotene Bücher, bat aber, ihn beim päpstlichen Nuncius der verbotenen Bücher halber nicht zu verklagen; „es möchte dem Nuncius einfallen, mir eine Buße aufzulegen, welche ich nicht Lust hätte, zu verrichten, und dann würden wir uneins“. Handschrift.

in Frankreich selbst ihren Bedarf an Büchern durch Reisende einkaufen zu lassen. Durch diesen Umstand mußten die Verbindungen, welche die kölner Buchhändler mit dem französischen Büchermarkt unterhielten, sehr spärlich bleiben.

Buchhandel gesunken.

Ueberhaupt war der kölner Buchhandel von der bedeutenden Höhe, auf der er in den beiden vorhergehenden Jahrhunderten gestanden hatte, herabgesunken. Köln war eine der ersten Städte gewesen, die der Buchdruckerkunst und dem Buchhandel in ihren Mauern sorgsame Pflege hatten angedeihen lassen. Die besonderen Verhältnisse dieser Stadt begünstigten den Aufschwung dieses neuen Industriezweiges in hohem Grade. Die weltberühmte Universität, die weitgehenden Handels- und Gewerbe-Verbindungen der reichen Bürgerschaft, die für Literatur und Bildung thätigen zahlreichen Stifter und Klöster, die nahen Beziehungen zu den in den Künsten weit vorgeschrittenen Niederlanden, das alles waren geeignete Mittel, um Buchhändler wie Kölhof, Quentel, Zell, Gratius, Soter, Gennep, Hirzhorn, Birkmann, Heyl, Rynmann, Hittorp, Gymnich, Mylius zum höchsten Ansehen und zu großem Reichthume zu erheben. All diese Buchhändler fanden aber ihren reichsten Gewinn im Dienste der Kirche. Die Geistlichkeit und die zur Geistlichkeit gerechnete Universität waren in Köln die einzigen Träger der Bildung, und der Druck und Vertrieb theologischer und liturgischer Werke war es, wodurch der kölner Buchhandel sich zu so hohem Flor erhob. Durch solche Werke war dem kölner Buchhandel ein lohnender Markt gesichert. Diesen Markt hatte er hauptsächlich auf der frankfurter Messe.

Frankfurter Messe.

Dabei unterließen es aber die bedeutendsten Buchführer nicht, zum Vertrieb ihrer Verlags-Artikel jährliche Reisen nach London, Löwen, Antwerpen, Basel, Paris und anderen Städten des Auslandes zu unternehmen. Durch solche Reisen wurde der Austausch der in Deutschland, England, Frankreich, Holland und der Schweiz erschienenen literarischen Erzeugnisse am leichtesten vermittelt. Die frankfurter Büchermesse war damals schon zu hoher Bedeutung gelangt. Es hatte sich in Frankfurt unter den Buchhändlern ein sehr bewegtes und geschäftvolles Leben gebildet, weniger auf dem Papier, als durch wirklichen Handel, Verkauf und Umtausch. Verleger und Buchdrucker aus allen Gegenden Deutschlands und des Auslandes

brachten im Frühjahre und im Herbste ihre neuen Werke hierhin, tauschten sie gegen einander aus, knüpften Verbindungen unter sich und mit den Gelehrten an und machten Frankfurt zum Stapelplatze für den gesammten Buchhandel. Sobald man anfing, für jede Messe einen eigenen Katalog anzufertigen, um den Bücherfreunden anzuzeigen, welche Werke zu Markte würden gebracht werden, erhob sich die frankfurter Messe von dem Stande eines localen, temporären Büchermarktes zu dem Centralpuncte des gesammten deutschen, ja, europäischen Buchhandels. Zuerst war die Idee zur Anfertigung eines Katalogs von einem industriösen Buchhändler ausgeführt worden. Später nahm die Stadt-Kanzlei den Katalog an sich und forderte die einzelnen Buchhändler auf, die Titel ihrer zum Verkauf bestimmten Werke einzuliefern. Die Werke selbst wurden in Fässer verpackt und so nach Frankfurt befördert. Vor dem Beginn der Messe mußte von jedem neuen Werke ein Exemplar an den Stadt-Magistrat abgeliefert werden. Der größte Theil der Buchhändler bezog mit seinem Vorrathe die in der Buchgasse gelegenen Gewölbe. Diese Gasse führte ihren Namen von diesem Verkehr. Schilder und Firmen mit einem Verzeichniß der vorräthigen Werke hingen vor den einzelnen Gewölben aus. Der ganze Verkehr beschränkte sich nicht auf die Buchhändler allein. Es wurde auch eine große Anzahl fremder Bücherfreunde herbeigelockt, die hier eine reiche Auswahl für ihre Liebhaberei fanden; auch viele Gelehrte erschienen, um hier unter der großen Zahl der versammelten Buchhändler einen zu finden, der Lust hatte, ihre neu ausgearbeiteten Werke, meist zu spottgeringem Honorar, zu übernehmen*).

Frankfurt behauptete diesen Vorrang, so lange die lateinische Sprache fast ausschließlich als Sprache der Gelehrten, als Weltsprache galt. Die fremden Buchhändler blieben aber guten Theils weg, als auch die deutsche Sprache in ihre Rechte eintrat und den ihr gebührenden Platz in der Literatur einnahm. Dieser Umschwung auf dem Gebiete des geistigen Lebens hing mit confessionellen Verhältnissen zusammen, und es war erklärlich, daß die

---

*) Kirchhoff, Beiträge zum deutschen Buchhandel, I, 39.

protestantischen Buchhändler lieber die Messe in einer Stadt eines protestantischen Fürsten aufsuchten, als in Frankfurt, wo der Kaiser ein so gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Darum mußte Leipzig recht bald einen großen Theil des norddeutschen Verlags an sich reißen und als gefährliche Rivalin gegen Frankfurt in die Schranken treten. Wie der Schwerpunct der ganzen geistigen Regsamkeit und literarischen Thätigkeit sich nach Norddeutschland verpflanzte, so wurde Leipzig der Sammelplatz für den gesammten Bücherverkehr unter den Freunden des neuen Lebens. Rasch und merklich war nun der Verfall Frankfurts. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts konnte man klagen, daß viele Buchläden sich in Weinschenken verwandelt hätten. „Und obgleich von vielen fremden Ländern die Buchhändler noch in hiesige Messe reisen, so kommen sie doch nicht allein seltener, sondern auch in geringerer Anzahl, wie es dann freilich an dem ist, daß der ehemals hier so berühmt gewesene Buchhandel sich in folgenden Zeiten nach Sachsen, bevorab Leipzig, meistens gewendet*)." Frankfurt behielt nur noch einige Anziehung für den Buchhandel alten Schlages und alten Glaubens. Hier war der Sitz der kaiserlichen Bücher-Commission, und gerade dadurch wurden immer noch einige Händler dahin gelockt, die durch kaiserliche Privilegien ihrem Verlag eine gewisse Sicherheit geben wollten und die in einer Geschäfts-Verbindung mit den österreichischen Landen und den zahlreichen Klöstern einen Rückhalt für ihren Absatz suchten. Für den kölner Buchhandel behielt Frankfurt seine alte Anziehungskraft. Sein Charakter war nicht alterirt, und es lag in der Natur der Sache, daß die kölner Buchhändler die Messe des alten Verkehrs besuchten. Aber nur wenige gab es unter ihnen, welche regelmäßig zur Messe hinauf nach Frankfurt zogen. Von denen, welche im achtzehnten Jahrhundert in Köln blühten, waren es nur Pütz und Rommerskirchen, die kein Frühjahr und keinen Herbst in Frankfurt fehlten. Von allen kölner Buchhändlern war Pütz der erste, der seinen Kunden durch einen eigenen Katalog von den in Frankfurt gemachten An-

Leipziger Messe.

*) Kirchhoff, II, 72. — Pütter, Der Bücher-Nachdruck, 195.

käufen Nachricht gab*). Dieser Gebrauch, Sortiments-Kataloge auszugeben, war von Holland nach Deutschland verpflanzt worden. Es war dies ein wohl geeignetes Mittel, den Geschäftskreis einer Handlung zu erweitern und den Verkehr mit dem bücherliebenden Publicum zu erleichtern. Unter den Büchern, die im achtzehnten Jahrhundert in Köln gedruckt wurden, gab es nur höchst wenige, die mit Aussicht auf guten Absatz nach Frankfurt hätten geführt werden können. Unter den etwa zweihundert Schriften, die zwischen 1700 und 1750 in Köln gedruckt wurden, befanden sich in deutscher Sprache nur einige Gelegenheits-Gedichte, eine Predigt auf die Schlacht bei Belgrad, einige Andachts-Büchlein, einzelne fliegende Blätter und der kölnische Diogenes. Die Zahl der in der letzten Hälfte des Jahrhunderts deutsch geschriebenen Gelegenheits-Gedichte, Glückwünsche, Reliquien-Verzeichnisse, Gratulationen, Rechts-Verordnungen, Accidentien, Kalender, Evangelien, Gesang-, Bruderschafts- und kirchlichen Andachts-Bücher, Predigten, Streitschriften, Mirakel-Bücher, christlichen Unterweisungen, Katechismen, Religions-Gespräche, Leben der Heiligen erreicht nur ein ganz bescheidenes Maß. Von den fliegenden Blättern, die anderwärts so vielfach wunderbare Natur-Ereignisse, merkwürdige Meteore, verheerende Ueberschwemmungen, furchtbare Erdbeben, grausige Feuersbrünste, denkwürdige Mißgeburten, schaudererregende Mordthaten u. s. w. brachten, und die in den für höhere Lectüre wenig empfänglichen Volkskreisen raschen Absatz fanden, wurden in Köln wenige gedruckt. Nach 1753 finden wir in Köln die ersten in deutscher Sprache geschriebenen Schulbücher: 1753 bei Konrad Jüssen die erste kleine biblische Geschichte für die unterste Schule des dreigekrönten Gymnasiums, dann 1761 eine kleine Weltgeschichte bei Rommerskirchen, um dieselbe Zeit eine Geschichte des Judenthums und Vorübungen zur griechischen Sprache, bei Krakamp einige kleinere Schriftchen über Naturgeschichte, Physik, Sittenlehre, Moral-Philosophie, Stiftskirchen, bei Drimborn ein

Sortiments-Kataloge.

---

*) Handschriftliche Nachrichten des Canonicus von Büllingen, auf dem Rathhause zu Köln.

deutsches Rechenbuch, bei Hermann Demm ein Leben der Heiligen. Die Buchhandlungen, in denen nach den sechsziger Jahren in Köln mehr oder weniger Schriften in deutscher Sprache erschienen sind, waren: Hilden, Wilms, Jüssen, Engelert, Nöthen, Drimborn, Neuwirth, Pütz, Langenberg, Alsdorf, Aldenkirchen, Rommerskirchen, Hochmuth, Steinhaus, Fremast, von Cöllen, Huisch, Everaertz, Schlebusch, Schauberg*).

Bei Gereon Arnold Schauberg erschien im Jahre 1742 das einzige Buch, welches unter den kölner literarischen Erzeugnissen aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einen Rang beanspruchen kann. Es war dies der „Kölnische Diogenes", von

Lindenborn. Heinrich Lindenborn. Lindenborn ist ein Satiriker und Liederdichter, dessen Namen über die Mauern seiner Geburtsstadt Köln und über die Gränzen des Kurstaates fast gänzlich unbekannt geblieben ist. Doch eine parteilose Würdigung seiner geistigen Erzeugnisse wird ihm in der deutschen Literatur-Geschichte einen ehrenvollen Platz neben manchen hochgepriesenen literarischen Größen nicht versagen können. Zur Zeit Lindenborn's war die ganze deutsche Literatur in den Händen protestantischer Chorführer. Sie war gleichsam Monopol der geistigen Richtung geworden, die seit dem sechszehnten Jahrhundert gegen das gesammte katholische Wesen den erbittertsten Krieg geführt hatte. Man hatte sich in die Ansicht hineingelebt, daß der katholischen Welt jede Berechtigung auf dem Gebiete der erwachenden deutschen Literatur abgesprochen werden müsse. Man wollte nicht an die Möglichkeit glauben, daß aus der düsteren Reichsstadt Köln und aus dem verschrieenen Kurstaat eine beachtenswerthe literarische Erscheinung hervorgehen könne. Durch die Rivalität zwischen der leipziger und der frankfurter Messe war den Schriften Lindenborn's der Eingang in das nördliche Deutschland gesperrt. Die Literatur, die in Leipzig ihren Absatz fand, hatte den ganzen Norden allein für sich in Beschlag genommen; mit ängstlicher Eifersucht war sie bemüht, ihr Monopol gegen jede Concurrenz des frankfurter Schriftenthums

*) Handschriftliche Nachrichten des Canonicus von Büllingen.

auf alle Weise zu sichern. Jedes literarische Erzeugniß, das nicht von Leipzig aus den Weg in die Hände der Gelehrten und Bücherfreunde suchte, blieb ohne Geltung und Bedeutung; es war verurtheilt von denjenigen, die in literarischer Beziehung den Ton angaben, todt geschwiegen zu werden. So erging es den Leistungen Lindenborn's. Lindenborn gehörte nicht zu dem Kreise der Auserwählten, die in Leipzig den Markt ihrer Geistes-Producte suchten und von Leipzig aus ihren gegenseitigen Ruhm in die Welt hinein verkündeten. Darum blieb sein Name für das ganze nördliche Deutschland völlig unbekannt und ohne alle Geltung.

Seine Jugend.

Lindenborn war der Sohn eines kölner Wollenwebers und am 6. Juni 1712 in der Paulus-Pfarre geboren. Schon in der frühesten Jugend verrieth sein lebhafter Geist die glücklichsten Anlagen. Die raschen Fortschritte, die er in den alten und neueren Sprachen so wie in jedem Zweige einer allgemein wissenschaftlichen Bildung machte, schienen seine Eltern und Lehrer zu den kühnsten Hoffnungen zu berechtigen. Als er zu den Jahren herangereift war, in denen er sich zu einer bestimmten Lebensstellung entschließen sollte, vermochte er es nicht über sich zu gewinnen, der seitherigen Ungebundenheit zu entsagen. Sein Charakter war zu unstät, als daß er sich für die ruhige, einförmige Beschäftigung eines bestimmten Berufes hätte entscheiden können. Er liebte die Unabhängigkeit und wies darum jede Gelegenheit zur Sicherung einer soliden Existenz entschieden von der Hand. In dem Philosophen Diogenes glaubte er das Ideal eines wahren Weltweisen gefunden zu haben. Nach dem Beispiele dieses Griechen verschmähte er Ehre, Ansehen, Glanz und Reichthum. Alle Bedürfnisse, die das verfeinerte sociale Leben geschaffen, schienen ihm vom Bösen zu sein. Darum trug er eine abgesagte Feindschaft gegen jeden Aufwand, jeden Ueberfluß, jede Verschwendung, jedes Wohlleben zur Schau. Manches ergötzliche Geschichtchen erzählte sich das Volk über die Genügsamkeit und den sonderbaren Haushalt des wunderlichen Mannes. „So hatte ein vornehmer Herr zur Zeit, als Lindenborn noch seinen Diogenes schrieb, eigens eine Reise nach Köln gemacht, um den Verfasser dieser belustigenden Wochenschrift kennen zu lernen. Groß war sein Erstaunen, als er bei

der Erkundigung nach Lindenborn's Wohnung an ein unansehnliches Haus und auch hier noch eine elende Treppe hinauf bis unter das Dach gewiesen wurde. Das Erstaunen wuchs aber, als er in dem elenden Dachstübchen weiter nichts als eine alte Bettlade, ein paar hölzerne Stühle, einen Pudel hinter dem Ofen schlafend und den Philosophen an einem schlechten Tische schreibend fand. „„Ist das die Wohnung für einen solchen Mann?"" sagte der Herr. „„Warum denn nicht?"" antwortete Lindenborn. „„Hier habe ich mein Hausgeräth alles artig beisammen; hier meinen Tisch und meinen Stuhl, noch einen für Ansprache, dort meine Schlafstätte; mein Pudel nimmt am Ofen fürlieb; mehr brauchen wir nicht."" — „„Aber wie kommen Sie denn in solchem Behelf mit Ihren Büchern unter? Ein Schriftsteller von so ausgebreiteten Kenntnissen wird gewiß keinen zu verachtenden Vorrath besitzen. Die Bibliothek möchte ich denn auch gern sehen."" — „„Auch diese"", antwortete unser Diogenes, „„ist bei der Hand und nicht eben zu verachten."" Und hierauf langte er von einem Brette an der Wand eine Bibel, einen Horaz und einen Folianten, die Werke des Plato enthaltend. „„Bücher genug,"" setzte er hinzu, „„um gescheidt denken zu können*).""

Häusliches Wesen. Die völlige Vernachlässigung seines ganzen äußeren Wesens und der Hang zu freier Ungebundenheit überschritt bei Lindenborn aber allmählich die richtige Gränze und schlug mitunter über in cynische Unsauberkeit und in zügelloses Lotterwesen. Seine ganze Häuslichkeit trug den Charakter der bescheidensten Genügsamkeit an der Stirn; er bewohnte ein dürftiges, einsames Dachstübchen und verlangte zu seinem Leben weiter nichts, als was zu den äußersten Bedürfnissen des Körpers gehörte. Doch am Abende schien ihn der genügsame Geist des Diogenes zu verlassen. Wenn die Geldmittel es erlaubten, verließ er nach Sonnenuntergang sein stilles Dachquartier, um oft bis spät in die Nacht hinein auf den Bierbänken seiner munteren Laune wie seinem strengen Lebensernste den Zügel schießen zu lassen. Doch nicht immer hatte er Geld, um

---

*) von Bianco, 750.

den abendlichen Durst zu stillen. Noth, Entbehrung und Hunger waren bei ihm keine seltenen Gäste; häufig mußte er das beste Stück seines dürftigen Mobiliars zum Pfandverleiher wandern lassen, um sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Wenn ihm dann aber wieder plötzlich eine Summe Geldes zufloß, folgte gewöhnlich eine Scene des wildesten Lärms und der tollsten Verschwendung. Es war für ihn ein köstlicher Reiz des Lebens, auf den Druck der Bettelarmuth die höchste Ausgelassenheit folgen zu lassen. Der halbverhungerte Satiriker stürzte mit dem ganzen Sümmchen, das ihm ausgezahlt worden, in das Wirthshaus, um bis in die späte Nacht hinein bei gutem Mahl und gefülltem Glase sich einer heiteren Gegenwart zu freuen. In solcher glänzenden Ueppigkeit dachte er oft nicht daran, daß das Hemd versetzt, der Rock abgeschabt und der Halskragen nur ein Streifen Papier war. Er fragte nichts danach, bei einem einzigen Gelage durchzubringen, was bei geringer Sparsamkeit für eine ganze Woche hätte ausreichen können. Wenn er sich dann in tollem Rausche wieder mitunter wankenden Schrittes nach seiner stillen Hütte der Armuth zurückbegab, folgten auf das üppige Mahl der Verschwendung die peinlichsten Scenen des geheimen Familienlebens. Manchmal zankte und keifte die zornige Frau so lange, bis dem schweigsamen Lindenborn die Geduld ausging und er zum Accompagnement des Jammerliedes seiner Ehehälfte die zerbrechlichen Theile seines ärmlichen Hausrathes zum Fenster hinaus auf die Straße warf.

Gelegenheits-Dichter.

Noth und Armuth, die bei Lindenborn heimisch geworden waren, mußten seiner Schriftstellerei den Charakter der Handwerksmäßigkeit aufdrücken. Für jeden, der gut bezahlte, stand seine Feder zu Diensten. So oft bei einer Kindtaufe, einem Namenstage, einer Hochzeit, einem Jubiläum oder einer sonstigen feierlichen Veranlassung ein Gelegenheits-Gedicht nöthig war, mußte die Muse Lindenborn's aushelfen. Seine glücklichen Anlagen, sein durchdringender Verstand, seine rasche Auffassung und seine lebhafte Phantasie kamen ihm hierbei höchst vortheilhaft zu Statten. Darum schrak er vor keinem Auftrage zurück. Als ihn der Kurfürst Clemens August ersuchte, für ein Fest, welches im Schlosse zu Poppelsdorf gefeiert wurde, eine Komödie anzufertigen, nahm er

diesen Auftrag ohne Bedenken an; er erfüllte ihn zur vollen Zufriedenheit des Kurfürsten und aller versammelten Zuhörer *). Als im Jahre 1742 Karl Theodor, Herzog von Jülich-Berg und Kurfürst von der Pfalz, mit seiner Gemahlin seinen feierlichen Einzug in Düsseldorf hielt, wurde Lindenborn von der düsseldorfer Regierung ersucht, die Sinnbilder und Inschriften zu den veranstalteten Festlichkeiten anzugeben und zu ordnen. Mit vielem Beifalle erfüllte er diese Aufgabe, und später veröffentlichte er diese Feierlichkeiten in einem Foliobande mit Kupfern. Die unter dem Namen „Kölnischer Staatsbote" bekannte Zeitung war in den dreißiger Jahren wegen Mangels an Abnehmern eingegangen. Der Eigenthümer dieser Zeitung, Buchdrucker Wilms, glaubte, daß sein Blatt unter der Redaction Lindenborn's wieder rege Theilnahme gewinnen werde: Lindenborn übernahm die Leitung des Staatsboten, und rasch war ein reißender Absatz gesichert. Doch lange hielt er es nicht aus bei diesem Unternehmen. Er zog nach Bonn und übernahm hier 1748 die Redaction der bei Hilberg in Poppelsdorf erscheinenden politischen Zeitschrift: „Auszug europäischer Geschichten." In diesem Blatte konnte er sich in seiner satirischen Laune nicht so recht nach Willkür gehen lassen. Darum gab er die europäischen Geschichten wieder auf und begann zu Ende des Jahres wieder eine satirische Wochenschrift unter dem Namen: „Morpheana". Es sollte dies eine Fortsetzung des im Jahre 1742 abgebrochenen „Kölnischen Diogenes" bilden. Noch hatte er keinen vollen Jahrgang der Morpheana beendigt, als er kurz vor seinem Ende eine dritte satirische Sittenschrift: „Nächte der träumenden Sterblichkeit", unter die Feder nahm. Schon bedenklich erkrankt hatte er dieses neue Unternehmen begonnen. In der Druckerei seines Verlegers Hilberg hatte er Wohnung genommen, um, so oft ihm das Niederschreiben seiner Gedanken lästig oder unmöglich war, dem Setzer den erforderlichen Bogen dictiren zu können. Bald mußte er aber wieder nach Bonn zurück, weil sein bedenklicher Zustand die dauernde Nähe des Arztes nöthig machte. Die Kunst vermochte dem schlei-

Staatsbote.

*) Der Text dieser Komödie ist verloren gegangen.

chenden Uebel aber keinen Einhalt zu thun, und Lindenborn starb als gläubiger Katholik beim 18. Wochenstücke, am 21. April 1750. Er wurde in St. Remigius beerdigt. Er hinterließ eine Witwe und einen unmündigen Sohn, der später in österreichischen Diensten gestorben ist. Stirbt, 21. April 1750.

Lindenborn's ganzes Wesen verräth einen talentvollen, geweckten, entschiedenen, aber auch einen eigensinnigen, verschrobenen und verkommenen Kopf. Er gehörte zu denjenigen, die mit klarer Einsicht in die Gebrechen der Zeit sich berufen fühlen, die Menschheit auf ihre Unarten und Lächerlichkeiten hinzuweisen, die aber durchaus nicht daran denken, zuerst in ihr eigenes Leben hineinzugreifen und hier jeden Widerspruch mit der Vernunft, mit der Sittlichkeit, mit dem göttlichen und menschlichen Gesetze zu tilgen. Er war ein gläubiger Katholik. Aber das hinderte ihn nicht, mit derben Schlägen die satirische Geißel gegen alles zu schwingen, was ihm im kirchlichen und clericalen Leben den Sitten und Gebräuchen der ersten christlichen Jahrhunderte zu widersprechen schien. Mehr als Spottlust war es, was ihn zu solchen Strafpredigten trieb. Es war ein im tiefsten Innern wurzelnder sittlich-christlicher Ernst. Davon zeugt vorzüglich sein unter dem Namen „Tochter Sion" noch jetzt bekanntes Gesangbuch*), wodurch er seinem poetischen Talente, seiner innigen Gläubigkeit, seinem moralischen Gefühle und seiner herzlichen Gemüthlichkeit ein schönes Denkmal setzte. In diesem Gesangbuche wollte er dem katholischen Volke die ganze christliche Glaubens- und Sittenlehre in poetischer Form vortragen. Durch anziehende Melodieen sollte diesen Liedern auch der Weg in Haus und Leben gebahnt werden. Ein frommer, auf Gott gerichteter Gesang sollte zu Hause, in der Gesellschaft und an der Kinderwiege die üppigen und lasciven Weltlieder verdrängen. Zwar wissen unsere landläufigen Literaturgeschichten wenig oder gar nichts von dieser herrlichen Liedersammlung. Sie befassen sich lieber mit Tochter Sion

*) Der vollständige Titel ist: „Neuer Gott und dem Lamm geheiligtes Kirchen- und Haus-Gesang der auf dem dreifachen Wege der Vollkommenheit nach dem himmlischen Jerusalem wandernden Tochter Sion."

süßlichen, wässerigen Poeten, die in wüsten Zoten, in leichtsinnigen Liebesliedern, in heidnischen Göttergeschichten, in leeren, phantastischen Exclamationen eine Probe ihres Dichtertalentes ablegen. Sie halten es aber nicht der Mühe werth, ihre Aufmerksamkeit auf die Heilandslieder zu lenken, in denen der Dichter bald den Fall des Menschen, die Last der Sünde, die Sehnsucht nach Erlösung, den Trost des Heilandes, die Mysterien der Religion besingt, bald zur reuigen Buße auffordert, bald den hohen Ruhm gottbegnadeter Heiligen preis't. In diesen Kirchenliedern, in denen sich vielfach eine tiefe, sinnige Lyrik ausspricht, hält sich Lindenborn an den alten Volkston, dem er manchmal durch den Hauch der tiefsten Innigkeit eine gewisse Vergeistigung aufdrückt. In vielen seiner Lieder ist er erhaben, in vielen spielend, in vielen aber auch zu plastisch schildernd und zu anschaulich ausmalend. Form und Sprache sind mitunter steif und holperig. Doch die Gedanken sind edel, und was Kraft wie poetischen Schwung anbelangt, so können diese Lieder mit manchen viel gepriesenen, süßschwärmerischen religiösen Poesieen jener Zeit kühn in die Schranken treten.

Lindenborn steckt noch theilweise in dem Schmutze der schlechten satirischen Schriften des siebenzehnten Jahrhunderts, die in langweilig steifer Form und in verwässertem Salbadern ihre zahmen Sittenpredigten herdeclamirten. In seinen sämmtlichen Schriften trägt die Sprache noch den Charakter jener Zeit: sie ist rauh, ungehobelt, holperig, mitunter roh und trivial. Doch vergleicht man damit die formlosen Arbeiten der meisten seiner Zeitgenossen, so kann man bei Lindenborn einen bedeutenden Vorsprung zum Besseren keineswegs verkennen. Sein eigentlicher schriftstellerischer Charakter spricht sich in seiner satirisch moralischen Monatsschrift, dem „die Welt beleuchtenden Kölnischen Diogenes“ am klarsten aus. Hierin zeigt es sich, daß der Zweck seiner Satire edel und sittlich war. Er fühlte recht bitter die Schmach seiner Zeit, in der man deutsche Sitte und Sprache fast völlig vergessen hatte und in der man „jetzund Französisch, Lateinisch und Italienisch verstehen mußte, um ein Buch in seiner Muttersprache verstehen zu können“. Damals war fast jeder Lebensernst, jede Gefühlstiefe von der materiellsten Genußsucht absorbirt; die Pe-

Der Kölnische Diogenes.

danterie der Zunftgelehrten hatte jeden frischen Hauch der Wissenschaftlichkeit verwischt; fremdländischer Geschmack stimmte den Ton der Gesellschaft an, und die zügelloseste, bis zur Liederlichkeit herabgehende Sittenlosigkeit war in den höheren Ständen an der Ordnung. Jedenfalls hätte seine satirische Geißel mehr Einfluß auf die betreffenden Kreise gehabt, wenn er die glatte Politur, mit der andere Satiriker wie Liskow, Rabener, Zachariä und Gärtner ihre Arbeiten ausschmückten, hätte annehmen wollen. In Bezug auf inneren Gehalt steht er unbedingt höher als der vielgepriesene Rabener, der reich an Formeln, leer an Gedanken, ohne alle Verstandestiefe und Phantasie, in glatter Geschäftsprosa, breit und langweilig allerhand läppische Tändeleien abhaspelt und gleichsam mit Glacé-Handschuhen die Thorheiten der Welt auf die Wagschale seiner Kritik legt. Lindenborn übertrifft den Rabener bei Weitem an Muth, Schärfe, Männlichkeit, Charakter und Gesinnungskraft. Er geht von einer viel edleren und großartigeren Weltanschauung aus als Rabener, der sich nur an den kleinen Pedanterieen seiner Zeit stieß und nur die minutiösesten Thorheiten geißelte. Rabener verkannte ganz und gar die Aufgabe des wahren Satirikers: er wollte da nicht anstoßen, von wo ihm Unannehmlichkeiten erwachsen konnten, wo aber die meisten Thorheiten und Lächerlichkeiten gesucht werden mußten. Er hatte Scheu, sich an solche Thorheiten zu wagen, die keinen Spaß verstehen. Ganz anders faßte Lindenborn seine Aufgabe auf. Er hielt es für seine heilige Pflicht, die Thorheiten der vornehmen Welt sowohl wie des gewöhnlichen Bürgersmannes mit scharfer Satire zu züchtigen, die Entfernung von der Einfalt des Lebens, den Widerspruch der Cultur mit der Natur, der Wirklichkeit mit dem Ideal vor das Forum seiner schonungslosen Kritik zu ziehen. Seine Laune ist unerschöpflich; Alles an ihm lebt, spricht und trifft. Er vereint das Schalkhafte des Horaz mit dem strengen Zorne des Juvenal. Er ist bitter und unbarmherzig in seinen Sarkasmen und fragt nicht danach, ob sein scharfes Wort der erreg- und reizbaren Constitution des Volksgeistes zusagt oder nicht. Er gehört nicht zu denen, die, wie Voltaire sagt, die Geier schonen und die Tauben zerreißen. Mit einer umfassenden Welt- und Menschenkenntniß ausgerüstet, geht er an sein ernstes Werk. Nach-

Seine Satire.

dem er sich ganz in das Leben des Volkes hineingelebt hat, schlägt er scharf und gewaltig in kräftigen Hieben nach allen Richtungen um sich. Er erkennt mit klarem Blicke die wunden Flecke der gesellschaftlichen Verhältnisse, und ohne jede Scheu deckt er sie bloß. Mit dem rücksichtslosesten Freimuthe geht er jedem ihm widerwärtigen Zustande hart zu Leibe. Es kümmert ihn wenig, ob das Lese-Publicum empfänglich ist für die scharfe Geißel, die über seine Thorheiten geschwungen wird; er fühlt sich gedrungen, ohne Rückhalt alles zu sagen, was ihm das Herz drückt. Persönliche Malice und Privat-Leidenschaft kennt er nicht. Nur scheint er sich in seinen Ausfällen gegen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu mehr von leidenschaftlichem Vorurtheile als von innerer Ueberzeugung leiten zu lassen. Im großen Ganzen aber ist es ihm nur um die Sache zu thun: er wird nicht getrieben von der Lachlust des spottenden Satirikers, sondern von dem Ernste des humoristischen Moralisten. Sein scharfer Tadel birgt die ernstesten Lehren, und diese erheben den Lindenborn über die Stellung eines gewöhnlichen Lustigmachers. Er geißelt so gut die Narrheiten der Paläste und Antichambres wie die der Bürgershäuser und Bauernhütten; er züchtigt den pedantischen Gelehrten wie den hochmüthigen Dummkopf; er greift die höchsten kirchlichen Würdenträger so gut an wie den niedrigen Weltgeistlichen und den pflichtvergessenen Bettelmönch. Der Kirche selbst aber läßt er ihr Recht und ihre hohe Aufgabe; das religiöse Princip wird nie von ihm verletzt, sondern stets heilig gehalten, und jeder Religionsspott bleibt von ihm fern. Der Diogenes trägt noch die äußere Form der vielen barbarischen Wochenschriften, durch welche die Gränze der neu erwachenden Literatur bezeichnet wird. Man merkt darin noch Vieles von der Elendigkeit, Erbärmlichkeit, Langweiligkeit und Barbarei dieser unbedeutenden Scribenten. Aber der Geist, der Scharfsinn, der gute Wille und der heilige Ernst, der im Diogenes weht, läßt diesen Mangel leicht vergessen. Die meisten seiner Kraftsprüche und parabolischen Erzählungen, die durch das Ganze verflochten sind, hat er aus den griechischen und römischen Classikern, namentlich aus dem Plutarch, entlehnt. Am meisten macht er sich mit den Thorheiten der Weiber zu schaffen, mit ihrer Hoffart,

ihrer Eitelkeit, ihrem Putze, ihrem Flitter, ihrer Modesucht, ihrer Gefallluft, ihrer Scheinheiligkeit. Die philisterhafte Stadt Köln ist ihm ein Dorn im Auge. Er geißelt hier jede Lächerlichkeit, ohne sich darum zu kümmern, daß er für seine derben Wahrheiten den bittersten Haß einärntet. Ohne Schonung geht er den Ausgelassenheiten der höheren Kreise in dieser Stadt mit der bittersten Sprache zu Leibe. Rauflust und verkehrt verstandenes Ehrgefühl ist ihm eine Tollheit und Lächerlichkeit. Im gewöhnlichen Leben ist das ehrliche deutsche „Ja und Nein" entschwunden, und in nichtswürdiger Franzosen-Aefferei sagt man statt „ja": „aufzuwarten", statt „nein": „excusez, Monsieur, Madame". In seinen Ausfällen gegen die Titelsucht, das Wohlleben, die Genußsucht, den Kornwucher, den Schneckengang der Processe, das Gerichtswesen mit seinen Exceptionen, Cautionen, Executionen, Dilationen, gegen die Douceurs und andere Schmiralien, gegen das Lügen-System der Zeitungsschreiber, gegen den faulen Formenkram bei den Doctor-Promotionen läßt er hin und wieder ein Wort mit unterfließen, welches das strenge Schicklichkeits-Gefühl lieber ausgemerzt sehen möchte. Wenn er sich über den Gebrauch, unwissende Schulbuben und unmündige Knäblein zu hohen geistlichen Würden zu erheben, lustig macht, verletzt er aber keineswegs die Achtung, welche er der Kirche selbst als christlicher Heils-Anstalt schuldig ist.

Fast kein Stand entgeht seiner geißelnden Satire. In seinen fingirten Visionen läßt er bald einen Procurator auftreten, der die Gestalt eines Taschenspielers angenommen hat, bald einen Schinder, der die Vermessenheit gehabt, die Person der Gerechtigkeit vorzustellen, bald einen Accise-Pachter, der die Figur eines Würgengels oder Scharfrichters nachahmt*). Wo er über die Unehrlichkeit der Handwerker klagt, will es ihm scheinen, als ob die Handwerker durch Zunftschluß einem jeden Amtsgenossen unter der Strafe, ein armer Teufel zu werden, verboten hätten, mit der Wahrheit umzugehen**). Von einem Landschulzen heißt es, daß Visionen.

*) Band 1, S. 351.
**) Band 1, S. 359.

derselbe den Bartscherern gerechten Grund zur Klage gebe; denn diese müßten besorgen, der Schulze möchte den Bauern die Haut mit den Haaren herunterscheren, so daß ihnen nachgehends nichts mehr zu scheren übrig bliebe*). Ueber die mannigfachen Privilegien und Monopole klagt er: „Es ist fast kein Ort in der Welt, wo man nicht einigen schelmischen Juden, banquerottirten Wälschen und anderen landvertriebenen Wagehälsen die stattlichsten Privilegia, Monopolia und andere Vorrechte, das gemeine Wesen per Handlung, per fabrique, und per Künste auszusaugen ertheilt**)." Solche Ungerechtigkeiten gehen von den höchsten Staatsbeamten aus. Einen solchen läßt er auftreten in der Person eines ehemaligen Staats-Ministers, der in seiner hohen Bedienung eine besondere Geschicklichkeit besaß, seinem Fürsten die Ohren zuzustopfen, auf daß dieser das Weinen und Seufzen seiner bedrängten Unterthanen, das Fluchen der hungerleidenden Soldaten, das Jammern der Sterbenden, das Krachen der zu Boden fallenden Städte, das Winseln der unterdrückten Witwen und Waisen, deren verstorbene Ehemänner und Eltern ihr und der Ihrigen Gut zu Diensten des Fürsten eingeschossen hatten, das Klagen und Aechzen der Hofbedienten, welche ihrer Besoldung umführt worden, oder wenn sie dieselbe endlich erhalten, solche doch um die Halbscheid von dem Zahlungs-Vorsteher erkaufen müssen***). Andere Klagen der menschlichen Gesellschaft führt er vor in reichen Geizhälsen, Wucherern, Armen-Provisoren, Spitalmeistern, Fundations-Verwaltern und Spenden-Austheilern, die gewohnt waren, die Armen gleich den Schnecken herunterzuschlucken, in Officieren, welche vermeinten, eine Gotteslästerung begangen zu haben, wenn sie sich einmal durch eine Barmherzigkeit an ihrem martialischen Wesen oder einem armen Soldaten ein gutes Wort zugesprochen hatten, in Landvögten, Schulzen, Steuer-Empfängern und Procuratoren, welche über fünfzig Jahre in Bauern-Thränen gewatet waren und dennoch

*) Band 1, S. 724.
**) Band 2, S. 162.
***) Band 2, S. 306.

in diesem Pickel nur immer zäher und härter geworden, bis sie endlich die Haut, Gestalt und Eigenschaft der Krokodile erworben hatten: „denn gleichwie dieses Thier weint, wenn es einen Menschen bis an den Kopf gefressen hat, weil an diesem wenig Fleisch und fast lauter Knochen übrig sind, also fingen jene erst an zu jammern, wenn sie jemand bis auf die Beine abgegrinzet hatten, weil sie nichts mehr daran zu nagen fanden" *). Ueber die Kunstpfuscher klagt er, daß sie die alten bekannten Meisterwerke mit allerhand abgeschmackten Farben und Firnissen anschmierten. „Rubens, Correggio und andere Maler beschweren sich, daß ein jeder Sudler, der kaum fähig gewesen, ihnen die Farben zu reiben, sich nicht scheute, auf seine Schmiertafeln ihre Namen zu setzen. Der cremonesische Geigenmacher Strativari und der berühmte Clavicimbelmeister Ruckers klagen, daß man auf eine jede schnarrende Haferkiste und in eine jede Bierfidel ihren Namen klebe, um selbige für die besten Clavicimbel und cremonesischen Violinen den Narren theuer verkaufen zu können." Den Universitäten wirft er vor, daß Trägheit, Dummheit, Unwissenheit und Geistlosigkeit hier ihren Sitz aufgeschlagen hätten.

Einfluß des Diogenes.

Der Einfluß des „Kölner Diogenes", wie der anderen satirischen Schriften Lindenborn's war auch in Köln höchst unbedeutend. Man las sie zur Kurzweil und zum Zeitvertreib, weniger aber in heilsamem Ernst und mit der Absicht, nachhaltige Lehren daraus zu schöpfen. Man lachte über die lepiden Einfälle des komischen Philosophen; dann legte man aber das Gelesene gedankenlos bei Seite. Es erschien diese deutsche Schriftstellerei Lindenborn's wie ein Meteor am dunkeln literarischen Himmel der Stadt Köln; sie verschwand wieder, ohne in den literarischen Kreisen die geringste Anregung zur Anbahnung einer selbstständigen kölner Literatur zu erzielen. — Auch die bunte Reihe politischer Blätter, welche neben der wöchentlich ausgegebenen lateinischen Zeitung: Ordinaria relationis diariae agrippinensis, unter den Namen: Historisches Journal, Reichs-Courier, Eilfertiger Welt- und Staatsbote, Kölnisch-

*) Band 2, S. 731.

Historisches Journal, Kölnische Frage- und Anzeigungs-Nachrichten, Kölnische Zeitung, hinter einander erschienen, vermochten es nicht, dem kölner Publicum die Augen zu öffnen und dasselbe anzuregen, durch die Pflege einer einheimischen deutschen Literatur die Stadt Köln gegen den Vorwurf des Obscurantismus zu vertheidigen und derselben eine ebenbürtige Stellung unter den literarisch thätigen Städten des protestantischen Nordens zu sichern.

Kölner Zufriedenheit.

Der Kölner fühlte sich in seinen republicanischen Verhältnissen recht behaglich; er spürte keine Sehnsucht nach der Freiheit, die von den rührigen norddeutschen Dichtern besungen, begrüßt und erstrebt wurde. Man klagte in Köln höchstens über etwas Familienklüngel, wenig aber brauchte man sich zu beschweren über militärischen Despotismus, über die Quälereien abgerichteter Juristen, über die Anforderungen stets leerer Finanzkammern, über die Chicanen hochmüthiger Beamten, über die Eigenmächtigkeiten fürstlicher Hofdiener und über die Bedrückungen geldgieriger Fürsten. Es fehlte hier jeder Grund zu den Wünschen und Bestrebungen, wodurch die Federn so vieler politischen Literaten in Bewegung gesetzt wurden. Die neue Regung, in der sich muthige politische Schriftsteller, wie Möser und v. Moser, gegen jede Art von kleinen Despoten erhoben, war den Kölnern in ihrem Grunde völlig fremd. Man hatte keinen Anlaß, hinzuhorchen auf die freiheitbegeisterten Mahnrufe, die den Fürsten zum Gewissen sprachen und das Volk zu freier Erhebung aufforderten. In Köln kannte man nichts von strengen Policei-Maßregeln zu Religionssachen, von den Consistorien, die den Glauben vorschrieben, von den Formeln, die den Wortlaut des Bekenntnisses bald so, bald anders modelten, von den polternden Kanzelreden, die Worte des Fluches und der Verdammung gegen jeden Andersgläubigen schleuderten. Hier fühlte man sich einig und beruhigt im Bekenntnisse des katholischen Glaubens, wie eine siebenzehnhundertjährige Lehre ihn verkündete, und unter der alten Disciplin, wie sie durch das Tridentinum wieder eingeschärft worden war. Frei von allem kirchlichen Zank und Streit, frei von jedem religiösen Zwiespalt, hatte man keinen Grund, gegen kirchliche Fesseln und Chicanen zu eifern, gegen welche die neue literarische Richtung so vielfach ankämpfen zu

müssen glaubte. Der Kölner fühlte sich zufrieden und glücklich in dem Glauben seiner Väter; darum hatte er kein Bestreben, eine Literatur an seinen Heerd zu ziehen, die ihm den Glauben an seinen Gott und den Gehorsam gegen seine Kirche aus dem Herzen zu reißen drohen mußte.

Man sollte glauben, durch die Schauspiele, welche regelmäßig am Ende jedes Schuljahres von den Schülern der Rhetorik aufgeführt wurden, wäre bei den Studirenden sowohl wie beim Publicum die Liebe zur Poesie, namentlich zur dramatischen, geweckt worden. Diese „actiones" wurden vor einem zahlreichen Publicum auf der neben dem Jesuiten-Lehrgebäude gelegenen Schaubühne mit aller zulässigen Pracht, mit Gesang und Tanz aufgeführt. Der Stoff dieser Schaustücke war immer aus den Heiligen-Legenden oder aus der Bibel hergenommen. Die Idee war aber keineswegs geeignet, den Geschmack am Schauspiel zu fördern und zu läutern, die Liebe zur dramatischen Dichtung anzuregen und das Interesse des Publicums zu spannen. Der poetische Zweck, den der Dichter an ein dramatisches Kunstwerk knüpft, und das unterhaltende Moment, welches der Zuschauer davon erwartet, lagen den Jesuiten-Schauspielen ferner. Sie hatten neben dem religiös-sittlichen Zwecke die Absicht, dem Schüler eine gute körperliche Haltung, eine richtige Declamation und eine gewisse Kühnheit, vor dem Publicum aufzutreten, zu eigen zu machen. Der künstlerische Charakter ging diesen Schaustücken gänzlich ab; keine Verwicklung der Handlung, keine spannende Situation. Die Sprache war einfach, schlicht, ohne allen poetischen Schwung und zudem noch lateinisch. Das Einzige, was dem Ganzen einen poetischen Anstrich gab, war die Versform. Solche Stücke bestanden aus Versen, das war aber auch Alles. Der Mechanismus, der bei der Anfertigung dieser Schauspiele, wie auch bei der Versmacherei in der Schule gehandhabt wurde, war eher geeignet, im Jünglinge jede Neigung zur Dichtkunst zu unterdrücken und jedes poetische Talent unter der Wucht der Form verkümmern zu lassen, als dem erwachenden poetischen Geiste die Schwingen zu lüften und die Form dem Streben des Geistes anzupassen. Das kölner Publicum hatte auch wenig Sinn für die deutsche dramatische Kunst. Ein

Schauspiele.

Lessing würde in Köln mit seinen dramaturgischen Briefen wenig Anklang und wenig Leser gefunden haben. Das Schauspiel, wodurch sich der vornehme und gebildete Kölner angezogen fühlte, war lediglich das französische. Französische Schauspieler-Truppen spielten bald in dem großen Saale auf dem Quattermarkt*), bald in eigens erbauten Buden, meist auf dem Heumarkt. Deutsche Komödianten machten in Köln kein Glück.

Also boten in Köln die städtischen Verhältnisse keinen Anlaß, hier ein besonderes Literatenleben zu wecken und in das geistige Wesen einen Funken hineinzuwerfen, der auch hier der Poesie und einer geläuterten Prosa eine freundliche Pflege gesichert hätte. Universität, Schule, bürgerliches Leben, städtische Verwaltung und Buchhändlerwesen gingen Hand in Hand, um hier Alles beim Alten zu lassen und die Thore der Stadt gegen jeden Hauch der neuen Regung abzusperren.

Auch da noch, als der Kampf der neuen Zeit schon durchgerungen war, als die deutsche Literatur schon die schönsten Blüthen entfaltete, als ganz Deutschland sich des neuen Geistes, der neuen Cultur, der neuen Civilisation freuen konnte, blieb Köln in seiner Sonderstellung; nur spärlich zuckte ein Strahl des neuen Lichtes in das dunkle kölner Leben, und theilnahmlos blieb die Stadt Köln bei den gewaltigen Fluthungen auf dem Gebiete des Geistes. Mitten in diesem stillen Philisterleben wuchs ein Mann heran, der in sich den Drang fühlte, sich selbst von der kölner Engherzigkeit und Abgeschlossenheit zu emancipiren und seine geliebte Vaterstadt auf eine Stellung zu erheben, in der sie den Vorwurf des Obscurantismus nicht weiter zu befürchten habe.

Dieser Mann war Ferdinand Franz Wallraf.

---

*) Jetzt steht die Bürgerschule an dieser Stelle.

Viertes Capitel.

Wallraf's Jugend.

Ferdinand Franz Wallraf wurde geboren am 20. Juli 1748, als Johann Nikolaus von Krufft und Melchior Rütger von Kerig Bürgermeister waren. Der Vater, Kaspar Wallraf, war ein bemittelter Meister der Schneiderzunft, die Mutter, Katharina Nettesheim, die Tochter eines wohlhabenden Brauers. Die ersten Jahre seiner Kindheit verlebte er in seinem Geburtshause auf dem Steinweg; später verzogen die Eltern an St. Lorenz. Tiefe Frömmigkeit, schlichter Biedersinn und treue Ehrlichkeit walteten im Wallraf'schen Hause. Dabei gab ein gewisser republicanischer Stolz, wie allen Vollbürgern der alten freien Reichsstadt Köln, so auch dem Meister Wallraf einen eigenthümlichen Anstrich von Selbstgefälligkeit und Gewichtigkeit. Jeder kölner Bürger kannte die Bedeutung, welche seine Vaterstadt in der Entwicklung der deutschen Verhältnisse gehabt hatte. Er lebte so ganz in der großen Vergangenheit, in welcher seine Vorfahren sich kühn neben jeden Reichsgrafen stellen konnten. Er wollte es nicht wissen, daß es im achtzehnten Jahrhundert ganz anders geworden war, daß das Köln dieser Zeit mit seiner ganzen reichsstädtischen Verfassung nur noch da stand als ein trauriger Rest einer früheren stolzen, kräftigen Herrlichkeit. Die alte Macht war gebrochen, und die mächtigen Thürme und Mauern gaben der matten Gegenwart Zeugniß, was die Stadt in einer ereignißvollen Vergan-

Wallraf, geb. 20/7. 1748.

genheit vermocht hatte. Der frühere Geist, der alte Kern waren aus der Bürgerschaft entschwunden, die gebrechliche Form, die leere Schale nur geblieben. Mit ungemeiner Zähigkeit klammerte sich die schwache Gegenwart an die alten Formen, die alten Gebräuche und die alten Traditionen; sie glaubte hierdurch den Geist gleichsam wieder heraufbeschwören zu können, der in früheren Zeiten dem städtischen Gemeinwesen so strahlenden Glanz und so imponirende Macht verliehen hatte. Jede Form, jeder Gebrauch erinnerte an Zeiten, in denen Könige und Kaiser einen Stolz in die Freundschaft mit der Stadt Köln setzten. Damals vermochte die städtische Bürgerschaft den stärksten Heeren siegreichen Widerstand zu leisten, die bürgerliche Freiheit triumphirte aufs glänzendste über jeglichen Angriff. Die kölner Flagge stand auf allen Meeren in Achtung, und der kölner Reichthum war in aller Welt Munde zum Sprüchworte geworden. Jeder Bürger war stolz auf die ruhmreiche Vergangenheit seiner Vaterstadt; er hatte nichts lieber, als wenn er in der Geschichte seiner Familie Anknüpfungspuncte finden konnte, die sein Haus mit großen Ereignissen früherer Jahrhunderte in engere Beziehung brachten oder seine Verwandtschaft mit berühmten Persönlichkeiten aus Kölns Vergangenheit documentirten. Darum ist es leicht erklärlich, warum der Kölner aus ähnlichem Klange der Familien-Namen so gern seine Abstammung von dem einen oder anderen bekannten Geschlechte der mittleren Jahrhunderte herleiten wollte.

Meister Wallraf.

So setzte auch der alte Meister Wallraf, der seine Kundschaft meist unter den reichen Patriziern und unter den Grafen des hohen Domstiftes hatte, einen Stolz darein, seinen und seiner Frau Namen mit Geschlechtern in Verbindung bringen zu können, die mit den Ahnen der meisten seiner Kunden in Bezug auf Ruhm und Alter kühn in die Schranken treten konnten. Seinen eigenen Stammbaum führte er hinauf zu dem alten patrizischen Geschlechte der Walrave. Durch den Namen seiner Frau wollte er sich zu dem als Philosoph, Theolog, Magier, Astrolog, unerschrockener Krieger, Jurist, Mediciner, Satiriker, Pamphletist, kaiserlicher Historiograph und Geheimschreiber berühmten und durch sein unstätes, vielbewegtes und abenteuerliches Leben vielgenannten Cornelius

Agrippa von Nettesheim in verwandtschaftliche Beziehung bringen. Bei seinem Sohne fiel dieser naive Ahnendünkel auf fruchtreichen Boden. Er vermochte sich bis in seine spätesten Jahre der vom Vater ererbten Eitelkeit auf seine vornehme Abkunft nicht zu entschlagen. In seinem Kampfe gegen das Stabilitäts-Princip der meisten Universitäts- und Gymnasial-Professoren mochte er sich Vieles zu Gute thun auf die Verwandtschaft mit einem Manne, der mit der höchsten Erbitterung gegen die Universität in die Schranken getreten war; der es sich zum Ruhme angerechnet hatte, von den kölner Gelehrten verachtet worden zu sein; der die Unwissenheit mehrer Universitäts-Glieder mit der schonungslosesten Bitterkeit angegriffen, in seinem von Gelehrtheit strotzenden Buche über die Ungewißheit und Eitelkeit der Wissenschaften den gefährlichsten Kampf gegen die scholastische Richtung seiner Zeit unternommen und alle gelehrten Zünfte und Innungen gegen sich aufgehetzt hatte*).

Der junge Wallraf genoß im elterlichen Hause eine sehr sorgfältige Erziehung. Die Frömmigkeit der liebenden Mutter war besorgt, das Herz des kleinen Franz mit der tiefsten Gottesfurcht zu erfüllen. Daneben schlug die ergebenste Elternliebe und der ehrfurchtvollste Gehorsam die festesten Wurzeln. In dem feurigen, geweckten, munteren Knaben schien die Lernbegierde, welche die Eltern unablässig mit neuen Fragen bestürmte, schon früh darauf hinzudeuten, daß der Sohn im Gewerbe des Vaters seinen Beruf nicht finden werde. Mit dem siebenten Lebensjahre begann er, eine der vielen Schul-Anstalten zu besuchen, deren Bestimmung es war, die kölner Jugend zu dem höheren Unterrichte vorzubereiten. Die Mutter.

Das Elementar-Schulwesen lag damals zu Köln noch sehr im Argen. Der städtische Magistrat kümmerte sich nicht darum, und an eine einheitliche Leitung war gar nicht zu denken. Diejenigen, von denen die Elementar-Schulen in Pflege und Obhut genommen wurden, ließen sich hierbei weniger durch die Rücksicht auf die

---

*) Dr. Werres, Agrippa von Nettesheim, in Beiblättern der Kölnischen Zeitung.

Nothwendigkeit eines gewissen Grades allgemeiner Volksbildung leiten, als durch das Bedürfniß einer angemessenen Anzahl von Vorbereitungs-Anstalten für die Gymnasien. Diese Schulen waren entweder Privat-Unternehmen oder Pfarr- und Stifts-Schulen, oder sie standen in directer Verbindung mit einem der drei Gymnasien. Werdenhagen will im Jahre 1630 über hundert Privat-Schulen in Köln gezählt haben*). Pfarr-Schulen gab es zweiundzwanzig und eilf Stifts-Schulen; über jene führte der betreffende Pfarrer, über diese der betreffende Stifts-Scholaster, Canonicus scholasticus, die Aufsicht. Die Gelegenheit zum Lernen war also in hinreichendem Maße geboten. Die mit den Gymnasien in Verbindung stehenden Vorbereitungs-Classen hießen Tirocinien oder Silentien; doch auch die Privat-, Pfarr- und Stifts-Schulen wurden meistens Silentien genannt. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gab es deren im Ganzen dreißig. In ihnen wurde der Knabe in die Rudimenta der lateinischen Sprache so weit eingeführt, daß er, mit der Formenlehre völlig vertraut, in das Gymnasium übergehen konnte. Neben dem Zwecke der Vorbereitung verbanden sie auch für die Schüler der Gymnasien eine Wiederholung. Die Silentien des Montaner- und Laurentianer-Gymnasiums wurden von einem wirklichen Professor dieser Anstalten mit Zuziehung eines oder, bei größerer Anzahl der Zöglinge, mehrerer Unterlehrer gehalten. Im Tirocinium des Jesuiten-Gymnasiums war kein Mitglied des Collegiums, sondern ein geistlicher Privat-Lehrer beschäftigt. Der Unterricht begann täglich Morgens um acht Uhr und dauerte bis eilf; dann führte der Lehrer die Zöglinge zur nächsten Pfarrkirche zur heiligen Messe und schickte sie hierauf mit ernster Anempfehlung eines sittsamen Betragens nach Hause zurück. Um ein Uhr Nachmittags begann der Unterricht wieder und dauerte bis vier Uhr. Für die erwachsenen Zöglinge begann um halb fünf die Abendschule, das eigentliche Silentium; diese dauerte im Sommer wie im Winter bis acht Uhr. Die fähigeren Zöglinge dieser Schulen durften auch mit den Schülern

[Margin: Schulen, 1630.]

[Margin: Silentien.]

---

*) Tractatus specialis de reb. publ. Hanseaticis.

der untersten Classen der Gymnasien an den monatlichen schriftlichen Compositionen um die Plätze (certamen pro locis) Theil nehmen, und sie vernahmen mit Freude und großer Aufmunterung zum Fleiße die ihnen durch Anweisung eines höheren Platzes gewordene Auszeichnung. Die Regenten der Gymnasien schickten von Zeit zu Zeit einen Professor der höheren Classen in diese Vorbereitungs-Schulen, um die Zöglinge zu prüfen und den Fleiß derselben durch pergamentene Heiligenbilder zu belohnen. Diese Vorbereitungs-Schulen hatten aber auch den Zweck, den Unterricht der unteren Gymnasial-Classen mit den Schülern zu wiederholen. Die zu einer dieser Wiederholungs-Schulen gehörigen Gymnasiasten erhielten im Gymnasium zwei Stunden Unterricht, wohnten der heiligen Messe bei und gingen dann im Sommer um neun und im Winter um zehn Uhr in das Tirocinium. Nachmittags besuchten sie wieder von ein bis halb vier Uhr das Gymnasium und brachten dann von halb fünf bis acht Uhr im Tirocinium zu. Hier wurde der im Gymnasium ertheilte Unterricht, namentlich die Auslegung der Classiker, wiederholt, dann wurden unter Aufsicht des Lehrers die im Gymnasium dictirten Ausarbeitungen und Uebersetzungs-Aufgaben angefertigt, nachgesehen, erklärt und verbessert. Die studirende Jugend sollte durch diese Repetition des erhaltenen Unterrichts und durch diese Leitung ihrer Schul-Arbeiten an beharrliches, gründliches Studiren gewöhnt und vor Müßiggang und Ausschweifungen gesichert werden*). Durchgehends waren die Silentiarien äußerst schlecht gestellt. Ihre Besoldung bestand in dem von den Kindern und den Silentiums-Schülern zu erhebenden geringen Schulgelde. Einzelne erhielten nicht so viel, daß sie Feuer, Licht und Miethzins davon bestreiten konnten. Die Silentien verfehlten ganz und gar ihren Zweck. „Wegen Besorgung so vieler verschiedenen Subjecte und Classen der Lernenden", sagt Wallraf, „konnte auf den Fortgang und prüfenden Unterricht eines jeden Studenten nicht gehörige Achtsamkeit und Zucht verwandt werden. Die dabei sitzenden kleinen Kinder störten durch

Präzeptoren.

---

*) v. Bianco, 347.

Lärmen und Schreien das versammelt sein sollende Gemüth des componirenden Studenten. Professor silentiarius mußte wegen der Studentensorge und wegen seiner eigenen öfteren Abwesenheit zu Gymnasial-Geschäften seine kleinere Jugend einem meist unerfahrenen und erziehungsunkundigen Miethlinge oder sogenannten Präceptor überlassen. Studenten der höheren Classen, besonders auswärtige, entzogen sich vielfach aus erzwungener Indulgenz der Silentiarien, wenn sie solche aus ihren Silentien nicht verlieren wollten, der Beobachtung der Silentien gänzlich, lehnten sich gegen alle Bestrafung oder Drohung auf, lockerten alle Disciplin und gaben der nebensitzenden kleineren Jugend das schlechteste Beispiel *)."

Wallraf im Gymnasium.

Nachdem sich Wallraf im Tirocinium mit der Formenlehre der lateinischen Sprache vertraut gemacht hatte, trat er mit dem zwölften Jahre in das Gymnasium ein. Sein rastloser Fleiß, sein freundliches Benehmen, sein freier, offener Blick, sein gewecktes Wesen, seine bescheidene Sprache sicherten ihm bald die allgemeinste Zuneigung bei seinen Lehrern wie Mitschülern. An Allem erkannte man in ihm ein glänzendes, vielversprechendes Talent. Die Aufmerksamkeit, welche der brave, fleißige, muntere, einnehmende Knabe auf sich zog, ging bald über die Gränzen seiner Schule hinaus. In weiteren Kreisen sprach man viel mit Wohlgefallen von den kühnen Erwartungen, die man auf den jungen Wallraf zu setzen berechtigt war. Mit den Jahren stieg Wallraf's Fleiß und Lernbegier. Seine wenigen Schulbücher vermochten seinen Wissensdurst nicht zu befriedigen. Darum schleppte er von allen Seiten alte Bücher in sein friedliches Dachstübchen zusammen und richtete sich hier eine Art von wissenschaftlichem Heiligthume ein, in dem er jede freie Stunde mit eifrigem Lesen verbrachte. Die Erholung, welche andere Kinder in fröhlichem Spiele fanden, suchte er in seinem geringen Bücher-Vorrath. Königlich war sein Vergnügen, wenn er durch die Gefälligkeit eines Lehrers oder einer befreundeten Familie oder eines

---

*) Bericht an die Studien-Commission.

wohlthätigen Gönners seinen Schatz um das eine oder andere Buch anwachsen sah. Den sparsamen Vater durfte er selten um ein Buch ansprechen, welches nicht unbedingt zum Schulgebrauche angeschafft werden mußte. Wenn durch Glück oder Zufall irgend ein neues Werk in seinen Besitz gekommen war, ruhte er nicht, bis er dasselbe durchgelesen hatte. Nicht selten fand ihn die Mutter, wenn sie am frühen Morgen ihren häuslichen Geschäften nachging, bei niedergebranntem Lichte irgend einen Folianten im Arme haltend. Die Schwingen seines strebsamen Geistes wurden vielfach gehemmt durch den pedantischen Formenkram des Gymnasialwesens. In den engen und strengen Gränzen dieses Unterrichts fand er keine Anregung zur Begeisterung für solche wissenschaftliche Gegenstände, die über die Sphäre der Schule hinaus lagen. Er fühlte, daß die Wissenschaft höhere Beziehungen habe, als die pedantischen Professoren aufzufinden und zu entwickeln vermochten. Aber dieses Gefühl blieb schlummern unter dem bleiernen Drucke, den der ganze Schul-Unterricht auf seinen Geist ausübte. Freier begann er aufzuathmen, als er mit dem sechszehnten Jahre die Rhethorica verließ und zum Studium der Philosophie und zwei Jahre später zu dem der Theologie überging. Während seiner akademischen Studien knüpfte er Freundschaft mit der Familie Menn und dem Vicar Hardy an, — eine Verbindung, die den wohlthätigsten und nachhaltigsten Einfluß auf sein ganzes Leben ausgeübt hat.

Die Familie Menn war eine der wenigen kölner Familien, in denen Kunst und Wissenschaft freundliche Pflege und großmüthige Unterstützung fand. In dem Menn'schen Ehepaare hatte der Lichtfunke des neuen Geistes gezündet, und hier schienen die Waffen für den Kampf gegen die kölner Finsterniß geschmiedet werden zu sollen. Der kurfürstlich kölner Hof- und Medicinalrath, Doctor der Arzneigelahrtheit, der medicinischen Facultät Professor primarius und Promotor perpetuus, Johann Georg Menn, hatte die Gebrechen der Universität klar erkannt. Durch eine radicale Reform der medicinischen Facultät wollte er den Weg zeigen, auf dem das ganze kölner Unterrichtswesen wieder zu dem früheren Glanze emporgehoben werden könne. Geist, Kraft und

Die Familie Menn.

Ausdauer verbanden sich in ihm, um den kölner medicinischen Studien eine achtunggebietende Stellung zu verschaffen. Der Ruf
1777. und das Gewicht seines Namens füllte den 1777 neu errichteten medicinischen Hörsaal und das auf sein Betreiben erbaute Laboratorium mit zahlreichen Zuhörern. Auf jede neue Erscheinung in der Medicin wie in jedem anderen Fache der Literatur war seine Aufmerksamkeit hin gerichtet; keine Ausgabe scheute er, um seine Bibliothek wie seine Sammlung medicinischer und physicalischer Instrumente zu möglichster Vollständigkeit zu bringen*). Für die Candidaten der Medicin sollte dieser Bücherschatz den Mangel einer öffentlichen Universitäts-Bibliothek ersetzen. Menn's Gattin,
Frau Menn. Dorothea Schauberg, Erbin der berühmten Schaubergischen Buchdruckerei, war wegen ihres edeln Charakters, ihrer bescheidenen Tugend und ihres hohen Geistes eine der freundlichsten Erscheinungen der Stadt Köln. Sie war eine Frau von Talent, Witz und Weltkenntniß; fromm ohne Bigotterie, wohlthätig ohne Ostentation, kunstliebend ohne Verläugnung bescheidener Weiblichkeit. „Sie wandelte mit Hardy in gleichem Alter und gleicher Liebe zur Kunst bei dauernder Freundschaft. Wie Hardy, bildete sie in Wachs, zeichnete, versuchte bei seiner Leitung die Oelmalerei in der Landschaft und besaß viele Kunst-Kritik. Ihr Genie war aber vorzüglich für die Tonkunst und die italienische Gesangweise durch die geschicktesten hiesigen und fremden Meister jener Zeit gebildet worden**)." Auf fast allen Instrumenten war sie geübt. In der theoretisch-musicalischen Kritik hatte sie sich zu seltener Höhe eines klaren Urtheils und tiefer Kenntnisse emporgeschwungen. Auch auf dem Gebiete der Physik und Naturgeschichte war sie nicht unbewandert. Ihr häufiger Umgang mit distinguirten Familien in Bonn, namentlich mit der Aebtissin von Vilich, gab ihr

---

*) Die medicinische Bibliothek und die Instrumenten-Sammlung kamen nach Menn's Tode nach Bonn; der Kurfürst Max Friedrich zahlte dafür aus seiner Privat-Chatouille an die Witwe eine jährliche Pension von 100 Ducaten.

**) Wallraf, Ode an Hardy.

Gelegenheit, sich mit den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der erwachenden schönwissenschaftlichen deutschen Literatur bekannt zu machen. Jede Stunde, in der sie nicht durch häusliche Geschäfte in Anspruch genommen war, widmete sie der Uebung in der Kunst oder der Pflege der Wissenschaft. Der Geist längst verflossener Jahrhunderte schien in dem Menn'schen Hause wieder erwacht zu sein. Eine höhere Begeisterung hatte das hier waltende Leben über den gewöhnlichen kölner Krämergeist weit emporgehoben. Wie ein Mitglied dieser edeln Familie wurde der Dom-Vicar Bernhard Kaspar Hardy betrachtet. Schon in frühester Jugend zeigten sich bei diesem merkwürdigen Manne die unverkennbarsten Anzeichen eines großartigen Künstler-Talentes. Seine Eltern schickten den muntern Knaben in die benachbarte Trivial-Schule an der hohen Schmiede. Hier führte damals ein gewisser Magister Siepen die Zuchtruthe. Dieser glaubte bei jeder Federzeichnung und bei jedem Wachsfigürchen, dergleichen er in den Papieren oder in den Händen des jungen Hardy immerfort antraf, den bösen Genius der Kunst, dem Geiste der damaligen Erziehung gemäß, aus dem Knaben herausprügeln zu müssen. Nach jeder solchen Execution hatte der Magister nichts eiliger zu thun, als der guten, bekümmerten Mutter in ihrem geliebten Kinde einen für alle gute Hoffnung verlorenen Menschen zu prophezeien. Doch Hardy überstand hier und eben so im Laurentianer-Gymnasium duldend sein hartes Musen-Noviziat; er benutzte, was er für seinen Trieb und Zweck dienlich fand, bildete seinen Geist durch die Lecture der Dichter, suchte Nahrung für seine Phantasie in der heidnischen Götterlehre, dachte, zeichnete, schnitzte, bossirte und ging den Pfad seiner eigenen Philosophie. In seinem fünfzehnten Jahre zeigte er schon von seiner Hand Copieen und eigene Gestalten in Wachs, über deren Natur, Kunstgeschmack und fleißige, dennoch freie Bearbeitung auch der Kenner sich hoch verwunderte. Er selbst gestand in seinen letzten Lebensjahren, daß er dergleichen Jugend-Versuche späterhin manchmal betrachtet habe und gestehen müsse, in der letzten Epoche seiner Wirksamkeit nicht correcter gearbeitet zu haben. Das ergiebigste Feld für seine Neigung und sein Talent glaubte er in der Oelmalerei zu finden. Lange suchte

Hardy.

er aber vergeblich nach dem Schlüssel zu dieser Kunst. Endlich, erst als er sich schon im Priester-Seminar zum Empfange der heiligen Weihen vorbereitete, fand er Gelegenheit, seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Von einem gleichgesinnten, kunstbegeisterten Commilitonen erhielt er den nöthigen Unterricht in der Führung des Pinsels und in der Mischung der Farben. Seine frühesten Erzeugnisse in dieser Kunst waren keine Werke, worin man den Anfänger vermuthen konnte. Sein klares und richtiges Auge, seine leichte und feste Hand sicherten allem, was er unter den Pinsel nahm, die schönste Vollendung. Copieen beseelte er immer mit dem Geiste des Meisters, und solche, die er besonders nach de Laer und Breughel verfertigte, wurden trotz Originalen bezahlt. Seinen Copieen wußte er den Charakter der Originalität in der Weise aufzudrücken, daß der Director Krahe von Düsseldorf scherzweise zu ihm sagen konnte: „Nein, Herr Vicar, so ist es nicht erlaubt, zu copiren." Mit gleichem Erfolge und gleichem Eifer warf er sich auch auf die Emaille-Malerei. Auch in diesem Kunstzweige lieferte er bald Werke ganz besonderer Kraft. Sein Welt-Heiland nach Carlo Dolce (in Oval, etwa zwei Zoll hoch) erregte der Stärke und Vollkommenheit des Schmelz-Colorits wegen mit Recht die vollste Bewunderung aller Kenner und Nichtkenner. Er hatte selbst eine solche Liebe zu diesem Stücke, daß er sich nie davon trennen wollte und beharrlich jedes Gebot dafür ausschlug. Diese Arbeiten in der Emaille mußte er der Beschwernisse, des Zeitverlustes und der Gesundheit wegen recht bald aufgeben. Er warf sich nun mit aller Kraft seines Geistes und Talentes auf Muschel-Schnitzwerke in Form der antiken Cameen und auf Bossir-Arbeiten in weißer und farbiger Wachsmasse. Im Wachsbossiren hat er eine Stellung errungen, die noch von keinem Anderen erreicht worden ist. Hierin debutirte er, dem damaligen Zeitgeschmacke gemäß, zuerst in Basrelief-Bildnissen der Großen mit den trefflichsten Natur- und Charakterzügen. Auch das Natürliche der Stoffe, besonders der Spitzen, fesselte jedes Auge. Dann ging er über zu Charakter-Figuren voll psychologischer Wahrheit und zu idyllischen Gegenständen, aus denen die reinsten, zartesten Empfindungen hervorsprechen. Er bossirte halbe Figuren in Wachs, bei-

Bossir-Arbeiten.

nahe rund, wozu er die Jahreszeiten und sonst charakteristisch gefällige Gegenstände wählte, von der lebenslustigsten Gärtnerin mit Frucht- und Gemüsekorb bis zum alten, vor einem frugalen Tische betenden Bauersmanne, ja, bis zum frommen Sterbenden. Diese Gegenstände, hinter Glas in ungefähr fußhohen Kästchen, waren mit buntem Wachs harmonisch, dem Charakter gemäß, colorirt*). Von Einheimischen und Fremden wurden diese Arbeiten begierig gekauft, und von einzelnen Liebhabern vollständige Sammlungen davon angelegt. Nicht geringere Erfolge, als in dieser Kunst, errang Hardy mit seinen Arbeiten in vergoldeter Bronze. Trotz der mannigfachsten Schwierigkeiten gelangte er zu den glänzendsten Resultaten. Neben einem höchst fleißig gearbeiteten vergoldeten Kopfe Homer's erregten besonders zwei allegorische Gruppen, die „Ars artis imago" und die „Ars imago vitae", die vollste Bewunderung jedes Beschauers. Der Kurfürst Max Friedrich bat den Künstler mit diesen beiden Gruppen nach Bonn, und er erstand dieselben um den Preis, den Hardy dafür bestimmte. Sie erhielten in dem prachtvollen Gesellschafts-Saale des Schlosses zwischen älteren und neueren italienischen Kunstwerken ähnlicher Art ihre Stelle. Wohin sie später gekommen sind, ist unbekannt. Ein von Hardy in vergoldeter Bronze vortrefflich ausgeführter, ziemlich großer Heiland am Kreuze gehört zu den Schätzen des kölner Domes.

Mechanikus.

Außer all diesen Gattungen der künstlerischen Thätigkeit überflog Hardy's forschender Geist auch das Gebiet der Physik. Hierbei besaß er an seinem Bruder Wilhelm, der früher die Apothekerkunst gelernt hatte, einen eifrigen Gehülfen. Mit unermüdlichem Fleiße sammelte er sich umfassende theoretische Kenntnisse in der Physik, und verfertigte selbst mit künstlerischer Hand alle Instrumente, die er zu seinen physicalischen Versuchen und Experimenten nöthig hatte. Hardy brachte die Einrichtung des Mikroskops zu ihrer höchsten Vollkommenheit. Durch Verkürzung des Tubus und Verdünnung der Linsen, ganz gegen die früher befolgte Methode, entdeckte er

*) Göthe's Werke, aus einer Reise am Rheine.

das Mittel, so tief in die Werkstätte der Natur zu dringen, daß dieselbe auch den kleinsten Gegenstand aus dem Felde ihrer Schöpfung uns nicht mehr vorenthalten kann. Hardy wurde von den Höfen zu Petersburg und Paris, wie auch von der pariser Akademie mit Bestellung einiger seiner verbesserten Mikroskope beehrt. Seine zusammengesetzten Mikroskope haben den Ruhm, daß im inneren Mechanismus, in der Deutlichkeit, Richtigkeit und Kraft, selbst im Aeußern der unmerklichen Bewegung und im Ansehen wenige ihnen beikommen. So viel die isolirte Lage der Stadt Köln es zuließ, bereicherte er sein Cabinet stets mit neu entdeckten Instrumenten und Apparaten. In einem Briefe an Wallraf bedauert er schmerzlich, daß man in Köln erst die Entdeckungen erfahre, die anderwärts schon seit fünfundzwanzig Jahren bekannt seien. Er selbst kam selten vor die Thore der Stadt; jeden Freund aber, der eine kürzere oder weitere Reise unternahm, bat er, doch ja darauf zu achten, „ob er nicht an einem oder dem anderen Orte etwas Schönes und in Köln Unbekanntes im physicalischen Fache entdecken könne“. Mit besonderem Interesse hatte er die Beschreibung eines in Mainz aufgestellten höchst künstlichen Planetariums gelesen. Durch seinen Freund Wallraf hoffte er etwas Näheres über dieses Kunstwerk erfahren zu können. „Wenn Sie Ihre Rückreise“, schrieb er am 12. September 1783, „sollten durch Mainz machen können, spannen Sie doch alle Kräfte an, um das ruhmbare Planetarium bei Herrn von Dünnwald in seiner Bewegung zu sehen; wenigstens daß Sie doch den Anfang eines periodischen Laufes der Planeten mit ihren Trabanten wahrnehmen können. Die Abschrift darüber habe ich durch Herrn Müller erhalten; es übersteigt alle meine Einbildungskraft. So geben Sie doch ganz genau auf Alles Acht*).“ Seinem Wunsche wurde vollkommen entsprochen, und später gelang es ihm, ein ähnliches Planetarium herzustellen und in Gang zu setzen, welches dem mainzer in keiner Weise nachstand. Es war dieses ein Kunstwerk, welches nach der neuesten Theorie

*) Brief Hardy's an Wallraf.

binnen einer mit dem Fixstern-Himmel in richtigen Distanzen bezeichneten großen Glaskugel den Lauf der Planeten und ihrer Trabanten mit ihren bestimmten, durch ein inneres Uhr- und Stundenwerk unterhaltenen verschiedenen Bewegungen zeigte. Ein Corrolar zu dieser Arbeit bildeten die beiden Erd- und Himmelskugeln, die er mit der speciellsten Sachkenntniß und mit der sorgfältigsten Genauigkeit gezeichnet hatte.

Hardy's ganzes Künstlerleben war durchweht von einem lieblichen Hauche der innigsten Frömmigkeit. Er war Künstler, vergaß dabei aber nicht, daß er auch Priester der katholischen Kirche war. Die Erfüllung seiner Pflichten als Priester stand ihm in erster Reihe, dann kamen die Beschäftigungen, wozu Neigung und Talent ihn trieb. Er konnte mit Recht stolz sein auf die hohe Stellung, die er sich durch Fleiß, Ausdauer und rüstiges Schaffen in der Kunstwelt errungen hatte; aber sein bescheidener, demüthiger Sinn wollte nur fremde Vorzüge erkennen und räumte gern jedem anderen Künstler den Vorrang ein. Sein eigenes Schaffen wollte ihm nur gering und unbedeutend erscheinen, wenn er von den Arbeiten Anderer sprach. „Meine Beschäftigungen", schreibt er an Wallraf, „sind noch immer die gewöhnlichen, simpel und schlecht, wie es auf meinem Stübchen pflegt herzugehen; auch noch nichts Neues hab' ich zur Welt gebracht, als ein Paar netter frischer Bauern-Mädchen. Die Köpfe der alten Gelehrten en bronze sind auch jetzt unter meinen Händen; aber wie klein müssen Ihnen künftig diese Sachen vorkommen, indem Ihre Augen jetzt von einiger Zeit her an das Große und Herrliche gewohnt sind*)!"

Das war der Mann, der tagtäglich, wenn er Abspannung, Zerstreuung und Unterhaltung suchte, seine Schritte aus seiner bescheidenen Wohnung auf Margarethen-Kloster nach dem Hause des Professors Menn an St. Lorenz lenkte. Hier fand er, was sein Herz verlangte: treue Freundschaft, heiteren Sinn, klare Lebens-Anschauung, Liebe zur Kunst, Pflege der Wissenschaft, Be- Hardy und die Familie Menn.

*) Brief Hardy's an Wallraf.

geisterung für alles Schöne und Edle. In diesem schönen Kreise wehte ein frischer Hauch edler Begeisterung für jedes Streben auf dem Gebiete des Geistes, für jede Göttergabe, die das menschliche Leben aus den Fesseln der Alltäglichkeit zu befreien im Stande ist. Wallraf hatte schon früh das Glück, seine Erholungsstunden in diesem Kreise zubringen zu dürfen. Hier war es, wo sein Geist Erquickung und Anregung suchte, wenn ihm in dem Schlendrian der akademischen Vorträge alle Lust am Gelehrtenthum zu vergehen drohte, und hier war es, wo er Trost und Aufmunterung fand, wenn das Leben mit seinen Plagen und Sorgen ihm seine Stunden verbittern wollte. Dieser Umgang, in dem Wallraf die Starrheit der Wissenschaft mit der Heiterkeit des Lebens zu vereinen lernte, zog ihn mit einem eigenthümlichen Zauber an. Hier wurden ihm Aussichten eröffnet, die sein Herz mit den kühnsten Hoffnungen erfüllten; Plane wurden hier angeregt, die in seiner Vaterstadt eine wahre geistige Revolution anzubahnen geeignet waren. Hier gewann die Bildung seines Herzens und Verstandes eine Grundlage, auf der er mit der Hoffnung eines günstigen Erfolges sich in seiner Vaterstadt die Veredlung des Geschmackes, die Hebung jedes geistigen Lebens und die Beförderung der allgemeinen Gesittung angelegen sein lassen konnte. Das Menn'sche Haus war für ihn eine Kunstschule, in der er vom Standpuncte eines scheuen Dilettanten allmählich auf die Höhe eines begeisterten Kunst-Eingeweihten erhoben wurde. Es war aber mehr die Kritik, als die ausübende Kunst und Kunstfertigkeit, wohin sein Geist neigte und sein Talent sich ausbildete. Hardy versuchte es, ihn zu einem praktischen Künstler heranzubilden; mit dem Bossiren begann er, doch es mißlang; durch die Standesgeschäfte wurden dem jungen Schüler Laune und Zeit dazu geraubt. Besser als mit der Praxis ging es mit der Theorie. „Hardy's Inspiration gab ihm die höhere Einweihung in die Theorie der Kunst. Er legte ihm zuerst Winckelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums, dessen Allegorie für die Kunst und kleinere Werke, Sandrat's Akademie, Hogarth's Zergliederung der Schönheit, Hagedorn's und Meng's Schriften vor und erläuterte ihm die Geheimnisse der Kunst-Schönheiten unablässig durch Vergleichungen,

Wallraf in diesem Kreise.

Beweise und Beispiele *)." Er gab ihm den Muth, sich im Urtheilen über Kunst-Gegenstände mit den ausübenden Künstlern selbst auf gleiche Stufe zu stellen und neben diesen das Recht einer prüfenden Kritik zu beanspruchen. Durch Hardy lernte er in Winckelmann das Talent kennen, welches durch das Studium Winckelmann. der Alten die Kunst wieder völlig zu regeneriren versprach. Mitten in der Verkümmerung des protestantischen Lebens, unter beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, trug Winckelmann ein unaussprechliches Verlangen nach der Schönheit und der formellen Vollendung des Griechenthums in seiner Seele. Es gelang ihm, das griechische Leben in seiner reifsten Frucht, der Kunst, gewisser Maßen neu zu entdecken und sich ganz anzueignen, nicht ohne schwere Opfer, nicht ohne Beeinträchtigung des natürlichen Bandes, welches ihn an sein Volk fesseln sollte **). Nach dem Vorbilde der Griechen suchte er das Ideal der Schönheit lediglich in der Form; diese Form betrachtete er als ein für sich bestehendes Absolutes, das jedem beliebigen Inhalte aufgeprägt werden könne. Die neue Bahn, die er auf dem Gebiete des Kunstlebens brach, fußte auf Anschauungen, welche dem krassesten Heidenthume ein volles, begeistertes Herz entgegentrugen und dem Christenthume jede Berechtigung und jeden Erfolg auf dem Felde der Kunst absprachen. Winckelmann war bestrebt, die vorchristlichen Zeiten der Griechen und Römer als eine wahre Muster-Periode zu preisen und die Kunst-Erzeugnisse von Athen, Korinth, Argos und Rom als die einzigen beachtenswerthen Vorbilder zur Nachahmung zu empfehlen. Er wollte nicht bedenken, daß diese Erzeugnisse von einem Geiste getragen wurden, der den Principien der neueren Zeiten diametral entgegen stand und die Grundlagen der christlichen Gesellschaft in ihrem Bestande zu erschüttern drohen mußte. Weil Winckelmann sich keine Mühe gegeben hatte, in das Verständniß der Kraft des christlichen Geistes einzudringen, darum ließ er auch den Leistungen der christlichen und kirchlichen Kunst nicht die geringste Beachtung

*) Erklärungen zu der Ode auf Hardy.

**) Julian Schmidt, Gesch. der deutschen Literatur, 1, 6.

angedeihen. Die bewunderswerthesten Werke des Mittelalters, die in allen Nuancirungen den tiefsten Glauben, die höchste Begeisterung, den edelsten Schönheitssinn bekunden, konnten vor seiner heidnischen Kritik keine Gnade finden. Durch Winckelmann wurde auch Wallraf mit der höchsten Begeisterung für das Studium der Kunst und Literatur der Alten erfüllt. Er ließ sich fortreißen von einer blinden Begeisterung für eine Kunstrichtung, die ohne wahren geistigen Gehalt in einer sclavischen Nachahmung der antiken Schöpfungen das höchste Ziel ihres Strebens finden wollte. Er ließ sich erfüllen von einer unberechtigten Vorliebe für eine Zeit, deren gepriesenste Großthaten als unverträglich mit der ausgebildeten Moral der christlichen Gesellschaft und in den Augen der Vernunft wie der Humanität lediglich nur als verabscheuungswürdige Verbrechen erkannt werden müssen. Abgesehen von der allzu hohen Schätzung der Antike auf Kosten der christlichen Kunst, fand Wallraf durch Winckelmann den Weg, auf dem er seinen Schönheitssinn entwickeln, den Anschluß an den neuen Geist in Deutschland finden und die Nachahmung des französischen Geschmacks aufs tiefste hassen lernte. In dem Menn'schen Hause legte Wallraf den Grund zu seiner Richtigkeit des Blickes, seiner Schärfe des Urtheils, seinem Glücke in der Erfindung und seiner Gefälligkeit in der Composition, — alles Vorzüge, wodurch er sich später so sehr auszeichnete. Hier begann er sich vorzubereiten zu dem Kampfe, der das geistige Leben in Köln seiner Dumpfheit und Abgeschlossenheit entreißen sollte. Hier, wo mit ernsten Beschäftigungen harmlose Heiterkeit Hand in Hand ging, begann er, sich auch in der Musik zu üben, einer Kunst, die ihm in späteren Jahren so manche trübe Stunde erheiterte. Auch als Dr. Menn am 28. Juli 1781 starb, blieb das alte Verhältniß im Menn'schen Hause ungestört bestehen. Rathend, tröstend und nach Kräften helfend stand Frau Menn dem jungen Professor in allen Beschwernissen und Mühseligkeiten zur Seite. Am 24. October 1789 wurde auch diese „gute, edle Seele" den Freunden Wallraf und Hardy durch den Tod entrissen. Die eigentliche Stütze des traulichen Kreises war jetzt nicht mehr, und die angenehmen, lehrreichen Unterhaltungen hatten ein Ende. Die alte Herzlichkeit

Menn stirbt 1781.

Frau Menn stirbt 1789.

zwischen Hardy und Wallraf blieb aber vor wie nach dieselbe. Nach dem Tode der Frau Menn waren dem Vicar Hardy noch volle dreißig Jahre eines stillen, bescheidenen Künstlerlebens beschieden. Er zog die Aufmerksamkeit der verschiedensten Freunde und Kenner der Kunst aus allen Klassen und Nationen auf sich. Kein Reisender von Rang und Bedeutung kam nach Köln, ohne die bescheidene Wohnung dieses rüstig schaffenden Künstlers zu besuchen. Auch Göthe sprach bei dem würdigen Greise vor und setzte ihm in seinem Reiseberichte ein ehrendes Denkmal. Der französische Vandalismus wagte es nicht, die friedliche Ruhe dieses verehrten Künstlers zu stören. Durch einen förmlichen Beschluß der französischen Volks-Repräsentation wurde Hardy's Haus von jeder Kriegslast ausgenommen. Mit dem Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts feierte Hardy sein fünfzigjähriges Künstler-Jubiläum. Wallraf ergriff diese Gelegenheit, um durch eine fünfundvierzigstrophige „Ode an Hardy" den Ruhm und die Verdienste des gefeierten Freundes zu besingen*). Eine andere Ovation wurde ihm an seinem neunzigsten Namenstage von den Kunst-Verehrern der Stadt Köln in festlicher Weise gebracht. Nach dieser Feier lebte er noch über drei Jahre. Seine körperliche Gebrechlichkeit erforderte aber eine sorgsamere Pflege, als sein geringes Einkommen zu bestreiten erlaubte. Darum wandte sich Wallraf für ihn an das Königliche Ministerium, um ihm eine außerordentliche Unterstützung zu erwirken. „Die dringendste Bitte seines nun bald fünfzig Jahre lang mit ihm verbundenen Freundes," hieß es in diesem Schreiben, „der sich für ihn unterzeichnet, um die verschämte Selbstklage ihm zu ersparen, ergehet an die nächsten Sprecher bei dem königlichen Throne, um diesem letzten Reste der kölnischen Kunst aus besserer Zeit noch ein würdiges, vielleicht auf kein halbes Jahr erforderliches Lebensgehalt, zur Vermehrung seiner zu sparsamen Pension aus französischer

*) Im Jahre 1803 wurde diese Ode mit vielen Anmerkungen bei Schauberg gedruckt.

Zeit her, auszuwirken." Der warmen Unterstützung des Ober-Präsidenten Grafen von Solms-Laubach war es zu verdanken, daß Wallraf's Gesuch höheren Ortes geneigtes Gehör fand.

Hardy stirbt 1819.

Hardy starb am 17. März 1819. Um die Mittel zu einem würdigen Grabmale für diesen Nestor aller deutschen Künstler zusammenzubringen, veranstalteten Wallraf, DeNoël und DuMont im Dome eine Trauerfeier, bei deren Gelegenheit eine Summe von 400 Franken gesammelt wurde*).

---

*) Dieses Grabmal bleibt noch zu errichten.

Fünftes Capitel.

Die Gymnasien.

Der höhere Unterricht war es, worin der junge Wallraf seinen Lebensberuf zu finden glaubte. Neigung wie Anlagen sprachen hierfür. Auf einem der kölner Gymnasien sollte er seine Professoren-Laufbahn beginnen. Der Gymnasien gab es in Köln damals drei: das antiquissimum Montanum, das florentissimum Laurentianum und das celeberrimum Tricoronatum oder Jesuiten-Gymnasium. Diese Lehranstalten hatten vor und nach die vielen durch die ganze Stadt zerstreuten Bursen und Collegien absorbirt und hielten jetzt den gesammten den bestimmten Fachstudien vorangehenden Unterricht in Händen. Auf ihnen wurde der Jüngling in drei Classen durch den dreijährigen grammatischen Cursus in den humanistischen Unterricht hinaufgeführt; hier verweilte er zwei Jahre in den Classen der poëtica und rhethorica und ging dann zu dem eigentlichen philosophischen Studium über. Auch dieser Cursus, die logica und physica, wurde wieder in zwei Jahren mit den dazu gehörigen Promotionen absolvirt. Wegen der letztgenannten philosophischen Lehrklassen gehörten die Gymnasien zu der Universität und bildeten einen integrirenden Theil der facultas artium. Wenn der Jüngling die logica zurückgelegt und mindestens zwanzig Disputationen beigewohnt hatte, wurde er zum Baccalaureats-Examen zugelassen. Bei allen Lehrstunden, Disputationen und öffentlichen Acten war er gehalten, im Baccalaureats- Kölner Gymnasien.

Mantel zu erscheinen. Die Baccalaureen, welche das Magister-Examen machen wollten, mußten bestimmte vorgeschriebene Vorlesungen gehört und wenigstens achtmal in öffentlicher Disputation geantwortet haben. Die ordentlichen Disputationen fanden zu den Quatemberzeiten des Jahres Statt. Zur Uebung des Geistes und zur Weckung des Scharfsinnes wurden aber auch Disputationen mit dem täglichen Unterrichte verbunden. Außerdem wurde noch jährlich eine große feierliche Disputation gehalten, in welcher sich Lehrer, Baccalaureen und Schüler aller Facultäten gleichsam zu einer großen Parade versammelten. Hierbei präsentirte man jeglichen Vorrath von Sophismen, Mentalreservationen und Spitzfindigkeiten, und es wurde gern gesehen, wenn gewandte Köpfe Späße und Witze in anständiger Form einflochten. Bei solcher Feier war der disputirende Magister Held des Tages, magister disputans de quolibet, woher diese Festlichkeit auch disputatio quodlibetica genannt wurde.

Disputationen.

Im achtzehnten Jahrhundert hatten diese Disputationen das frühere Interesse völlig verloren. „Seit der düstere Apollo", klagt Wallraf, „das Privatinteresse der entstandenen Gymnasien von dem allgemeinen der Universität trennte, ließ man in den scholis artium nur zum Schein einige elende Disputationsstunden, die von Pfingsten an gehalten werden, worin selbst die von der Universität präbendirten Philosophie-Professoren, welche vermöge ihres Institutes fortfahren sollten, disputationes zu halten, in den wöchentlich angeschlagenen Zetteln zwar ihren Namen setzen, aber durch die Gymnasial-Professoren, welche sonst nur privati waren, sich suppliren lassen *)."

Beanenwesen.

Die Studenten der philosophischen Classen hatten am meisten von dem Pennal- und Beanenwesen zu leiden. Es waren dies die Reste einer gewaltig erregten Zeit, in der das Laster und die Tugend, die Unwissenheit und Gelehrsamkeit, die Rohheit und Zucht in gleicher Größe neben einander aufgewachsen waren. Der Uebermuth, womit die sogenannten Schoristen die Pennäle behandelten,

*) Bericht an die Schul-Commission.

die Insolenz, mit der sie oft die gemeinsten Verrichtungen von ihnen erzwangen, die Unverschämtheit, mit der sie dieselben zur Bezahlung von Sauf- und Schmausereien nöthigten, und die Pöbelhaftigkeit, mit der sie dieselben alle Stufen ihrer Orgien und Saufgelage belehrend hindurchführten, die zahllosen Quälereien, mit denen der angehende Student, der sogenannte Pennal, von den älteren Burschen verfolgt wurde, das alles waren Dinge, welche die akademischen Behörden trotz aller Drohungen und Strafmaßregeln noch nicht völlig aus dem Studentenleben hatten verbannen können. Eben so hatte sich die Beanen-Depositio, womit der unerfahrene Ankömmling gequält und ausgebeutet wurde, mit ihrem verderblichen Unfug bis in das achtzehnte Jahrhundert hinaufgeschleppt. Beanus hieß bei den Studenten jeder junge Musensohn, der als Neuling in die höheren Universitätsstudien eintrat und zum ersten Male den Mysterien des Studentenlebens als noch Uneingeweihter nahte. Beanus est animal nesciens vitam studiosorum. Wie die alten Philosophen Talent, Charakter und Sitten der neuangemeldeten Schüler vor ihrer Aufnahme auf das sorgfältigste prüften, die Geduld und Standhaftigkeit mannigfach auf die härteste Probe stellten und den Jüngling, den sie in solcher Prüfung bewährt befunden, durch allerlei Förmlichkeiten in das Heiligthum einweihten, so pflegten auch die neueintretenden Studenten von den älteren Commilitonen nach den mannigfachsten Chicanen und Vexationen in das Mysterium des Studentenlebens aufgenommen zu werden. Der Bean erhielt eine Kappe mit langen Ohren auf den Kopf; mit Hobel, Bohrer, Säge und Zange wurde er nun gestoßen, tormentirt und gezwickt, um alle Ecken an ihm abzuschleifen und ihn in die gehörige Stellung und Politur zu bringen. Dann wurden mit hölzernem Schwerte die Ohren von der Kappe geschlagen, zum Zeichen, daß er jetzt die Arroganz der Dummheit und Unwissenheit abgelegt habe. Es hieß dieser Gebrauch die depositio beani, und es ist nicht zu verkennen, daß die einzelnen Förmlichkeiten in ihren symbolischen Beziehungen geeignet waren, dem Jünglinge zum Bewußtsein zu bringen, auf welche Weise er all seine Fähigkeiten in dem neuen wissenschaftlichen Leben bilden müsse. Diesen Gesichtspunct hielten auch die Jesuiten fest, als sie

Beanen-Depositio.

die Depositio in ihrer Anstalt völlig sanctionirten. Sie suchten jeden ärgerlichen Auswuchs dadurch zu verhindern, daß sie die Ernennung des pater beanorum in die Hände des Regens legten.

Allmählich aber entschwand dem ganzen Gebrauche die edlere symbolische Bedeutung, und die depositio blieb, wie in unserem Studentenleben die sogenannte Fuchstaufe, anders nichts, als eine willkommene Gelegenheit, um in wüstem Saufgelage die Mutterpfennige eines unerfahrenen Studenten zu verprassen. Nach Maßgabe der größeren oder geringeren Summe, welche der Beanus zum Gelage hingab, ließ der Beanen-Abt die Prüfung gelind oder streng ausfallen. Wenn der Eintritt gar zu kärglich ausfiel, wurde der arme Bursche manchmal auf das unmenschlichste vexirt, gequält und gefoltert. Diejenigen, welche Mittel und Willen hatten, durch ein gut Stück Geld aller unangenehmen Vexation zu entgehen, konnten sich von dieser Quälerei loskaufen und erhielten dann zum Beweise ihrer Freiheit ein Privilegium *). Allerdings hatte das Beanenwesen im achtzehnten Jahrhundert nicht ganz mehr den wüsten Charakter, der ihm in den vorhergehenden Zeiten anklebte. In jenen Tagen wilder Rauflust und zügelloser Ausgelassenheit suchten die einzelnen Landsmannschaften, wie namentlich die Holländer, Friesen, Flanderer und Nurmündener, auf alle Weise die Neulinge zu gewinnen und sich deren Beauniums zu ihren Gunsten zu versichern. Die durstigen Burschen, die gern auf anderer Leute Kosten in Saus und Braus lebten, machten förmliche Jagd auf die neuankommenden Studenten und spähten an den Herbergen und Schiffen wie Wegelagerer auf Raub und Beute. Es war diese Beanenjagd zu einem förmlichen Presser- und Spitzbubengeschäft ausgeartet. Es gab in Köln viele Vagabunden, die unter dem falschen Namen von Studenten sich als bloße Tagediebe auf den Gassen der Stadt und an den Ufern des Rheines umhertrieben, um die ankommenden Musensöhne aufzukapern, und ihnen gegen Uebergabe eines Freibriefes durch schöne Worte oder durch Drohungen oder gar durch Gewaltthaten das Beaunium abzwackten. Schon

*) Middendorp, Acad. p. 158.

die allgemeinen Universitäts-Statuten suchten einem solchen mißbräuchlichen Auswuchse der Depositio zu begegnen und verboten mit aller Strenge jede ungerechte Ausbeutung, Vexation und Vergewaltigung der Beanen. Aber man achtete dieses Statutes nicht, und die ganze Sache artete so aus, daß sich 1611 der päpstliche 1611. Nuncius veranlaßt sah, beim Magistrate der Stadt wie bei Rector und Dekanen der Universität auf ein strenges Verbot dieses ganzen Gebrauches anzutragen. Das Jesuiten-Collegium gab solcher Forderung sofort seine volle Zustimmung. Doch eingeworfene Fenster wie anderweitige am Jesuiten-Gymnasium verübte Ungezogenheiten bewiesen, was zu erwarten stand, wenn dieser Antrag zum Beschluß erhoben würde. Durch aufregende Placate wurde die Studentenschaft von solchen Subjecten, welche die Depositio für ihre Ausgelassenheit und für ihren Hang zu Saufgelagen unentbehrlich erkannten, aufgefordert, mit allen Mitteln für die Aufrechthaltung dieses alten Gebrauchs einzutreten *). Die Universität begnügte sich mit eindringlichen Warnungen gegen jeden Mißbrauch bei der Beanen-Deposition und wagte es nicht, den ganzen Unfug gänzlich zu beseitigen.

Die drei Gymnasien wie die ganze Universitäts-Einrichtung standen unter der Aufsicht des Stadt-Magistrats. In ökonomischer und wissenschaftlicher Hinsicht waren sie der Leitung eines sogenannten Regenten anvertraut. Dieser hatte den Unterricht nach den hergebrachten Principien zu leiten, so wie die Einkünfte und Stiftungen seiner Anstalt zu verwalten. Das älteste war das vom ersten Regens Gerhardus Teerstege a Monte domini unter Montaner-Gymnasium. Sechszenhäuser gestiftete und vom Nachfolger desselben, Lambertus de Monte domini, baulich erweiterte Montaner-Gymnasium. Unter Lambertus de Monte vermachte der Conregens Ego de Dryel dieser Anstalt ein von ihm erworbenes Haus, zum Lampen genannt. Der vierte Regens, Valentin von Engelhard, war derje-

---

*) Die Originalia sind in meinem Besitze. Siehe meinen Aufsatz über die Universitäten Köln und Bonn in der „Katholischen Zeitschrift", zweiter Jahrgang, viertes Heft.

nige, der als der Hauptgründer dieses Gymnasiums betrachtet werden muß. Er erwarb im Jahre 1504 das auf dem Pohl den Sechszehn Häusern gegenüber gelegene sogenannte „Steinenhaus zum Thurm" und ließ hier die nöthigen Schulräumlichkeiten herrichten. Der Regent Gerhard Mathisius aus Geldern, Doctor der Theologie und Canonicus der hohen Domkirche, vermachte dem Gymnasium durch Testament vom Jahre 1572 zwei von ihm erworbene anschießende Häuser, so wie seine Bibliothek und sein gesammtes Mobiliar. Der achte Regent, Hermann Fley, erweiterte das Gymnasium durch Anbau eines von ihm angekauften Hauses. Der eilfte Regent, Johann Titz, stellte die von seinen ebengenannten Vorgängern erworbenen, aber in gänzlichen Verfall gerathenen Häuser wieder her, erwarb dann noch eine Wohnung für die Lehrer und Alumnen nebst einem Gebäude für öffentliche Vorlesungen und einer Capelle meist aus eigenen Mitteln hinzu. In dieser Capelle wurden täglich zwei heilige Messen, die eine für die Philosophen, die andere für die unteren Classen gelesen *). Das Gymnasium behielt die Einrichtung, die es von Titz erhalten hatte, bis zu seiner Aufhebung. Die Stiftungen, welche dieses Gymnasium entweder für das Salaire der Professoren oder für Tisch und Logiskosten besaß, beliefen sich auf jährlich 6144 Fr. 48 Cent. Ein Theil der Professoren erhielt hiervon freien Tisch und 40 Rthlr., ein anderer Theil bloß freien Tisch, und ein dritter Theil mußte ein Drittel des Tisches bezahlen **).

Laurentianer-Gymnasium.

Das Laurentianer-Gymnasium hatte seinen Namen von seinem Stifter, dem Universitäts-Rector Laurenz Berungen, und wurde im Jahre 1426 von Johann Hulshout aus Mecheln zuerst eröffnet. Er kaufte zum dauernden Sitze dieser Schule aus eigenen Mitteln ein großes Haus in der Schmierstraße und begann hier als erster Regent der Laurentianer-Burse den humanistischen und philosophischen Unterricht. Sein Nachfolger, Conrad Vorn von

*) v. Bianco, Die alte Universität Köln, Bd. I. 268.

**) Handschrift. — Der Verkündiger im Ruhr-Departement, 36. 7. Therm. J. IX.

Kampen, erwarb aus eigenen Mitteln das anstoßende Haus der Erben zum Hirsch, vereinigte selbiges mit dem alten Bursgebäude und traf zweckmäßigere Einrichtungen des Ganzen für Lehrer wie für Schüler. Der am 13. November 1567 verstorbene Regent Doctor Aggäus hinterließ das Gymnasial-Gebäude in einem ruinenähnlichen Zustande. Nur zwei Hörsäle waren noch vorhanden, und diese ließen eher auf jede andere Bestimmung als auf einen Musensitz schließen. Der städtische Magistrat bot Alles auf, um dieses Gymnasium vor völligem Untergange zu retten. Endlich nahm sich der gelehrte Paul Kuckhovius, Licentiat der Theologie und Canonicus der hohen Domkirche, des verwais'ten Instituts an. Er veranlaßte den Magistrat, das alte baulose Gymnasial-Haus in der Schmierstraße zu beliebigem Gebrauche zu übernehmen *), dafür aber von den Minoriten ein neben ihrer Kirche gelegenes Haus gegen Verschreibung einer Rente von 60 Radergulden zu erwerben. Er selbst gab über 2000 Gulden zu baulichen Verbesserungen und sammelte zu demselben Zwecke eine noch größere Summe bei verschiedenen gutgesinnten Geistlichen, Prälaten und Corporationen **). Der Regens Kaspar Ulenberg erweiterte das Gymnasium durch den Neubau eines Hauses, das zu einem Convict eingerichtet wurde. Der Regens Peter Joseph von Franken-Sierstorff, hildesheimischer und münsterer Geheimerrath, so wie Canonicus der Metropolitankirche, ließ für die Rede-Uebungen der Laurentianer-Schüler ein besonderes Theater errichten. Der Stiftungs-Fonds dieses Gymnasiums betrug 5255 Fr. 91 Cent.

Jesuiten-Gymnasium.

Das Gymnasium der Jesuiten, tricoronatum, leitet seinen Ursprung vom Doctor der Theologie Johannes Kuck her. Unter dem Namen Cucanum wurde es 1450 auf dem Eigelstein eröffnet, später jedoch wegen Baulosigkeit und Unzulänglichkeit des Raumes mit Zustimmung und auf Kosten des Magistrats auf die Maximinstraße in das Haus zu den drei Kronen verlegt und dem-

---

*) Der Magistrat brachte dieses Gymnasial-Haus nebst Garten zur Anlage der jetzigen kleinen Neugasse zum Abbruche.

**) v. Bianco, Geschichte der alten Universität Köln, I. 286.

nach novum Cucanum sive Tricoronatum genannt. Ein ärgerlicher Vorfall brachte den jungen Jesuiten-Orden an die Spitze dieser Anstalt. Der Rector Jakob Leichius, gebürtig zu Cochem an der Mosel, hatte die lutherische Lehre angenommen und 1554 geheirathet. Sofort ging ihm von Seiten der Universität die Aufforderung zu, die Leitung des Gymnasiums niederzulegen und die Stiftungen zur Uebergabe an die Montaner und Laurentianer auszuhändigen. Leichius widersetzte sich und erklärte, nicht anders als gezwungen abdanken zu wollen. Die Universität wandte sich jetzt an den Magistrat, und dieser beschloß, daß Leichius entfernt und durch einen anderen, katholischen und wissenschaftlich tüchtigen Mann ersetzt werden solle. Das seit einiger Zeit in Köln errichtete Collegium der Gesellschaft Jesu zeigte jetzt die rührigste Thätigkeit, um die Leitung der verwais'ten Schule zu erhalten. Das Collegium wurde in diesem Kampfe repräsentirt durch Johann von Rheidt, Sohn eines kölner Bürgermeisters, Henricus Dionysius aus Nymwegen und Franz Coster aus Mecheln. Der Magistrat wünschte aber vorab, Proben ihrer wissenschaftlichen Befähigung zu sehen. Diese gaben sie zur allgemeinsten Zufriedenheit durch einzelne Vorlesungen, die sie über theologische, philosophische, mathematische und physicalische Gegenstände eröffneten. Nach mannigfachen Verhandlungen zwischen dem Rector der Universität, dem für die Jesuiten günstig gestimmten Heinrich von Tungern, den Regenten der anderen Gymnasien, den Mitgliedern der verschiedenen Facultäten und dem städtischen Magistrate gelang es endlich, die vielen gehässigen Intriguen der Jesuiten-Feinde zu vereiteln und die definitive Uebergabe des dreigekrönten Gymnasiums an den Pater Johannes von Rheidt durchzusetzen. Am 15. Februar 1557 wurde der Unterricht an dieser Anstalt von den Jesuiten mit großer Feierlichkeit eröffnet*). Dieses Gymnasium gewann von Tag zu Tag größeres Ansehen. Kaum nach einem Jahre hatte die Zahl der Convictoren so sehr zugenommen, daß das Haus nicht mehr für alle ausreichte und man sich genöthigt sah, mehrere

Rector Leichius, 1554.

Johannes von Rheidt.

---

*) Reiffenberg, Hist. Soc. Jesu ad Rhenum inf. I. 3, §. 4.

derselben in eine andere Wohnung, in die Nähe von Aller-Heiligen, zu verlegen*). Die Zahl der Schüler, die aus Lothringen, Belgien, Elsaß, Franken, Schwaben, Hessen, Thüringen, Sachsen, Pommern, Polen zum Besuche des Jesuiten-Gymnasiums nach Köln hinströmten, belief sich bald auf achthundert. Die hohe Bedeutung, welche die Jesuiten allmählich für den öffentlichen Unterricht errangen, bestimmte den Magistrat, darauf Bedacht zu nehmen, diesem Collegium sowohl eine Kirche wie bequemere Wohn- und Schulräumlichkeiten zu verschaffen. Es gelang, zu diesem Zwecke einige Häuser auf der Marzellenstraße und das Nonnenkloster zum heiligen Achatius zu erwerben. Das Tricoronatum wurde nun 1598 1598
in die Marzellenstraße verlegt und das Gebäude auf der Maximinstraße vom Magistrate für 5000 Reichsthaler angekauft und zu einem Waisen- und Findelhause eingerichtet. Weil die Jesuiten von dem Genusse der akademischen Präbenden ausgeschlossen waren und auch ihren Ordens-Statuten gemäß kein Schulgeld erheben durften, hatten sie in Betreff ihrer äußeren Subsistenz manchmal mit der härtesten Noth, mit dem bittersten Mangel zu kämpfen. Allmählich aber mehrte sich die Zahl ihrer Gönner und Wohlthäter, und sie erhielten hinreichende Mittel, an ihrem Collegium fortwährend bequemere Einrichtungen zu treffen, ein neues Theater und Lehrgebäude zu errichten, eine prachtvolle Kirche aufzuführen und den Lehr-Apparat durch eine reichhaltige Bibliothek, ein kostbares Münz- und Naturalien-Cabinet, so wie durch werthvolle physicalische Instrumente zu vervollständigen. Unter denjenigen, die dieses Collegium mit reichen Schenkungen bedachten, standen der Kurfürst Ernst aus dem Hause Baiern und der städtische Magistrat in erster Reihe. Die Fundationen dieses Gymnasiums erreichten nur den Betrag von 385 Fr. 85 Cent.

Die Studien-Einrichtungen dieser drei Gymnasien waren im Allgemeinen übereinstimmend, und die Facultät der freien Künste war stets bestrebt, diese Gleichförmigkeit möglichst zu befestigen. Nur darin konnte das Jesuiten-Gymnasium einen unbestreitbaren

---

*) v. Bianco, I. 302.

Erziehungs-Methode der Jesuiten.

Vorzug beanspruchen, daß hier neben dem Unterrichte auch auf die Erziehung des Knaben eine besondere Aufmerksamkeit gerichtet wurde. Die Jesuiten verstanden es, die Jugend durch eine Erziehungs-Methode zu fesseln, welche in jeder Beziehung allen Bedürfnissen des jugendlichen Alters entsprach. Alle Anlagen regten sie hierbei an, alle Neigungen wiesen sie in ein gefahrloses Feld ein und in jeder Beziehung, bei Strafen wie Belohnen, bei Lehren wie Erziehen, wußten sie stets die zweckdienlichsten Mittel anzuwenden, immerdar Liebe mit Strenge, Herablassung mit der Würde des Lehrers zu verbinden und durch Liebe und Zutrauen ganz an die Stelle der Eltern einzutreten.

Einkommen der Professoren.

An dem Montaner- und Laurentianer-Gymnasium waren durchgehend 19, bei dem der Jesuiten nur 10 Lehrer thätig. Anfänglich erhielten die docirenden Magister von jedem Scholaren jährlich einen Gulden; später aber trat freier Unterricht ein, und die Lehrer wurden aus dem Ertrage wohlthätiger Stiftungen remunerirt. Aus diesen Professoral-Fundationen hatte ein Theil freie Wohnung und freien Tisch, ein anderer außerdem noch eine Geldzulage von 40 Reichsthalern; wieder ein anderer dagegen nur zwei Drittel der freien Station. Die Regenten und die ihnen zugegebenen Subregenten hatten ebenfalls freie Wohnung und freien Tisch *). Das Nebeneinkommen, welches namentlich die ältesten Professoren am Montaner- und Laurentianer-Gymnasium aus besonderen Stiftungen bezogen, war unbedeutend. Auch die üblichen Neujahrs- und Namenstags-Geschenke, welche die Lehrer von ihren Schülern erhielten, waren nicht im Stande, die Stellung des Gymnasial-Professors über die Stufe der Aermlichkeit zu erheben. Die Professoren trugen bei den Vorlesungen durchgehend Priester-Talare. Die Studenten, welche in adelige, reiche und arme unterschieden wurden, kennzeichneten ihr Rangverhältniß durch ihre verschiedenfarbige Manteltracht. Die adeligen trugen rothe Mäntel mit goldenen Borten am Kragen, die Söhne von Kaufherren und anderen wohlhabenden Leuten weiße Mäntel mit silbernen Borten,

*) Tisch und Wohnung wurde auf 62 Rthlr. veranschlagt.

die unbemittelten dagegen einfache dunkelblaue Mäntel. Für jedes Gymnasium bestand ein besonderes Oratorium, worin täglich eine heilige Messe für die philosophischen Klassen und eine zweite für die fünf unteren Humanitäts-Klassen gelesen wurde. Jeden Sonn- und Feiertag wurde eine halbstündige Predigt, für die beiden unteren Klassen in deutscher, für die höheren in lateinischer Sprache gehalten. Der tägliche Unterricht begann im Sommer Morgens um sechs, im Winter um sieben und dauerte bis neun, resp. zehn Uhr. Darauf folgten die Silentien bis zwölf Uhr. Nachmittags begann der Unterricht um ein und dauerte bis vier Uhr; die Silentien währten von fünf bis sieben. Alle Klassen begannen und endigten mit einem kurzen Gebete. Jeder Gymnasiast war gehalten, auch bei dem Schulbesuche den Rosenkranz nebst dem Gebetbuche bei sich zu führen. Die Schüler aller drei Gymnasien wurden jeden Monat gemeinschaftlich zum Tische des Herrn geführt. An Communiontagen versammelten sich die Schüler des Montaner-Gymnasiums des Nachmittags in der Dominicanerkirche und erbauten sich hier einmal an einer lateinischen, das andere Mal an einer deutschen Anrede. Neben der geistigen und religiösen blieb auch die körperliche Pflege nicht außer Rücksicht. Die Jesuiten besaßen vor dem Eigelsteinerthore, zu Merheim, einen eigenen Spielplatz, wo die Schüler an den Spieltagen, Dinstags- und Donnerstags-Nachmittags, unter Aufsicht der jüngeren Lehrer ihre Körperkräfte durch Ballschlagen und andere Spiele übten. Das Laurentianer- und Montaner-Gymnasium benutzten zu diesem Zwecke die Wallgräben der Stadt. Jede Klasse hatte hier ihr genau abgegränztes Terrain, wo die muntere Jugend sich zu den festgesetzten Stunden in den verschiedensten Spielen herumtummelte *).

Unterrichts-Stunden.

Spiele.

Der junge Wallraf erhielt im Jahre 1769 eine Professur am Montaner-Gymnasium. Er mußte sich dem hier wie an den anderen Gymnasien eingeschlagenen Lehrgang anschließen und seinen lebhaften Geist in die Fesseln eines Unterrichts-Systems einzwängen, dessen bedeutende Mängel er erkannt und dessen schwache Seite

Wallraf's Anstellung, 1769.

*) v. Bianco, I. 352 ff.

er in dem Menn'schen Familienkreise mit dem bittersten Spotte zu geißeln gelernt hatte. Der lernbegierige junge Mann hätte sich gern auf einen einzelnen speciellen Zweig der Wissenschaft geworfen, dem er den größten Theil seiner Zeit hätte widmen, und in dem Ausdauer und Fleiß ihn zu möglichst hoher Vollkommenheit hätte bringen können. Doch die hergebrachte Lehrweise ließ keine begeisterte Vorliebe für einen bestimmten Unterrichtsgegenstand aufkommen. Von Fachlehrern wußte man an diesen Anstalten nichts; es gab nur Klassenlehrer, und diese mußten alle vorkommenden Fächer vortragen und in allen Unterrichtsgegenständen gleichmäßig zu Hause sein. Dieser Mißstand war es vorzüglich, wodurch Wallraf's stiller Unmuth zu bestimmtem Ausspruche kam. Das offene und freie Wesen, womit er diese Einrichtung rügte, zog ihm das höchste Mißfallen fast aller seiner Collegen zu. Man suchte Mittel, sich des unbequemen Kritikers auf eine glimpfliche Art zu entledigen. Darum übergab man ihm ein abgelegenes Silentium, wo ihm Mangel und Noth jede Lust zu weiteren Aussetzungen gegen die bestehende Schulordnung nehmen sollte. Mit den drückendsten Opfern und unter den größten Kümmernissen hielt er hier drei Jahre aus. Anstatt aber nun an das Gymnasium zurückberufen zu werden, mußte er jetzt auf Betreiben des Professors Daniels das entfernteste, beschwerlichste und ärmlichste Silentium an den weißen Frauen auf der Bachstraße übernehmen. Hier hatte er mehrere Jahre lang mit dem bittersten Ungemach zu kämpfen; Zeit, Vermögen und Gesundheit opferte er unter den schwersten Lasten, und er gewann kaum so viel, daß er Brand und Hauszins zu bezahlen im Stande war. Durch beständiges Hin- und Herlaufen und durch die empfindlichsten Unannehmlichkeiten untergrub er seine bis dahin feste Gesundheit in solchem Grade, daß sein bedenklicher Zustand bei seinen Freunden die höchsten Besorgnisse erregen mußte. In diesen traurigen Verhältnissen seinen Freunden und Wohlthätern fortdauernd zur Last zu liegen, vermochte er nicht über sich zu gewinnen. Eben wenig wollte er seine guten Eltern ansprechen; denn er wußte, daß mannigfache Mißgeschicke an dem früheren Wohlstande seines elterlichen Hauses gerüttelt hatten. Sich selbst überlassen und ohne hinlängliches

Wallraf Silentiarius.

Auskommen, suchte er sich durch Privatunterricht gegen den Mangel der nöthigsten Bedürfnisse zu schützen. Die jungen Grafen von Sternberg waren es, bei denen er die Stelle eines Informators übernahm und auf deren Unterricht er einen Theil seiner freien Zeit verwandte. Den Rest seiner Mußestunden widmete er der eifrigsten Pflege der theologischen und philosophischen Wissenschaften. Durch seinen Eintritt in das katholische Priesterthum hatte er in seiner unangenehmen Lage nur unbedeutende Erleichterung erfahren *). Alles bot er auf, um endlich von der entmuthigenden Stellung an dem ärmlichen Silentium befreit zu werden. Er sah ein, daß ihm dies nicht anders gelingen werde, als wenn er sich mit Kenntnissen ausrüstete, mit denen er der ganzen Universität in hohem Grade zu imponiren vermochte. Darum warf er sich mit unermüdlichem Fleiße auf das Studium der Aesthetik, Physik und Mathematik. In der mathematischen Wissenschaft brachte er sich so weit, daß er am 27. August 1779 im Montaner-Gymnasium eine öffentliche mathematische Disputation halten konnte. In demselben Jahre gelang ihm auch der Versuch, neben seinen übrigen Schul-Lectionen mathematische Lehrstunden für die philosophischen Klassen im Montaner-Gymnasium zu eröffnen. Jetzt erst wurde er von seinem Silentium zurückgerufen. Zu seiner wissenschaftlichen Vervollkommnung bot ihm die reichhaltige Bibliothek des Professors Menn die willkommenste Gelegenheit. Bald nach seinem Wiedereintritt in das Gymnasium sollte er der Ordnung und Anciennetät gemäß als Professor der Rhetorik zu einem Freitische gelangen. Die ersten Jahre mußte er aber noch auf diesen Vortheil verzichten. Der Regens, D. Anton Behren, behauptete nämlich, dem Professor Wallraf müsse der Freitisch so lange entzogen bleiben, bis die Summe von 400 Reichsthalern, die dem Canonicus Reusch bei seinem Austritte aus dem Gymnasium zugesichert worden waren, durch Ersparniß zusammengebracht seien.

Sternberg.

1779.

*) Er erhielt die Priesterweihe im December 1772 und feierte seine erste heilige Messe am Dreikönigenfeste 1773. Sein edler Freund und Gönner, der Hofrath Menn, hatte ihm den Weihetitel gestellt.

Wallraf wurde somit genöthigt, die Pensionirung des Herrn zu übernehmen, dessen Stelle er eingenommen hatte. Wallraf's Collegen, die mit zäher Hartnäckigkeit an den veralteten Herkömmlichkeiten und an den augenfälligsten Mißbräuchen festhielten, freuten sich, ihren jungen Gehülfen auf jede Weise gekränkt und zurückgesetzt zu sehen. Sie fanden hierin eine gerechte Strafe für die Kühnheit, mit welcher der junge Mann es wagte, sie in ihrer bisherigen Behaglichkeit zu stören und an den hergebrachten Formen zu rütteln. Trotz Haß und Anfeindung ließ er sich nicht abschrecken, fort und fort auf die alten Mißstände im kölner Unterrichtswesen und auf die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform hinzuweisen. Er fühlte, was den Gymnasien wie der Universität noth that, und er wollte nicht den Vorwurf auf sich laden, da geschwiegen zu haben, wo eine bessere Erkenntniß eine freie, unumwundene Sprache zur Pflicht machte. Je mehr er angefeindet, geläftert und verhöhnt wurde, desto vernehmlicher ließ er seine Mahn- und Strafreden ertönen. Je mehr man ihm widersprach, desto ernster beschäftigte er sich mit diesem Gegenstande und desto fester wurde in ihm die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit des bestehenden Schulwesens. Die mannigfachen Mängel, an denen die kölner Gymnasial- und Universitäts-Einrichtung krankte, brachte er sich zu immer klarerem Bewußtsein. Mit Schmerz mußte er gestehen, daß die Universitäten des protestantischen nördlichen Deutschlands die kölner an wissenschaftlichem Aufschwunge weit überflügelt und um ein halbes Jahrhundert hinter sich gelassen hatten. Er fühlte den Druck der Fesseln, welche jedes freie Streben der Jugend hemmten und jeden genialen Aufflug strebsamer Professoren in enge Schranken schnürten. Der Ernst der philosophischen Wissenschaft schien ihm ganz andere Gegenstände der Untersuchungen und Disputationen zu erfordern, als die leersten Wortgezänke über das ens rationis. Bei solchen Disputen mußte jede Frucht der Philosophie illusorisch bleiben. Am wenigsten schienen ihm die Vorbereitungsstudien geeignet, für die Candidaten der positiven Facultäten eine Grundlage zu legen, auf der ein Wetteifer mit den Zöglingen der norddeutschen Universitäten möglich war. Die protestantischen Gymnasien waren in eine ganz andere Richtung eingewiesen worden,

Wallraf will Reform.

als man vor der Reformation auf den höheren Lehranstalten befolgte. Die Reformation hatte die Geister zu einer gewaltigen Bewegung angeregt, und die protestantischen Schulen trugen alle die Signatur dieser Bewegung an der Stirn. Der neue Geist mußte sich dieser Anstalten bemächtigen und dieselben durch die mannigfachsten Organisationen und Erweiterungen zu den fruchtreichsten Pflanzschulen des neuen Lebens umgestalten. Das protestantische Deutschland war in völlig neue Zustände hineingerathen, hatte sich völlig neue Bedürfnisse gebildet und war in eine Stellung eingetreten, die alle Kraft und Thätigkeit in Anspruch nahm. Der Unterricht der protestantischen Jugend mußte auf den gewaltigen Kampf Rücksicht nehmen, der zwischen den Anhängern des alten Glaubens und den Freunden der neuen geistigen Revolution ausgebrochen war; er mußte alle Kräfte und Fähigkeiten des jugendlichen Geistes anspannen, um einen günstigen Erfolg in diesem Kampfe herbeizuführen. Die von protestantischer Seite proclamirte freie Forschung in dem Glauben und in den Quellen desselben gab in der Schule wie im Leben das Princip der Autorität auf und substituirte demselben den Grundsatz der ungebundensten Kritik. Dem Katholiken war der Glaube ein heiliges, unantastbares Erbtheil, der Protestant aber mußte sich seine religiöse Ueberzeugung erst bilden und als ein höchst unsicheres Besitzthum begründen. Darum mußte der protestantische Unterricht sich bemühen, den jungen Geist zu üben in Streit und Kampf, ihn vertraut zu machen mit allen Mitteln der bittersten Polemik und ihn auszurüsten mit allen Waffen, die ihm den Ruhm einer unbezwinglichen Streittüchtigkeit zu sichern im Stande waren. Das Studium des classischen Alterthums mußte darum in dem protestantischen Unterrichte einen Charakter annehmen, von dem die katholischen Lehranstalten in Deutschland bis dahin keine Ahnung gehabt hatten. Auch die deutsche Sprache wurde wieder in ihr Recht eingesetzt. Die deutsche Sprache wollte man um ihrer selbst willen in sorgsame Pflege nehmen, und sie sollte der niedrigen Stellung entrückt werden, in der sie bis dahin nur Mägdedienste im Interesse ihrer lateinischen Schwester verrichtet hatte. Diese frische Regung in dem norddeutschen Schulwesen war wohl geeignet, der

Einfluß der Reformation.

von Frankreich herüberkommenden destructiven Aufklärung den Boden fruchtbar zurecht zu legen. Wo dieser Geist der Aufklärung Eingang fand, da überall erklärten seine negativen Tendenzen allem Bestehenden den Krieg; Form wie Inhalt der bisherigen Lehre verwarfen sie geradezu und stellten eine durchgreifende Umgestaltung als unabweisbares Bedürfniß der Zeit hin. Die Propheten des neuen Geistes wollten mit Disciplin Methode wie Materie des seitherigen Unterrichtes ganz beseitigen und mit anderem Material den Grund zu einem völlig neuen Bauwerke legen. Man theoretisirte und experimentirte ins Endlose; aber nirgend wollte es gelingen, ein System festzustellen, welches die stolzen Verheißungen der neuen Pädagogen nur annähernd zu verwirklichen im Stande war.

Das rege Leben und unstäte Treiben auf dem Felde der Unterrichts-Reform blieb unserem Wallraf nicht fremd. Er konnte aber dem gefährlichen Experimentiren keinen Geschmack abgewinnen. In keiner Weise wollte es ihm zusagen, daß die Vertreter der neuen Richtung die bestehende Schulverfassung als ein Abgestorbenes, keiner inneren Entwicklung weiter Fähiges betrachteten und sich deren völlige Verdrängung angelegen sein ließen, um an ihre Stelle etwas ganz Neues zu setzen. Ihm wollte nur die Reform die besten Früchte zu sichern scheinen, welche auf der alten Basis eine neue zeitgemäße Schöpfung zu entwickeln bemüht sei. Lange aber dauerte es, ehe die ernste Sprache, die er in dieser Beziehung führte, Gehör fand. Wie bis dahin schien man auch jetzt noch wenig Lust zu haben, durch energische Maßregeln die kölner Gymnasial- und Universitäts-Einrichtung ihrem Verfalle zu entreißen.

Magistrat gegen Reform.

Bis dahin hatte der Magistrat, dessen Sache es war, die Reform des Schulwesens in die Hand zu nehmen, sich von der Nothwendigkeit einer solchen Umgestaltung noch wenig überzeugen können. Ihm schienen die kölner Lehranstalten alle Bildungsmittel zu bieten, die man gerechter Weise in einer Stadt wie Köln verlangen könne. Mit einer gewissen Selbstzufriedenheit konnte er darum in einem an den Kaiser gerichteten Proteste *) gegen die vom Kur-

*) Den 4. Juli 1738.

fürsten angeordnete Errichtung eines Clerical-Seminars schreiben: „Da nun das Concilium von Trient zum fürnehmsten Grundvest der anzuordnenden Semnarien setzet, auf daß darin die junge Clerici in Grammatica, Cantu, Musica, Theologia, s. scriptura, aliarumque bonarum artium disciplina, nec non in formis administrandorum Sacramentorum et ritibus unterwiesen und befähigt würden, so können wir uns darüber nicht entbrechen mit wenigem und überhauptlich allerunterthänigst anzumerken, wie daß in dieser Stadt drey Gymnasien oder offene Schulen, benänntlich Montanum, Laurentianum et Tricoronatum, sive Patrum Societatis Jesu, pro Grammatica, Poetica, Rhetorica, historiis sacris et profanis, Philosophia, Ethica, Mathesi et Lectionibus sacris, und bei jedem dieser Gymnasien noch ein besonderer Convictus für die Verpfleg- und Erziehung der Jugend seyen: nicht zu verschweigen, daß ohne solches Alles, noch eine Fundation pro hauriendis principiis Catheceseos, oder für so benahmbste Cathechisten unter einem Praeside presbytero in Gymnasio Laurentiano P. P. S. J. ein Semnarium pro addiscenda musica sich befinde.

„Annebens blühet die Facultas Theologica allhier dergestallt, daß sie einer andern in Teutschland deswegen ungerne den Vorzug lassen würde; darin dociret man Theologiam speculativam et moralem ac s. scripturam öffentlich von Morgens Glock sechs bis Nachmittags sechs Uhr alltäglich.

„Nicht weniger tradiren philosophiam, utramque Theologiam et respective jus Canonicum die Patres Benedictini in hiesigen Abteien ad S. Pantaleonem et S. Martinum majorem und die P. P. Dominicani, Minoritae, Carmelitae et Augustiniani in ihren Klöstern.

„Ein gleiches thun die Regentes et Praesides in den Semnariis von Brauweiler Ord. S. Benedicti, und von Steinfeld und Knechtstätten Prämonstratenser Ordens, und verweigern nirgendwo den auswärtigen Auditoribus, neben ihren Ordensgeistlichen, den Zutritt darzu, sondern suchen vielmehr in der Vielheit deren Zuhöhrer ihre Freude und desto trifftiger Uebung. Zu deme halten die P. P. S. J. in ihrer Aula majore noch täglich eine besondere Lectionem Casuum, und ist in primaria Parochia ad s. Columbam

ein sogenanntes Priesterhaus pro Exercitio Clericorum et Sacerdotum in Cantu et Cermoniis Ecclesiae, allso daß zu allem deme, was das Concilium Tridentinum pro educatione et instructione Clericorum saecularium nur einfacher Weise anleithet, so vor als nach besagtem Concilio fast zwanzigerlei Weege und Gelegenheiten pro omni scibilii in hiesiger Statt gebahnt; mithin die frische Einrichtung oder angemäße restauration eines Semnarii Episcopalis oberzehlter Dingen unstatthaft und allerdings überflüssig, ja gar selbst dem wahren Sinn und Meinung deren hoch erleuchter Kirchenväter zu Trient (als welche nur der besorgenden zukünftigen unwissen- und schädlicher Unerfahrenheit der Clericaljugend vorzukommen getrachtet, daran aber Gott Lob und Dank! allhier auch vorerwehnte häuffige Schulen und allerlei Studia nicht der geringste Mangel ist) handtgreifflich zuwider sehen. *)"

Bewilligungen für die Universität.

Noch niemals hatte der Magistrat sich entschließen können, durch reichliche Geldzuschüsse die Förderung der städtischen Schulanstalten zu versuchen und durch auskömmliche Professoren-Gehälter solche Männer nach Köln zu ziehen, die durch ihren Ruf, durch ihren Fleiß und durch ihre Fähigkeiten im Stande gewesen wären, die kölnischen Lehranstalten zu ihrem alten Ruhme zu erheben. Wäre durch Geldmittel für die Heranziehung wissenschaftlicher Koryphäen gesorgt worden, dann würde auch die Bahn für eine heilsame Reform des gesammten Unterrichtswesens leicht gebrochen worden sein. Wo ausgezeichnete geistige Kräfte wirken, kann Dumpfheit und Stagnation sich nicht behaupten; wo rüstige fremde Elemente in dem Gremium einer wissenschaftlichen Corporation Raum gewonnen haben, muß der sich vor jedem äußeren Einflusse streng abschließende Zunft- und Kastengeist weichen. Doch die kleinen Geldopfer, welche der Magistrat im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts zum Besten der Universität brachte, waren nicht geeignet, den Blick auswärtiger Gelehrten nach Köln zu wenden und den Fall der kölner Universität in seinem raschen Fortschritte aufzuhalten. Es blieb darum alles, was der Senat in dieser Bezie-

*) v. Bianco, S. 548.

hung that, ohne allen sichtbaren Erfolg. Im Jahre 1701 stellte er einen Lector für die französische Sprache an; 1726 creirte er zwei außerordentliche Lectionen zu 100 Reichsthalern in der juristischen Facultät; 1733 errichtete er eine neue Professur für das öffentliche Recht, wie auch eine für die Geschichte. Zur weiteren Vermehrung der Universitätsmittel beschloß er, beim Kaiser um Verleihung eines Privilegiums zur Herausgabe der Kölner Zeitung einzukommen und einen Theil des aus diesem Geschäfte fließenden Gewinnes zur Erhöhung der Professoren-Gehälter zu verwenden. Um der Universitäts-Bibliothek den nöthigen Zuwachs zu sichern, befahl er, daß bei allen Promotionen eine kleine Abgabe für die Bibliothek erhoben und von jedem neu erscheinenden Buche ein Exemplar an dieselbe abgeliefert werden solle *). Das alles waren aber bei Weitem nicht die rechten Mittel, welche im Stande gewesen wären, dem kölner Unterrichtswesen den früheren Glanz zu verschaffen. Von den Provisoren wurde vorgeschlagen, die sechs Lectionen in der juristischen Facultät auf 1500 Gulden zu erhöhen und jedem der mit 50 Gulden besoldeten vier Lehrer der Medicin 100 Gulden zuzusetzen. Doch es blieb beim Alten, und weiter konnte nichts erzielt werden, als daß der Senat mitunter dem einen oder dem andern Professor auf besonderes Ansuchen eine Zulage von 20 bis 50 Reichsthalern bewilligte **). Um die Gymnasien kümmerte sich Niemand, und die Sorge für deren Gedeihen wurde dem guten Sinne einzelner Wohlthäter überlassen. An eine innere Reform der kölner gelehrten Anstalten, der positiven Facultäten sowohl wie der Gymnasien, dachte man ganz und gar nicht; man gab sich nicht einmal die Mühe, der Ursache nachzuforschen, warum Köln in geistiger Beziehung so weit hinter dem nördlichen Deutschland zurückgeblieben war, warum die Studenten sich allmählich verloren und warum so selten sich auswärtige Gelehrte um akademische Grade auf der kölner Universität bewarben. Bei der feierlichen Eröffnung des neuen medicinischen Hörsaales im Jahre 1777

*) Kölner Stadt-Archiv.

**) Raths-Protocolle.

klagte der Professor Menn über den trostlosen Zustand der kölnischen Universität:

Menn über die Universität, 1777.

„Es waren Zeiten, wo sich unsere Vaterstadt das Athen am Rheine nennen durfte. Kölns angenehme Lage unter einem gesunden Himmelsstriche, Katheder für alle Wissenschaften, mit den geschicktesten Männern besetzt; Freiheit, Ruhe, und was immer für Bequemlichkeiten ein für Studirende bestimmter Aufenthalt erfordert: — alles das machte die hiesige hohe Schule weiland zu einer der blühendsten in Deutschland. Eben dieses in seinem Staube noch ehrwürdige Gebäude, welches bis hier nur in so weit den Namen der Künsteschule verdiente, wie die Ruinen alter Tempel noch den Titel von ihren Gottheiten beibehalten, steht nur noch zum Denkmale aus jenen goldenen Olympiaden. Hier nämlich lehrte man damals die gelehrten Sprachen, die mathematischen Wissenschaften in ihrem Umfange, die Geschichts- und Naturkunde; man hielt öffentliche Vorlesungen aus allerhand Fächern der schönen Künste und der allgemeinen Gelehrsamkeit; hier endlich war auch der Ort, wo die medicinische Facultät ihren Hörsaal hatte.

„Unläugbare Spuren davon geben uns noch verschiedene in jedem dieser Theile der Wissenschaft hierselbst gedruckte, für ihre Zeiten schätzbare Bücher, welche die Ehre des älteren Kölns und die Namen würdiger Vorfahren der späteren Nachwelt noch überbringen werden.

„Aber warum mußte doch unser Athen dem alten auch darin gleich werden, daß die Wissenschaften von ihm auswanderten und dieser Wohnsitz in gänzlichen Verfall gerieth? Seit anderthalb Jahrhundert zog sich ein immer trüberer Nebel um uns her, der auch sogar von dem im übrigen Europa mehr und mehr aufgehenden Lichte keinen Strahl zu uns durchließ. Es verscheuchten wohl innerliche Unruhen oder Kriegsläufte die Musen eine Zeit lang von ihrem geliebten Wohnsitze; aber ist es nicht eine unverzeihliche Sache, daß hier statt einer vernünftigen Gelehrsamkeit der Sphynx jener räthselhaften abgezogenen und leeren Schulweisheit unter der Larve einer systematischen Philosophie sich vor das feiernde Heiligthum lagerte und bisher gegen die Ansprüche der zurückkehrenden Wahrheit und Vorurtheile behauptet? Daher kam

jene düstere Periode, in welcher Köln fast ein von der übrigen gelehrten Welt abgesondertes Eiland war; da entstand jene Hartnäckigkeit, welche wirklich noch Wissenschaften verachtet, die sie nicht kennt, und an andere nicht glaubt, denen man schon in dem tiefen Norden Throne baut; — unsere Zeiten sind zu aufgeklärt, um sich dieses Geständnisses schämen zu dürfen*)."

An der ärmlichen Besoldung fand die geistige Trägheit der kölner Professoren stets eine zureichende Erklärung, wenn nicht eine genügende Entschuldigung. Diese Trägheit und Gleichgültigkeit in Erfüllung der obliegenden Pflichten ging oft so weit, daß sogar die Studirenden officielle Klage darüber führten. So reichten am 17. August 1756 mehrere Mediciner eine Klageschrift ein des Inhalts, „daß sie fast schon zwei Jahre um öffentliche Vorlesungen vergebens angehalten hätten. Die Professoren schützten bald dieses, bald jenes Hinderniß vor; sie verzehrten also bloß ihr Geld und könnten sie nichts lernen." Besondere Klage erhoben sie gegen die Professoren E. und K., so wie den Botaniker D. Gegen den ersten, weil er die ganze Stunde hindurch bloß dictire, ohne irgend eine Explication; daß er keine Zweifel der Candidaten anhöre, und gehe er auch zuweilen darauf ein, so gebe er sich doch nicht die Mühe, dieselben zu lösen; daß er keine Ordnung der Materien beobachte, so daß sie keinen Nutzen davon hätten; endlich daß er von Ostern bis jetzt nur sieben Lectionen dictando gehalten habe. Gegen K. war die Klage um so heftiger, weil sie von ihm, als einem sehr fähigen und geschickten Manne, viel lernen könnten, wenn er nur seine Pflicht erfüllte. Nun aber hätten sie binnen den drei letzten Monaten nur drei Vorlesungen bei ihm gehabt. Kämen sie zu seiner Wohnung, so träfen sie ihn entweder nicht, oder sie müßten hören, daß er verhindert sei; und so gingen sie denn ohne Vorlesung und Gewinn wieder nach Hause. Gegen D. klagten sie, daß sie, trotz ihres oftmaligen Anhaltens, doch nie im verflossenen Jahre in den botanischen Garten gelassen worden. Im gegenwärtigen Jahre seien sie zwar dreimal

Trägheit.

Klagen der Studenten.

*) v. Bianco, S. 590.

in demselben gewesen, aber D. habe ihnen nie eine Pflanze erklärt*).

Im Jahre 1773 beschwerten sich die Studenten der Medicin beim Magistrate, daß Professor Passera bei seinen Vorlesungen über Physiologie lediglich ein geschriebenes Heft ablese. Sie weigerten sich, dieses Collegium weiter zu hören, wenn nicht ein anderer Professor für die physiologische Lection berufen werde **). Diese und ähnliche Klagen mittels einer durchgreifenden Reform zu verhüten, daran dachte der Magistrat noch immer nicht; auch da noch nicht, als das bedeutende Vermögen des kölner Jesuiten-Collegiums durch ein Reichs-Hofraths-Conclusum vom 20. October 1774 zum größten Theile der freien Reichsstadt Köln als Territorial-Herrn (domino loci, in quo collegium situm erat) zum Besten ihrer Unterrichts-Anstalten und zur Erfüllung der stiftungsmäßigen Verbindlichkeiten verliehen wurde. Jeder, dem der Glanz und Ruhm der kölner Universität am Herzen lag, überließ sich jetzt der freudigen Erwartung, daß der Magistrat sich endlich alles Ernstes die materielle Hebung der städtischen Unterrichts-Anstalten, so wie die Verbesserung ihres ganzen Wesens werde angelegen sein lassen. Die mit der Verwaltung der früheren Jesuiten-Güter betraute Commission flößte auch das Vertrauen ein, daß sie in Betreff der Verwendung dieses Vermögens solche Vorschläge machen und solche Anordnungen treffen werde, die den gerechten Wünschen aller wahren Freunde von Bildung und Wissenschaft entsprechen könnten. Doch der Erfolg blieb weit hinter der Erwartung zurück. Bevor diese Commission die mannigfachen Schwierigkeiten überwunden hatte, die ihr Seitens der Kurfürsten von Köln und von der Pfalz bereitet wurden, verlor sie den anfänglichen Eifer reformatorischer Thätigkeit, und die ganze Angelegenheit nahm wieder den Charakter fauler Energielosigkeit und reichsstädtischer Mattigkeit an. Doch die Stimmen, die unablässig auf Verbesserung drängten, verstummten nicht. Am nachdrücklichsten wurde dem Magistrate das

Jesuiten-Vermögen, 1774.

*) v. Bianco, I. 592.

**) Kölner Stadt-Archiv.

Bedürfniß einer zeitgemäßen Umgestaltung in dem Kampfe vorgehalten, den er gegen die Errichtung und Erweiterung der bonner Akademie aufgenommen hatte. Als diese Akademie zur förmlichen Universität erhoben werden sollte und hierdurch für die kölnische Universität die gefährlichste Rivalin zu erwachsen drohte, gebot die Pflicht der Selbsterhaltung dem Magistrate, die von kurfürstlicher Seite gegen das städtische Schulwesen gerichteten Klagen durch eine endliche gründliche Umgestaltung zu beseitigen. Er entschloß sich darum, sich den Rath und Beistand des Mannes zu erbitten, der in vorzüglichem Grade befähigt schien, mit völliger Unbefangenheit des Urtheils die Schäden anzugeben, deren Heilung in hohem Grade noth that. Und das war Wallraf.

Sechstes Capitel.

Wallraf's Verhältniß zur Universität.

Wallraf auf Reisen, 1783.

Wallraf war eben von einer längeren Reise zurückgekehrt, die er auf besonderen Wunsch des gelehrten und kunstliebenden Vice=Dechanten des hohen Domstiftes, des regierenden Grafen Franz Wilhelm von Oettingen=Baldern, und in Begleitung eben dieses Herrn nach Schwaben und verschiedenen anderen Ländern des südlichen Deutschlands unternommen hatte. Während seiner Abwesenheit war seine Stelle am Montaner=Gymnasium von einem Lehrer Namens Kaulhausen aus Schleiden versehen worden. Wallraf hatte in dieser Reise eine willkommene Gelegenheit begrüßt, einestheils sich für einige Zeit dem Drucke seiner unangenehmen Stellung zu entziehen, anderntheils in erweiterten Lebenskreisen frische Anregungen, neue Kenntnisse und lebendige Anschauungen zu sammeln. Offen das Herz und frei den Blick, war er hinausgeeilt in die weite Welt, um sich ungestört den Eindrücken zu überlassen, welche herrliche Naturschönheiten, interessante Bekanntschaften, neue gelehrte Verbindungen, reiche und kostbare Schätze der Kunst und Wissenschaft auf seinen empfänglichen, lebhaften Geist machen mußten. Mit vielen schönen Kenntnissen bereichert und mit den kühnsten Regenerations=Planen in Bezug auf das Unterrichtswesen der Vaterstadt war er im Herbste 1783 von dem Besuche vieler süddeutschen Bibliotheken, Kunst=Cabinette, Gallerieen und naturhistorischen Sammlungen nach Köln zurückgekehrt.

Trotz der mannigfachsten Anfechtungen sicherte er sich rasch einen solchen Ruf, daß jeder, dem es um Hebung der kölner Schulen zu thun war, seinen Blick voller Hoffnung einzig und allein auf Wallraf richtete. An ihm glaubten Rath und Provisoren den geeigneten Mann gefunden zu haben, der zur Ausarbeitung eines zweckmäßigen Reform-Planes Lust und Fähigkeit besitze. Der Rath mußte seinen Antrag beschleunigen, weil Gefahr vorhanden war, daß Wallraf, im Falle man in Köln mit einem kräftigen Aufschwunge zum Bessern nicht bald Ernst mache, seiner Vaterstadt den Rücken wenden und eine Professur an der Akademie zu Bonn annehmen werde. Durch den Syndicus Biermann ließ er darum dem Professor Wallraf den schmeichelhaften Auftrag zugehen, einen Plan zur Reformation der kölner Studien, besonders der **Facultas artium** und der gymnastischen Erziehung auszuarbeiten. Sofort ließ Wallraf jeden Gedanken an eine Uebersiedelung nach Bonn fahren. Mit der feurigsten Begeisterung und mit patriotischer Liebe zu der Anstalt, die ihr erhofftes frisches Aufblühen seinem Eifer und seinen Vorschlägen verdanken sollte, ging er an die Erfüllung seiner kritischen Aufgabe. Im Anfange des folgenden Jahres überreichte er dem Magistrat sein Gutachten, welches nicht weniger als sechszehn Bogen anfüllte. Das Schriftstück selbst ist weder in den Archivalien des Rathhauses, noch in dem Nachlasse Wallraf's vollständig aufzufinden. Aus verschiedenen Bruchstücken jedoch lassen sich die leitenden Grundsätze zusammenstellen. Er erkannte, daß die seitherigen Unterrichts-Anstalten den eigentlichen Nerv ihrer bildenden Thätigkeit durch das Zurückdrängen der Muttersprache vernichteten und dadurch die freie volksthümliche Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens überall hemmten. Darum wollte er die deutsche Sprache und Literatur der seitherigen untergeordneten Stellung enthoben und einer Pflege gewürdigt wissen, wie sie ein Volk, das zu einem selbstständigen National-Bewußtsein herangebildet werden sollte, mit Recht beanspruchen mußte. Für den Elementar-Unterricht, namentlich der armen Kinder, schien ihm gar unzureichend gesorgt zu sein. Darum brachte er die Gründung und Dotirung bestimmter Pfarr- und Armenschulen in Vorschlag. Der seitherige Modus für die Be-

Wallraf mit einem Reformplan beauftragt.

soldung der Professoren an den Gymnasien sowohl, wie in den positiven Facultäten sollte abgeschafft und dafür jedem Professor ein fest normirtes, auskömmliches Gehalt zugesichert werden. Der Gebrauch, wonach die Gymnasial-Professuren von den Candidaten der Theologie, die sich dem Cursus des erzbischöflichen Seminars entziehen wollten, als Uebergangs-Stellen zum geistlichen Stande angesehen wurden, schien ihm nicht vom Guten. Darum wollte er dem Lehrerstande den transitorischen Charakter genommen und eine definitive, der seitherigen Aermlichkeit entrückte Stellung angewiesen wissen*). Die Gymnasien sollten mit ihrem gesammten Personal, all ihrem Eigenthum und ihrem ganzen Unterricht von der Universität völlig getrennt werden. Dann sollte der Religions-Unterricht an den Gymnasien mit größerer Sorgfalt ertheilt und die christliche Erziehung, wie das religiöse Leben der Gymnasial-Jugend besser überwacht werden. Die öffentlichen Defensionen, bei denen man häufig nur den Präses und zwei bis drei Defendenten, sonst aber gar keine Zuhörer erblickte, hielt er in ihrem derzeitigen Zustande für völlig bedeutungs- und nutzlos.

Der Theil seines Gutachtens, der sich speciell mit den Gymnasien befaßte, lautet:

„Jedem Vernünftigen fällt es lächerlich in die Augen, daß in dieser weitschichtigen Stadt die drei Gymnasien schier auf einen Fleck hingebaut sind. Wenn diese Lage der wirklichen Gymnasien durch den erlebten Untergang anderer, ehemals durch die Stadt mehr verbreiteter Humanisten-Schulen und dann auch durch die alte Nachbarschaft mit der Schola publica artium nicht einiger Maßen entschuldigt würde, so hätten unsere lieben Vorfahren hierin kein sonderbares Beispiel ihrer weisen Sorge für die Bequemlichkeit des Gemeinwesens hinterlassen.

---

*) Weil die Gymnasial-Disciplin nicht scharf genug gehandhabt wurde, vernachlässigten manche Studenten die Vorlesungen des philosophischen Cursus gänzlich; wenn sie um den Grund gefragt wurden, gaben sie an, daß sie während der philosophischen Vorlesungen theologische oder juristische Collegia hörten. „Man merkt es auch leider den Herrchen an, welche Brod-Gelehrte oft aus solchen unvorbereiteten Candidaten erwachsen."

„Man überdenke, welche Nachtheile diese Entlegenheit der Humanisten-Schulen im Allgemeinen für Kinder und Eltern verursachte: Zeitverlust, Betrügereien, Unordnungen, Gelegenheit zu Verführung, zu böser Gesellschaft, zu verderblichen Spielen und Diebstahl, zu Lastern, deren Spuren immer heimlich bleiben können; dann die Verderbung der zarten Körper im Winter durch die Kälte, wo öftere Spieltage oder stundenlange Abkürzungen der Lehrstunden nothwendig gemacht werden.

„Wegen dieser Entlegenheit sind die Lehrstunden selbst in den Gymnasien so wenig und unbedeutend, daß vornämlich bey den itz vorzutragenden so vielen und mehr an einander hangenden Fleiß erfordernden Gegenständen, darin schier nichts oder doch gar wenig geleistet werden kann, wo noch dazu die tumultuarische Beywohnung von so vielen Studenten in einer und derselbigen Klasse dem Lehrer die individuelle instruction und Prüfung jedes Subjects unmöglich oder ihn dabey verwirrt machet.

„Diejenigen, welchen schon der Gedanke aufgestoßen ist, daß drey Gymnasien itz in Köln zu viel und nur zwey deren genug wären, diese zeigen, daß sie von Erziehung und Lehr-Anstalten und gar von den mittlern Bequemlichkeiten für das gemeine Bedürfnis keinen Begriff haben. Doch um vielleicht der guten Meinung ihres Gedankens beyzutreten und sie itz nicht zu Feinden zu bekommen, sagt man, daß itz gleichsam nur ein einziges Gymnasium entstehen solle, oder im Verhältnisse, daß vielleicht 40 Schulen in ihrer itzig schlechten Verfassung verschwinden, dafür zware mehr als drey Hauptschulen entstehen, welche aber gleichsam nur eine einzige ausmachen und nur den Gegenden nach getheilt sein sollen.

„Man hat zwar seither wegen der wenigen Lehrstunden in den Gymnasien und zu Beförderung der Tagarbeit der Humanisten diese Winkelschulen oder sogenannte Silentia unterhalten; allein diese Silentia verfehlen itz völlig ihren Zweck, denn eines Theils ausser höchstens einer durchgehends sehr elenden Korrektur der Schulthemata bekümmert man sich daselbst gar nicht um die itz zugesetzten Lehrgegenstände, und dazu ist auch keine Zeit übrig, und andern Theils wegen der Besorgung so vieler Subjects und

Klassen der lernenden kann auf den Fortgang und prüfenden Unterricht eines jeden Studenten nicht gehörige Achtsamkeit und Lust verwendet werden, die dabei sitzenden kleinen Kinder stören durch lärmen und schreien das versammelt seyn sollende Gemüth des komponirenden Studenten. Professor Silentiarius muß wegen der Studentensorge und seiner eigenen öfteren Abwesenheit zu gymnastischen Geschäften jene kleinere Jugend einem meist unerfahrenen und erziehungsunkundigen Miethling oder sogenannten praeceptor überlassen, ja selbst ist es jetzt ein sehr gemeiner Fall, daß man einen solchen praeceptor besonders in entlegenen Silentien auch für mehrere Zahlung nicht bekommen kann.

„Die wirkliche Menge dieser aus einer übelangewanten Bursenketzerei durchgehends vervielfältigten Silentien verursachen bei ihrem öfteren Verfalle den Gymnasien sehr großen unnützen Kostenaufwand und den Regenten viele Unruhe, so daß diese Herren sich erfreuen werden, durch ein besseres Mittel diesem Unfug und Weitläufigkeit abgeholfen zu sehen.

„Ein seit mehreren Jahren auch mehr einreißender Mißbrauch zwingt sehr dazu, statt der Silentien eine schärfere Verfassung einzuführen; solcher meist jetzt nicht mehr zu hebender Mißbrauch ist dieser, daß die Studenten, besonders auswärtige der höheren Klassen, aus erzwungener Indulgenz der Silentiarien (wenn sie solche aus ihrem Silentio nicht verlieren wollen) sich der Beobachtung der Silentien gar entziehen, sich gegen alle Bestrafung oder Drohung auflehnen und zu einem andern Silentium oder Gymnasium übertreten, wo man sie lucri causa wieder gerne annimmt; das von den Ältern oder aus Fundationen zu zahlende Silentiumsgeld wird also ohne Nutzen hingeworfen.

„Endlich bedauret jeder in ein dergleichen Silentium hingebannter Professor nichts so sehr als den unersetzlichen Zeitverlust, welchen er am a, b, c verschwenden muß, und die Unmöglichkeit, zu anderen nützlichen von ihm verlangten Studien und Lehrgegenständen sich vorzubereiten; dazu kömmt, daß er bey all seyner Mühe und Unannehmlichkeit dieses Geschäftes oft zum Ärgernisse seiner untergebenen Jugend der Verachtung und den niederträchtigsten Beschimpfungen unvernünftiger und selbst zuchtloser Ältern ausgesetzt ist.

„Einrichtung der 7 Gymnasien für die **Humaniora.**

„Bestimmung der Lehrgegenständen und der Lehrstunden der Professoren.

„1. Jedes solches Gymnasium erfordert itz nicht wie vorher 5 schulzimmer, sondern es erklecken deren 3, nämlich ein geräumiges Museum, wo dessen Alumnen sich aufhalten könnten, und dann zwey, wo möglich ans Museum schießende kleinere auditorien, welche 3 Örter füglich also durch zwei Öfen geheizt werden könnten.

„2. Die 3 Örter erheischen eine bequemliche Einrichtung zum schreiben mit Tischen und Bänken und für das Museum insbesondere eine Stellage zu einer Schulbibliothek und eine Kommode oder Schrank für die globos, Landkarten, Naturalien, Zeichnungen 2c.

„3. In diesen Gymnasien werden die Humanisten in 6 Klassen eingetheilt; die zeitherige Benennung infimist, Syntaxist, poët, Rhetor, wie auch die bisherige Eintheilung der Klassen und ihrer Lehrgegenstände müßte wegen vielen daraus entsprossenen unfuglichen Mischungen und wegen der bey dem jährlichen Abbruche der Gegenstände und dem Professorenwechsel entstehenden Lücken aufgehoben und die Studenten nur Humanista primi, 2di, 3ti, 4ti, 5ti, 6ti anni genannt werden — die Ursache und der Nutzen dessen wird sich mit der Zeit ergeben und ist auf wahre Gründe des Wohls für die Erziehung, auf Ordnung, Gleichförmigkeit und leichtere Uebersicht der Cursen gebauet.

„4. Warum man die 6te Humanisten-Klasse hinzugesetzt habe, liegt darin, weil man räthet, daß zu besserer Verpflegung der Trivial- und Bürgerschule (wovon weiter unten die Rede seyn wird) die zum Studiren näher zu bestimmenden Kinder früher da hinausgenommen und in das nächstgelegene Gymnasium schon versetzt werden mögen, nämlich in dem Jahre, wo sie nach seitheriger Gewohnheit die in den Silentien so genannte erste Klasse ausmachten.

„5. Die 6 benannten Klassen eines Gymnasiums wechselten nun in dem Museo, in den 2 auditorien und eben auch in den zu lernenden Gegenständen täglich also ab, daß eine jede in einem auditorio ihre Stunde zum hören und immer darauf im museo

eine zum nachholen und privat studiren angewiesen hätte, bey welcher Eintheilung des musei und auditorien nach einem darüber entworfenen Plane keine Klasse die andere hindert und demnach alle insbesondere unter einer bestimmten und beständigen Aufsicht blieben.

„6. Die Humanisten-Klassen bekommen in gymnasio täglich 8 stunden, welche aber mit Studier- und Ruhestunden so abwechseln, daß zwischen zwei und zwei Lehrstunden jedesmal eine, den Älteren und Kindern zu eigener Bestimmung willkürige, Ruhestunde übrig bleibt, welche Ruhestunde der Student auch mit lesen und allerhand nützlichen und angenehmen Geistesbeschäftigungen oder Übungen zubringen kann, worin das Gymnasium ihm mit Büchern, Landkarten, Instrumenten oder Zeichnungen zur Hand gehen müßte.

„7. Für die vier oberen Klassen fängt das Gymnasium im Sommer Morgens im 6 Uhr an, im Winter Morgens um 7 Uhr und dauert bis 11 oder zu dem willkürigen Privatstudieren bis 12 Uhr; Nachmittags immerfort von 2 Uhr bis Abends 7; die zwischenkommenden Ruhestunden eingerechnet. Die zwei unteren Klassen aber fangen zu mehrerer Bequemlichkeit der Eltern und der Kinder selbst Morgens immer eine Stunde später an. An schönen Sommertagen dürfte die inspection die Erlaubniß geben, daß bey erprüftem Fleiße der lernenden Klasse wöchentlich ein Professor eine Stunde früher abbrechen und die Klasse zu einem Spaziergange herausführen dürfte, welcher Spaziergang die besondere Absicht haben müßte, auf besondere Gegenstände der Natur oder der Kunst die jungen Geister aufmerksam zu machen — ebenso müßten die Klassen abwechselnd besonders zu Ermunterung und Belohnung ihres Fleißes einigemal im Jahre zur Besichtigung des Naturalien- oder Kunstkabinettes, des Botanischen Gartens, der physik. Experimente, Anhörung eines schönen Konzertes im Universitätshause &c. &c. zugelassen werden, durch welches Mittel sich die Kenntnisse und der Geschmack der Nation mehr ausbreiten würde.

„8. Es wird also den Professoren leicht seyn, aus einem solchen Gymnasium die ganze benachbarte Gegend zu durchstreichen,

die öftere Nachfrage wegen der häuslichen Sitten und Aufführung in den hospitien selbst und tägliche Abendsvisitation vorzunehmen und jedes Kind im Auge zu halten, weswegen die Professoren, so viel als möglich, wenigstens die jüngern, in einem solchen Gymnasiumsgebäude oder doch nahe dabey wohnhaft seyn müßten, um allen Schritten ihrer Untergebenen bestmöglichst nachgehen zu können.

„Lehrgegenstände und Professoren.

„Das beste und für jetzt hier noch wirklich thunlichste hat man aus den vollkommensten Schulplänen so zusammengeschöpft und geordnet, daß man sich schmeichelt, jede andere Schuleinrichtung durch gute Wahl und Aneinanderschließung der Gegenstände wo nicht zu übertreffen, doch wenigstens, so weit die Lokalumstände es möglich machen, ihr beyzukommen. Unter allen Fächern des Unterrichts soll keines das andere stören, sondern ein jedes dem anderen die Hand bieten und zum höhern den Weg bahnen. Die mit der Zeit anzuschaffenden Lehrbücher müssen den Leitfaden dazu geben. Die 5 Professoren erhalten beständige Lehrfächer und Cursen auf folgende Art:

„A. für die Mathematik: er lehrt in allen Klassen abwechselnd, und an ganzen Schultagen gibt er 4 Stunden. Die Mathematischen Wissenschaften lehrt er theoretisch und angewandt, etwas von Baukunst wenigstens durch aufgehängte Tafeln mit unterschriebener Auslegung. Die höheren Mathematischen Wissenschaften werden aber zum philosoph. Curs aufbehalten.

„B. für die Geschichte: er lehrt in allen Klassen abwechselnd an ganzen Schultagen 4 Stunden; er gibt die geist- und weltliche Geschichte, insbesondere auch die Vaterländische, die Gelehrtengeschichte, die Volks- und Handelsgeschichte im Abrisse mit eingewebter Einleitung in die Geschichtsquellen. — Die alte und neue Geographie gibt er historisch und politisch in Verbindung mit seiner Geschichte, lehrt auch die Alterthümer und mythologie. Er nimmt die in sein Fach schlagenden griechischen und lateinischen Klassiker zugleich mit in Verbindung.

„C für die schönen Wissenschaften: er hält einen Curs von zwey Jahren für die zwei höheren Klassen; er lehret in jeder an

ganzen Schultagen 2 Stunden; er hat Redekunst, Dichtkunst in Verbindung mit Aesthetik, bedient sich der oratorischen und poetischen Klassiker mehrerer Sprachen.

„E. Die zwei jüngeren Professoren: jeder von ihnen mit zwei Klassen hält seinen Kurs von 4 Jahren und fängt an den Grundsätzen der lateinischen, deutschen, griechischen Sprache an, durchgehet all deren Theile, besonders die Prosodie, als einen von der Poesie abgesonderten Theil der Grammatik. Diese zwei Professoren besorgen auch den Unterricht in Religion, Kirchengebräuchen und Moral; item die phil. disciplin der 2 oberen Klassen, weswegen ihre Lehrstunden so eingetheilt sind, daß einer von ihnen die Zucht im Museo leicht beobachten kann.

„Diese beyden haben täglich im Gymnasio 6 Stunden gegenwärtig zu seyn.

„Die französische Sprache wird einstweilen von auswärtigen Lehreren gegeben, wozu Studenten der 5ten und 6ten Klasse noch allein nach ihrem oder der Ältern Belieben zu bestimmen wären und ihnen von den 8 Übungsstunden abwechselnd eine in einem der auditorien freygelassen werden könnte. Zur Erlernung dieser Sprache hätten sie zusammen bis dahin einen kleinen Betrag zu machen.

„Dergleichen Bedacht könnte auch genommen werden für die Liebhaber der andern Künste, als Zeichenkunst u. s. w.

„Die Bücher, Muster, Instrumente für dergleichen außerordentliche Wissenschaften oder Künste könnten in den Schränken des Museums aufbehalten und mit der Zeit den Lernenden mit dem ausgewähltesten Vorrathe an die Hand gegangen werden.

„Nun wäre es an dem, daß die Obrigkeit, welcher die Einrichtung der gesammten Universität ohnstreitig iure institutionis et territorii zukömmt, der alten allgemeinen nützlichen Einrichtung sich wieder näherte, sie auf gegenwärtige Zeiten passend machte, und dieses hohe Vorrecht ihrer Stadt vor den darauf wartenden Augen der Nachbarn und des ganzen Deutschlandes mit Ansehen behauptete und ganz herstellte.

„Die Mittel dazu sind in ihren Händen; Entschlossenheit und Betriebsamkeit des Werkes werden keine sehr zu fürchtende Hindernisse finden. In dem über Kürze sich einstellenden Jubeljahr der Universität würde die alte Matrone wieder als eine neue Kreatur dastehen.

„Diese Verbesserungsepoche giebt nun Gelegenheit, jeden eingeschlichenen Mißbrauch wirksam aufzuheben, vorzüglich aber auf die Erziehung des Bürgers besonders Acht zu haben und diese mit der Erziehung des Gelehrten durch einen im Ganzen leicht möglichen Plan zu verbinden*)."

Wallraf's Reform-Project war zu neu und zu kühn, als daß die besorgliche Bedächtigkeit des Magistrats sich zur energischen Durchführung dieser Vorschläge hätte entschließen können. Nichts kam in der ganzen Sache zu Tage, als eine lange Serie nichtssagender Deliberationen und weitschweifiger Referate. Dem Professor Wallraf aber kam seine mühevolle Arbeit theuer zu stehen. Seine Collegen wollten auf alle Weise die Vermessenheit bestrafen, mit der er den Versuch gewagt hatte, sie aus ihrem behaglichen Leben und Wirken aufzurütteln. Beleidigung folgte auf Beleidigung, Quälerei auf Quälerei, Zurücksetzung auf Zurücksetzung. Anfeindungen gegen Wallraf. Professor Menn, der ihm bei allen Drangsalen und Verfolgungen als ein treuer Freund tröstend und helfend zur Seite gestanden hatte, war nicht mehr; am 28. Juli 1781 war er im 51. Jahre seines Lebens gestorben. Wallraf stand nun allein, — allein inmitten der hartnäckigen Anhänger des alten Systemes. Von Tag zu Tag wurde seine Stellung unangenehmer. Sein freundschaftlicher Umgang mit einzelnen Persönlichkeiten, die zum bonner Hofe in näherer Beziehung standen, wurde dahin ausgedeutet, daß er es im Geheimen mit den Febronianern und Illuminaten halte. Auch die Leichen-Inschriften, die er beim Tode des Kurfürsten Max Friedrich auf Ansuchen des bonner Gouvernements anfertigte, mußten dazu dienen, solchen gehässigen Verdächtigungen frische Nahrung

*) Handschrift.

zu geben. Weil er in dem Kampfe zwischen Köln und Bonn nicht mit der ganzen Kraft seines Geistes für seine Gegner in Köln Partei ergreifen und nicht eine solche Stellung einnehmen wollte, wie seine Fähigkeiten erwarten ließen, mußte er als ein Gesinnungs-Genosse des frivolen und ungläubigen Eulogius Schneider verschrieen werden. Jeder Schritt, den er im Montaner-Gymnasium, so weit es seine Stellung erlaubte, zur praktischen Durchführung seiner Plane that, wurde mit mißfälligem Blicke angesehen, mit boshafter Zunge bekrittelt und mit eigensinniger Hartnäckigkeit erschwert. Von seiner Reise zurückgekehrt, war er als Professor der Syntaxis wieder eingetreten. Als solcher unterrichtete er in der fünften Klasse jeden Morgen eine Stunde und jeden Nachmittag anderthalb Stunde in den Vorschriften der Beredtsamkeit, mit Beispielen aus classischen lateinischen Rednern wie auch aus neueren deutschen Schriftstellern, dann in der Stylübung und in der Kunst, richtig zu lesen und wohlgefällig zu sprechen. Weiter las er an Sonn- und Feiertagen Nachmittags um zwei Uhr über Kunst und Archäologie. „Durch eigenes Bitten, wie durch Vermittlung einiger seiner Freunde brachte er den Regens Behren dahin, daß er in Nebenstunden den Candidaten der Philosophie die Mathematik öffentlich vortragen durfte; er schaffte die Figuren und Instrumente an und veranstaltete zwei Jahre öffentliche Uebungen in Gegenwart und mit Beifall vieler Zuhörer, wobei aber nur ein einziger gymnastischer Professor erschienen ist. Die blinde Wuth, die er durch seine Ideen gegen sich geweckt hatte, brachte es dahin, daß er nach zwei Jahren diese Lection einstellen mußte, und die Nebengeschichte dieser Cabale ist ein lustiger Artikel für eine Chronik der kölnischen gelehrten Dummheiten." Die kränkende Feindseligkeit, mit der ihm seine montaner Collegen aller Wege begegneten, veranlaßten ihn, sich einen festen Rückhalt in einer andern Facultät zu sichern. Darum nahm er den Licentiaten in der Medicin und that alle Schritte, um eine medicinische Professur zu erwerben. Günstige Gelegenheit bot sich ihm hierzu, als im Sommer 1784 die Professur der Botanik, womit ein Canonicat an St. Marien im Capitol verbunden war, erledigt wurde. Sofort übernahm er das botanische Collegium, und es gelang ihm auch,

Professur der Botanik erledigt, 1784.

bald nachher die Bestallung zu der fraglichen Professur sammt der damit verbundenen Präbende zu erhalten. Er erhielt damit ein Jahres-Einkommen von 600 Reichsthalern*). Der Proceß, den der Professor Passera wegen seiner kaiserlichen preces für das genannte Canonicat gegen ihn in Rom und in Wien anhängig gemacht hatte, wurde zu Wallraf's Gunsten entschieden. Seine Vorlesungen, in denen er nach dem Compendium von Reuß dem Linnéischen Systeme folgte, hielt er anfänglich im botanischen Garten, dem Anatomie-Gebäude gegenüber, später in seiner Wohnung, an Lorenz. Nicht Mühe noch Kosten scheute er, um den gänzlich verwahrlos'ten botanischen Garten wieder in einen seinem Zwecke entsprechenden Zustand zu setzen. An 2500 neue Pflanzen schaffte er aus eigenen Mitteln an; im Ganzen wandte er in den ersten Jahren 130 Reichsthaler. auf die Verschönerung des Gartens. Wallraf's Stellung verlangte, daß er sich auch den Doctor-Grad in der medicinischen Facultät erwarb. Die großen Feierlichkeiten, welche mit den Doctor-Promotionen auf der kölner Universität verbunden waren, gaben Zeugniß, welch hohen Ansehens sich diese wissenschaftliche Würde erfreute. Die Promotionen der Mediciner fanden in dem großen Saale des medicinischen Akademie-Gebäudes, die der Juristen in der hohen Domkirche Statt. Mit diesen Promotionen war in allen drei Facultäten der sogenannte Doctor-Schmaus verbunden, ein großes Festessen mit Musik, welches gewöhnlich in dem großen Festsaale auf dem Quattermarkt gehalten wurde und in früheren Zeiten mit bedeutenden Unkosten verbunden war. Der Doctor-Schmaus, den im Jahre 1591 die Doctoranden Johann Nopelius, Pastor an St.

Botan. Garten.

Promotionen.

*) Die übrigen Canonical-Professuren hatten folgendes Einkommen: die juristische am Dome 3000, die theologische an St. Gereon 3000, die juristische an St. Severin 650, die juristische an St. Cunibert 650, die theologische an St. Andreas 650, die juristische an St. Aposteln 750, die theologische an St. Marien ad gradus 650, die juristische an St. Georg 650, die philosophische an St. Ursula 700, die philosophische an St. Cäcilien 600 Reichsthaler.

Doctor-Schmaus.

Columba, Jakob Hutter, Pastor an St. Peter, und Theodor Riphahn, Pastor an St. Laurenz, hielten, kostete im Ganzen 301 Thaler 6 Albus 6 Heller. Im Jahre 1600 wurde beim Doctor-Essen der Herren Heinrich Reck, Adam Huls und Johann Kronenburg verbraucht außer den verschiedenen Gewürzen: 134 Stumpf Rindfleisch, jeder zu 3 oder 4 Pfund, 2 Schwäne, 3 indianische Hähne, 5 Hirschböcke, 6 Hirschbollen, 15 Hasen, 16 Kaninchen, eine bedeutende Anzahl Krammetsvögel, 135 Feldhühner, 135 Hennen, 120 Kapaune, 120 junge Hühner, 9 Lämmer, 15 Pasteten, 91½ Pfund Schnogen, 8 Pfund Karpfen, 124 Mandelngebäck, 124 Schleiffer, 124 Parmemussen, 56 Quart Milch zum Reiß, 16 Mairettig-Wurzeln, 26¼ Pfund Spickspeck, 6 Viertel Erbsen, 18 Kappusköpfe, 8 Viertel Salz, ¼ Faß Butter *). „Am Dinstag den morgen um 7 Uhren haben die Herren Doctoren", heißt es in einem Bericht über dieses Doctorat-Essen, „laßen Meeß lesen an dem altar von Unser Lieben frawen Chörgen, unnd dieselbige angehoret, nach vollendter Meßen sein sie gangen nach den H. drey Konigen, von dannen in das Capitell-Hauß, daselbst das Bankett mit Kneell Dranck und Confekt, wie in der Rechnungh vermelt, gehalten, folgendts auß dem Capitel-Hauß in das auffgerichte gezierte gebew oder schull gangen und zu der promotion geschritten, demnach seindt die gezierte Kinder sampt Trabanten und unser Herren spilleuth, item die pedelli und der kurzweilige Rath auff den Quattermarkt in pompa kommen und daselbst Zop gessen, und danach wider in den Thumb gangen **).

„Mittagh.

„Das erste Gericht.

„Anfenglich nach der Handtwaschungh so durch die pedellen geschehen, und nach Vorlesung des Benedicite trägt Herr Promotor ein zinnen schussel mit einem stump; item die drey Herren Doktoren jeder ein schussel mit erbsen, und werden zwischen zweyen

*) v. Bianco, Anhang, 103.

**) „NB. Allhie wirt angericht mit Hultzen schuttelen und Bierpöt und Saltz auf Brott."

Herren gesatzt, ein stuck gesprengt fleisch oder stump, item ein gesotten capaun oder Henne, item eine schussel mit erbsen. Diese ordnungh wirt gehalten auff dem obristen tisch vor Heupt und beseiten an zweien flügelen bieß zu dem ort, da die Herren anfangen zu beiden seiten zu sitzen gegen ein ander über, daselbst wirt angericht zwischen 4 personen ein stump, ein Henne, ein schussel mit mostert, und iederem ein schussel mit erbsen, und also zum End auß. Darnach werden angericht 3 Bollen mit Wildtbrat, fein ausgemacht in gestalt 3 Drachen werden mit gewöhnlichen caeremonien und apparat umbgetragen mit unser Herren Trumffener, und folgendes durch die gaffelboten umbgeschnitten, wirt auch bei einem iederen Drachen ein grosser Capaun gelagt.

„Zweite Gericht.

„Bey dem zweyten gericht trägt der Herr Promotor eine zinne schüssele mit salm, schnoig und Karpen. Item die 3 Herren jeder ein schüssel mit einem schleuffer, darnach also zwischen zweyen Herren auch ein schüssel mit salm; Schnoig, und Karpen. Ittem ein schussel mit einem schleiffer. Item ein schussel mit merrettigh bis zu den doppeln Tischen, daselbst wirt zwischen vier personen gesetzt wie oben gemelt biß zum endt. Hernach wirt der rathswein presentirt ungefehrlich 21 Hosen, der eltester Herr Doktor thut die Danksagungh, oben bey den Herrn Bürgermeistern.

„Dritte Gericht.

„Bey dem dritten anrichten tregt der Herr Promotor ein schussel mit einem gebraten capaun, ein Felthun, und ein jungh Hun. Item ein Herr ein schussel mit reißbrey, der ander und dritte ein Stoer oder Galatinen, und also zwischen zweyen Herren ein schuttel mit einem Capaun, 1 Velthun, und ein jung Hun; item ein schuttel mit stoer, mit essig und fenchell aufgemacht, oder so kein stoer vorhanden, ein stuck galatieren 3 finger breit geschnitten. Item ein jeder person ein schuttel mit reißbrey und Karwa gestreuet, darnach also zwischen 4 personen bieß zum Ende zu.

„Alsbald hernach werden die pfaven und Schwanen, mit ihren flügeln, Köpfchen, und schwentzen außgebreitet, mit der Herren Trumpffener, und geburlichen caeremonien und apparat umbgetra-

gen und vorgeschnitten, wie bei jeder theill ein gebraten Capaun gelegt werden, umbherbey den gemeinen Man außzuschneiden.

„Hier gehen die gezierten Kinder und Trabanten umbher.

„Diesem nach geschieht die Danksagungh durch den eltesten Herrn Doktoren in promotione.

„Vierte Gericht.

„Bey dem vierten anricht tregt der Herr Promotor eine schussel mit zweyen gebacк, die Herren eine schuttel mit Bieren oder Haselnußen, und so zwischen zweyen Herren eine schuttel mit zweyen gebacken, Tattell und mandellen, eine schuttel mit Bieren, schuttel mit Lammerschen nuß, und also darnach folgendes zwischen 4 personen bieß zum ende.

„Nota.

„Zum jederenmahl wann der Herr Promotor das erste, zweite, dritte und letzte gericht auffgetragen, gehet der Herr Promotor allemal auf sein angeordnetes ort und platz sitzen und essen, die drey Herren Doktoren aber gehen nit sitzen, müssen vom anfang bis zum ende langs die Tische gehen, und die Herren traktiren und zur frohlichkeit ermahnen.

„Am Abendt.

„Gegen die achte stundt, wonnach die geladene Herren und frauen ankommen, wirt alsdann angericht wie oben vermeldet, und wirt alsdann kein Hultzenwerk gebraucht, sondern durchaus zinnen schuttelen, teller, saltzfasser, oben silberne schenkkannen, silberne Bierpött und saltzfasser, unden zinnen Werk und durchauß Seruetten, stulküssen, und fußbenkelger."

Diese Doctorats-Essen, zu denen sich in früheren Zeiten durchgehend bei dreihundert Eingeladene einfanden, wurden im achtzehnten Jahrhundert immer mehr auf ein bescheidenes Maß reducirt. Zum Doctor-Schmaus des Professors Wallraf waren nur die befreundeten Collegen und die nächsten Angehörigen und Bekannten
Kosten. eingeladen. Die Kosten beliefen sich auf 54 Reichsthaler; die übrigen Kosten der Promotion summirten sich zu 154 Reichsthaler 51 Albus. Die feierliche Einladung zu dem eigentlichen Promotions-Acte blieb aber in der üblichen Weise in Gebrauch. Auf

einer uns vorliegenden Liste vom 18. April 1779 finden wir über dreihundert Personen verzeichnet, die zu der Promotion der Herren Ginetti, Heis, Meyer und Schürman eingeladen wurden *). Die Doctoranden mußten diese Einladung persönlich besorgen. Bei den Medicinern und Theologen geschah es in Kutschen; die juristische Facultät machte die ihrige aber unter einem prächtigen, pomphaften Aufzuge zu Pferde. Ein solcher Doctor-Ritt, wobei der Doctorandus, verziert mit farbigen Bändern, auf phantastisch herausgeputztem Rosse, begleitet von mehreren Doctoren der Facultät, von Pagen, Paranymphen und Bedienten, von zwei Pedellen, vom Stadtbereiter und Stadtwachtmeister, im glänzendsten Pompe der gaffenden Menge sich zeigte, ging von der hohen Domkirche aus und bewegte sich durch alle Straßen der Stadt, in denen solche Notabeln oder Bekannte wohnten, die mit einer Einladung beehrt wurden. Vielfach bemühte man sich im Laufe der Zeit, den Luxus und Pomp eines solchen Doctor-Rittes abzuschaffen. Doch die juristische Facultät ließ sich nicht geneigt finden, diesen glänzenden Aufzug aufzugeben. Trotzdem, daß auch die Provisoren sich bemühten, diesen kostspieligen Umritt, der mit einem Aufwande von etwa tausend Thalern gegen hundert Pferde in Anspruch nahm, abzuschaffen, hielt sich dieser Gebrauch bis zur Aufhebung der Universität in Bestand **). Am zweiten Tage nach der Einladung fand die Promotion selbst Statt. Bei dieser Feierlichkeit wurden dem Graduanden vom Professor Primarius der Facultät in Gegenwart des Kanzlers, des Rectors, der Bürgermeister, der Provisoren, des Senats und aller Eingeladenen die Würde und die Privilegien des Doctor-Grades zugesprochen, die Insignien des neuen Titels überreicht und der Sitz auf dem Katheder angewiesen. Die bei dieser Ceremonie gebräuchliche Sprache war die lateinische. In der medicinischen Facultät machte der Professor Passera den Vorschlag, für die Folge bei den Promotionen und Diplomen nur die deutsche Sprache zu gebrauchen. Für einen speciellen Fall, für

Einladung zur Promotion u. Doctor-Ritt.

Promotion.

*) Handschrift.

**) Kölner Stadt-Archiv. — Churkölnischer Kurier von 1794.

die Promotion des Wundarztes Johann Fischer von Kerpen, ging man auf dieses Ansuchen ein. Wallraf arbeitete die Ansprache aus, welche der Promotor Meyer bei dieser Gelegenheit an den Doctoranden und die versammelten Zuhörer richtete *). „Dieser Hut, welchen ich auf dein Haupt setze," hieß es in dieser Anrede, „sei dir zum Zeichen, daß der Arzt ein Ehrenmann sein muß, daß er durch Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit, durch Bescheidenheit, Mäßigkeit und Menschlichkeit sein Ansehen und Vertrauen beim Publicum erhalten soll und nie durch Leichtsinn oder eine niederträchtige Handlung die Ehre unseres Standes schänden darf. Dieser Ring, wodurch ich dich gleichsam mit der Menschlichkeit vermähle, mache dir das Andenken dieser Verbindung heilig; da er dir immer vor Augen ist, so bewahre er dein Herz sowohl vor dem Kaltsinne und der oft eisernen Gleichgültigkeit gegen den Werth des menschlichen Lebens, als vor dem Hochmuthe und dem unedeln Geize; eben dieser Ring sei dir auch ein Siegel der Verschwiegenheit; er lehre dich endlich, daß die Hand des Arztes, welche ihn trägt, eben so behutsam und ehrbar in Behandlung des menschlichen Körpers als geschickt und fertig zur Hülfe des Leidenden sein muß. Sieh dieses Buch und öffne es; diese Oeffnung sei dir zum Zeichen, daß der nun erhaltene Doctor-Grad dich nicht auf einmal von allem weiteren Studiren und Bücherlesen freispricht, sondern daß es dir Pflicht ist, den Entdeckungen neuerer Zeiten nachzugehen und mit diesen die Schätze der alten zu vermehren.

*) Ueberhaupt stand Wallraf in dieser Frage seinem Collegen Passera unterstützend zur Seite. Schon früher hatte er im Interesse des allgemeineren Gebrauches der deutschen Sprache einen höchst gewagten Schritt gethan. Als nämlich im Jahre 1786, am Tage des heiligen Chrysostomus, die Schüler der Rhetorik die gewöhnliche Jahresfeier zur Erinnerung an den christlichen Patron der Redekunst zu begehen sich anschickten, übernahm er es, das Haupt-Festgedicht für diesen Tag anzufertigen. Bis dahin war bei solchen Gelegenheiten nur die lateinische Sprache zur Anwendung gekommen. Wallraf aber setzte sich über den hergebrachten Gebrauch hinweg und dichtete zu dieser Feier zum ersten Male eine deutsche Weihe-Ode: Chrysostomus, wohl die inhaltreichste seiner poetischen Leistungen in deutscher Sprache.

Schande dem Arzte, dessen Wissen und Thun nur Schlendrian ist! Jetzt schließe ich dir dieses Buch zu, — ein Symbol zur Einprägung der bedenklichen Nothwendigkeit, daß ein Arzt mehr als jeder andere praktische Gelehrte auf alle Fälle vorbereitet sein muß, da oft der Augenblick kostbar ist, da oft an dem gegenwärtigen Ausspruche und der geschwinden Hülfe des Arztes Wohl und Wehe ganzer Familien hängt und selten die Gelegenheit es möglich macht, erst in Büchern zu grübeln und ähnliche Fälle aufzusuchen. Empfange hierauf den akademischen Kuß, das Zeichen des Friedens und der Verbindung mit dem ganzen Orden der Aerzte; verwirf nie das Urtheil eines vernünftigen, eines durch Erfahrniß geprüften Mannes; Sanftmuth und Bescheidenheit begleite die Behauptung deiner Vorschläge und Meinungen; niemal laß den Kranken zum Zeugen oder gar zum Opfer einer Privatzwistigkeit werden. Laß diese Gebräuche und die Feierlichkeit dieses Tages dich lebenslang an die schweren Pflichten erinnern, die das gemeine Wesen bei einem Arzte fordert und zu fordern Recht hat. Der Schwur, sie zu beobachten, bleibe dir heilig *)."

Das Montaner-Gymnasium glaubte sich Glück wünschen zu dürfen, als Wallraf die medicinische Professur der Botanik erhielt. Die alten Herren freuten sich, auf leichte Art von dem unruhigen, reformsüchtigen jungen Collegen befreit zu werden. Doch Wallraf war nicht gesonnen, aus der philosophischen Facultät förmlich auszutreten und sich freiwillig allen Einfluß auf die Reform der philosophischen Studien abzuschneiden. Er blieb im Gymnasial-Gebäude wohnen und ließ sich durch keine Intrigue bestimmen, im philosophischen Cursus seine Vorträge aufzugeben. Der städtischen Studien-Commission gegenüber verpflichtete er sich, im philosophischen Cursus den seither ertheilten Unterricht in der Naturgeschichte auch weiter fortzusetzen. Er that noch mehr: in einen neuen Zweig der philosophischen Wissenschaft, der bis dahin in Köln noch völlig unbekannt geblieben war, wollte er seine Zuhörer einführen. Es war dies die Aesthetik oder die Theorie des Ge- Aesthetik.

*) Handschrift von Wallraf.

schmacks in den schönen Künsten und Wissenschaften. In der Ankündigung dieser Vorlesung erklärte er: „er werde die Wissenschaft des Schönen in ihrem Anfange abhandeln, um Genie und Geschmack der jungen Leute zu bilden, welche in die Welt treten, auf Reisen gehen oder sich der öffentlichen oder Privat-Erziehung widmen wollten; eine Encyklopädie aller jener Wissenschaften und Künste werde er vorausschicken, deren Gegenstand die Schönheit in den Formen oder in den Producten des Geistes ausmache *)." Der Inhalt dieser Vorträge machte es erforderlich, daß er seinen Blick nach außen hin richtete und sich mit Allem bekannt zu machen suchte, was auf dem Gebiete der Kunst und Belletristik geleistet wurde. Er freute sich, hierdurch ein Mittel gefunden zu haben, um den Schriften eines Winckelmann und Lessing, eines Hagedorn und Göthe in dem abgeschlossenen Köln Eingang zu verschaffen und allmählich die Indolenz zu überwinden, die man bis dahin dem norddeutschen literarischen Aufschwunge gegenüber gezeigt hatte. Diese Vorlesungen schienen dem ganzen wissenschaftlichen Streben und Leben in Köln einen neuen Geist einhauchen zu wollen. Bevor er seine Vorlesungen über Aesthetik und Naturgeschichte begann, veranstaltete er mit Zustimmung des Rectors und des Stadt-Magistrates eine akademische Feier, die den ersten Schritt zu einer sichtlichen Hebung der kölner Studien documentiren und eine neue, ruhmreiche Aera der kölner Universität mit besonderem Glanze eröffnen sollte. Die anwesenden Bürgermeister, Senatoren, Notabeln und Studenten begrüßte er mit einer Ansprache, in der er sich und der Stadt dazu Glück wünschte, daß die traurige Finsterniß überwunden, der Fortschritt zum Besseren angebahnt und ein kraftvolles Streben zu einem neuen Leben erwacht sei. Mit scharfen Zügen schildert er die trübe Finsterniß, die sich in den letzten Jahrhunderten über die kölner Hochschule gelagert hatte. „Von unserer alten Höhe, wo noch vor zweihundert Jahren auch hier eine Periode des Lichtes war, wo Köln das Athen am Rheine war, Wissenschaften, Kunstgeschmack, Handel und Segen sich aus diesem

Akademische Rede.

*) Handschrift.

Mittelpunkte durch eine weite Gegend herum verbreiteten und Werke von hernach vergessener Gelehrsamkeit, Werke in vier Sprachen des Orients, Alterthümer, Dichter und Redner Griechenlands und Roms, selbst Werke der Naturgeschichte, so gut sie damals sein konnten, zum Gebrauche unserer hohen Schule gedruckt wurden, — von dieser Höhe sind wir gesunken, wir sind nicht, was wir waren, und das, was wir waren, ist noch nicht das, was wir sein könnten. Laßt dieses freimüthige Geständniß der erste Schritt zu unserer Verbesserung sein. Sagte ich aber, daß unser Klima von der Zeit an nichts Großes mehr hervorgebracht hätte, daß es an lichten Köpfen fehlte, welche dem Geschmacke, dem Verfalle der Wissenschaften und Künste aufhelfen könnten, oder an Consuln und Mäcenaten, die mit ihnen vertraut und bereit sind, alle Kraft zu erschöpfen, den ehemaligen Glanz wieder herzustellen; sagte ich, daß selbst unser Schlummer nicht eine Folge von Ursachen wäre, deren Hebepuncte sich außer dem Wirkungszirkel der obrigkeitlichen Hülfe gerückt hätten und niemals wieder mit dem Zirkel des allgemeinen Wohles concentrisch werden könnten; schien ich endlich Ihnen das Bild unserer Stadt so vorhalten zu wollen, wie einige Reise- und Erdbeschreiber von einem Herrn von Pöllnitz an bis auf den reisenden Franzosen und noch unwichtigere nach ihnen es mit den Farben ihrer Galle gemalt in die Welt herumschicken, dann verdamme mich mein Vaterland zu der verschämendsten Palinodie, und gegen die Verfasser betheure ich, daß sie keine Widerlegung, sondern das Compliment verdienen, welches Martial den Annalen des Velusius machte.

„Was billige, biedere Deutsche, nachgiebige Censoren, was Symptomenkenner sowohl in als außer dem Volke, was die, welche unsere Bedürfnisse selbst in der Seele fühlen, was schon ein ansehnlicher Theil des Volkes in dieser Lage der Dinge mit Seelengüte bemerkt hat, oder verbessert zu sehen wünscht, räth oder vorschlägt, das ohne besseres Bewußtsein zu verwerfen, wäre Sünde der Verstockung.

„Diese treffen nun die Bestimmung unserer Bedürfnisse theils in dem Abgange einer gewissen löblichen Selbstliebe, welche eine kräftige Triebfeder der guten Handlungen bei freien Menschen ist,

theils in dem Mangel an Begeisterung für die Ehre und den Ruhm des Vaterlandes, theils in dem Abgange der Ermunterung, der Communicabilität, des Umganges unserer Gelehrten, wodurch sie sich weder unter einander, noch dem Publicum genug mittheilen, theils in dem Mangel der Aufhellung und besonders des gebildeten Geschmackes in der mittleren Klasse, welche einen größeren Grad von Sittlichkeit ins übrige Volk verbreiten müßte.

„Um einen großen Theil dieser Bedürfnisse zu ersetzen, haben unsere weisen Musageten es als eine besondere National-Angelegenheit betrachtet, hier die Naturgeschichte und die Bildung des Geschmacks befördern zu müssen. Denn so lange durch einen aufgerichteten Lehrstuhl diese hier nicht eingeführt sind, so lange sie nicht in den Plan der Erziehung künftiger Bürger treten, nicht in den Rang der ersten Angelegenheiten unserer Republik erhoben werden, kann unser liebes Köln die Vorwürfe auch seiner nachgiebigsten Beurtheiler nicht widerlegen.

„Wenn ich nun Ihnen, edle Mitbürger, Patrioten und Jünglinge, den Umfang, die Annehmlichkeiten und den Einfluß der Naturgeschichte in die Wohlfahrt und Aufhellung, wenn ich die Nothwendigkeit der Bildung des Geschmacks in einem freien Volke, seinen Einfluß in Sittlichkeit und in das gesellschaftliche Leben vorhalte, wenn ich Ihnen, wo beide verbunden werden, da die glücklichste Umwandlung des Denkens und Empfindens und die anwachsende Achtung der Welt für einen auch sonst unmächtigen Staat prophezeie, so zweifle ich nicht, daß ich für die Naturhistorie und Aesthetik hier mehrere Freunde, Gönner und Mithelfer erwerben werde, daß man sich dieser mißkannten Musen hier besser annehmen, ihnen das Bürgerrecht antragen, ihnen die künftigen Väter und Führer der Bürger anvertrauen werde, kurz, daß es sich zu einer Angelegenheit des ganzen gemeinen Wesens machen werde, sie zu befördern *)."

Allmählich rechnete man es zum guten Tone, den ästhetischen Vorträgen des Professors Wallraf beizuwohnen. Jeder, der auf

*) Handschrift von Wallraf.

Bildung Anspruch machte, glaubte sich mit den von Wallraf behandelten Gegenständen bekannt machen zu müssen. Mehrere Fürsten und Grafen des hohen Domcapitels, die städtischen Bürgermeister, einzelne Rathsmitglieder, viele Stiftsherren und andere angesehene Einwohner konnte man häufig um Wallraf's Lehrstuhl versammelt sehen. Vorträge finden Anklang.

Den Beifall aber, den Wallraf bei der gebildeten Einwohnerschaft von Köln einärntete, wollten seine montaner Collegen durchaus nicht als gerecht anerkennen. Bei ihnen galten diese ästhetischen und naturhistorischen Vorlesungen als eine offene Auflehnung gegen das hergebrachte System, und durch die mannigfachsten Quälereien suchten sie ihm die betretene Bahn zu verleiden. Bei allen Beförderungen, Prämien und Vortheilen wurde er auf die kränkendste Weise zurückgesetzt. Am auffallendsten geschah dies bei den Stiftungen, die für die einzelnen Curse in den Gymnasialfächern vertheilt wurden. Weil er die Curse nicht mehr wie früher persolviren konnte, darum sprach man ihm jedes Anrecht auf solche Stiftungen ab. Namentlich geschah dies bei der Stockmann'schen. Stiftungen. Diese Fundation bestand in den Renten, die nach der Verfügung des Stifters Stockmann an die sieben ältesten wirklich lehrenden Professoren des Montaner- und an die zwei ältesten des Laurentianer-Gymnasiums vertheilt werden sollten. Unter dem grundlosen Vorgeben, daß kein Professor Mitglied zweier Facultäten sein könne, sorgte der Regens Daniels dafür, daß Wallraf aus der philosophischen Facultät förmlich ausgeschlossen und aller daraus fließenden Dotations-Nutzungen beraubt wurde *). Jetzt mußte er auch die Wohnung im Montaner-Gymnasium verlassen. Wallraf wollte

*) Ueber den Grund seiner Zurücksetzung schreibt Wallraf: „Der Aufschluß des Unglücks des **oratoris** liegt wohl darin, daß er die Fehler der hiesigen gymnastischen Erziehung zu entdecken sich getraute; allein er weiß noch eine Anzahl solcher in den hiesigen Gymnasial-Anstalten verwebten übeln Dinge, daß er überzeugt ist, daß, wo sein angegebener Plan nicht über kurz oder lang aufgenommen wird, er sich von der künftigen kölnischen Generation sehr betrübte Ahnungen macht." Handschrift.

sich aber hierzu nur unter der Bedingung anschicken, daß ihm für die Folge der Genuß der Stockmann'schen Stiftung verbleibe. Als man hierüber keine Einigung erzielen konnte, bot der städtische Magistrat seine Vermittlung an. Auf den Vorschlag desselben erklärte sich Wallraf bereit, das Montaner-Gebäude zu verlassen, wenn ihm jedes der drei Gymnasien als Remuneration für seine philosophischen Vorlesungen jährlich 30 Reichsthaler zahle. Die Gymnasien gingen diesen Vertrag ein, hielten aber schlecht ihr Versprechen. Nur ein einziges Mal bezahlte ihm das Laurentianer-Gymnasium 30 Reichsthaler; von den beiden anderen erhielt er nichts. Er würde hiervon geringe Notiz genommen haben, wenn der Senat seine Zusage, ihm eine zur Erledigung kommende Präbende zuzuwenden, erfüllt hätte. Der Senat vergaß dieses Versprechen aber gar bald. Bei keiner einzigen Vacatur nahm er sich der Sache Wallraf's an. Sein Freund Altstätten aus Bonn tröstete den vergeblich harrenden Professor mit den Worten: „Wir ehrliche Musenkinder geben uns schon leicht zufrieden; si nihil attuleris, ibis foras, und so scheren wir uns zur Thür heraus *)." Auf gütlichem Wege schien Wallraf nicht zu seinem Rechte gelangen zu können; darum entschloß er sich zu ernsteren Schritten. „Einem Hochedeln und Hochweisen Rathe", schrieb er, „und einer preislichen Studien-Commission hat es gefallen, in dem diesjährigen Verzeichnisse der Vorlesungen mich wiederum als öffentlichen Lehrer der Naturgeschichte und der Aesthetik anzukündigen.

Schreiben an den Rath.

„Wie schmeichelhaft mir immer dieser Ruf wäre, so leid ist es mir itzt, E. Gnaden darüber Vorstellungen zu machen, oder vielmehr diejenigen zu wiederholen, die ich schon vor anderthalbem Jahre Ihnen übergeben hab, und gegen welche ich dieselben nicht länger gleichgültig zu seyn bitte.

„Aufgefordert von Ihnen, hatte ich mich der Professur jener zwey der theuresten Lehrfächer unterzogen, ich bauete auf Ihren Vertrag und auf Ihr Versprechen, setzte mich in Auslagen, deren Last mir noch über dem Kopfe liegt, und dafür ward ich das

*) Den 27. November 1790.

Opfer Ihrer Einrichtungen. Denn gleich darauf wurde ich deswegen aus dem Montaner Gymnasium schimpflich ausgewiesen, wo ich an die zwanzig Jahre Professor war — wurde ausgeschlossen von dem Eintritte in die philosophischen Curse und Facultät aus nichtigen Ursachen, welche unbilliger Weise nur gegen mich, nicht aber gegen Andere gegolten haben — also beraubt meines besessenen Gehalts und auch der neben anzutretenden Vortheile — vorbeygegangen in den Gelegenheiten, worin ich nach Zusage, ohne Beschwerde des Ärariums hätte bedacht werden können: — dazu, seit dem, daß Ihr Vertrag mit mir bestanden hat, niemal demnach bezahlt. Ich erklärte daher Ew. Gnaden in besagter Schrift, daß ich die Beobachtung jener Vorlesungen auf eine solche Weise nicht aushalten könnte, ich bath sehr um Unterstützung Ihres Worts und genugthuende Hülfe; aber bisher blieb meine Bittschrift unberührt und vergessen, und ich empfinde, wie wenige Rücksicht diese Vorlesungen oder meine Person bey Ihnen wirkte.

„Wer kann es mir daher verdenken, daß ich voriges Jahr jene zwei Vorlesungen unterließ, die mir selbst dazu noch jedesmal eigene Auslagen kosten, und worüber ob — oder ob sie nicht gegeben würden, mich weder eine ahndende noch eine belobende Aussicht mahnte. Und wie lächerlich war es gar, daß indessen unwissende Leute daher Anlaß nahmen, mich einer Art von Faulheit zu beschuldigen, da ich hingegen seither die botanischen Vorlesungen (als wofür allein ich eine und zwar unter allen Universitäts-Präbenden die geringste, dennoch mit den mehrsten Auslagen und Geldaufwand zur Professur nothwendig verknüpfte Pfründe genieße) aus eigenem Triebe und gemäß eigener Angabe im Lectionsconspect täglich zu halten pflege, was doch meine Vorfahren darin herbringlich und bey besserem Glücke nur zweymal die Woche thaten.

„Dergleichen Behandlung ist niederschlagend und entgegenwirkend der künftigen Emporstrebung jeglichen Genies, das in Wissenschaften, woran es hier auffallend abgeht, für den Glanz seiner Vaterstadt gerne etwas mehr, als man hier gewohnt ist, thuen wollte; sie vereitelt Ihre gute Absichten, sie hebt auf die Theilnehmung an Ihren Anstalten und stört den Zusammenhang des

ganzen Plans, wofür Sie vor der gelehrten Welt sich so eifrig zu verwenden anfingen.

„Gnädige Herren! Hier gilt es allso die Rettung Ihres Ansehens und Ihres gegebenen Wortes. Ihnen und mir muß es nicht gleichgültig seyn, daß mein Name in dem herausgegebenen Vorlesungs-Verzeichnisse nur die Zahl der Figuranten vermehre.

„Ich beziehe mich daher auf die Ew. Gnaden von mir damals überreichte Bittschrift, und begehre durch die preisliche Studien-Commission Bewirkung einer Genugthuung für die Herausweisung aus dem Montaner-Gymnasium, den Ersatz des zeitherigen Verlustes daselbst und auch an der philosophischen Facultät, angemessene Zahlung für gehabte Auslagen und Arbeit, und einen neuen Vertrag für die Zukunft, wenn meine Namensangabe im Verzeichnisse gelten soll.

„Werde ich durch gütliche Unterhandlung dieser Vortheile gesichert seyn, so soll es an mir nicht mangeln, daß ich zu Ihrem Ruhme und zur Erfüllung Ihrer erhabenen Absichten alles mit Freuden beytrage, was ich wirklich zum Behufe meiner Vorlesungen gesammelt hab, und was ich weiter zu diesem Zwecke nothwendiges und dienliches anzuschaffen im Stande seyn werde*)."

Vergleich. Auf dieses Anschreiben ertheilte der Senat der Studien-Commission den Auftrag, „auf die Belohnungsmittel für den Professor Wallraf zu denken". Zugleich suchte er den Regens des Montaner-Gymnasiums zu bestimmen, sich mit Wallraf über die verlangte Entschädigungs-Summe von 900 Reichsthalern gütlich zu einigen. Die Professoren Asthover, Küver und Linnartz bemühten sich, einen solchen Vergleich möglichst zu hintertreiben. Nach vielen nutzlosen Vorschlägen brachte es der Universitäts-Rector Johann Carrich dahin, daß Wallraf sich mit einer Abstands-Summe von 400 Reichsthalern zufrieden erklärte. Doch auch diese wurde nur theilweise bezahlt.

Die Anfeindungen, die Wallraf in Köln zu erdulden, die Zurücksetzungen, die er zu erfahren, und die Streitigkeiten, die er

*) Handschrift.

durchzukämpfen hatte, waren wohl geeignet, ihm den Aufenthalt in seiner Vaterstadt zu verleiden und einen anderen Wirkungskreis wünschenswerth zu machen. Darum war es ihm lieb, daß man zu Bonn im Jahre 1791, als Eulogius Schneider von der Professur der schönen Künste zurücktrat, das Augenmerk auf ihn richtete *). Der Curator der bonner Universität, Baron Franz Wilhelm von Spiegel, glaubte in Wallraf einen Mann zu erkennen, der durch wissenschaftlichen Ernst, gediegene Kenntnisse, gute Methode und christlichen Sinn den durch Schneider discreditirten Lehrstuhl der Aesthetik wieder zu Ruf und Ansehen zu erheben im Stande wäre. Er ließ darum unter der Hand bei Professor Wallraf anfragen, ob und unter welchen Bedingungen er geneigt sei, nach Bonn überzusiedeln. Die Forderungen, welche letzterer stellte, schienen dem Curator etwas hoch. Darum zerschlugen sich die Unterhandlungen **). Wallraf blieb in Köln und überließ sich der Hoffnung, daß er durch Geduld, Unverdrossenheit und Consequenz doch endlich den Sieg über seine Gegner davon tragen werde. Wirklich mehrte sich die Zahl seiner Anhänger von Tag zu Tag. Diese glaubten, den Ruf des so vielfach angefeindeten Mannes nicht glänzender rechtfertigen zu können, als wenn sie seine Erhebung zur Rectorats-Würde durchsetzten. Es gelang dies im Jahre 1794. Die medicinische Facultät rechnete sich es zur höchsten Ehre an, endlich nach hundert Jahren einmal wieder Einen aus ihrer Mitte an der Spitze der Universität zu sehen. Von Seiten der philosophischen und theologischen Facultät wurde aber der heftigste Widerspruch gegen diese Wahl erhoben. Der abtretende Rector Johann Matthias Carrich, der seit 1789 dieses Ehren-Amt bekleidet hatte, wollte sich lange Zeit nicht anschicken, dem Professor Wallraf die Rectoral-Stäbe auszuliefern. Carrich war der echte Repräsentant der alten Richtung im Unterrichtswesen. Er hatte die leidenschaftlichste Opposition gegen Wallraf's Reformplan erhoben und die Methode der Jesuiten gegen die An-

Wallraf soll nach Bonn, 1791.

Wallraf wird Rector, 1794.

*) Brief von Falkenstein, Juni 1791.

**) Briefe von Crevel, März 1792.

Carrich.

griffe ihres Gegners in einem umfangreichen Promemoria zu vertheidigen gesucht *). Wallraf's bekannte Grundsätze schienen ihm zum Beweise zu dienen, daß die Universität von dem Rectorate dieses „reformsüchtigen Kopfes" nicht viel Heil zu erwarten habe. Einen Mann, der es unterlassen hatte, in dem heißen Kampfe der kölner Universität gegen ihre junge Nebenbuhlerin zu Bonn die seinen Talenten und Fähigkeiten angemessene Stellung einzunehmen, wollte er durchaus nicht an der Spitze dieser Vertreterin alter Wissenschaft und kirchlicher Gläubigkeit sehen. Carrich leitete die ganze Opposition, welche von der philosophischen und theologischen Facultät gegen jede Amtshandlung Wallraf's erhoben wurde. Auf sein Betreiben ließen diese beiden Facultäten dem Professor Wallraf eine Erklärung zugehen, in der sie ihm eröffneten, daß sie nur dann seine Würde anerkennen könnten, wenn er förmlich die Verpflichtung übernehmen wollte, keine während seines Rectorats zur Erledigung kommende Präbende primae gratiae anzunehmen. Doch Wallraf wies mit aller Entschiedenheit diese kränkende Zumuthung zurück. Er fand aber erst volle Anerkennung seiner Würde, als der städtische Senat auf Anstehen der gesammten medicinischen Facultät für ihn in die Schranken trat und dem Regens Carrich mit aller Strenge die Auslieferung der Rectoral-Stäbe befahl. Dem Rector Magnificus gegenüber glaubte das Montaner-Collegium nun auch nicht länger schmollen zu dürfen. Im März 1795 trug es ihm aus freien Stücken einen Vergleich an, der auch im April wirklich zu Stande kam. Hiernach verpflichteten sich die Montaner, dem Rector Wallraf noch 150 Reichsthaler auszuzahlen, gestanden ihm den Wiedereintritt in das Professoren-Collegium mit dem Rechte des Seniorats zu und bewilligten ihm den Genuß der Stockmann'schen Stiftung und aller dem Seniorate anklebenden Emolumente. Wallraf verzichtete dagegen auf alle anderen Ansprüche an das Montaner-Gymnasium, ohne jedoch seine Forderungen gegen das dreigekrönte und Laurentianer-Gymnasium aufzugeben. Doch stand er von der Verfolgung dieser

Vergleich mit den Montanern.

*) Handschrift.

Ansprüche ab, als er im folgenden Jahre ein Canonicat im Stifte zu den heiligen Aposteln erhielt*).

Wallraf's Rectorat war ein äußerst freud- und trostloses. Mit blutendem Herzen mußte er zusehen, wie der scheußliche Vandalismus der eingezogenen französischen Kriegsschaaren und der verblendeten vaterstädtischen Republicaner mit den wissenschaftlichen Hülfsmitteln der Universität sein frevelhaftes Spiel trieb. Als die Franzosen in die Stadt einrückten, waren die meisten Studenten wegen der Herbst-Ferien gerade abwesend. Durch Schrecken und Mißtrauen wurden sie von der Rückkehr abgehalten. Die Vorlesungen wurden suspendirt und die für den öffentlichen Unterricht bestimmten Gebäude von der Intendantur provisorisch zu militärischen Zwecken in Anspruch genommen. Nachdem man sich von der ersten Verwirrung erholt hatte, wurde der Unterricht an der Universität und den Gymnasien auf das energische Betreiben des Rectors Wallraf wieder aufgenommen. Die Furcht begann zu schwinden, und die Studenten fanden sich selbst in vermehrter Anzahl ein. Bis auf 1500 stieg die Zahl der nach Köln hinziehenden Jünglinge. Diese gesteigerte Frequenz hatte darin ihren Grund, daß in Belgien viele Unterrichts-Anstalten wegen der Kriegswirren geschlossen blieben, und die Universität zu Bonn, der Unterstützung des Hofes beraubt, keine Garantie eines längeren Bestandes zu bieten im Stande war. Franzosen rücken ein.

Die französische Republik goß in Köln vor und nach alle öffentlichen Institute in französische Formen. Die französischen Gesetze veränderten langsam die ganze Physiognomie dieses alten reichsstädtischen Gemeinwesens. Demselben Schicksale, dem die bürgerliche Verfassung erlag, war auch das Schul- und Kirchenwesen verfallen. Die Republik hatte ihr freies Eigenthums- und Dispositions-Recht über das gesammte Vermögen decretirt, zu dessen Besitze die Schul-Anstalten oder kirchlichen Institute im Laufe der Zeit durch die Vermächtnisse edler und frommer Wohlthäter gelangt waren. Das Princip eines in der Hand der Republik

*) Handschrift.

concentrirten großen Domanial-Eigenthums mußte die Existenz jedes selbstständigen Instituts im Gebiete der Schule oder der Kirche völlig vernichten. Die aachener Central-Verwaltung machte Anstalten, die republicanischen Grundsätze im stadt-kölnischen Schul- und Kirchenwesen durchzuführen. Wallraf, der überall, wo es das Recht und die Ehre der Stadt galt, in erster Reihe stand, bot auch jetzt Alles auf, um das Ungewitter, welches sich über der Universität zusammenzog, zu zerstreuen. „Als Ihr", sagt er in einer Vorstellung an die Mitglieder der Central-Verwaltung, „die für die Geistlichkeit zwischen Maas und Rhein fatalen Beschlüsse vom 28 Floreal und 14 Fructidor herausgabet, konnten Euch nicht jede Localverhältnisse und Umstände bekannt seyn, welche wohl an ein oder andern Orte die Natur des Gegenstandes ändern, und worin Gerechtigkeit oder Billigkeit oder das Gesetz in der Ausführung des Plans einen Rückblick auf einfallende Hindernisse und eine Ausnahme von den allgemeinen Sätzen dictiren würden.

Wallraf an die Central-Verwaltung.

„Von dieser Art ist die Verfassung einiger geistlichen Stiftspfründen in der Stadt Köln.

„Diese ehemal für sich freie, aber ohne hinlängliche Hilfsquellen für die Unterhaltung großer Anstalten bestehende Stadt (worin jedoch die Menge der Einwohner sowohl als der Zufluß der Nachbaren verschiedene akademische Lehranstalten nothwendig machten) hatte zur Unterstützung derselben ein langjähriges Herkommen und Recht, auf jedem Stifte eine Kanonikalpfründe als Stipendium salarium eines öffentlichen Professors der höheren Lehrfächer zuzutheilen. Diese praebenden, darunter welche sind, deren Einkünfte durch Übereinkunft so gar auch Professoribus laicis zufließen, erhalten dadurch die Natur eines politischen bürgerlichen Gehalts und sind auf diese Art schon qualificirt zu einem Zwecke, den Euere allenthalben ausgegebenen Beschlüsse, die Zusagen und Verheissungen der Repraesentanten für hiesigen Ort selbst zu jeder anderen Anwendung unveräusserlich gemacht haben, da die Republik die Studien-, Erziehungs- und Krankenanstalten immer für heilig gehalten und gehandhabt wissen will.

„Da solch eine für den Staat arbeitende Klasse dadurch unter

die Klasse der politischen Bürger zurücktretet, so können sie von dem Genusse der Gleichheit und des Rechts ihres Gewinns und Eigenthums als gleichsam vom Staat salarirte Menschen nicht ausgeschlossen oder vervortheilt werden, und wie hart war es, selbige nach schon wirklich gelittenen so vielen Aufopferungen, denen sie sich in Hoffnung fernerer Schonung freiwillig unterworfen hatten, nun dem ungewissen Loos ihrer künftigen Existenz zu überlassen! Bürger! wir wagen es also noch auf diese hier eintretenden Umstände aufmerksam zu machen, und bitten Sie, die hiesigen Studien- und Erziehungsanstalten dieses Eigenthums nicht zu berauben, den daraus salarirten Lehrern dieselbige in reellen Einkünften zufließen zu lassen, besonders da einige dieser Stellen mit jährlichen Auslagen verknüpft sind, wie z. B. der Professor der Botanik und Naturgeschichte daraus den Unterhalt des medicinischen Gartens und die Anschaffung aller zu seinem Fache gehörigen Nothwendigkeiten zu bestreiten hat. Was wir Ihnen hier vorstellen, ist constate, und den städtischen Curatoren der Lehranstalten ist es mit uns ein gleiches, ja dringenderes interesse, diese Vorstellung und Bitte bei Euch zu unterstützen. Im Vertrauen auf die Zusagen Eurer hiesigen Repraesentanten und auf die billige Erwartung, daß die Folgen Eurer Siege nicht in der Vernichtung aller heilsamen Anstalten bestehen werde. Zweifeln Sie mit uns nicht, Ihr werdet auf die Angelegenheit, welche mit der politischen Existenz der Stadt und dem Gewerbfleiß der Bürgerschaft durch die Nahrung der hier studierenden so innig verknüpft ist, alle Rücksicht nehmen, und sie hoffen mit uns, die Republik werde die so unbeträchtliche Summe, welche aus der Vervortheilung der 11 individuen ihr zufließen konnte, die der verarmten Stadt und den Studien aber so wichtig ist, nicht in Betracht nehmen, sondern den obbesagten daraus salarirten Professoren forthin unverringert zufliessen lassen, oder denn doch im äußersten Falle der Unthunlichkeit bei der Zutheilung der pensionen auf die salarien besagter individuen eine sonderbare Rücksicht nehmen und selbigen eine verhältnißmäßige Erhöhung derselben angedeihen lassen*)."

*) Handschrift.

Die Universität soll schwören.

Durch diese Vorstellung wurde wenigstens ein zeitweiliger Aufschub der befürchteten Maßregeln erzielt. Bald aber folgte ein neuer Schlag. Zur Zeit, als alle städtischen Behörden aufgefordert wurden, der französischen Republik zu huldigen, sollte auch die Universität den Eid der Unterthänigkeit schwören. Der Rector Wallraf ließ die einzelnen Facultäten zur Berathung über diese wichtige Angelegenheit zusammentreten. Die Facultäten der Theologie, der Philosophie und der Jurisprudenz erklärten, den verlangten Eid dahin leisten zu wollen, daß sie sich verpflichteten, nichts gegen die französische Republik öffentlich zu lehren, sich weiter der neuen Ordnung gegenüber ruhig zu verhalten und keine Unzufriedenheit gegen die republicanischen Einrichtungen anzuschüren. Nur ein einziges Mitglied der juristischen Facultät, der Prokanzler der Universität und Canonicus des hohen Domstiftes, Maximilian Joseph Johann Baron von Geyr zu Schweppenburg, verweigerte jede Einlassung auf den Schwur. In der medicinischen Facultät war das Wort des Professors Wallraf maßgebend. Auch er glaubte den Eid ablehnen zu müssen, bis der Friedens-Congreß zu Rastatt eine reichsgesetzliche Bestimmung über das Schicksal des linken Rheinufers getroffen habe. „Da die französische Republik", lautete die von Wallraf entworfene Erklärung, „mit Ihrer Kaiserlichen Majestät und dem deutschen Reich wirklich zu Rastatt in Unterhandlung stehet, um einen Endfrieden zu schließen, und der zu leistende Eid der einen oder andern der unterhandelnden Hohen Mächte vorgreifen würde, da selbst der Rath der Fünfhundert, laut öffentlichen Nachrichten, die Deputirten von Bonn wegen der Vereinigung dieser Lande mit der französischen Republik zu dem Congreß von Rastatt verwiesen, so erklären wir, in Erwägung dieser und anderer höchst bedenklicher Ursachen den besagten Eid der Treue der französischen Republik nicht leisten zu können*)." Es unterschrieben diese Weigerung die Professoren Wallraf, Haas, Cassel, Bracht und Müller. Sofort wurden sie ihrer Stellen entsetzt. Durch Beschluß des Substitut-Commissars Rethel vom 4. und 7. Nivose VI. wurde nun der Professor der Anato-

*) Handschrift.

mie und Physiologie Dr. Best an Wallraf's Stelle zum Rector und der Professor primarius, von Passera, an die Stelle des gleichfalls entlassenen von Geyr zum Prokanzler der Universität ernannt. Als neue Mitglieder traten in die medicinische Facultät: Simons, Stoll, d'Hame und Jäckel. Diese Männer freuten sich nicht lange der Erhebung auf die alten Lehrstühle. Die Universität, die mit den ehrwürdigsten Einrichtungen des deutschen Reiches so innig verwachsen und gegen das republicanische Kirchenthum so feindselig gestimmt war, konnte den französischen Gewalthabern gegenüber auf keinen langen Bestand mehr rechnen. Noch in demselben Jahre mußte sie den republicanischen Grundsätzen zum Opfer fallen und einer auf französischen Fuß gesetzten Central-Schule weichen*). Best Rector.

*) Bei der Aufhebung der Universität im Jahre 1798 waren am Laurentianer-Gymnasium 19 ordentliche Professoren angestellt, wovon die 8 ersten gegen 12 Reichsthaler freien gemeinschaftlichen Tisch hatten; die übrigen erhielten nichts, außer den beiden jüngsten: Finger und Schumacher, die 40 Reichsthaler bezogen. Lintz war Regens; 205 Schüler. Das Tricoronatum hatte 9 Professoren und 124 Schüler. Carrich war Regens. Das Montaner-Gymnasium hatte 19 Professoren und 230 Schüler. Die 6 ersten Professoren bezogen 40 Reichsthaler, freie Wohnung und freien Tisch; der 7te hatte freie Wohnung und Tafel; der 8te freie Wohnung und zwei Drittel Tafel; die 6 folgenden bezogen nichts; der 16te 30 Reichsthaler, und die 3 jüngsten 40 Reichsthaler. In der juristischen Facultät waren 11 ordentliche und 7 außerordentliche Professoren; 11 waren weltlich und 7 geistlich. Die geistlichen waren bepfründet. Biermann bezog aus der Stadt-Casse 100 Gulden, Wilmes 250, Cardauns 250, Breuer 200, Nückel 200 und für die Pandekten von den Studenten einen Louisd'or, Dolleschall 150, Blanchard vom Domherrn von Geyr 150 und für die Institutionen einen Louisd'or, Hamm 150, Rolshoven und Bleißem erhielten nichts. Die Facultät zählte 70 Studenten. Die 21 Professoren der theologischen Facultät waren alle präbendirt. Die medicinische Facultät zählte 8 ordentliche Professoren; Wallraf, Haas, Cassel, Bracht und Müller waren abgesetzt; außer Wallraf waren alle weltlich. Passera erhielt 48 Gulden und 30 Stüber. Zwei Professoren bezogen 500 Gulden, zwei 200, die übrigen nichts. Die Facultät zählte 60 Studenten. — Im Ganzen zählte man dreißig Silentien. Handschrift.

Siebentes Capitel.

Die Nunciatur-Streitigkeiten und die Universität Bonn.

Wallraf als Reformer.

Wallraf war ein Reformer im edelsten Sinne des Wortes. Er wollte nur zeitgemäßen Fortschritt auf der vorhandenen guten Grundlage. Man that ihm bitteres Unrecht, wenn man ihm jedes freimüthige Wort über eingerissene Mißbräuche als Hinneigung zu Rationalismus und Illuminatenthum ausdeuten wollte. Er war weit entfernt, dem kölnischen Unterrichtswesen die kirchliche Grundlage, auf der selbiges vier Jahrhunderte so sicher geruht hatte, entziehen zu wollen. Er dachte gar nicht daran, mit den Schuleinrichtungen auf eine so gefährliche Weise zu experimentiren, wie solches seit mehreren Jahren in Bonn geschah. Bonn und Köln waren gegen einander in die Schranken getreten. Hier kämpfte steifes Zopfthum, starre Stabilität, mißverstandener Conservatismus, dort neue Modeweisheit, eilfertige Ueberstürzung, verkehrte Neuerungssucht. Wallraf, der Vertreter eines richtigen Justemilieu, der eben so sehr die veralteten Mißbräuche wie die zu Bonn im Schwunge stehenden Principien haßte, der dem Aberglauben eben wenig das Wort reden wollte wie einem Alles verflachenden Rationalismus, konnte es nicht über sich gewinnen, sich an diesem Kampfe nach dem Verhältnisse seiner Anlagen und Kenntnisse zu betheiligen. Er sah ruhig dem Streite der erbitterten Parteien zu und hoffte aus diesen Kämpfen Zustände hervorgehen zu sehen, in denen den Männern der richtigen Mitte die Möglichkeit geboten

würde, wieder ruhige Ordnung und gemessenen Fortschritt anzubahnen.

In Bonn hatte sich schon seit einer Reihe von Jahren ein Geist geltend gemacht, der auf dem Gebiete der Kirche wie der Schule die radicalste Reform durchzuführen bemüht war. Es war dies der Geist des Justinus Febronius und des Kaisers Joseph II. Der triecrische Weihbischof Johann Nikolaus von Hontheim hatte in dem von ihm unter dem Namen Justinus Febronius herausgegebenen Werke: „Ueber den Zustand der Kirche und die rechtmäßige Gewalt des Papstes“, seine Ansicht dahin ausgesprochen, daß die bestehende Gewalt des päpstlichen Stuhles eine widerrechtliche Anmaßung sei, und daß das sicherste Mittel zur Wiederherstellung der wahren Kirchenverfassung in der Losreißung der Bischöfe vom römischen Stuhle bestehe. Jeder Bischof, sagte er, habe seine Gewalt unmittelbar von Gott, und als auf einen Nachfolger der Apostel sei auch auf ihn das unbeschränkte Recht der Dispensation, des Urtheils über die Häresie und der Bischofsweihe übergegangen. Unter den Aposteln sei zwar allerdings der Apostel Petrus von Christus ausgezeichnet und ihm der Primat verliehen worden, allein durch denselben rage er nicht anders über die übrigen Bischöfe hervor, als ein Metropolit über seine Suffragane. Er habe zwar die Sorgfalt für alle Kirchen, er habe eine Aufsicht und Leitung, allein er habe keine Jurisdiction; der Papst stehe daher zwar als Haupt über dem einzelnen Bischofe, aber er habe keine Gewalt über die Gesammtheit der Bischöfe; diese stehe über ihm. Wenn daher der Papst auf dem Concilium nicht gegenwärtig sei, so stehe dieses darum noch nicht ohne Haupt, denn sein Primat sei in der Kirche, aber nicht über derselben. Deßhalb könne er auch nichts gegen die Canones thun, denn er sei nicht Gebieter über dieselben, sondern habe sie nur auszuführen. Von ihm dürfe daher jederzeit an das Concilium appellirt werden; er bilde keine letzte Instanz, sei kein Monarch, sei nicht infallibel. Daher könne er auch ohne Consens der Kirche keine allgemein verbindlichen Gesetze geben, die dadurch, daß er ihnen die Drohung der Excommunication beifüge, eben so wenig eine größere Wirksamkeit erhielten. Durch die Concession der Bischöfe, mehr noch durch Extorsion,

Febronianismus; Hontheim.

habe allerdings der Papst im Laufe der Zeit mancherlei Rechte erhalten, aber eben deßhalb sei es nothwendig, die Kirche auf denjenigen Zustand zurückzuführen, wie derselbe durch die vier ersten ökumenischen Concilien begründet worden sei. Hierzu könnten die Bischöfe vorzüglich dadurch wirken, daß sie die päpstlichen Bullen, wenn sie ihnen der kirchlichen Freiheit hinderlich zu sein schienen, von jeder Veröffentlichung zurückhielten *).

Joseph II. Niemand huldigte den Grundsätzen des Febronius mehr als Kaiser Joseph II. Er war das Haupt einer Partei, die in materiellem Interesse, in Finanzen, Militär, Industrie und vermehrter Population das höchste Ziel ihres Strebens fand, die nach den Grundsätzen einer allgemeinen Gleichheit, einer gleichen Berechtigung aller Staatsbürger den Rechtsstand geregelt und im Kirchen- wie im Staatswesen Alles nach den Principien des omnipotenten Policeistaates und einer Alles nivellirenden Centralisation eingerichtet wissen wollte. Allem Herkömmlichen hatte diese Richtung den Krieg erklärt. Sie ging darauf aus, die Gesetze der Hierarchie über den Haufen zu werfen, die Selbstständigkeit der römischen Kirchenmacht zu zerbrechen, den Zusammenhang des katholischen Clerus mit der römischen Curie zu lockern, die Geistlichkeit der weltlichen Regierungsgewalt zu unterwerfen, dem Klosterwesen seine freie Entwicklung zu versperren, den Bisthümern ihre reichen Einkünfte zu beschneiden und für den Clerus eine ganz neue Erziehung zu decretiren. Und zu allem dem griff sie in den Cultus und die innere Organisation des Kirchenwesens ein, maßte sich ein Bestimmungsrecht über kirchliche Gebräuche an, beschränkte die äußere Ausstattung des Gottesdienstes, trat gegen einzelne fromme Liebhabereien und gegen die meisten vom Volke hochgeschätzten Gebräuche und Herkommen in den Kampf. Von zwei Jesuiten erzogen, war der Kaiser von der Wahrheit der katholischen Kirche völlig überzeugt, eben so sehr aber auch von der Idee erfüllt, daß der Regent die Pflicht habe, mit allen seinen Kräften dem Wohle

---

*) Phillips, Kirchenrecht, 3. 368. Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen. 11. 457 ff.

seines Volkes zu dienen. Unglücklicher Weise erschien ihm aber dabei die Kirche ganz in dem Lichte des Gallicanismus und des Febronianismus, während er jenes Gemeinwohl darin suchte, daß er alle Kräfte möglichst hoch treiben müsse, um das höchste Ziel des Staates, financielle und militärische Macht, zu erreichen. Er befand sich also in dieser Beziehung durchaus auf dem Standpuncte des modernen Staats-Absolutismus, welchem natürlich die päpstliche Gewalt als das größte Hinderniß erscheinen mußte. Eben daraus erklärt sich auch seine entschiedene Abneigung gegen die geistlichen Orden, soweit sie nicht einen unmittelbar in das praktische Leben eingreifenden Zweck verfolgten. Zur Durchführung seines absolutistischen Systems begrüßte er die Grundsätze des Febronius mit besonderer Freude. Die Autorität eines frommen Prälaten, wie des Weihbischofes von Trier, und die beifällige Zustimmung von Kirchenfürsten, wie der Bischöfe von Salzburg, Verona, Brixen, Laibach, konnte ihn in seinem Gewissen beruhigen, wenn er einen Weg einschlug, der nach den canonischen Satzungen Bann und Excommunication nach sich zog. Er griff mit kühner Hand in das Gebiet der rein-kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung ein und traf die mannigfachsten Abänderungen im Verhältnisse der Geistlichkeit zum Papste, im Klosterwesen und im Unterrichtswesen. Das bestehende Verhältniß der Geistlichkeit zum römischen Stuhle erschien ihm, dem Absolutisten und Geldmanne, als eine Behinderung der landesherrlichen Souverainetät und ein Abzugs-Canal großer Geldsummen ins Ausland; das Klosterwesen war ihm ein unwillkommenes Hinderniß an der Erzielung möglichst großer Staats-Einnahmen, an der Erreichung möglichst zahlreicher Bevölkerung und an der Erlangung möglichst gesteigerter Arbeitskräfte; das Unterrichtswesen, namentlich für die Theologie-Studirenden, schien ihm in seinem dermaligen Bestande nur als eine seinen anderweitigen kirchlichen und politischen Planen feindselige und widerstrebende Einrichtung. Darum erließ er eine Verordnung, welche den Erzbischöfen, Bischöfen und geistlichen Oberen in den Erblanden alle päpstlichen Bullen, Breven und anderen Erlasse, so wie alle Verordnungen von anderen geistlichen Oberen außerhalb der Monarchie ohne vorherige Genehmigung der welt-

lichen Landesstellen zu publiciren verbot; weiter wurde die Gültigkeit der vom Papste ertheilten Dispens-Facultäten aufgehoben und den Bischöfen aus landesherrlicher Machtvollkommenheit die Befugniß, in den einzelnen bisher dem Papste reservirten Fällen zu dispensiren und zu absolviren, ertheilt; alle Recurse nach Rom wurden untersagt, die päpstliche Bulle Unigenitus außer aller Bedeutung gesetzt, die Beschickung des Deutschen Collegiums in Rom verboten, die Nachsuchung eines päpstlichen Hausamtes ohne Erlaubniß verpönt, den apostolischen Notarien das Placet verweigert. Es wurde allen geistlichen Orden verboten, mit den Oberen, die nicht in den Erblanden ihren Sitz hatten, in Verbindung zu bleiben; die Ausländer sollten aus den inländischen Klöstern entfernt werden; eine Zeit wurde festgesetzt, in welcher keine Novizen mehr aufgenommen werden durften; die Exemtion der geistlichen Orden wurde aufgehoben und ihre Unterwerfung unter die Landes-Bischöfe ausgesprochen; kein kaiserlicher Unterthan durfte mehr in ein auswärtiges Kloster gehen; alle Einsammlungen fremder Kloster-Geistlichen wurden verboten, eben so das Verschicken von Meß-Stipendien an auswärtige Kirchen; die Zahl der Klöster wurde bestimmt und das Alter für den Eintritt; alle Orden, die sich nicht mit Schul-Unterricht, mit Krankenpflege, mit praktischer Seelsorge beschäftigten, so namentlich die Carthäuser, Camaldulenser, Eremiten und die meisten weiblichen Orden, sollten aufgehoben werden; bestimmte Amortisations-Gesetze wurden erlassen und die Kloster-Kerker verboten. Um den Clerus selbst für die durch solche Verordnungen praktisch gemachten Grundsätze empfänglich zu machen, wurden die bischöflichen Seminare aufgehoben und für die einzelnen Provinzen große General-Seminare eingerichtet, zu welchen die bischöflichen nur die Stellung von Filialen einnehmen sollten.

Regiment in Bonn.

Am kurfürstlichen Hofe zu Bonn fand die Josephinische Richtung völlig verwandte Gesinnungen. Das weltliche wie geistliche Regiment in Bonn bestand meist aus solchen Herren, die an den kleinen Höfen ihrer Eltern durchgehends eine Erziehung in dem Geiste der neuen französischen philosophisch-politischen Richtung genossen hatten. Sie hatten Grundsätze eingesogen, die mit höhnender Skepsis gegen die Wahrheit aller positiven Religion und gegen

die Legitimität aller Fürstenthümer und Staats-Verfassungen angingen. Auf ihren Schreibtischen fand man die sonst verbotenen Bücher und die freiesten Schriften der Neuzeit. In ihren Gesellschaften und an ihren Tafeln wurden die Handlungen der Fürsten und Regierungen eben so streng gerügt, wie später in den Clubs. Auf ihren neu erbauten Palästen sah man nicht mehr die Standbilder der Mutter Gottes, sondern die der Philosophie und Künste, und in ihren Gemächern mußten die altgothischen Figuren den Büsten eines Voltaire und Rousseau weichen. Der Geist des neuen Heidenthums hatte auch vielfach an dem Glauben dieser Herren gerüttelt. Schon seit einer langen Reihe von Jahren hatten die Träger solcher Gesinnungen an dem Funken geschürt, der einen erbitterten Kampf zwischen dem rheinischen Episcopat und der römischen Curie entflammen sollte. Die Spannung, welche schon seit 1760 zwischen dem kurfürstlichen Hofe und dem päpstlichen Nuncius zu Köln*) bestand, wurzelte weniger in Principien des Dogma's und der Kirchen-Disciplin, als in Prätensionen rein ceremonieller Natur. Die ganze Sache betraf weiter nichts, als die sogenannte Calotte des päpstlichen Nuncius in Köln. Wenn der Kurfürst in geistlicher Tracht erschien, trug er nie eine Calotte. Es schien darum auch nicht passend, daß ein anderer Geistlicher in Gegenwart des Fürsten das Priester-Käppchen auf dem Haupte haben sollte. So wurde es gebräuchlich, daß jeder Geistliche sein Calöttchen in Gegenwart Clemens August's ablegte. Der Nuncius Oddi schien ein Präjudiz gegen seine Würde und sein Recht darin zu finden, wenn er die Calotte in Gegenwart des Kurfürsten ablegen solle. Darum wollte er anders nicht vor Seiner Kurfürstlichen Hoheit erscheinen, als er auch in Italien

Spannung zwischen Nuncius und Kurfürsten.

Oddi.

*) Der Nuncius wohnte früher in der Wahlengasse, in dem Hause der Familie Lapp, welches 1766 vom Magistrat gekauft und in das Zuchthaus verwandelt wurde; der Nuncius nahm darauf seine Wohnung in den Räumen des Carmeliter-Klosters. Das Zuchthaus, jetzt das Waisenhaus, wurde noch im selbigen Jahre 1766 von der Familie Cauto für 19,000 Gulden angekauft. (Raths-Protocoll vom Jahre 1767.)

vor allen Würdenträgern der Kirche aufzutreten gewohnt war. Clemens August wollte sich aber hierauf nicht einlassen, und er verweigerte dem Nuncius jede feierliche, officielle Audienz, bis derselbe sich der vorgeschriebenen Form unterwerfen würde. Wenn Oddi sich als gewöhnlicher Gast beim Kurfürsten einfand, war er willkommen; seinem Range gemäß wurde er durch einen Pagen mit vergoldetem Service bedient und erhielt zwei Wachtposten an die Thür seiner Wohnung; es fehlte aber bei seinem Empfange, bei der Tafel, wie beim Abschiede das Etiquetten- und Ceremonienwesen, welches bei einem in feierlicher Audienz angenommenen Nuncius gebräuchlich war. Diese Formfrage blieb in der Schwebe, bis der Nuncius, der zu einem anderen Posten berufen wurde, sich in Bonn verabschieden wollte. Er wußte, daß Clemens August nicht nachgeben werde; darum entschloß er sich, eine Perücke aufzusetzen und so ohne Calotte sich zur Abschieds-Audienz vorstellen zu lassen. Jetzt wurde er mit den gebräuchlichen Förmlichkeiten angenommen und, in vollem Grade befriedigt, huldvoll entlassen.

Lucini. Sein Nachfolger, Cäsar Alberich Marquis Lucini, wurde in feierlicher Audienz empfangen, ohne daß Clemens August sich darum kümmerte, ob der römische oder der bonner Gebrauch beobachtet wurde; trotz der Calotte wurde er gut aufgenommen und ehrenvoll behandelt. Doch kaum war der Nuncius entlassen, so suchten die Höflinge den alten Streit wieder anzufachen; sie sprachen von römischer Anmaßung und wiesen darauf hin, daß die Calotte, welche der Erzbischof von Nizäa in Gegenwart des Kurfürsten getragen habe, recht bald der Mitra des Erzbisthums Köln den Vorrang ablaufen werde. Auf Veranlassung solcher Einflüsterungen weigerte sich der Kurfürst, dem Nuncius einen Gegenbesuch zu machen und die sonst übliche Politesse zu erweisen. Der Oberst-Kämmerer Franz Adam Baron von Breidbach-Bürresheim gab dem Maestro di camera des Nuncius in einer lebhaften und heftigen Unterredung über den Grund der Zurückhaltung des Kurfürsten näheren Aufschluß. Lucini sah sich endlich genöthigt, zur Ausgleichung der schwebenden Differenz denselben Ausweg zu ergreifen, den sein Vorgänger Oddi eingeschlagen hatte. Zugleich berichtete er aber

auch über diese ganze Angelegenheit nach Rom. Hier erklärte der Cardinal Spinola, daß er nie anders als mit der Calotte vor dem Kurfürsten erschienen sei, und auf Grund dieser Aussage wurde dem Nuncius Lucini aufgetragen, von dem früheren Gebrauche nicht abzugehen und sich unter keiner Bedingung zur Ablegung des Calöttchens zu verstehen. Hierdurch entstand zwischen dem kurfürstlichen Hofe und der Nunciatur in Köln eine Spannung, die von Jahr zu Jahr größer wurde*). Unter einem anderen Prätexte trat sie auch unter dem Nachfolger Clemens August's, dem Kurfürsten Max Friedrich, wieder hervor. Jetzt war nicht das Colöttchen, sondern das Audienz-Ceremoniell der Stein des Anstoßes. Früher war es Gebrauch gewesen, daß der Nuncius zur feierlichen Audienz beim Kurfürsten vom Groß-Kammerherrn eingeführt, vom Kurfürsten durch Hinreichung der rechten Hand begrüßt und während seines Aufenthaltes bei Hofe von einem Kammerherrn bedient wurde**). Max Friedrich erklärte sich bereit, den Nuncius mit allen bis dahin üblichen Ehrenbezeugungen zu empfangen, nur weigerte er sich, ihm die rechte Hand zu reichen. Der Nuncius aber glaubte sich gegen eine solche Beschneidung des gebräuchlichen Ceremoniells verwahren zu müssen. Jahre gingen hin, ehe eine Einigung erzielt wurde. Endlich gab der Kurfürst nach. Im Jahre 1776 ließ er den Nuncius Bellisomi durch einen Bellisomi,
Kammerherrn in Köln bewillkommen und zum Empfange nach 1776.
Bonn einladen. Durch den Groß-Kammerherrn wurde Bellisomi eingeführt, erhielt vom Kurfürsten die Rechte, wurde von einem Kammerherrn bedient und schien sich jeder Bevorzugung zu erfreuen, die er nur erwarten konnte. Doch Eines war es, was seine Unzufriedenheit erregte. Beim Mittagsmahle hatte der Kurfürst seinen Platz zwischen zwei Damen gehabt. Der Nuncius, der dem Kurfürsten gegenüber gesessen, beklagte sich, daß man bei der Placirung der ganzen Tisch-Gesellschaft gegen ihn nicht dieselbe Courtoisie beobachtet habe. Er ging in gereizter Stimmung

*) Ennen, Frankreich und der Niederrhein, Bd. 2.

**) Arch. du min. des aff. étrang. zu Paris, reg. 105.

nach Köln zurück*). Diese Gereiztheit erhielt stets frische Nahrung durch den kirchenrechtlichen Principien-Kampf, den Max Friedrich in Verein mit den beiden anderen geistlichen Kurfürsten gegen die römische Curie erhoben hatte. Der Vorwand dieses Kampfes war die Klage über die Eingriffe, welche sich der Papst durch seine Nuncien in die bischöfliche Jurisdiction erlaube. In der That aber ging das Streben dahin, das Abhängigkeits-Verhältniß der deutschen Bischöfe zum Papste zu vernichten, die Selbstständigkeit der deutschen National-Kirche zu erringen und die päpstlichen Rechte auf den Standpunct einer wahren Machtlosigkeit zu verringern. Schon im Jahre 1769 hatten die drei rheinischen Erzbischöfe auf einem Convent zu Coblenz ihre Beschwerden über die Eingriffe des Papstes in ihre Diözesan-Rechte und ihre Klagen über die maßlosen Geldforderungen der römischen Kammer in einer eigenen Beschwerdeschrift zusammengestellt. In besonderen Anschreiben bemühten sie sich, die Höfe von Wien und Versailles für ihre Prätentionen zu gewinnen. Doch beide Höfe wiesen jede Betheiligung an dieser Sache und jede Unterstützung dieser Forderungen zurück. Der römische Cardinal-Staatssecretär schrieb dem apostolischen Nuncius von Wien am 8. September 1770 über diese Frage: „Se. Heiligkeit hat einen außerordentlichen Trost empfunden, als dieselbe die Mißbilligung vernahm, welche die beiden Majestäten über die ehrgeizigen Plane der drei geistlichen Kurfürsten gesprochen haben. Es wird ein Ihres Eifers würdiges Bemühen sein, zu erforschen, weß Inhalts die Antworten Ihrer Majestäten waren, und die Beweggründe, die dieselben angeführt haben, um desto besser die Denkweise derselben über solche Gegenstände kennen zu lernen. Ich zweifle nicht, daß die Heiligkeit der Tractate, die Legitimität der Rechtstitel, das Alter und der Besitz der Prärogative des heiligen Stuhles im deutschen Reiche Ihre Majestäten bei ihrem Urtheile über die Anmaßungen dieser Kirchenfürsten geleitet haben; eben so wenig zweifle ich, daß die unerschütterliche Frömmigkeit und Gerechtigkeit, die beide Ma-

[Marginal notes: Max Friedrich. — Convent zu Coblenz, 1769. — 1770.]

*) Arch. du min. des aff. étrang. zu Paris, reg. 107.

jestäten zieren, sie immer mehr anfeuern werde zur gerechten Vertheidigung der Rechte des heiligen Stuhles. Es wird somit nicht unnütz sein, wenn Sie, Monsignor Nuncius, in den Unterredungen, die Sie mit den kaiserlichen Ministern haben, zu den Betrachtungen, welche aus der inneren Natur der Sache hervorgehen, auch noch jene äußerlichen hinzufügen, welche das politische Interesse des Hofes betreffen. Denn würden jene wichtigen und glänzenden Vorrechte, deren der heilige Stuhl sich erfreut, auf die Metropoliten und Bischöfe des Reiches übergehen: die Geistlichkeit, bei der stäten und so nahen Gelegenheit, sich ihrer geistlichen Gewalt zu weltlichen Zwecken zu bedienen, könnte leicht sehr mächtig werden in allen politischen Angelegenheiten des Reiches. Ein mißverstandener Geist der Freiheit verleitet jetzt diese Kurfürsten, jener Abhängigkeit, so viel sie nur vermögen, sich zu entziehen, welche sie vordem, gleichwie ihre Vorgänger, gegen den heiligen Stuhl so gern bezeugten. Diese Abhängigkeit gereicht stets zum Besten nicht allein des kaiserlichen Hofes, sondern auch des Reiches. Sind nun einmal diese so heiligen Bande gebrochen, so weiß ich in der That nicht, welch anderes Hemmniß man der Zügellosigkeit der Freiheit, die so natürlich und bei der unglücklichen menschlichen Beschaffenheit so verführerisch ist, werde entgegensetzen können."

Dieser Streit blieb lange Zeit in zweifelhafter Schwebe. Als Kaiser Joseph II. im Jahre 1780 die Alleinherrschaft übernahm, 1780.
richteten die Kurfürsten ihre Blicke mit hoffnungsvoller Zuversicht auf diesen Herrscher, dessen ganze geistige Richtung ihnen den kräftigsten Schutz für ihre Auflehnung gegen Rom zu verheißen schien. Höher stieg die Zuversicht der anti-römischen Association, als des Kaisers Bruder Maximilian Franz die Regierung des kölner Kur- Max Franz
staates antrat. Max Franz war ein energischer Herr, der mit in Bonn.
jugendlicher Begeisterung die Principien seines Bruders vertrat und in seinem Kurfürstenthume zur Geltung zu bringen bemüht war. Bei der Anwendung dieser Grundsätze war er weniger ungestüm, ungeduldig und sanguinisch, als sein kaiserlicher Bruder. Er hielt es in der Praxis im Allgemeinen mit der Partei, welche die einander bekämpfenden Gegensätze zu einem segenvollen Justemilieu auszugleichen und den unabweisbaren Ansprüchen der neuen

Zeit gerecht zu werden sich bestrebte, ohne jedoch die Brücke zur Vergangenheit abzubrechen und allen herkömmlichen und wohlerworbenen Rechten Hohn zu sprechen. Doch in der Frage über die bischöflichen Rechte dem päpstlichen Stuhle gegenüber stellte er sich auf den Standpunct des ungestümsten Radicalismus. Das bewies er zuerst dem für Köln neu ernannten Nuncius, Batholomäus Pacca, gegenüber. Formell stützte er sich hierbei auf eine kaiserliche Resolution, die da sagte: „Er, der Kaiser, habe beschlossen, dem päpstlichen Stuhl erklären zu lassen, daß er niemals die Erzbischöfe und Bischöfe im Reiche in ihren von Gott und der Kirche verliehenen Diözesan-Rechten werde stören lassen; daß er also die päpstlichen Nuncien nur als Abgesandte für politische und unmittelbar dem Papste als Oberhaupt der Kirche zustehende Gegenstände anerkennen, und ihnen weder eine Jurisdictions-Ausübung in geistlichen Sachen, noch eine Judicatur gestatten könne, weßhalb eine solche eben so wenig dem in Köln schon befindlichen als dem in Wien stehenden, noch einem anderen irgendwo in die Lande des deutschen Reichs fürohin kommenden päpstlichen Nuncius zustehen noch zugelassen werden solle*)." Vor seiner Abreise nach Köln setzte Pacca den Kurfürsten in einem ehrfurchtsvollen Schreiben von Rom aus von seinem Antritt der Nunciatur-Geschäfte in Kenntniß. Max Franz beeilte sich aber wenig, dieses Schreiben zu beantworten. Er ließ eine geraume Zeit verstreichen, bevor er dem neuen Nuncius durch einen Attaché seines Ministers zu Rom eine wenig sagende und ausweichende Erwiderung zukommen ließ. Schon durch diese Antwort und die Art ihrer Ueberbringung wollte der Kurfürst den neuen Nuncius fühlen lassen, daß ihn nichts weniger als eine freundschaftliche und zuvorkommende Gesinnung am bonner Hofe erwarte. Pacca's Vorgänger, Bellisomi, kannte die Gesinnung des Fürsten; er mußte fürchten, daß Pacca bei seiner Ankunft in Köln nicht einmal zu einer Audienz

Pacca.

*) Geschichte des emser Congresses von Münch, 56—58. — Plank, Neueste Religions-Gesch. 1. 378. — Menzel, Neuere Gesch. der Deutschen, 12. I., 304.

und zur Ueberreichung seiner Creditive zugelassen werde. Er hätte gern seinem Nachfolger das Peinliche einer verweigerten Audienz und dem heiligen Stuhle das Schmerzliche einer solchen Mißachtung seines Gesandten erspart, und er versuchte deßwegen durch Vermittlung des Oberst-Stallmeisters, Baron von Forstmeister, die Zusicherung einer Audienz zu erlangen, wo er seinen Nachfolger vorstellen und sich selbst verabschieden könne. Seine Hoffnungen auf Umstimmung des Fürsten wurden enttäuscht, als er von Max Franz Anfangs Juni 1786 folgenden Brief erhielt: „Drei Nachrichten, die ich gestern fast in dem Augenblicke Ihrer Abreise erfahren habe, nämlich daß Sie Monsignor Pacca vorstellen wollen, ein mir von Monsignor Zoglio aus München übersandtes Beglaubigungs-Schreiben und die kurfürstlich baierische Bekanntmachung, welche in der Zeitung von Köln gelesen werden kann, haben mich um so mehr in Erstaunen gesetzt, als man aus dem Styl, worin sie abgefaßt sind, ihren Zweck nicht absehen kann. Meine Gesinnungen sind Ihnen nicht unbekannt, und eben so wissen Sie, daß über den Punct, auf den ich eine günstige Antwort erwartet habe, die Verhandlungen noch nicht geendigt sind; Sie werden daher leicht begreifen, daß ich in diesem Falle auf das Schreiben des Monsignors Zoglio keine Antwort geben und Monsignor Pacca nicht bei mir empfangen kann, bis ich nicht die Versicherung erhalten, daß weder der Eine, noch der Andere irgend eine Gerichtsbarkeit in meiner Diözese ausüben werde. Dies ist meine Schuldigkeit, sowohl in Hinsicht auf das kaiserliche Rescript, als auch auf die Verpflichtungen, die ich gegen meine Diözese habe. Um also alles zu vermeiden, was Gelegenheit zu auffallenden Auftritten oder dem Publicum zum Murren geben könnte, benachrichtige ich Sie hier, mit jenem Vertrauen, das immer unter uns Statt gefunden hat, daß Sie Sich am Ende Ihrer Gesandtschaft keinen Unannehmlichkeiten aussetzen möchten; denn obgleich es mir stets sehr angenehm sein würde, Sie beim Abschiede zu sehen und Ihnen meine unveränderliche Freundschaft zu beweisen, so könnte doch die Ankunft Monsignors Pacca zu Bonn in Ihrer Gesellschaft mir eben jene Kopfschmerzen verursachen, welche ehemals Monsignor Caprara dem verstorbenen Kurfürsten bereitete. Wenn Mon-

Max Franz an Bellisomi, 1786.

signor Pacca nicht die Erklärung ausstellen will, auf die Gerichtsbarkeit zu verzichten, so kann er suchen, Zeit zu gewinnen, um andere Instructionen aus Rom zu erhalten, indem er Krankheit, die Beschwerden der Reise u. s. w. vorschützt. Aber er wird nicht empfangen werden, noch Monsignor Zoglio eine Antwort erhalten, bevor die Frage über die Gerichtsbarkeit nicht vollkommen abgemacht worden ist." Bei solchem Ernste des Kurfürsten mußte es leicht möglich scheinen, daß jeder Ort des Erzstiftes dem Nuncius die Niederlassung verweigern werde. In der Ungewißheit hierüber wandte sich Pacca an den Magistrat der Stadt Köln, zeigte ihm seine nahe Ankunft an und drückte den Wunsch aus, so wie seine Vorgänger, in dieser Stadt seine Residenz aufzuschlagen. Die heilige Stadt wollte aber dem Stellvertreter des apostolischen Stuhles das Obdach nicht versagen und ließ ihn durch die herkömmliche Deputation und den üblichen Ehrenwein in ihren Mauern willkommen heißen*). Sofort nach seiner Ankunft übersandte er die nöthigen Creditive an die in seinem Nunciatur-Sprengel liegenden Territorial-Herren, Bischöfe und geistlichen Vorstände, und versuchte es durch den Grafen Borri abermals, beim Kurfürsten eine Antritts-Audienz zur Uebergabe der päpstlichen Beglaubigungs-Schreiben zu erlangen. Aber der Versuch war vergeblich, und es blieb ihm jetzt nichts übrig, als ohne officiellen Empfang und förmliche Anerkennung die Geschäfte der Nunciatur zu eröffnen.

Pacca in Köln.

Die erste Gelegenheit, seine päpstliche Dispens-Vollmacht trotz Protest des Kurfürsten auszuüben, bot sich in Angelegenheiten des Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein. Dieser wollte die ihm im zweiten Grade verwandte Gräfin von Blankenheim heirathen und suchte hierzu Dispens in Rom nach; von dieser Stelle wurde die Sache dem Nuncius Pacca übergeben. Pacca entledigte sich seines Auftrages und stellte die verlangte Dispens-Bewilligung aus. Der Kurfürst verbat sich bei Pacca „solche Eingriffe eines fremden Bischofes in seine Diözesan-Rechte" in energischen Ausdrücken und führte in Rom selbst bittere Beschwerde über solche Rechts-

Hohenlohe-Bartenstein.

---

*) Kölner Raths-Protocolle.

Verletzungen. Doch Rom vertheidigte in seiner Antwort sein Recht zu solchen Dispensen. Pacca achtete die ziemlich klare Drohung der Landes-Verweisung nicht und hielt sich an den bis jetzt befolgten Gewohnheiten und Rechts-Grundsätzen. Als er darum von einer in St. Columba vollzogenen Trauung hörte, welche auf Grund einer erzbischöflichen Dispens, deren Grad nicht in den Quinquennalen enthalten war, vollzogen worden, ließ er den betreffenden Pfarrer zu einer vertraulichen Besprechung mit seinem Secretär einladen und ihm das Unstatthafte solcher Trauung vorhalten. Der Pfarrer wollte dies aber nicht einsehen und gab ziemlich deutlich zu verstehen, daß er wie die übrigen kölnischen Geistlichen sich wenig um die Weisungen des Nuncius kümmern könnte. Dieser sah sich genöthigt, um weitere Verhaltungs-Maßregeln nach Rom zu berichten. Von hier erhielt er die Weisung, an sämmtliche Pfarrer und General-Vicariate der Bischöfe und Erzbischöfe durch die Post ein Circular-Schreiben zu senden, welches eine genaue Belehrung über die Quinquennalen liefere und die Bemerkung enthalte, daß alle Dispensen, welche hierin nicht enthalten, völlig ungültig seien, die auf Grund derselben eingegangenen Ehen nichtig und die Nachkommenschaft illegitim machten. Pacca entledigte sich seines Auftrages unter dem 30. November 1786. Sobald aber der Kurfürst von diesem Circular Kunde erhalten, ließ er demselben durch seinen General-Vicar J. P. von Horn-Goldschmidt unter dem 19. December folgendes Rundschreiben nachschicken: „In Folge besondern gnädigsten Befehls Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht zu Köln, unseres gnädigsten Herrn, de dato Münster den 17. December, wird sämmtlichen Pastoren hiermit befohlen, daß von einem sich als päpstlichen Nuncius zu Köln ausgebenden, hierüber aber bei Höchstgedachter Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht nicht legitimirten fremden Bischofe erhaltenes gedrucktes Schreiben mit dem nämlichen Couverte ohne Weiteres demselben mit der ersten Post obrück zu schicken; über diese Obrückschickung ein Certificat von der Post, womit die Obrückschickung geschehen, sich geben zu lassen und solches unverzüglich an hiesiges Vicariat zu senden. Wobei denn zugleich in Gefolge obenbenannten besondern gnädigsten Befehls vorgesagte Pastoren unter schwerer Strafe

Pacca's Circular, 1786.

sich nicht unterfangen sollen, irgend ein Schreiben, Breve, Bulle, Dispensation, oder wie sie Namen haben, bevor solches uns präsentiret, und sie von uns die zur Umschickung und Publication gehörige schriftliche Erlaubniß erhalten haben, anzunehmen."

Außer dieser eigenmächtigen Abweisung des Circulars wünschte der Kurfürst auch noch eine kaiserliche Cassation desselben und sandte darum eine Beschwerdeschrift in dieser Angelegenheit nach Wien. In Folge derselben erging bald darauf ein Reichs-Hofraths-Conclusum, wodurch Pacca's Rundschreiben förmlich cassirt wurde. Es heißt darin: „Es hätten Kaiserliche Majestät ersehen, auf welche ungebührliche und unanständige Art der sich in Köln aufhaltende päpstliche Nuncius Pacca ein päpstliches Circular-Schreiben mit gänzlicher Vorbeigehung des Herrn Kurfürsten an die ihm untergeordnete Geistlichkeit habe ergehen lassen, dessen Inhalt auch zum Theil einen bloß weltlichen Gegenstand enthalte, wodurch in die landesherrlichen Gerechtsame der Reichsstände unbefugt eingegriffen werde. Es genehmigen daher Ihre Kaiserliche Majestät, daß der Herr Kurfürst den ihm untergebenen Pfarrern die Zurücksendung dieses Circular-Schreibens anbefohlen haben; und gleichwie Allerhöchstdieselbe als Reichs-Oberhaupt und oberster Schutzherr der teutschen Kirche nach dero Wahl-Capitulation diese Ungebührnisse und Angriffe des päpstlichen Stuhles nicht gestatten könne. Als wollen Ihro Kaiserliche Majestät anmit ersagtes Circular-Schreiben allergerechtest cassiren und aufheben, auch dem Herrn Kurfürsten anbefehlen, daß er seiner sämmtlich untergeordneten Geistlichkeit diese erfolgte Cassation ihrem wörtlichen Inhalte nach durch seine Behörde autoritate caesarea kund mache."

Ohne die Entscheidung des Kaisers oder die Beschlüsse des inzwischen in Ems eröffneten Congresses abzuwarten, handelte der Erzbischof in Dispensfällen ganz seiner oppositionellen Richtung gemäß: er dispensirte bei allen Ehe-Hindernissen und im Abstinenz-Gebote und ertheilte einem Laienbruder wie einzelnen Klosterfrauen die Erlaubniß, zu heirathen. Sogar statuirte er ein neues Ehe-Hinderniß. Er verordnete nämlich unter dem 2. März 1789, „daß alle von den Studenten der Universität Bonn während ihres Aufenthaltes in Bonn eingegangenen Ehe-Versprechungen, wenn

auch gleich dieselben mit einem Eid bekräftiget werden wollten, ohne Rücksicht, ob dabei zugleich eine Schwängerung vorhergegangen oder nachgefolget sei, künftighin gänzlich verboten und als null und nichtig betrachtet, annebst die übertretenden Theile mit einer nachdrücklichen Ahndung belegt werden sollen, wobei zugleich ferner den Pastoren untersagt wird, auf der bönnischen Universität studirende Candidaten zu copuliren, oder denselben des Ends Dimissorien zu ertheilen*)."

Pacca mußte sich in seinem Mißmuthe über die Behandlungsweise des Kurfürsten wie über die Angriffe der bonner Professoren und des Professors Weimer an der Universität Köln so ziemlich passiv verhalten und abwarten, in wie weit ihn der Erfolg des inzwischen beendeten emser Congresses noch länger in Köln verbleiben lassen konnte. Hier in Ems waren im August 1786 als Deputirte der vier Erzbischöfe der Weihbischof Heimes von Mainz, der Official Beck von Trier, der Official Tautphäus von Köln und der Geistliche Rath Bönike von Salzburg zusammengetreten, um auf neuer oder, wie sie sagten, der alten rechtlichen Grundlage die Verhältnisse der deutschen Kirche festzustellen, und sie hatten sich in kurzer Zeit über eine Punctation in dreiundzwanzig Artikeln geeinigt, welche die Oberherrlichkeit des Papstes über die deutsche Kirche völlig vernichtete und die Kirchengewalt gemäß den Grundsätzen und Lehren des Febronius in die Hände der Bischöfe legte. „Der römische Papst", sagt die Punctation, „ist und bleibt zwar immer Ober-Aufseher und Primas der ganzen Kirche, der Mittelpunct der Einigkeit, und ist von Gott mit der hierzu erforderlichen Jurisdiction versehen. Alle Katholiken müssen ihm immer den canonischen Gehorsam mit voller Ehrerbietigkeit leisten. Allein alle anderen Vorzüge und Reservationen, die mit diesem Primate in den ersten Jahrhunderten nicht verbunden, sondern aus den nachherigen Isidorianischen Decretalen zum offenen Nachtheile der Bischöfe geflossen sind, können jetzt, wo die Unterschiebung und

Emser Congreß, 1786.

*) Meuser, Beiträge zur Universität zu Bonn, im Niederrhein. Jahrbuch, II. S. 173.

Falschheit derselben hinreichend erprobt und allgemein anerkannt ist, in den Umfang dieser Jurisdiction nicht gezogen werden. Diese gehören vielmehr in die Classe der Eingriffe der römischen Curie, und die Bischöfe sind befugt, sich selbst in die eigene Ausübung der von Gott ihnen verliehenen Gewalt, besonders da keine dahin abzweckenden Vorstellungen bei dem päpstlichen Stuhle bis nun gewirket haben, unter dem allerhöchsten Schutze Sr. Kaiserlichen Majestät wieder einzusetzen." Das Specielle ging dahin, daß alle in den Kirchen-Sprengeln der Bischöfe wohnenden Personen, ohne Unterschied, im innerlichen und äußerlichen Religionswesen denselben untergeordnet seien, die Mönchs-Orden der Gewalt auswärtiger Generale und General-Capitel enthoben seien, alle Exemtionen aufhörten, den Bischöfen aus eigener Befugniß das Recht der Gesetzgebung und Dispensation zukäme, die päpstlichen Reservationen in Bezug auf Stellenbesetzung beschränkt, die Annaten- und Pallien-gelder heruntergesetzt würden, der Eid der Bischöfe abgeschafft und durch eine neue, dem päpstlichen Primate wie den bischöflichen Rechten angemessene Eides-Formel ersetzt würde, die römischen Breven und Bullen zur Gültigkeit vorerst von den Bischöfen anerkannt werden sollten: erst wenn die Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands in den Besitz der ihnen durch göttliche Anordnung zukommenden Rechte wieder eingesetzt seien, würden sie es vermögen, die Verbesserung der Kirchen-Disciplin durch alle ihre Theile nach gemeinschaftlichen Grundsätzen alsbald vorzunehmen, wegen besserer Einrichtung der Seelsorge, der Stifter und Klöster das Nöthige zu verordnen, um die bisher dabei eingeschlichenen Mängel und Mißbräuche aus dem Grunde zu heben. Alle Gegenstände, welche nach der deutschen Reichs- und der alten Kirchen-Observanz zu der geistlichen Gerichtsbarkeit gehören, müssen in erster Instanz vor die nach der Verfassung einer jeden Diözese bestehenden geistlichen Gerichte gebracht werden und gehen im Berufungsfalle von dem Bischofe unmittelbar an die Metropolitan-Gerichte. Die päpstlichen Nuncii dürfen sich in keiner Sache, weder in der ersten, noch in den folgenden Instanzen, einmischen; diesem zufolge werden die Erz- und Bischöfe besorgt sein, daß ihre geistlichen Gerichtsstellen mit erfahrenen, geprüften und sonst rechtschaffenen Männern

besetzt und denselben eine nach den canonischen Gesetzen sowohl als der im Reiche üblichen Praxis abgefaßte Gerichtsordnung vorgeschrieben werde, damit die geheiligte Justiz auf keinerlei Art zum Nachtheil der streitenden Parteien gehindert oder verletzt werde." Die Punctation wurde dem Kaiser unter dem 8. September zur Durchführung übersandt. Dieser erklärte in seinem Antwortschreiben, daß die mögliche Zustandebringung von dem Einverständnisse der Erzbischöfe mit den Exemten sowohl als ihren Suffragan-Bischöfen und jenen Reichsständen, in deren Landen sich die bischöflichen Sprengel erstrecken, zum großen Theil abhange; daher es darauf ankomme, daß vorerst mit gedachten Bischöfen das Nöthige vertraulich gepflogen werde.

Suffragan-Bischöfe gegen die Punctation.

Die Erzbischöfe aber mißachteten diesen Rath. Die Suffragane, die sich darum durch das eigenmächtige Verfahren der Erzbischöfe zurückgesetzt glaubten, erhoben jetzt die lautesten Klagen über die Beeinträchtigung der Rechte, die allen Hirten der Kirche verliehen seien. Zuvörderst richtete der Fürstbischof von Speier am 2. November 1786 Beschwerden an den Kaiser darüber, daß die Erzbischöfe ohne vorgängiges Vernehmen mit den Bischöfen Maßregeln verabredet hätten, welche eine Veränderung des ganzen deutschen Kirchensystems bezweckten, mit dringendem Flehen, daß, bevor die kaiserliche Resolution erfolge, die Bischöfe des Reiches mit ihren Bemerkungen und etwaigen Anständen gehört werden möchten. Die Bemerkungen, welche der Bischof von Speier dem Erzbischofe von Mainz über die ihm mitgetheilten emser Punctationen übersandte, enthielten eine scharfe, keineswegs beistimmende Kritik der meisten Puncte des erzbischöflichen Projectes. „Da das Oberhaupt der Kirche einmal im Besitze gewisser Kirchenrechte sei, so könne dasselbe zum mindesten nicht ohne vorgängige Rücksprache aus einem mehr als tausendjährigen Besitzstande geworfen werden. Es sei kein Reichs-Grundgesetz bekannt, welches den Nunciaturen schlechtweg alle Gerichtsbarkeit verbiete; wenn aber diejenigen Reichsgesetze, welche die Nuncien auf gewisse Gränzen beschränkten und ihre Einmischung in Civilsachen untersagten, so weit ausgedehnt werden sollten, würde hierzu Berathung und Beschlußnahme auf dem

Reichstage erforderlich sein*)." Die Opposition gegen die Prätensionen der Erzbischöfe fand eine kräftige Stütze an dem Kurfürsten Karl Theodor von Baiern. Es zeigte sich allmählich, daß die ganze Zeitrichtung für die Durchführung der emser Grundsätze in hohem Grade ungünstig war. Der Bestand der oppositionellen Coalition verlor langsam in den Erzbischöfen selbst jeden festen Halt. Mainz zog sich aus politischen Gründen aus diesem Bunde zurück und suchte durch den früher so sehr angefeindeten Nuncius Pacca die Erneuerung der Quinquennalen und den Informativ-Proceß eines neuen Coadjutors in Rom nach. Auch die drei übrigen Erzbischöfe verloren nach und nach jede Lust, den Kampf weiter fortzusetzen. Sie übergaben die ganze Streitsache dem that-, kraft- und energielosen Reichstage, bis die Alles vernichtenden Stürme der französischen Revolution auch die Gegenden des Rheines ergriffen und den langjährigen Zank in den Schrecken und Wirrsalen von Krieg und Revolution vergessen ließen.

Die Erzbischöfe hatten in allen Stadien des eben beschriebenen Kampfes die kräftigsten Wortführer an den Mitgliedern der kurfürstlichen Universität zu Bonn gefunden. Es war dies eine Anstalt, die als ein Kind des Josephinischen und Febronianischen Geistes das Banner der gefährlichen neuen Zeitrichtung hoch empor hielt, den hergebrachten kirchlichen Principien in Dogma und Kirchenrecht den Krieg erklärte und gegen die Grundsätze der alten kölner Universität den erbittertsten Kampf aufnahm.

Universität zu Bonn.

Die kölner Universität hatte schon seit längerer Zeit das Mißfallen des bonner Ministeriums auf sich gezogen. Der Minister Belderbusch erkannte, daß die von ihm vertretenen kirchlichen und politischen Grundsätze nicht zu allgemeiner Anerkennung kommen konnten, so lange die niederrheinische Jugend für ihre Ausbildung allein auf die kölner Universität angewiesen blieb. Darum faßte er den Plan, in Bonn eine akademische Lehr-Anstalt zu stiften, die in seinem Geiste, unter seiner Leitung und unter seiner Verwaltung der kölner Universität das Gegengewicht halten könne. Der mangel-

Belderbusch.

*) Menzel, 12, I. 324.

hafte Zustand des gesammten kölner Unterrichtswesens gab ihm zur Verwirklichung dieses Projectes einen willkommenen Vorwand. Nachdem er den Kurfürsten für seinen Plan gewonnen hatte, legte er demselben die Motive zur Gründung einer Akademie zu Bonn in den Mund. Die Trivialschulen, erklärte der Kurfürst, seien zu mangelhaft; die höheren Schulen seien eingeschläfert und liefen Gefahr, gänzlich vernachlässigt zu werden; die kölner Universität bringe die Früchte nicht mehr, welche man von ihr erwarten müsse; sie sei von ihrer ersten Einrichtung abgewichen, und durch die bis zum höchsten Mißbrauch und Verderben eingerissenen Schulzänkereien würden die Lehren und Wissenschaften hintangesetzt oder nur obenhin behandelt; es fehle an der nöthigen Aufsicht; die heilsamen Verordnungen würden vernachlässigt; die Verfügungen, durch welche der Kurfürst Adolf ein reineres Licht über die Wissenschaften im Erzstifte Köln habe verbreiten wollen, hätten alle Geltung verloren; viele junge Leute sähen sich genöthigt, wegen dieser Mißstände ihre wissenschaftliche Ausbildung außerhalb Landes zu suchen; es gebe kein Mittel, die kölner Universität zu der Höhe zu erheben, auf der sie nach den Anforderungen der Wissenschaft stehen müsse; darum sei es nöthig, in Bonn eine andere akademische Anstalt zu errichten, auf der die kurkölnische Jugend den frischen Geist wahrer Wissenschaftlichkeit in sich aufnehmen könne*). Im Jahre 1777 wurde diese Akademie, bestehend aus einer philosophischen, einer juristischen und einer theologischen Facultät, wirklich ins Leben gerufen. Einem kurfürstlichen Akademierathe, an dessen Spitze als Präsident der kurfürstliche Geheimerath und Kämmerer Karl Leopold Freiherr von Heyden, genannt Belderbusch**), trat, wurden die äußeren Angelegenheiten dieser neuen Anstalt zur Pflege

Akademie zu Bonn, 1777.

*) Handschrift auf dem kölner Rathhause.

**) Dieser Belderbusch war Amtmann zu Zülpich und Statthalter des falkenberger Landes; er ist nicht zu verwechseln mit seinem Oheim, dem Geheimen Conferenz-Minister und Ober-Bau-Commissarius, Freiherrn Kaspar Anton von Belderbusch, des hohen Deutschen Ordens Ritter, Land-Comthur der Ballei Alten-Biesen, kaiserlicher Geheimerath.

und Beaufsichtigung anvertraut. Zur Vermehrung der wissenschaftlichen Hülfsmittel erwarb Max Friedrich die vom kölner Professor Dr. Menn hinterlassene Bibliothek und Instrumenten-Sammlung, wofür er der Witwe aus seiner Privat-Casse ein Jahrgehalt von hundert Ducaten zusicherte. Als Dotation nahm

Jesuiten-Güter.

er die bonner und kölner Güter des 1773 aufgehobenen Jesuiten-Ordens in Aussicht. In Bonn hatte er hiermit leichtes Spiel. Ohne alle Schwierigkeit konnte er für diesen Schulzweck als Local das Collegium und als Dotation die Fonds der bonner Jesuiten in Beschlag nehmen. In Bezug auf die kölner Jesuiten-Güter erkannte er aber bald, daß er beim Magistrat jetzt wieder auf ähnliche Schwierigkeiten stoßen würde, wie er vor fünf Jahren erfahren hatte, als er die Jesuiten-Fonds dem kölner Priester-Seminar incorporiren wollte. Darum ließ er diesen Plan fallen und befahl dem Akademierathe, für die Hebung der neuen Anstalt andere Mittel vorzuschlagen. Auf Grund eines solchen akademieräthlichen Vorschlages verfügte Max Friedrich unter dem 2. December 1778, daß nach Ablauf von zwei Jahren Niemand eine Anstellung im Staatsdienste oder die Legalität erlangen könne, der nicht zwei Jahre lang den juristischen Collegien bei der Akademie in der Residenzstadt Bonn beigewohnt habe und darüber ein Zeugniß seinem Anstellungs-Gesuche beilegen könne*). Andere akademieräthliche Beschlüsse von den Jahren 1778, 1779 und 1782 sprachen sich dahin aus, daß wegen Unzulänglichkeit der eigenen Fonds die Klöster für die Existenz und Hebung der Akademie einstehen müßten. Auf Grund solcher Gutachten befahl ein kurfürstliches

Anforderung an die Klöster.

Edict allen Klöstern sowohl des Erzstiftes wie der Stadt Köln, entweder zwei zum akademischen Unterricht taugliche Männer nach Bonn auf den Katheder zu schicken und für deren Unterhalt Sorge zu tragen, oder ein Aequivalent an Geld an die Akademie-Casse abzuliefern. Solche Decimation der kirchlichen Institute rief in allen Klöstern eine gewaltige Bestürzung und in Köln eine große Entrüstung hervor. Offen klagte man über willkürlichen

---

*) Scotti, Kurkölnische Verordnungen, 2. S. 989.

Eingriff in rechtmäßiges Eigenthum und wohlverbriefte Rechte. Die kölner Klöster machten sich anheischig, angemessene Beiträge zu den Gehältern der bonner Professoren zu geben, wenn dieser erzbischöfliche Erlaß widerrufen werde. Der Magistrat und das Dom-Capitel traten dem Kurfürsten mit aller Entschiedenheit entgegen. Sie drohten mit einer Klage beim höchsten Reichsgerichte, wenn er auf der Durchführung dieser Maßregel beharren wolle. Max Friedrich aber weigerte sich, den einmal erlassenen Befehl zu widerrufen; zugleich forderte er das Dom-Capitel auf, sich von dem Unrecht seiner Renitenz zu überzeugen. Das Capitel ließ sich aber keines Anderen überreden, sondern brachte die Klage wirklich im August 1783 an den kaiserlichen Reichs-Hofrath. Der Kurfürst bestritt anfänglich die Competenz dieses Gerichtshofes, indem diese ganze Angelegenheit eine reine Schulsache, somit eine Causa ecclesiastica und als solche vom Reichsgericht eximirt sei. Sobald er aber erkannte, daß er mit solcher Einrede nicht durchzudringen vermöge, ließ er jeden weiteren Widerspruch fahren; er entschloß sich, ruhig abzuwarten, wohin der Spruch der für das Klosterwesen keineswegs günstig gestimmten kaiserlichen Juristen fallen werde. Das Dom-Capitel und der Magistrat gingen in dieser Sache Hand in Hand; für jenes fungirte als Anwalt der Herr von Zwierlein, für den Senat der Reichs-Hofrath von Birkenstock; der Kurfürst wurde von Dr. Greß vertreten. Zwierlein und Birkenstock stellten mit allseitig begründeter Motivirung den Antrag, es möge dem Reichs-Hofrath gefallen, das angegriffene Mandat zu cassiren und den Kurfürsten zur Herausgabe des schon von den Klöstern zu dem in Frage stehenden Zwecke eingezogenen Geldes, so wie zur Ersetzung des entstandenen Schadens zu verurtheilen. Doch der Schiedsspruch willfahrte dem entgegenstehenden Antrage des Dr. Greß und wies in der Sitzung vom 13. November 1783 die Klage als unbegründet ab. Max Friedrich bestand nun mit aller Strenge auf der genauen Befolgung seines Mandats. Die Klöster suchten aber noch immer Ausflüchte; einige widersetzten sich geradezu, andere traten in Unterhandlung wegen Ausstandes und Nachlasses. Der Kurfürst aber erklärte, er werde jedem Kloster, das sich noch ferner weigere, seinem Befehle nach-

zukommen, das Recht entziehen, weiter noch Novizen aufzunehmen, und außerdem alle Güter, die dasselbe im Kurstaate besitze, mit Arrest belegen. Jetzt endlich entschlossen sich die einen, zu zahlen, die anderen, akademische Lehrer nach Bonn hinzusenden. Das Stift zu Deutz schickte den Pater Andreas Spitz, St. Pantaleon den Pater Anselm Becker, St. Martin den Pater Sebastian Scheben und Brauweiler den Pater Franz Cramer. In Bonn feierte die Akademie am 11. November diesen Triumph über die Kargheit der schon ziemlich mißliebig gewordenen Klöster durch ein glänzendes Fest. Hierbei guckte an allen Ecken der Schalk in seiner Schadenfreude über die Niederlage der klösterlichen Institute hervor, und der Tieferblickende konnte sich es nicht verhehlen, daß die zur Mitwirkung genöthigten Regular-Professoren den Stiftern und Klöstern des Kurstaates gleichsam die Grabrede hielten. Nachdem jeder neue Lehrer eine Abhandlung über seine Fachwissenschaft vorgelesen und das tridentinische Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, wurden alle vom Professor Philipp Hedderich in ihr Amt eingeführt. Daß gerade Hedderich ausersehen war, bei dieser Feier den Geist der erneuten Anstalt zu repräsentiren, schien kein günstiges Zeugniß dafür abzulegen, daß die kurfürstliche Akademie gesonnen sei, sich genau in den Gränzen der streng katholischen Grundsätze zu halten. Wohl hatten die kölner Theologen Recht, mit der ängstlichsten Besorgniß nach der bonner Nebenbuhlerin hinüberzuschauen. Von Hedderich war es bekannt, daß er offen das Febronianische Kirchenrecht vertrat*), und mehr als Einmal hatte sich der päpstliche Nuncius zu Köln veranlaßt gesehen, beim Kurfürsten bittere Klage über das unkirchliche Treiben dieses Kirchenrechts-Lehrers zu erheben. Aber der in Bonn Alles geltende Minister Belderbusch nahm seinen Liebling stets in Schutz und wies den Nuncius mit der Bemerkung ab, daß es Sorge des Kurfürsten

Regular-Professoren.

Hedderich.

*) Hedderich war zuerst im Minoriten-Kloster zu Köln, lehrte dort die jungen Mönche Dialektik, dann ging er nach Trier zu demselben Zwecke. Seine Febronianischen Grundsätze sprach er aus in seinen Dissertationen: Dissertatio de fontibus iuris canonici, de pace Westph. und de Metropolitanis.

sei, über den kirchlichen Sinn und die Rechtgläubigkeit an der bonner Akademie zu wachen*). Auch in Rom waren die Grundsätze Hedderich's kein Geheimniß. Hier wußte man, daß Hedderich's Kirchenrecht darauf ausging, den Schwerpunct der ganzen kirchlichen Gewalt dem eigentlichen Mittelpuncte der Kirche zu entrücken, die höchste Kirchengewalt den einzelnen Diözesan-Vorstehern zuzusprechen und hiermit die ganze kirchliche Einheit zu untergraben. Darum glaubte man in Rom, an die Bestätigung der bonner Akademie die Bedingung knüpfen zu müssen, daß Hedderich von dieser Anstalt entfernt werde. Dasselbe hatte der Papst auch dem Kaiser Joseph eröffnet. Doch in Bonn kümmerte man sich wenig um diese Restriction. Ohne derselben nur im Geringsten Erwähnung zu thun, ließ Belderbusch in den zu Köln unter der Redaction des Canonicus Dahmen erscheinenden Staatsboten die Anzeige einrücken, „die Akademie sei vom Papste mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken bestätigt worden“. Wie schon angegeben, erhielt Hedderich bei der Inauguration dieser Anstalt, der päpstlichen Bestimmung zu Trotz und Hohn, das erste Ehrenamt.

Die Akademie hatte nun als Professoren in der theologischen Professoren. Facultät: Andreas Spitz, Benedictiner aus der Abtei zu Deutz, für die Kirchengeschichte, Anastasius von Sancta Rosa, Barfüßer-Carmelit aus Köln, für die hebräische und chaldäische Sprache und das Alte Testament, Thaddäus von St. Adam, Barfüßer-Carmelit aus Köln, für das Neue Testament und die griechische Sprache, Marcellin Hoitmar, Minorit, für die Dogmatik, Anselm Becker, aus der Abtei St. Pantaleon in Köln, für die Polemik, Justinian Schallmayer, Minorit, für die Moral, Sebastian Scheben, aus der Abtei St. Martin in Köln, für die Pastoral-Theologie; in der juristischen Facultät: Hubert Breuer, für das Naturrecht, die römische Rechtsgeschichte und die Institutionen, Gottfried Daniels, für die Pandekten und die gerichtliche Praxis, Gottfried Moll, für das Criminal- und Feudalrecht, Franz Cramer, aus der Abtei Brauweiler, für die deutsche Geschichte und die

*) Arch. du min. des aff. étrang. zu Paris, reg. 105.

Diplomatik, Philipp Hedderich, Minorit, für das Kirchen- und kölnische Staatsrecht; in der medicinischen Facultät: Joseph Claudius Rougemont, für die Anatomie und Hebammen-Kunst, Franz Wilhelm Kaulen, für die Medicin, Peter Wilhelm Joseph von Gynetti, für die Medicin; in der philosophischen Facultät: Elias van der Schüren, Minorit, für die Geschichte der Philosophie, Logik, Metaphysik und praktische Philosophie, Romuald Jochmaring, Minorit, für die Mathematik, Hermann Joseph Sandfort, für die Mathematik, — in den niederen Klassen: Johann Hauser, Quirin Zeyen, Jakob Hamm, Vitus Jäger, Joseph Schmitz, Joh. Peter Honerbach, Johann Jakob Feusser und Franz von Triboulet *).

Man war nun einmal mit der Hebung der bonner Akademie in gutem Zuge. Einen weit größeren und verbreiteteren Erfolg versprach man sich von dieser Anstalt, wenn sie zur wirklichen Universität erhoben wäre. Auf Zureden des Professors Breuer kam der Kurfürst am 13. März 1784 bei Kaiser Joseph um ein Universitäts-Diplom ein. Päpstliche Privilegien und Bestätigungs-Urkunden schien man für überflüssig zu halten; so weit war man jetzt schon in den Ansichten über die Kirchengewalt des Bischofes vorgerückt. Doch der Kurfürst erlebte die Ausfertigung des kaiserlichen Diploms nicht. Er starb am 15. April 1784. Seinem Nachfolger Max Franz blieb es überlassen, die Plane des verstorbenen Max Friedrich auszuführen. In einer vollständigen Universität erkannte Max Franz ein kräftiges Mittel, seinen kirchlichen Principien einen festen Rückhalt und eine fruchtreiche Propaganda zu sichern. Darum ging er mit jugendlicher Begeisterung und energischem Feuer auf das Project seines Vorgängers ein.

Universitäts-Diplom, 1784.

In Köln gerieth man hierüber in große Besorgniß. Magistrat und Universität beriethen sich in häufigen Conferenzen, auf welche Weise die von Bonn aus drohende Gefahr paralysirt werden könne. Sobald die kaiserliche Genehmigung eingelangt war, begann der Akademierath mit rührigem Eifer, alle Vorbereitungen zur feierlichen Inauguration zu treffen. Durch den Referendar Karl Wrede

Besorgniß in Köln.

*) Bonner Hofkalender, 1784, S. 67.

erbat er sich vom Professor Wallraf nähere Auskunft über die äußeren Einrichtungen der kölner Universität, um hieran eine Grundlage für die Organisation des neuen bonner Instituts zu gewinnen *). Der 1. November 1786 wurde als der Tag der feierlichen, pomphaften Inauguration bestimmt. Die auswärtigen Universitäten wurden durch den Curator und Senat eingeladen, sich an dieser Feier durch Deputationen zu betheiligen. Von Altorf, Bamberg, Breslau, Dillingen, Duisburg, Erlangen, Frankfurt an der Oder, Freiburg, Fulda, Göttingen, Halle, Heidelberg, Jena, Ingolstadt, Innsbruck, Königsberg, Leipzig, Leiden, Löwen, Mainz, Marburg, Münster, Paderborn, Rinteln, Salzburg, Straßburg, Stuttgart, Trier, Tübingen, Wittenberg und Würzburg ließen verbindliche Antwortschreiben ein. Auch die kölner Universität glaubte sich nichts zu vergeben, wenn sie die Einladung durch einen Gratulations-Brief erwiederte. Vor allen anderen aber zeichnete sich dieses Schreiben durch Kälte und versteckte Bitterkeit aus. Die Feier selbst wurde bis zum 20. November verschoben. Bei ihr erschienen Deputirte von Bamberg, Heidelberg, Mainz, Münster, Trier und Würzburg; das benachbarte Köln war nicht vertreten; es hatte zur Entschuldigung angegeben, daß wegen des Semester-Anfanges kein Universitäts-Lehrer zu der fraglichen Feier nach Bonn entsandt werden könne. Das Dom-Capitel aber und eben so die anderen Stände des Erzstiftes sandten ihre Abgeordneten. Der Kurfürst selbst eröffnete die Inaugurations-Feier. Er begrüßte die Versammlung in einer deutschen Anrede und übergab das kaiserliche Diplom, die Universitäts-Statuten und die akademischen Insignien dem zum Curator bestellten Freiherrn Franz Wilhelm von Spiegel zu Desenberg und Canstein **). Die Würde des Kanzlers behielt der Kurfürst für sich selbst. Drei Tage währten die Festlichkeiten. Der Kurfürst betheiligte sich mit unverdrossenem Eifer an den verschiedenen Reden, Disputationen und Versammlungen der Gelehrten.

Inauguration, 1786.

---

*) Wrede an Wallraf, den 12. April 1786.

**) Spiegel war Capitular der Domkirchen zu Hildesheim und Münster, Staatsrath und Kammer-Präsident für die Finanzen.

Gleich nach den Inaugurations-Feierlichkeiten begannen die Vorlesungen. Die Professoren, die bei ihrer Eidesleistung alle zu Doctoren ihres Faches erklärt wurden, waren: in der Theologie: Spitz, Hoitmar, Becker, Dereser, Schallmayer, Scheben und Oberthür; in der Jurisprudenz: Brewer, Daniels, Moll, Lomberg, Hedderich und Cramer; in der Medicin: Kaulen, Gynetti und Rougemont; in der Philosophie: van der Schüren, Jochmaring, Sandfort und Abel *). Später traten hinzu: Ferdinand August Scheibler für Cameralia, Bartholomäus Fischenich für Natur- und Völkerrecht, Trunk für Policei, Landwirthschaft und Forstwissenschaft, Arndts für Chemie, Wurzer für Chemie und Arzneimittellehre, N. Wegeler für Geburtshülfe, Neeb für Philosophie und Eulogius Schneider für Poesie und griechische Sprache. Die meisten Professoren lasen nach fremden Handbüchern, die Juristen besonders nach Böhmer, Selchow und Martini; van der Schüren trug die Metaphysik nach dem göttinger Christ. Heinrich Feder, einem Protestanten, vor.

Reden. Schon in den Reden, welche bei der Inauguration dieser Anstalt der Curator Spiegel, der Rector Bonifaz Oberthür und die Professoren Hedderich und Dereser hielten, trat die hyperkritische, zersetzende Richtung, welche die Theologie seit der Entfernung der Jesuiten von den akademischen Lehrstühlen unter dem Einflusse des verflachenden Rationalismus vielfältig genommen hatte, unläugbar in die Augen. Diese Reden athmeten den Geist eines Lorenz Isenbiehl, der in seiner freien Erklärung der heiligen Schrift den klaren Aussprüchen der Kirche den Krieg erklärt hatte. Der kölner Domherr, der als Deputirter des Capitels dieser Feier beiwohnte, hatte nicht Unrecht, wenn er in dem ersten Auftreten der bonner Professoren eine offene Kriegserklärung gegen den heiligen Stuhl erkennen wollte **). Zum Beweise ihrer kirchlichen Orthodoxie glaubten sie genug gethan zu haben, wenn sie den Eid lei-

*) Bonner Hof-Kalender 1787, S. 126.

**) Niederrhein. Jahrbuch, II. Jahrg. Meuser, zur Gesch. der Universität Bonn, S. 110.

steten, daß sie nie einer Lehre huldigen wollten, die der Religion, den guten Sitten oder dem Staate nachtheilig sei. In dieser allgemeinen und dehnbaren Formel war zwar nicht das offene Angehen gegen Papst, Kirche und Religion ausgesprochen; es lag aber auch keineswegs die Garantie für ein treues Festhalten an den reinen kirchlichen Grundsätzen darin; im Gegentheil wollte es manchem Bedenklichen scheinen, daß die ausgeschworene Eidesformel nur ein Deckmantel sei, um darunter bei der studirenden Jugend den Grundsätzen der Josephiner, Febronianer, Freimaurer und Illuminaten Eingang zu verschaffen. Ob wirklich einzelne Professoren zu den Freimaurern und Illuminaten gehörten, läßt sich nicht mit Gewißheit feststellen; das Auftreten einzelner dieser Herren macht es in hohem Grade wahrscheinlich.

Geist der Universität.

An dieser Universität hatte der Kurfürst in seinem Streite gegen den Papst und den päpstlichen Nuncius eine geschäftige Wortführerin. Was ihr bei ihren Declamationen gegen den römischen Stuhl an Geist abging, glaubte sie durch frechen Hohn ersetzen zu können. Zahlreich waren die Dissertationen, Broschüren und Bücher, in denen namentlich die Canonisten darauf ausgingen, die Gemüther der jungen Cleriker dem Mittelpuncte der kirchlichen Einheit zu entfremden und so die Losreißung von Rom zu proclamiren und die Stiftung einer deutschen Nationalkirche anzubahnen. Unter dem fingirten Namen „Arminius Seld, beider Rechte Doctor“, erschienen von Hedderich: „Abhandlung über das päpstliche Gesandtschaftsrecht, in welcher die offenbaren Eingriffe des römischen Hofes und dessen Nuncien in die ordentliche bischöfliche Gerichtsbarkeit entdecket und aus dem Primate, päpstlichen Bullen, Reichs-Concordaten, Friedensschlüssen u. s. w. gründlich widerleget werden *)“, und „Geschichte der päpstlichen Nuncien in Deutschland.“ Lomberg gab heraus: „Gutachten der theologischen Facultät auf der Portugiesischen hohen Schule zu Coimbra an die Königliche allergetreueste Majestät über des Anton Pereira Lehre von

*) Gedruckt mit akademischen Schriften 1787, gewidmet dem Herrn Zoglio, Erzbischof zu Athen.

der Macht der Bischöfe, besonders in Ansehung der Ehe-Dispensen. Von neuem an das Teutsche Licht gestellt und sammt eigenem absonderlichen Nachtrag dem Herrn Pacca, Erzbischof zu Damiat, gewidmet von Georg Wizel, der h. Schrift, auch der B. R. d. u. Propst zu Fachem *)." Außerdem erschienen im Interesse der in Bonn vertretenen kirchlichen Richtung: „Betrachtungen über das Schreiben des Papstes Pii VI. an den Herrn Fürstbischof von Freisingen vom 18. October 1786." „Calophoria oder Materialien zur Beantwortung der Schrift, welche der unter dem Titel eines päpstlichen Botschafters zu Köln angelangte Erzbischof von Damiat, Mons. Pacca, unlängst hat ausstreuen lassen unter der Aufschrift: „„Veritable Etat etc."" „Deutsche Noten zu einer römischen Apologie der Nunciaturen in Deutschland." „Ueber das unjustificirliche und aufrührische Schreiben des damiatischen Erzbischofs Pacca an alle Pfarrer und Seelsorger der hohen Erzdiözesen Mainz, Trier und Köln." „Pragmatische und actenmäßige Geschichte der zu München neu errichteten Nunciatur sammt Beleuchtung des Breve Pius' VI. an den Fürstbischofen zu Freisingen." „Rechte und Pflichten des Papstes. Auszug aus den Schriften des h. Bernhardus an Papst Eugen III." „Einige vorläufige Anmerkungen zu den Weißmannischen Bemerkungen über das Resultat des Emser Congresses." „Etwas über die jetzigen Streitigkeiten der deutschen Erzbischöfe mit dem römischen Hofe." „Widerlegung der in französischer Sprache erschienenen historisch-theologisch- und kritischen Bemerkungen über den Erzbischöflichen Hirtenbrief Sr. Kurf. Durchlaucht zu Köln." „Beantwortung des Pro Memoria in Betreff der Nunciaturen nach dem Alterthum, Concordaten, Kaiserlicher Wahl-Capitulation und Herkommen." „Wahre Beschaffenheit des Zwistes, welcher sich zwischen dem apostolischen Nuncius zu Köln und den drei geistlichen Kurfürsten bei Gelegenheit eines Circular-Schreibens an die Pfarrer ihrer Diözesen erhoben hat, aus dem Französischen." „Wahre Grundsätze von der

*) Mainz, Köln, Bonn, Trier und Salzburg, 1787.

Verfassung der katholischen Kirche *)." An der kölner Universität hatte diese Richtung ihren einzigen Vertreter an dem Professor der Theologie, Canonicus zum heiligen Severin und Vorsteher des Correctionshauses Weidenbach, Johann Weiner. Er schrieb: „Succinctus Commentarius Historicus in Constantiense et Basiliense Concilia, cum quibusdam Reflexionibus tum in statum Ecclesiae, cum in Concordata Germaniae," und „Justa Hierarchiae sacrae Idea in Subsidium S. S. Theologiae Candidatorum sanctae Ecclesiae Coloniensis." Mit den in diesen und ähnlichen Schriften vertheidigten Febronianischen Grundsätzen ging eine völlig rationalistische Auffassung der Dogmatik und Sittenlehre Hand in Hand. Einzelne Docenten, wie Schallmayer, Dereser und van den Schüren, hätten in ihrem Ankampfe gegen die geoffenbarten christlichen Wahrheiten mit den Deutsch-Katholiken und Lichtfreunden unserer Zeit in die Schranken treten können. Die radicalste Stellung aber gegen die katholische Lehre und die kirchlichen Grundsätze nahm Eulogius Schneider ein. Er war 1756 geboren zu Wipfeld bei Würzburg. Als Student war er theils wegen seiner lasciven Verse auf Mädchen und Bacchus, theils wegen anstößiger Ausschweifungen aus Würzburg sowohl wie seinem Geburtsorte durch gerichtlichen Zwang vertrieben worden. Anscheinend um Buße zu thun, trat er, 20 Jahre alt, zu Bamberg in den Franciscaner-Orden. Hier erhielt er nach einigen Jahren das Amt eines Lectors für die jüngeren Brüder. Neben dem mündlichen Unterrichte versuchte er sich auch wieder in der Schriftstellerei. Doch fast jedes seiner Geisteserzeugnisse zog ihm von Seiten seiner Obern eine Zurechtweisung zu. Seine Lobrede auf die Ordenspatronin Katharina verursachte durch das unumwundene Geständniß des schalsten Indifferentismus solches Aergerniß, daß er es für gerathen fand, aus dem Kloster auszutreten und sich in Augsburg als Weltgeistlicher niederzulassen. Bald

Joh. Weiner.

Rationalismus.

Eul. Schneider.

*) Andere solcher Schriften sind aufgeführt von Pfarrer Meuser im „Bonner Wochenblatt", 1844, Nr. 170 bis 190.

darauf erhielt er in Stuttgart eine Anstellung als Hofprediger beim Herzog von Würtemberg. Im Anfange des Jahres 1789 wurde er von hier, auf Empfehlung seines Freundes Dereser, vom Curator Spiegel als Professor der griechischen Sprache und Grammatik nach Bonn berufen. Seine Lehrthätigkeit eröffnete er mit einer Rede über die Hindernisse der schönen Literatur im katholischen Deutschland. An dem Hohn und Spott, den er hierin gegen die katholische Kirche ausgoß, erkannten die bonner Febronianer, daß dieser neue College nicht gesonnen war, im Kampfe gegen den römischen Hof hinter ihnen zurück zu bleiben. Er rechtfertigte auch in übervollem Maße die Erwartungen, welche zu Bonn die Freunde der Aufklärung in ihn setzten.

Schneider nach Bonn, 1789.

Carrich und Anth.

In Köln sah man nicht mit gleichgültigen Augen auf das unkirchliche Gebahren in der Residenzstadt Bonn. Den literarischen Kampf gegen die bonner Febronianische Literatur übernahmen der Regens Dr. Carrich und der Pfarrer Peter Anth. Von Carrich rührt wahrscheinlich die in der Form einer Selbstbiographie abgefaßte Schmähschrift gegen Hedderich her, die den Titel führt: ἱκεσια sive confessio publica patris Philippi Hedderich. Anth schrieb unter dem Namen Theodulphus Josephus van den Elsken. Seine Hauptschrift ist das unter dem Namen Parallelismi bekannte Büchlein, in welchem er mit wörtlicher Anführung der unkirchlichen Sätze der Gegner das von den bonner Professoren vertretene System kennzeichnet und würdiget. Man sah in Köln aber ein, daß auf dem Wege einer literarischen Fehde gegen die bonner Wortführer nichts ausgerichtet werden könne. Darum erhob das Domcapitel, vorzüglich auf Betreiben des Herrn von Hillesheim, beim Kurfürsten eine förmliche Klage gegen die Professoren Hedderich, Dereser und van den Schüren. Der Kurfürst ersuchte unter dem 5. Februar 1790 den Curator Spiegel, die angegriffenen Herren zur Vertheidigung aufzufordern; „es sei der unabänderliche Wille des Kurfürsten,“ hieß es in dem Begleitschreiben, „daß auf seiner Universität zu Bonn die Dogmen des katholischen Glaubens in voller Reinheit vorgetragen und nichts dort gelehrt werden solle, was gegen die Grundsätze der katholischen Kirche oder gegen die guten

Sitten verstoße *)". Es war dies dem Kurfürsten voller Ernst; aber der reine Glaube und der kirchliche Sinn beruhten bei ihm auf ganz anderer Grundlage als bei denjenigen, welche die Klageschrift gegen seine Universität abgefaßt hatten. Darum war er zufrieden mit einer Vertheidigung, die bei dem Domcapitel und den kölner Theologen nur zur Bekräftigung ihrer Anklage dienen konnte. Als ihm um dieselbe Zeit auch eine Klageschrift des Papstes gegen die Professoren Hedderich, Spitz, Froitzheim, Dereser und Schneider zugestellt wurde, schien er anfänglich Lust zu tragen, dieses Document ohne weitere Berücksichtigung zu den Acten zu legen. Doch die Schamlosigkeit, mit welcher der mitangeklagte Schneider Aergerniß auf Aergerniß häufte, brachte ihn zu anderer Gesinnung. Bis dahin hatte er den häufigen Klagen, mit denen er auf das verderbliche Wirken des Professors Schneider hingewiesen wurde, wenig Gehör gegeben. Als aber Schneider's Gedichte, die von Schlüpfrigkeiten strotzen, im März in Druck erschienen, wurde es dem Kurfürsten klar, welchem Abgrunde die Jugend seines Erzstifts entgegenrenne, wenn sie noch länger der Leitung eines glaubensleeren Wüstlings anvertraut bleibe. Ueber die Gedichte dieses verkommenen Kopfes schrieb selbst einer seiner Parteimänner: „Ich will nichts davon reden, wie viele Stückchen in dieser Sammlung sich befinden, die gar kein poetisches Verdienst haben, viele, die ganz unter der Würde des Verfassers sind; Unbesonnenheit war es doch gewiß, daß er dergleichen freie Gedichte drucken ließ." Schneider selbst will in einem Briefe an Wallraf die Herausgabe dieser lasciven Gedichte aus pecuniären Rücksichten entschuldigen: „Ich gestehe Ihnen gern, daß mein Unternehmen zum Theil eine Finanzspeculation ist. Aber ich schäme mich derselben nicht, weil sie nur ein Mittel werden soll, die Schulden meines alten ehrlichen Vaters gänzlich zu tilgen und auf diese Weise ihm einen sanfteren Tod und meinen vielen Geschwistern ein freies Gut zu hinterlassen, von dem sie sich nach den Bedürfnissen ihres Standes und ihrer ländlichen Erziehung ehrlich näh-

Schneider's Gedichte.

*) Niederrheinisches Jahrbuch, II., in dem Artikel von Meuser, S. 133.

ren können *)". Doch Wallraf wollte das unsittliche Mittel für den löblichen Zweck durchaus nicht billigen; die Verachtung, die er schon längst gegen den „erotischen Franciscaner" an Tag gelegt hatte, mußte sich hierdurch noch in hohem Grade steigern. Max Franz, dem die antirömischen Grundsätze allmählich recht herzlich verleidet zu werden begannen, entschloß sich alles Ernstes, gegen Schneider einzuschreiten. Als der Ex-Jesuit, Pfarrer Metternich, der schon mehrmal mit Klagen und Beweisen gegen Schneider öffentlich beim Kurfürsten aufgetreten war, mit den Gedichten in der Hand zu Max Franz sprach: „Durchlauchtigster Herr, so oft befand ich mich in dem Falle, gegen den Professor Schneider reden zu müssen: er mag jetzt selbst sprechen," erwiderte der Kurfürst: „Herr Pastor, ich kenne das Buch, thun Sie das Ihrige, das Scandal zu heben, ich werde das Meinige thun **)." Sofort ließ er die fraglichen Gedichte bei schwerer Strafe verbieten. Er war zu der Einsicht gekommen, daß in dieser Angelegenheit der Einfluß des Curators Spiegel gänzlich behindert werden müsse, wenn das Aergerniß gehoben und der Schuldige bestraft werden solle. Ohne Vorwissen des Curators wie des Rectors beauftragte er die Theologen Marx und Hoitmar mit der Disciplinar-Untersuchung gegen Schneider. Der Professor der heiligen Schrift, Synodal-Examinator, Canonicus zum heiligen Andreas und Pastor zum heiligen Paulus, Johann Werner Marx, war zu diesem Zwecke durch eine geheime kurfürstliche Cabinets-Ordre nach Bonn berufen worden. Beim Verhöre läugnete Schneider die compromittirendsten Anschuldigungen geradezu ab; auf die weniger gravirenden gab er ausweichende, mit frechem Spott und Hohn gewürzte Antworten. Die ganze Untersuchung hatte den Commissaren die Ueberzeugung beigebracht, daß ein Mann von so verderblichen Grundsätzen wie Professor Schneider ohne die größte Gefahr der studirenden Jugend nicht länger eine akademische Lehrstelle bekleiden dürfe. Darum beantragten sie seine Absetzung. Der Kurfürst ging jedoch darauf

Untersuchung gegen Schneider.

*) Handschrift.
**) Niederrheinisches Jahrbuch, in dem Artikel von Meuser.

nicht ein, und er ließ es bei einem scharfen Verweise bewenden. Schneider aber achtete wenig auf die Zurechtweisung seines Erzbischofs und auf die warnenden Worte seiner Freunde. Sein Hochmuth und seine Frechheit stiegen von Tag zu Tag; immer schroffer wurde seine Stellung zu Glauben und Kirchenthum. Im Juli wagte er es sogar, seinen „Katechetischen Unterricht in den allgemeinsten Grundsätzen des praktischen Christenthums", ein alles positiven Christenglaubens bares Machwerk, dem Drucke zu übergeben. Ein damaliger Recensent sagt von diesem Katechismus: „Viele Lehren des Christenthums sind hier völlig übergangen, und diese Lücke ist, so viel möglich ist, verdeckt. Christus wird nur als redlicher Mann, als Lehrer anerkannt; der Hauptgrundsatz ist, das zu thun, was man für recht hält, und gewiß halten nur äußere Gründe den Verfasser ab, das ganze Christenthum über Bord zu werfen. Dabei gibt es der Widersprüche, der gemißdeuteten Schriftstellen in Menge. Das Dogma ist ihm nur ein Anstoß, den er mit seinen kleinen Kunstgriffen bei der reiferen Jugend gern wegbrächte; um sich aber den Rücken frei zu halten, beruft er sich auf das, was in den vorigen Schulen gelehrt worden ist, so daß er bei allen Hauptlehren, die er ausgelassen, wie von der Gottheit Christi, von der Gnade, von der Feindesliebe, sich damit entschuldigen kann. Sein Hauptzweck ist, zu lehren, wie man das Christenthum praktisch üben solle, oder ohne Hülle, wie man nach den Forderungen der Vernunft, nicht beschränkt von einer positiven Religion, zu leben habe *)." Der Censor Hedderich hatte kein Bedenken getragen, diesem verflachenden, nivellirenden „katechetischen Unterrichte" die Approbation zu ertheilen. Hierdurch ließ das kölner Domcapitel sich aber nicht abhalten, dieses Buch einer strengen kritischen Prüfung zu unterwerfen. Der Kurfürst, dem die von Carrich abgefaßte Widerlegung übersandt wurde, verbot unter dem 16. Mai 1791 bei einer Strafe von 100 Goldgulden den Verkauf dieses Katechismus, „weil er wegen Vorbeigehung der wichtigsten Religionswahrheiten für den Katholiken gefährlich sei." Dieses Verbot erschien wie in verschiedenen ande-

Schneider's Katechismus.

*) S. den Aufsatz von Meuser, S. 153.

ren Blättern so auch im „Frankfurter Staatsristretto". Schneider ließ nun in demselben Blatte mit seiner Namensunterschrift einen Gegen-Artikel einrücken, in welchem er erklärte: „manche Leser könnten Ursache und Entstehung dieses Verbotes mißverstehen. Der Kurfürst habe es, um die kölner Domherren zum Schweigen zu bringen, gegeben; dies müsse er um so mehr vermuthen, da seine Schrift mit erzbischöflicher Censur gedruckt und noch dazu von den zwei theologischen Facultäten zu Salzburg und Würzburg für orthodox und unschädlich erklärt worden sei. Was den Grund des Verbotes angehe, der in der Cabinets-Ordre angegeben sei, so sehe ja jedermann, der gesunde Augen und unverrückte Vernunft habe, ein, daß er ganz leicht zu widerlegen sei; selbst der Titel und die Vorrede seines Buches zeigten zur Genüge die Absicht seines Unternehmens an, und dies sei der einzige Gesichtspunct, aus dem man sein Werkchen beurtheilen könne." Der Kurfürst, der wie jedes andere Mitglied täglich die Lesegesellschaft besuchte, las hier diesen Artikel des „Ristretto". Den anderen Morgen ließ er den Verfasser zu sich bescheiden. Dem erzürnten und zur Einsicht gekommenen Fürsten gegenüber nützten freche Lügen, glatte Worte und leere Ausflüchte nichts mehr. Schneider sah sich so in die Enge getrieben, daß er sich bereit erklärte, um seine Entlassung einzukommen. Kaum war die Entlassung ausgefertigt, so gab Max Franz auf Anstehen einer domcapitelischen Deputation seine Einwilligung, daß Schneider nächtlicher Weile in das geistige Correctionshaus Weidenbach zu Köln abgeführt werden solle. Von Dereser gewarnt, entfloh Schneider aber den Abend vorher. Er begab sich nach Straßburg und übernahm hier beim constitutionellen Bischof Brendel die Stelle eines bischöflichen Vicars. Seine jakobinische Gesinnung riß ihn rasch in den wildesten Revolutions-Taumel hinein. Die blutgierigen Gewalthaber in Paris fanden an ihm ein gefügiges Werkzeug, das als öffentlicher Ankläger von Hagenau mit unermüdlicher Wuth dem Schaffot immer neue Opfer lieferte. Das ganze Tribunal, mit dem er das Departement des Niederrheines durchzog, bestand aus Menschen ohne Grundsätze, Rechtschaffenheit und Festigkeit. Den Weibern und dem Trunk ergeben, war Schneider zu einem Stumpfsinne gesunken, wie er

Schneider flieht.

denen eigen ist, die übermäßig Bier trinken. Doch in der Revolution folgte jählings Sturz auf Sturz; ein Tyrann baute auf dem Grabe des anderen seine Größe. So erfüllten sich auch recht bald Schneider's Geschicke. Durch sein übermüthiges Betragen hatte er den Unwillen der Patrioten auf sich gezogen. Auf ihren Antrag gaben Lebas und St. Just den Befehl, ihn zu verhaften und nach Paris zu transportiren. Sein Todesurtheil war in dem Briefe enthalten, den Lebas an Robespierre schrieb: „Wir schicken dem Wohlfahrts-Ausschuß den öffentlichen Ankläger beim Revolutions-Tribunal zu Straßburg. Er ist ein geborner Unterthan des Kaisers. Er wird vor seiner Abführung auf dem Gerüste der Guillotine ausgestellt werden *)." Sein Kopf fiel auf dem Schaffot 1794.

Schneider hingerichtet, 1794.

Wie Schneider waren auch Dereser, van der Schüren und Jochmaring nach Straßburg gezogen. An Dereser's Stelle trat Odenkirchen, mit dem für die Exegese ein in kirchlicher Hinsicht besserer Geist an der Universität Eingang gewann. van der Schüren wurde durch den Kantianer Neeb ersetzt. Für Schneider's Professur hatte man eine Zeit lang den kölner Professor Wallraf ins Auge genommen. Durch ihn hoffte man das Aergerniß, welches Schneider gegeben hatte, wieder gut machen zu können. Doch das Project zerschlug sich. Max Franz war allmählich zu der Einsicht gekommen, daß der Weg, den er auf dem Gebiete der Kirche wie der Schule eingeschlagen hatte, nur dem völligen Unglauben und dem in Frankreich angefachten Revolutionsschwindel in die Hände arbeiten werde. Darum benutzte er seine traurigen Erfahrungen, um langsam wieder einen engeren Anschluß an die kirchlichen Grundsätze zu vermitteln. Es war ihm aber nicht vergönnt, seinen guten Willen zu fruchtreicher Wirksamkeit übergehen zu lassen. Sobald ihm klar geworden, daß die ganze linke Rheinseite sich unter die französische Gewaltherrschaft werde beugen müssen, verließ er seine Residenzstadt mit thränenden Augen und segnender Hand. Die Effecten des Kurfürsten, das Archiv, die Silberkammer, die Bibliothek, das physicalische und Naturalien-Cabi-

Max Franz flieht.

*) Hist. parlament. de la révol. franç par Bucher et Roux, p. 29.

net waren in mehr als sechshundert Verschlägen nach Hamburg in Sicherheit gebracht worden. Ein Theil der Bibliothek scheint aber in Bonn zurückgelassen worden zu sein. Bei Ankunft der Franzosen wurden die Bücher verschleppt. Noch im Jahre 1818 verkaufte der frühere Universitäts-Pedell Bernard Schmidt dem Buchbinder Ewig für fünf kölnische Reichsthaler einen so bedeutenden Theil dieser Bücher, daß Ewig's Magd volle vierzehn Nachmittage daran zu tragen hatte *). Die revolutionäre Stadtverwaltung, die in Bonn an die Stelle des alten Magistrats getreten war, glaubte von den kurfürstlichen Habseligkeiten wenigstens die Bibliothek und das Naturalien-Cabinet reclamiren zu müssen. Der Maire bat darum den französischen Minister des Innern, dafür Sorge tragen zu wollen, daß die „magnifique bibliothèque" und das Naturalien-Cabinet, welche beide Sammlungen der Kurfürst der Stadt zum Geschenke gemacht und trotzdem mit sich auf die andere Rheinseite genommen habe, wieder in den Besitz der rechtmäßigen Eigenthümerin gebracht werde. Auf Anregung des Ministers des Innern gab sich auch der Minister der äußeren Angelegenheiten alle Mühe, daß die Stadt Bonn wieder in den Besitz der fraglichen Bücher und Naturalien gelange **). Hätte er sein Ziel erreicht, würde jedenfalls die schönste Auslese dieser Sachen nach Paris haben wandern müssen.

In Bonn wurden beim Einrücken der Franzosen die Vorlesungen zeitweilig suspendirt. Bald darauf aber nahmen einige Professoren in Hoffnung der Rückkehr des Kurfürsten dieselben wieder auf. Der Besuch war jedoch schwach; denn die meisten auswärtigen jungen Leute, die beim Anmarsche der französischen Armee die Stadt verlassen hatten, trugen Bedenken, wieder dahin zurückzukehren. Die ganze Anstalt schleppte volle drei Jahre hindurch ein ärmliches Scheindasein hin, bis die Professoren Anfangs December 1797 sich zum letzten Male in einer Universitäts-Sitzung versammelten und darauf vor und nach die Stadt Bonn verließen. „Da sich vorhersehen läßt," hieß es in der damals von den Professoren Moll, Schmitz, Wurzer, Spitz, Odenkirchen, Schallmayer, Fischenich,

*) S. den Aufsatz von Meuser, S. 100.

**) Arch. du min. des aff. etc. zu Paris, reg. 112.

Gynetti, Wegeler und Rougemont unterfertigten Bescheinigung, „daß die bei der hiesigen Universität bisher angestellt gewesenen Professoren ihr Lehramt nicht weiter fortsetzen können, weil sie Bedenken gefunden haben, den ihnen abgeforderten Eid der Treue an die französische Republik unbedingt und ohne Einschränkung auszuschwören, so hat der Herr Professor Breuer alle zu seinem Empfange gehörigen Nachrichten nur mit Ausnahme seiner Rechnungen und der dazu gehörigen Original-Quittungen bei der heutigen Universitäts-Sitzung zur Registratur deponirt, und ist ihm hierüber gegenwärtige Bescheinigung ausgefertigt worden *)." Als der französische Regierungs-Commissar Rudler im folgenden Jahre neben den Universitäten von Köln, Trier und Mainz auch die bonner für unterdrückt erklärte, war dies bloß die gesetzliche Normirung eines schon factisch gewordenen Zustandes. Das Universitäts-Gebäude war schon längst zu militärischen Zwecken in Beschlag genommen; Bibliothek und Naturalien-Cabinet waren mit dem Kurfürsten über den Rhein gewandert; eine feste Dotation war nie vorhanden gewesen; die Professoren waren in andere Wirkungskreise übergetreten. Hedderich hatte sich schon vor 1797 über den Rhein begeben und die Pfarr-Vicarie zu Honnef übernommen. Später kam er wie Schallmayer als Lehrer nach Düsseldorf, wo er mit der Kirche völlig ausgesöhnt starb; eben so reuig verschied auch Schallmayer im Jahre 1818. Dereser hatte sich in Straßburg geweigert, den Eid auf die neue Ordnung zu schwören. Darum wurde er zuerst zur Deportation, später zur Guillotine verurtheilt. Zehn Monate saß er in enger Haft; beim Sturze der Schreckensherrschaft wurde er befreit, und 1796 kehrte er wieder nach Deutschland zurück. Eine Zeit lang verweilte er in Mannheim, lehrte darauf seit 1797 in Heidelberg orientalische Sprachen, Homiletik, Katechetik und Pastoral; 1805 wurde er baden'scher geistlicher Rath; 1806 erhielt er die Professur der Dogmatik in Freiburg; 1810 wurde er Stadtpfarrer in Karlsruhe. Beim Tode des Großherzogs Karl Friedrich hielt er eine Trauerrede, in Folge deren er die Stadt verlassen mußte. Er ging nach Luzern und

Unterdrückung der Universität.

Die Professoren.

*) S. den Artikel von Meuser, S. 174.

erhielt hier eine Professur am Lyceum; später wurde er eben daselbst Regens des Priester-Seminars. Weil er von seiner toleranten Gesinnung zu wenig Hehl machte, wurde er vielfach angefeindet und endlich am 1. März 1814 entlassen. Im folgenden Jahre wurde er als Professor der Exegese und Dogmatik nach Breslau berufen; 1825 erhielt er eine Domcapitular-Stelle und starb am 26. Juni 1827 *). Gynetti und Rougemont hatten sich schon nach Köln zurückbegeben; Breuer starb gegen 1822 in Bonn; eben daselbst starb auch Moll, am 2. August 1826; er hatte unter preußischer Verwaltung eine Friedensrichter-Stelle erhalten. Becker lebte bis 1843 als Pfarrer zu Elsdorf bei Bergheim. Wegeler wurde Regierungs- und Medicinalrath in Coblenz, und Wurzer Professor und Geheimer Medicinalrath in Marburg. Neeb zog nach dem Oberrheine, erhielt eine Bürgermeister-Stelle in einer kleinen Landstadt und starb, durch den Bischof von Limburg mit der Kirche ausgesöhnt, in den vierziger Jahren. Daniels war nach seiner Vaterstadt Köln zurückgekehrt und hielt hier eine Zeit lang sehr besuchte Privat-Vorlesungen über römisches Recht, Wechselrecht, Statutarrecht und bürgerlichen Proceß. Im Jahre 1798 wurde er zum öffentlichen Lehrer der Gesetzgebung an der kölner Centralschule ernannt. Er verwaltete dieses Amt bis zur Auflösung dieser Anstalt, 1804. Die Anwesenheit des Kaisers von Frankreich in Köln, im September 1804, gab die nächste Veranlassung, daß Daniels als substitut du procureur général beim Cassationshofe in Paris angestellt wurde. Am 25. Januar 1813 wurde er zum General-Procurator beim kaiserlichen Appellationshofe zu Brüssel ernannt. Im Jahre 1817 erhielt er vom preußischen Ober-Präsidenten, Grafen zu Solms-Laubach, und dem Fürsten von Hatzfeldt, preußischem Minister am niederländischen Hofe, den Antrag, in preußische Dienste zu treten und in sein Vaterland zurückzukehren. Er sagte zu und wurde zuerst als Geheimer Staatsrath und nachher zugleich als erster Präsident des in Köln errichteten rheinischen Appellations-Gerichtshofes angestellt. Er starb zu Köln am 28. März 1827.

*) Rhein. Provincialblätter, 1839.

Achtes Capitel.

Köln unter der französischen Republik.

Seit 1789 war in Frankreich ein politischer Sturm losgebrochen, der alle staatlichen, socialen und rechtlichen Verhältnisse in ihrer tiefsten Tiefe aufwühlte, die ganze bestehende Weltordnung in ihrer Grundlage erschütterte, jede Verbindung mit den ehrwürdigen Traditionen der Vergangenheit abbrach, jeden Rechtsstand über den Haufen warf, den Kronen den Krieg erklärte, den Glauben verhöhnte, das Besitzthum der Kirche angriff, den Unterschied der Stände vernichtete und den Völkern durch die grausigste Bluttaufe eine Wiedergeburt zu Glück und Freiheit zu ertheilen versprach. Es ist wahr, die völlig veränderte Physiognomie hatte den längeren Bestand des Feudalwesens unmöglich gemacht. Das zu Geltung, Bedeutung, Bildung und Reichthum gelangte Bürgerthum mußte die Ketten des Feudalwesens brechen. Der dritte Stand wollte sich auch in rechtlicher Beziehung die Weltstellung erkämpfen, die ihm seine factische Bedeutung zuzuerkennen schien. An den Rechten, welche die veränderte Stellung der menschlichen Gesellschaft dem dritten Stande zusprechen mußte, hatten wüthende Fanatiker, haßerfüllte Cannibalen, blutgierige Hyänen in Menschengestalt Vorwand genug, um den französischen Pöbel anzutreiben, sich durch die entsetzlichste Blutschuld zu beflecken und sich mit Gräuelthaten zu belasten, die für alle Zeiten die Mittel brandmarken werden, durch welche die neue Zeit sich Bahn gebrochen hat. Französische Revolution.

Kleinstaaterei.

Die herkömmliche französische Politik hatte den Boden Deutschlands so gelockert, daß der Same der Revolution leicht Wurzel fassen konnte. Man ward jetzt erst inne, was es zu bedeuten habe, daß Deutschland in Hunderte kleiner souverainer Staaten zersplittert war und aller Einheit in Verwaltung, Politik, Policei und Kriegführung entbehrte. Man sah jetzt die Früchte zur Reife gelangen, welche Frankreich so zahlreich gesäet und so sorgfältig gepflegt hatte. Zwischen den verschiedenen Grafschaften und Fürstenthümern Deutschlands gab es kein nationales Band, das bei drohender Gefahr von außen eine starke politische Einheit zu vermitteln im Stande gewesen wäre. Nur auf dem Gebiete des Geistes, in Kunst und Wissenschaft, in Philosophie und Dichtung hatte sich ein gewisser Zusammenhang erhalten. Darin aber lag jetzt die größte Gefahr. Das Volk, dem jeder äußere Halt mangelte, konnte leicht in Bewegung gesetzt werden durch den Sturm, der in Frankreich wüthete. Es war Gefahr, daß das deutsche Volk durch den Reiz der neuen Ideen zur Beute und zum Spielballe jener herrschsüchtigen Nation werde, die ihren Ehrgeiz und ihre Habsucht unter dem Scheine allgemeiner, begeisterter Bruderliebe verbarg. Die schönen Ideen und die bestechenden Phrasen der französischen Revolution mußten das Netz weben, in dem die deutsche Gutmüthigkeit von der französischen Diplomatie und den französischen Waffen gefangen werden sollte. Sobald das Feuer der Revolution bis an die deutsche Gränze gedrungen war, fehlte es im deutschen Gebiete an der Kraft, die nothwendig war, um mit der einen Hand die unabweisbaren Reformen zu verwirklichen, mit der anderen dagegen die revolutionären Mächte zu zügeln und niederzuhalten. Man vermochte es nicht zu verhindern, daß die Revolution in manchem Gebiete des deutschen Reiches Boden faßte. Namentlich brachte das Beispiel vom Westen in den winzigsten Territorien aufregende Wirkung hervor. Da, wo übertriebene Lehenlasten auf das Land drückten, wo Kleinstaaterei und Verknöcherung den gesunden Organismus störte, da traten verwandte Stimmungen hervor, wie die, welche den dritten Stand in Frankreich bewegten. So war namentlich in den Gebieten von Trier, Straßburg und Speier eine gewisse Aufregung bemerkbar, die sich

zuweilen bis zu offenem Aufruhr steigerte. Die Gebiete der Grafen von der Leyen, der Grafen von Bentheim, die kleine Reichsstadt Gengenbach wurden von der Gährung ergriffen. In Stablo und Malmedy hörte man von den Unterthanen den Ruf: „Wir wollen Freiheit von dem Joche der Mönche!" In Lüttich verbanden sich örtliche Zerwürfnisse zwischen den Ständen und dem Fürsten mit dem revolutionären Sturm aus dem Westen. In Jülich und Berg declamirte man mit drohendem Nachdruck gegen Steuern und Jagdrecht. In der Reichsstadt Köln suchte man hin und wieder die inneren Zwistigkeiten und Unruhen in die französische Flamme überzuleiten.

Gährungen in Köln.

In Köln hatten innere Gährungen schon seit Jahren dem Revolutionsschwindel erfolgreich vorgearbeitet. Eine auf einzelnen Zunfthäusern geschäftig gepflegte Unzufriedenheit hatte die Gemüther dauernd in ängstlichster Spannung gehalten. Gegen jede revolutionäre Erhebung aber wurde die Stadt durch den Schutz der rheinisch-westphälischen Kreistruppen sicher gestellt. Mit verbissenem Ingrimme hielten die Revolutionsfreunde sich ruhig, bis ein Umschwung der Verhältnisse oder ein Anstoß von außen günstigere Aussichten auf glücklichen Erfolg eröffne. Der äußere Anstoß kam. Der Sturm, der alle seitherigen Verhältnisse erschüttern, die gewohnte Ordnung und das herkömmliche Recht unter seiner Wucht begraben sollte, zog immer näher und näher. Der bessere Theil der rheinischen Bevölkerung hatte schon längst die Ueberzeugung gewonnen, daß von dem glückverheißenden französischen Revolutionsheere anders nichts zu erwarten stand, als die vollendetste Aussaugung und die empörendste Unterdrückung. Man war sich darüber klar geworden, daß unter dem Regiment der nach pariser Muster gebildeten Clubs statt der verheißenen Freiheit die unwürdigste Form revolutionärer Despotie zur Herrschaft gelangen würde. Die denkenden Köpfe, die anfänglich mit edler Begeisterung der neuen Zeitströmung entgegengejubelt hatten, waren allmählich in ihrer Sympathie herabgestimmt worden. Sie hatten sich von dem Schwindel, der zur Erfüllung seiner Prahlereien das Blut der edelsten Männer zu verlangen schien, mit Abschen zurückgewandt. Allerwärts, wo die Franzosen einzogen, gab

es aber einzelne verrückte oder berechnende Freiheitshelden, die im höchsten Jubel ihren sogenannten Befreiern entgegenjauchzten und in wahnsinnigem Rausche den Pöbel antrieben, in den tollen Revolutions-Chorus einzustimmen und wie rasend um die Freiheitsbäume zu tanzen. Sie waren es, welche die lächerlichsten demokratischen Komödien arrangirten, die scandalösesten Brüderlichkeits-Feste anordneten und die frivolsten Umzüge leiteten. Ihnen hat man es auch zu verdanken, daß damals eine Masse von Urkunden aufrauchten, die manchen leuchtenden Lichtstrahl in das Dunkel unserer Vergangenheit fallen lassen könnten. Auch in der Reichsstadt Köln gab es solcher Freiheitshelden. Die mißvergnügten Volksfreunde erhoben wieder muthig ihr Haupt und sahen hoffend den Sieg auf Sieg erringenden französischen Volksbeglückern entgegen, die dem neuen Geiste Geltung verschaffen und die alte städtische Verfassung zusammenbrechen sollten. Die demokratischen Clubs bereiteten in beklagenswerther Blindheit den Verrath vor, der die freie Stadt des deutschen Reiches der Willkür und der Habsucht französisch-republicanischer Heerführer überantworten sollte. Der Senat wurde eingeschüchtert, und er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen. Wenn auch nicht der Wille, fehlte ihm die Macht, sich der revolutionären Regung zu widersetzen. Die waffenlosen kölner Rathsherren konnten das Glück der Stadt und ihr wie ihrer Familien Leben nicht hinopfern, um eine Sache zu vertheidigen, die von den linksrheinischen Fürsten so schmählich aufgegeben worden war. Als der von der Roer her erdröhnende Donner der Kanonen den Scheidepunct zwischen der alten und einer neuen Zeit verkündete, sandte der geängstigte Magistrat an die französischen Befehlshaber eine Deputation, welche das städtische Interesse der hohen Protection der französischen Republik und der siegreichen Armee anempfehlen sollte. Als der österreichische General Graf Baillot an den Senat das Ansuchen stellte, den werthvollsten Inhalt des städtischen Arsenals vor den raubgierigen Händen des anrückenden französischen Heeres zu flüchten und auf die rechte Seite des Rheines in Sicherheit zu bringen, weigerte sich der Senat mit Zustimmung der Vierundvierziger zu wiederholten Malen, auf diesen wohlgemeinten Antrag einzugehen. Die immer frecher

sich gebährdende kleine revolutionäre Partei, die den Senat gänzlich zu terrorisiren begann, hatte sich bemüht, diesen Beschluß zu erzielen, weil sie entschlossen zu sein schien, die städtischen Geschütze und Armatur-Gegenstände lieber den Franzosen zu überantworten, als den Oesterreichern zum Gebrauche gegen die republicanischen Armeen zu überlassen *). Der Senat hatte nicht den Muth, dafür zu sorgen, daß die Schätze, die Archivalien, die werthvollen Documente und die Capitalien der Stadtgemeinde, der Schulen, der Spitäler, der Armen in Sicherheit gebracht wurden. Er versprach sich nichts Gutes von den anrückenden Heerhaufen; aber er wagte es nicht, seinen Befürchtungen durch positive Vorsichts-Maßregeln Ausdruck zu geben. Anders machten es die meisten Stifter und Klöster in der Stadt. Das seitherige Gebahren der wüsten französischen Republicaner und der zügellosen Kriegsschaaren ließ voraussetzen, daß die kölner Kirchen kein günstigeres Schicksal zu erwarten hätten, als die bis dahin ausgeplünderten Klöster, Kirchen, Bibliotheken und Cabinette schon erfahren hatten. Klöster und Stifter. Sie folgten darum dem Beispiele ihres Erzbischofes und suchten den transportabeln Theil ihres Mobiliar-Vermögens in Sicherheit zu bringen. In hastiger Eile wurde fortgeschafft, was sich fortschaffen ließ; Tag und Nacht wurde gehämmert und gezimmert, gepackt und weggeschleppt, gerettet und geflüchtet. Geld, Pretiosen, Gold- und Silberwerk gab man meistens zuverlässigen Freunden bis zu besseren Zeiten in Verwahr. Manches wurde auch unter die einzelnen Stifts- oder Kloster-Geistlichen vertheilt und von diesen dann in sicheres Depositum gebracht. Einzelne Kostbarkeiten wurden versetzt, andere an Juden und Trödler verkauft. Für den Schacher eröffnete sich jetzt ein weites, ergiebiges Feld. Das meiste, was Metallwerth hatte, fand unter den Händen der Habsucht oder Unkunde im Schmelztiegel seinen Untergang; der Schmelztiegel schloß alle Nachforschungen aus. Auch die Bibliotheken und Archive wurden vielfach aus einander gerissen und zerstreut. Bücher und Documente waren Dinge, um die man sich

*) Ennen, Frankreich und der Niederrhein, Bd. 2, S. 482.

in den kölner Stiftern und Klöstern durchgehends am wenigsten kümmerte. Manches Wichtige und Schätzenswerthe war hier im Laufe der letzten Jahrhunderte zusammengebracht worden. In einzelnen Klöstern hatte man aber so wenig Sinn für die Erhaltung der vorgefundenen wissenschaftlichen Schätze, daß man in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bereitwilligst die werthvollsten Actenstücke, Pergamente und alten Drucke an spanische und englische Händler zu wahren Spottpreisen verkaufte. Manchmal mußten ausländische Gelehrte und Reisende die kölner Klosterherren auf einzelne Raritäten aufmerksam machen, die in ihren Bibliotheken und Archiven verborgen lagen. Als der Reisende Philipp Wilhelm Gerken 1785 in St. Pantaleon nach dem Codex des Chronicon Godefredi Monachi S. Pantaleonis und nach dem des Chronicon regium Colon. Monachor. S. Pantaleonis fragte, wußte der Bibliothecar R. Flatten ihm keine Auskunft zu geben*). Am besten war es in Köln mit den Bibliotheken des Domes, der Jesuiten und der Augustiner bestellt. Die prachtvolle, von dem Jesuiten Harzheim katalogisirte Dom-Bibliothek war im Dome selbst aufbewahrt, und das hoch gelegene Gewölbe war für die Domherren ein Hinderniß, gar häufig die dunkle, beschwerliche Treppe zu ersteigen. Für das große Publicum war sie so gut wie völlig unzugänglich; denn anders war der Besuch nicht gestattet, als nur in Begleitung eines vom ganzen Domcapitel zu diesem Zwecke delegirten Capitularen. Was seltene Handschriften, werthvolle Codices und alte Drucke anbelangt, konnte diese Bibliothek mit den berühmtesten Bücher-Sammlungen der damaligen Welt in die Schranken treten. Den größten Theil der Bibliothek, das Archiv und die Kirchenschätze ließ das Domcapitel einpacken und, über dreihundert Verschläge, theils nach Arnsberg, theils nach Cassel bringen**). Die Bibliothek wurde vorläufig in der bei

Bibliotheken.

*) Gerken, Reisen, 3, 317. — Im Jahre 1818 bat der Ober-Präsident von Solms-Laubach den Professor Wallraf um Auskunft über letzteren Codex; aber auch Wallraf wußte keine Auskunft zu geben.

**) Das Capitel selbst translocirte sich nach Arnsberg.

Arnsberg gelegenen Abtei Weddinghausen aufgenommen. Die übrigen Stifter und Klöster brachten nur einen Theil ihrer Bücher und Archivalien in ordensverwandten Klöstern auf der rechten Rheinseite oder bei befreundeten Geistlichen oder bei anderen vertrauten Kloster-Gönnern in Sicherheit*). Wo die Stifts- und Kloster-Geistlichkeit Hab und Gut nicht gesichert hielt, glaubte sie auch für Freiheit und Leben nicht viel Gutes erwarten zu dürfen. Darum verließ jeder, dessen Mittel es irgendwie zuließen, die Stadt und suchte auf der rechten Rheinseite bei Verwandten oder Freunden ein sicheres Asyl.

Die republicanische Partei in Köln, die lange auf den Anbruch ihrer Zeit gewartet hatte, sah sich an dem ersehnten Ziele ihres Strebens, als am 6. October eine Deputation des städtischen Magistrats dem an der Spitze der französischen Jäger heranrückenden General Championnet bis in die Nähe von Melaten entgegen ging und in höchster Devotion dem republicanischen Heerführer die Schlüssel der Stadt überreichte. Am 11. October wurden dem genannten General 100 Flaschen Burgunder, 50 Flaschen bester Hochheimer, 50 Flaschen bester Steinwein, 50 Flaschen Bordeaux, 25 Flaschen Malaga und 25 Flaschen französischer Branntwein als Ehrengeschenk aus dem Rathskeller überreicht**). Die beruhigenden Versprechungen Championnet's wurden durch ein pomphaftes Manifest des französischen Volks-Repräsentanten Gilet, der die kölner Bürgerschaft und Geistlichkeit alles Glück und allen Segen von der neuen Gestaltung der Dinge erwarten ließ, in allen Theilen bestätigt. Von Generalen und Volksvertretern wurde der Stadt die Unverletzbarkeit ihrer Regierungsform, ihrer Gesetze, Gebräuche und ihrer ganzen Existenz aufs feierlichste zugesichert. Die Bürgerschaft traute solchen Verheißungen, und sie glaubte, „in den Vertheidigern der neuen Freiheit ein Volk von lieben Freunden umhalsen zu können. Sie lebte der freudigen Zuversicht,

Köln in franz. Gewalt, 11. Oct. 1794.

*) Es wäre eine interessante Aufgabe, den Verbleib der einzelnen Archive, resp. ihrer Reste in einem besonderen Aufsatze nachzuweisen.

**) Kölner Raths-Protocolle.

daß ein freies Volk von vierundzwanzig Millionen keiner Lüge fähig sei, und daß sein Wort so feststehe, wie das Himmelsgewölbe, das sie decke*).“ Die Stadt bot Alles auf, um die freundschaftlichen Gesinnungen, deren sie die sieggewohnten Krieger versicherte, auch durch die That zu bewähren. Die französischen Truppen sollten sich in Köln einer Aufnahme erfreuen, die sie den heimischen Heerd leicht vergessen zu machen im Stande sei. Alle Anforderungen der mannigfachsten Art wurden pünctlich erfüllt; für die Soldaten und Spitäler wurde alles, was Nothdurft wie Bequemlichkeit verlangte, aufs schnellste geliefert. Auf alle Weise war die Stadt bemüht, dafür zu sorgen, daß ihr nicht das geringste Versäumniß Schuld gegeben werden könne. „Ein Magistrats-Ausschuß für die Lieferungen, die beiden Rentkammern, eine Commission für den Empfang der Waffen wie für Bewirthung der Abgeordneten und Einquartierung der Truppen, der ganze Rath waren unaufhörlich in Arbeit und Sorge um die Gegenstände, welche zum Dienste der Republik begehrt werden konnten**).“ Die Willfährigkeit, mit der die Bürgerschaft allen Wünschen der Franzosen entgegenkam, die Brüderlichkeit, in der das kölner Volk mit den französischen Soldaten fraternisirte, und der Freiheitsrausch, in dem Civil und Militär wie wahnsinnig um den Freiheitsbaum tanzte, durfte ein gnädiges und schonendes Verfahren gegen die Stadt erwarten lassen. Doch auch die bescheidensten Hoffnungen wurden getäuscht. Bitter war das Erwachen, als die ruhige Besinnung wiederkehrte. Bald sollte es sich zeigen, wie wenig man den schönen Versprechungen der französischen Volksbeglücker trauen durfte. Statt zuvorkommender Schonung zeigte sich allerwärts die brutalste Willkür. Die französischen Commissare, Heerführer und Soldaten schalteten in Köln wie in einer mit bewaffneter Hand eroberten feindlichen Stadt. Um jeden Widerstand gegen das beabsichtigte planmäßige Aussaugungs- und Unterdrückungssystem unmöglich zu machen, wurden alle Bürger gezwun-

Benehmen der Franzosen.

*) Schreiben Wallraf's.
**) Bericht Wallraf's.

gen, ihre Gewehre und Waffen in ein französisches Depot abzuliefern. Dann wurde der Inhalt aller städtischen Magazine von französischen Commissaren inventarisirt. Von sämmtlichem Eigenthum der Stadt, wie aller geistlichen und weltlichen Corporationen mußten genaue Verzeichnisse übergeben werden. Die drückendsten Steuern, Contributionen und Kriegsleistungen wurden ausgeschrieben und unbarmherzig eingezogen. Jeder Einwohner, welcher der hereinbrechenden Verwirrung aus dem Wege gehen wollte, wurde als Emigrant angesehen und mit harter Strafe an Leib und Gut bedroht. In rohem Vandalismus wurde alles geraubt und zerstört, was die wüsten Schaaren und der blinde gemiethete Pöbel zu erreichen vermochten. Alle baaren Vorräthe der öffentlichen Cassen, selbst die sonst immer geheiligten Depositen der Gerichtsschreine, das Eigenthum der Waisen, der Armen und Kirchen-Stiftungen mußte hergegeben werden, um die Bedürfnisse hungriger Krieger und die Habsucht gewissenloser Heerführer und geldgieriger Kriegs-Commissare zu befriedigen. Alle öffentlichen Anstalten mußten ihren baaren Bestand gegen werthlose französische Assignaten umtauschen. An unantastbaren Gerichts-Depositen und Pupillen-Geldern versirte der General-Zahlmeister Le Mercier die Summe von 37,087 Franken. Der Commissar Herzog erhielt aus der Stadtcasse 14,000 Franken baares Geld, 708 neue Thaler, einige Tuten voll baierischer halber Gulden und 82 Stangen Silber zur Prägung von Rathszeichen. Dafür übergab er an die Rentkammer eine gleiche Summe an Assignaten, deren Werth sich bald auf Null reducirte*). Gewalt tödtete das Recht. Alles, was den Franzosen und ihren Anhängern in Köln gefiel, selbst unnöthige Kunst- und Luxus-Gegenstände, Seltenheiten in den Buchläden sowohl als jede Art von Waaren und Lebensmitteln wurden den vergebens klagenden Eigenthümern mit Assignaten bezahlt. Im Privatverkehr mußten sich die Eigenthümer gefallen lassen, daß die Kaufpreise ganzer Wein-, Tuch-, Frucht- und Waarenlager, selbst der theuersten Kunstgegenstände, in Papier

Assignaten.

*) Kölner Raths-Protocolle.

entrichtet wurden. Die Summe dieses privatbürgerlichen Verlustes wurde von Wallraf auf 160,000 Franken geschätzt. Die Requisitionen machten nachher die Räuberei noch gemächlicher. Ohne Rücksicht, ob die Einwohner auch noch Bedürfnisse fühlten, ob durch Mangel des Materials alle Fabrication, alle Handarbeit stockte, ob bei geschlossenem Rhein- und Handelsverkehr so viele Nothwendigkeiten dafür bald wiederum ersetzt werden konnten, wurde aller Vorrath von Eisenstangen und Platten, alles Blech, Zinn, Kupfer, alles Wollen- und Leinentuch, zwei Drittheile alles Zuckers, tausend Pfund Caneel, ganze Speise-Magazine, ganze Materialisten-Lager von Arzneimitteln und Farbestoffen auf papiernen Credit aufs strengste eingefordert. Niemals ist der geringste Theil von den bestimmten Kaufpreisen in klingender Münze abgetragen worden. Nicht nur wurde durch solche erzwungene Lieferungen das ganze Handelsvermögen manches Eigenthümers, das Glück und die Nothdurft von etwa 24,000 Arbeitern, sondern auch das den kölner Kaufleuten anvertraute fremde Speditionsgut angesprochen *).

Requisitionen.

Zu einer systematischen Durchführung der Ausraubung und Quälereien bedurften die französischen Volksvertreter eine Beihülfe aus der kölner Einwohnerschaft selbst. Darum ernannten sie am 25. Brumaire III. einen Aufsichts-Ausschuß aus zwölf Personen, der auf alle Bewegungen der Feinde der Republik Acht haben und den Volksvertretern oder Generalen alle Handlungen und Schritte anzeigen sollte, deren Zweck sein könnte, der Sicherheit der Truppen, der Republik, der Ruhe der Bürger und der Wohlfahrt des Volkes zu schaden. Die Mitglieder dieses Ausschusses waren: Schlosser, Spitz, Goman, Follot, Franz Schlimm, Wilh. Bröcker, Herm. Gobbel, Oestges, von Olivier Boogmaker, Pet. Neuber, Engelbert Cremer und Rochefort. Als Feinde der französischen Republik mußten sie vornehmlich alle diejenigen ansehen, welche mit den Feinden der Republik oder den Emigrirten Briefwechsel unterhielten oder ihnen irgendwelche Beihülfe leisteten, die durch Schrift oder Rede Unruhe oder Aufruhr verursachten, welche sich dem Umlaufe der Assignaten

Aufsichts-Ausschuß.

*) Siehe die einzelnen bezüglichen Decrete.

widersetzten oder ihre Annahme im gewöhnlichen Verkehre weigerten, welche Lebensmittel oder andere Waaren den Agenten der Republik verhehlten und welche von den hinterlegten Sachen der Emigrirten keine Anzeige machten.

Plünderungen.

Dem rohen Krieger und dem gehetzten Pöbel war nichts mehr heilig. Mit der rohesten Unverschämtheit brachen wüste Rotten in Kirchen und Klöster ein, trieben die Geistlichen aus ihrem theuren Besitzthum, raubten, was ihrer Habsucht zusagte, und trieben mit den heiligsten Gegenständen den frevelhaftesten Spott. In die Zellen der Mönche wurden verwundete und kranke Soldaten einquartiert. In die Schola artium wurde das für die Armee-Bedürfnisse bestimmte Vieh untergebracht. Die gelehrten und ungelehrten Volks-Repräsentanten, die mit ihren Auskehrern den französischen Truppen folgten, fielen über alles her, was vor Kurzem noch durch die feierlichsten Schwüre und durch die schmeichelhaftesten Verheißungen in Schutz und Schonung war genommen worden. Ein gewisser Le Barbier drang in die Peterskirche ein, bemächtigte sich, trotz aller Proteste und Remonstrationen des Pfarrers und der Kirchenvorsteher, der bekannten Rubens'schen Kreuzigung Petri und brachte dieses prachtvolle Pietäts-Denkmal des großen in Köln geborenen Künstlers zu der Wohnung der Repräsentanten. Hier wurde das Kunstwerk in einen großen Verschlag gepackt und dann mit trotziger Abweisung jeder Vorstellung des Magistrats in das große Raublager nach Paris gesandt. Am schlimmsten wurde der Bibliothek und dem Museum im ehemaligen Jesuiten-Collegium mitgespielt. „Hier meldete sich am 9. November 1794, Morgens 9 Uhr, der Secretär des angekommenen Volksvertreters Fressine sammt den Bürgern Le Blond, Bibliothecar am Collége des quatre nations, Fanjas de S. Fond, Professor der Naturgeschichte, und Thosin, Professor der Culturgeschichte. Sie verlangten von dem Administrator Hürtgen, auf eine vorgezeigte Vollmacht der Volksvertreter Joubert und Hausmann, die Eröffnung der Bibliothek. Es mußte geschehen. Der hereintretende Bibliothecar flog alsdann wie ein mit der Stelle schon Vertrauter alsbald auf das rareste dort befindliche Werk, die hebräische Bibel, eine Handschrift aus dem dreizehnten Jahrhundert,

Sammlung im Jesuiten-Collegium.

groß Fol., 2 Bände, welche immer auf 2500 Gulden geschätzt worden war. Mit diesem kostbaren Werke wurden aus dem Bibelfache 53 Bände in Fol., die ältesten kölnischen Bibeln, deren eine von 1468—70, 2 Bände, mit Figuren, und alle, die in Harzheim's Bibliotheca Colon. verzeichnet stehen, sammt mehreren anderen der ältesten und seltensten Bibel-Ausgaben weggenommen. Im theologischen Fache verflogen alle seltenen und schön gebundenen Bücher: so mehrere maurinische Ausgaben der Kirchenväter, die besten Werke über Concilien, Kirchengeschichte und Archäologie, so wie viele Curiosa mit Kupferstichen; weiter die besten italienischen, englischen und holländischen critici sacri; auch vermißte man verschiedene Manuscripte, die nach Harzheim's Angabe in der alten Bibliothek vorhanden gewesen waren. Im stark besetzten historischen und geographischen Fache, worunter sich viele Seltenheiten und zahlreiche Bände mit schönen Landkarten befanden, leerte man alle Repositorien aus. Im juridischen Fache nahm man alle jene Werke, welche von Deutschland, von deutschen Reichs-Angelegenheiten, von Friedensschlüssen, von Fürsten und Volksverhältnissen, von Diplomatie, von Politik, von Landrechten handelten; dann auch das werthvolle handschriftliche Material zur deutschen, namentlich zur rheinischen Kirchengeschichte, welches der gelehrte Jesuit Harzheim für seine Concilia Germaniae gebraucht oder gesammelt hatte. Nach den Büchern kam das werthvolle Münz- und Antiken-Cabinet an die Reihe. Es ist aber zweifelhaft, ob von diesen kostbaren und werthvollen Gegenständen nicht mehr Stücke in die Taschen der Commissare gesteckt, als nach Paris geschickt wurden. Von griechischen und römischen Münzen wurden 1398 der besten Silberstücke, die goldenen aber alle und die seltenen Münzen von Erz sorgsam ausgesucht. Nach der Angabe der früheren Besitzer und Kenner soll sich manche kostbare Rarität in dieser Sammlung befunden haben. Nichts Gutes wurde zurückgelassen. Aus den im Münzschranke befindlichen Schieblädchen verschwanden auch mehrere sehr geschätzte, sowohl hoch als tief geschnittene Antiken und Gemmen. Unter dem daselbst befindlichen, größtentheils von den Jesuiten in Rom gesammelten Vorrathe alter Bronzen, Penaten, Schalen, Gewichte, Lampen, Utensilien, Va-

sen, Thränengläser und Urnen mußte das Beste nach Frankreich wandern. Eben so verschiedene antike Marmorplättchen, Granite, Lazuli, Serpentin, Jaspis, ein großer Vorrath von geschliffenen Achaten, Carniolen, deutschem Jaspis und ein Paar Schieblädchen mit sogenannten rohen und geschliffenen Edelsteinen. Unter den Mineralien wählten sich die Commissare alle schönen und werthvollen Exemplare, so namentlich peruanische und andere gediegene Goldstufen, schöne Silbererze und andere Metalle und Halbmetalle, allerlei schöne Krystalle und Spathe, schöne inländische Versteinerungen und Curiosa. Aus der ansehnlichen Sammlung der Conchylien und Corallen, wozu die Missionare und die mit den Jesuiten bekannten Freunde der Naturkunde aus Holland sehr schöne Beiträge geliefert hatten, verflog alles, was Kenner für das Beste des Cabinets gehalten hatten. Hiernach bemächtigten sich die französischen Spürnasen der berühmten und kostbaren Sammlung der Original-Zeichnungen und Kupferstiche aller Zeiten und Schulen. Gleich der Jesuiten-Bibliothek wurde auch das städtische Zeughaus Zeughaus. völlig ausgeraubt. Im Ganzen wurden an Geschützen und Armatur-Gegenständen 253,855 Pfund, in einem Werthe von 211,545 Reichsthalern 50 Stübern weggeführt. Es befanden sich darunter 144 Kanonen, 4 Haubitzen, 11 Mörser, 12 Falconette, 2 eiserne Steinböller, 150 Böller, 107 Lafetten, 4000 Kanonenkugeln, 120 Granaten, 1111 Bomben, 900 Doppelhaken, 1000 Musketen, 1213 eiserne Gewehre, 79 messingene Gewehre, 104 Pistolen, 120 Trommeln, 533 Seitengewehre, 22,000 Centner bleierne Kugeln, eine bedeutende Anzahl Patrontaschen, Pulverflaschen, Kugelformen, Patronen und sonstige Rüstungs-Gegenstände. Ein Theil der Harnische, Schilde und Rüstungs-Gegenstände wurde dem Herrn von Hüpsch geschenkt und kam später in die Wallraf'sche Sammlung *). Unter die bloßen, nie zum Kriege bestimmten Zierden des Zeughauses gehörte, außer zwei großen kupfernen, mit Schuppen und Laubwerken prächtig verzierten, vergoldeten, zu 6800 Fr.

*) Siehe das Capitel: Wallraf als Sammler.

abgeschätzten Kanonen, hauptsächlich ein bewunderswerthes Meisterstück der frühesten kölnischen Kunstgießerei, eine größtentheils aus Silber in altgothischer Form in der Stadt Köln gegossene Feldschlange, fast dreizehn Fuß messend. Auch dieses Probestück kölnischen Geistes und Kunstfleißes, zu 8600 Fr. abgeschätzt, mußte nach dem pariser Arsenal wandern. Schlimmer ging es dem berühmten, aus den Schlachten gegen die Kurfürsten noch herrührenden Streitwagen, auf vier dicken, kurzen, schweren Rädern, woran nach alter Art Sensen befestigt und an der Deichsel Spieße angebracht werden konnten. Der Wagen trug einen Kasten von schweren eichenen Dielen, die mit Eisenwerk wohl versehen und mit dem alten kölnischen Wappen verziert waren. Der Kasten hatte eingeschnittene Mauerzinnen, hinter denen acht bis zehn Pfeil- oder Bogenschützen sicher Platz nehmen und mit Erfolg gegen die geschlossenen Reihen der Feinde operiren konnten. Das Eisen von diesem alten Denkmal wurde verkauft, das Holz verbrannt. Aus den Mauern im Vorplatze des Zeughauses wurden ein schön verzierter römischer Cippus und zwei andere mit römischen Inschriften versehene Steine ausgebrochen. Im Umgange von St. Maria im Capitolio wurde ein vielfarbiges, durchaus musaisches Grabmal mit der Abbildung Arnulf's, eines nahen Anverwandten Pipin's von Heristal, ausgebrochen und geraubt. Durch die Eile und Unwissenheit der hiermit beauftragten Leute wurde dieses seltene Stück schon im Ausbrechen zertrümmert; nur unvollständige Reste sind davon nach Paris gekommen. Eine gegen zwölf Fuß hohe, orientalische, polirte alte Granitsäule von schöner schwarzweißer Mischung wurde aus der Mauer neben der St. Gereons-Kirchthür ausgebrochen und nach Paris geschickt. Es war dies der letzte ehrwürdige Rest des griechischen Tempels, den die Kaiserin Helena an dieser Stelle hatte errichten lassen. Das in dem schönen Kreuzgange des Carthäuserklosters aufgestellte Denkmal des im Jahre 1725 verstorbenen sächsischen Herzogs Christian August und das prachtvolle Monument der Familie von der Steffen in der St. Lorenzkirche wurden vernichtet. Auch der Dom stand in Gefahr, mit seinen prachtvollen Fenstern und seinen herrlichen Denkmalen der Sculptur ein Opfer des Revolutions-Vandalismus.

zu werden *). „Sogar unser an seinen ältesten Schätzen und wichtigsten Monumenten jetzt so entblößtes, aber noch immer dem Kennerauge würdevolles Domgebäude“, berichtet Wallraf, „stand der nächsten Gefahr der Zerstörung seiner bilderreichen Umgebungen und dem Raube seiner Fenstergemälde ausgesetzt, dergleichen Versuche die Dummheit und Habsucht der Gefühl- und Gottlosen bereits anderswo mit glücklichem Frevel vollbracht hatten. Mein glücklichstes Unternehmen war die gewagte Rettung dieser so allgemein bewunderten hohen Domkirche. Sie war in der augenscheinlichsten Gefahr, von hiesigländischen Revolutionairs ihrer prächtigen Glasmalerei, ihrer alten innern und äußern Statuen und einzigen gothischen Ornamente sich beraubt und zerstört zu sehen. Ein großer Theil ihrer bleiernen Dachbedeckung und mehrere ihrer großen bronzenen Grabmale der Erzbischöfe und Kurfürsten sind wirklich zerschlagen und verschmolzen worden. Ich hab den Verderbern sie zum Theil schon zerstückt aus den Klauen gerissen, und es gelang mir, auf eine an den ersten, Alles richtenden Secretär des fränkischen Ober-Präfecten zu Mainz, welcher mich ein paar Mal mit Besuchen beehrt hatte, im Interesse der Domkirche günstig zu wirken. Von ihm erwirkte ich mir auf meinen Vorschlag ein arrêté, wodurch ich zum Inspector und Bewahrer unserer Alterthümer gesetzt wurde **).“

Der Dom.

Die Grabmäler und Ornamente im hohen Dome, welche Wallraf damals rettete, wurden bei der Aufhebung der Klöster im Jahre 1802 von Officianten dieser Kirche aller Theile und Zierathen, die irgendwie verwerthet werden konnten, beraubt.

Die planmäßige Ausraubung ging noch weiter. Um derselben einen Schein von Gesetzlichkeit zu verleihen, ordnete die Republik für die eroberten niederrheinischen Gebiete in Aachen eine sogenannte Central-Verwaltung an. Diese wurde wieder in mehrere Bezirks-Verwaltungen abgetheilt. Köln selbst erfuhr bei dieser Einrichtung eine Behandlung wie eine der geringsten Provincialstädte.

---

*) Denkschrift über die Verluste u. s. w. (von Wallraf).

**) Bericht Wallraf's.

Man schien sich hier noch keine hinreichend willfährige republicanische Loyalität versprechen zu dürfen. Darum wurde die freie Stadt Köln der für die Länder des kölner Kurstaates eingerichteten Bezirks-Verwaltung in Bonn untergeordnet. In dieser Administration saßen meist Mitglieder der alten kurfürstlichen Regierung. Der Beamten-Dünkel, der bis dahin in Bonn stets das Regiment geführt hatte, war nie geneigt gewesen, dem alten kölner Kaufherren-Stolze aus dem Wege zu gehen. Darum begrüßten die bonner Herren, die eben so schnell in das republicanische Heerlager übergelaufen waren, wie ihr Souverain in hastiger Eile Land und Leute verlassen hatte, in dieser Einrichtung ein willkommenes Mittel, jetzt endlich den langjährigen Haß gegen die alte Reichsstadt durch Chicane und Bedrückung befriedigen zu können. Im Wahne, daß die provisorische Einrichtung nur die Verproviantirung des Landes zum Zwecke habe, und die Stadt Köln bei der bonner Bezirks-Verwaltung immer einen Abgeordneten haben würde, der als ihr Sachwalter auf ihren Vortheil wachen könne, begnügte sich der Magistrat damit, bloß einige kraft- und energielose Remonstrationen gegen die eigenthümliche Bezirks-Eintheilung nach Aachen abgehen zu lassen. Bald zeigte es sich aber, in welcher Weise die bonner Administratoren ihre Superiorität zum Nachtheile der Stadt Köln auszubeuten verstanden. Für die unter den verschiedenen rheinischen Verwaltungen stehenden Lande wurde eine Brandschatzung von 25 Millionen Franken ausgeschrieben, die später auf 8 Millionen herabgesetzt wurde. Ein Theil mußte in klingender Münze, zwei Theile durften dagegen in Assignaten bezahlt werden. Die bonner Bezirks-Verwaltung legte hiervon der kölnischen Geistlichkeit die Summe von 1,537,800 Fr. auf. Davon kamen auf das Domcapitel 80,000, auf St. Gereon 52,000, auf St. Severin, Georg, Andreas, Cunibert, Aposteln, Maria ad gradus, Maria in capitolio, Ursula, Pantaleon, Groß-Martin, St. Tönnes, Johann und Cordula, Carthäuser, Cäcilien, Dompropst, Propst zu Gereon, Münsterstift zu Bonn, Propst zu Bonn, Stift zu Neuß, Abtei zu Brauweiler, zu Knechtsteden, zu Heisterbach, zu Altenberg, zu Siegburg, zu Kloster Thomas, zu Marienthal, zu Füssenich, zu Meer je 26,400, die Abtei zu Deutz, das Kloster Sion, Kreuzbrüder in

Bezirks-Verwaltung in Bonn.

Contributionen.

Köln, Ursulinen, Machabäer, St. Claren, St. Apern, Mauritius, Weiße Frauen, Kellnerei Malmedy, Himmerode, Wehr, Bocholz, Prüm, Steinfeld, Rolandswerth, Dietkirchen, Engelthal, Capellen, Marienforst, Langwaden, Eppinghofen, Kloster auf der Mauer, Clarissen zu Neuß, Regulier-Herren zu Neuß, St. Niklas, Stift zu Aachen, Stift zu Maestricht, Stift Florin zu Coblenz, Stift Castor zu Coblenz, Stift zu Kaiserswerth, Abtei Maximin bei Trier, Klosterath, Altenkamp, Marienstadt, Laach, Gladbach, Propst zu Severin, zu Cunibert, zu Andreas, zu Aposteln, Aebtissin zu Essen, Aebtissin zu Neuß je 13,200 Liv., Herrnleichnam, Filzengraben, Maximin, Maria Garten und Gertrud in Köln, Kloster Rheindorf, Kloster Blatzheim, Marienberg, Benden, Burbach, Königsdorf, Gnadenthal, Kreuzberg, Stift Münstereifel und Kreuzbrüder zu Wickerath je 6600 Liv. *).

Der Protest, den der kölner Clerus gegen diese Einschätzung erhob, blieb fruchtlos. Ueber eine gleiche Ueberbürdung wie die Geistlichkeit hatte sich auch die Stadt Köln zu beklagen. Für ihren Antheil an dieser Contribution wurden ihr nicht weniger als 480,000 Franken aufgelegt. Wallraf wurde ersucht, bei dieser ungerechten Ueberbürdung dem Interesse der Stadt seine Feder zu leihen und eine an die französische National-Versammlung zu richtende Remonstration gegen die unbilligen Forderungen der bonner Bezirks-Verwaltung auszuarbeiten. Wallraf unterzog sich gern dieser Aufgabe. Den Weihrauch, den er in diesem Schriftstücke der Hochherzigkeit und Großmuth des französischen Volkes streute, wird man seinem innigen Wunsche, seiner Vaterstadt eine Erleichterung zu verschaffen, zu Gute halten müssen. Er glaubte, daß glatte Schmeichelworte im Bunde mit triftigen Gründen am ersten das ersehnte Ziel erreichen würden. „Nein, Repräsentanten,“ heißt es hierin, „Ihr wollet nicht, daß der durchschneidende Schrei des verzweifelnden Schmerzes sich mit gräßlichem Mißlaut in die Gesänge Eurer Siege mische; unser Verderben kann keine Folge Eurer so glücklichen Fortschritte sein; denn nach Euren Decreten und Proclamationen sollen Proteste.

*) Erlaß vom 1. Messidor III.

diese unser Dasein sichern und unser Glück vergrößern. Zu Euren Feinden selbst redet Ihr ja die Sprache der Großmuth und der Freundschaft; wie wollet Ihr denn den freien und verwandten Völkern diese Sprache verweigern? In der Proclamation an die Batavier sagt Ihr, daß das französische Volk der natürliche Freund und Bundesgenosse freier Völker, daß dieses der Inhalt der republicanischen Verfassung sei, daß Ihr Eure Verbündeten billig, edel und aufrichtig behandeln, ihnen keine Gesetze aufdringen, ihnen die Handhabung ihrer Gerechtsame und ihrer Unabhängigkeit versichern, ihre Meinungen und Gewohnheiten unangetastet lassen würdet; daß das französische Volk, seiner sich selbst gegebenen Verfassung getreu, sich nie in die Regierung anderer Nationen mische, ihre Handlungs-Verhältnisse, ihre Verbindungen hierin nicht unterbrochen, ihr Eigenthum in Ehren gehalten seyn solle; Ihr versprecht ihnen die Schutzwache der französischen Ehrliebe, alle für die Menschheit sprechenden Gesetze; Mißtrauen bestrafet Ihr als eine Beschimpfung des fränkischen Biedersinnes. — Ihr wollet sie der Schande der Sclaverei entreißen, Ihr sagt ihnen, daß die Natur nicht vergebens ihre Rechte zurückfordern wird. Nun, Gesetzgeber, so laßt denn die unseren nicht in Trümmer zerstäuben, schauet hier ein freies Volk, das mit dem Eurigen Freund und natürlicher Bundesgenosse ist! Zu Euch spricht es die Sprache der Natur, die bey Euch ihren großmüthigsten Vertheidiger ihrer Rechte nicht vergebens zurückfordert.

„Ihr saget noch selbst, daß, wenn geheiligte Rechte in Vergessenheit oder Mißachtung gerathen sind, ein republicanisches Volk sie nicht verkennen könne; daß es sie der Vergessenheit entziehen und auf feierliche Art wieder heiligen müsse. Hier findet Ihr diese heiligen Rechte, diese Gesetze, die ein freies Volk sich gab. Diese Regierungsform, die schon den Umsturz so vieler Reiche überlebte, deren Trümmer die Oberfläche des Erdballs bedecken, also von einem Volke, welches die Rechte des Menschen mit Flammenzügen in die Jahrbücher der Welt schrieb oder in dessen Namen gewiß nicht umgekehrt, nicht unterdrückt werden. Ehre soll Euren Siegswagen leiten, dies ist Euer Wille, dies Euer Meisterstück, aber das wollet Ihr nicht, daß Euer Siegswagen dies demokratische Regiment, dies Denkmal der Sitteneinfalt vom ersten Menschenalter,

welches über so manche Verwüstung der Zeiten siegte, so oft durch Muth und Bürgersinn fremder Unterwerfung entrann und sich der Sclaverei entzog, solch ein Denkmal umwerfen und zermalmen. Erhalten werdet Ihr es als ein ehrwürdiges altes Ueberbleibsel der Anwendung Eurer feierlich beschworenen Grundsätze, Ihr werdet es schützen, es aufnehmen mit jener Freundschaft, welche einer großen, fürs Gute kämpfenden Nation zur Ehre gereicht....

„Der Handel, die Haupt- und fast einzige Quelle unserer Einkünfte, hat sich verlohren, der nahrhafte Strom, worauf er hieherfloß, ist durch die Hand des Krieges mehr als durch jene des Winters gefesselt. Die Einkünfte stockten; was in unserer Finanz-Casse an baarem Gelde vorräthig und Eigenthum der Bürgerschaft war, ist in Assignaten verwandelt, unser Brennholz ist verbraucht, unsere Alleen und Pflanzungen sind gehauen, unsere Mühlen sind verlohren, oder liegen im Rheine aus einander gerissen. Wir wandern schon wieder zu den Thüren unserer Bürger, um freiwillige Gaben an Korn und Geld zu sammeln, der drohenden Hungersnoth zu steuren und außer der dürftigen Klasse itzt dem Handwerker beizuspringen, der indeß in den drei Monaten, daß Eure Truppen in der Anzahl von 12 bis 13 tausend Mann binnen unseren Mauern liegen, wenn man auch allein deren 1000 rechnet, die in solchen Bürgerhäusern wohnten, wo zu ihrer besseren Verpflegung nur täglich 1 Liv. verwendet worden ist (was doch fürwahr die gemässigste Berechnung seyn kann), so steigt dieser Aufwand bereits zu einer Summe von 900,000 Liv., die auf unsere Bürger fällt. Gastfreundschaft ist freilich mit Natur und Freiheit so verschwistert, daß wir sie gern als Pflicht erfüllten, und diese Pflicht selbst lohnt sich mit Vergnügen, und wenn wir davon Meldung thun, so geschieht es nur darum, Gesetzgeber, weil uns viel daran liegt, von Euch nicht verkannt zu seyn.

„Bisheran waren wir noch glücklich genug, alle, alle diese Erforderniße bestreiten zu können; der ehrliebende Mittelstand, Freiheit und Tugend, das ist unser ganzer Schatz, unser ganzes Gut. Die Einkünfte der Stadt sind das Eigenthum der Bürgerschaft. Der Senat muß alle sechs Monate den in ihren Abgeordneten versammelten Bürgerklassen davon Rechenschaft abstatten. Am Ende

eines Jahres bleibt oft wenig oder gar nichts aufs andere zurück. Die Tilgung unserer Schulden müssen wir noch immer auf bessere Zeiten verschieben. Das Vergnügen, nützlich zu sein, ersetzte uns reichlich das Unvermögen, Schätze zu sammeln, aber unsere nothwendige Ausgaben, die Mißgeschicke, wodurch sie entstanden sind, und andere Auslagen, welche die Ereignisse erzwingen, haben sich so sehr vervielfältigt, daß unsere Hülfsmittel sich bereits erschöpft finden, die Zinsen von 80,000 Liv., die wir noch itzt für die im Jahr 1756 der Nation gemachten Vorschüsse zu zahlen haben, Zinsen, welche schon die Capitalsumme verdoppelt haben, die ungeheure Einbuße durch den Aufbruch und die Ueberschwemmungen des Rheines von 1784; eine halbe Million hingeopfert im Jahre 1789, um die Hungersnoth zu entfernen, itzt noch alle die ungewöhnlichen Verwendungen an Erfordernissen der Republik; die kärgliche Erndte der zwei letzten Jahre, die gränzenlose, durch die anwachsenden Bedürfnisse und die Beschwerlichkeit ihrer Herbeilassung veranlaßte Theurung der Lebensmittel, all dieses mußte uns zu einer äussersten Entkräftung, zu einem unausweichlichen Mangel hindrängen, wo indessen der beste Theil unserer Bibliothek, unserer Alterthümer, unsere ganze Sammlung von Kupferstichen und Meisterzeichnungen seiner Bestimmung zum öffentlichen Unterrichte und zur Jugendbildung entrissen, wo der ganze Vorrath des den Privatbürgern zugehörigen Gewehres, wo das allgemeine städtische Zeughaus, dies letzte für unsere Schuldentilgung aufbewahrte Hülfsmittel, unter unsern Augen weit von uns weggeführt wurde.

„Zu so vielen Unglücken werdet Ihr doch keines mehr zusetzen wollen. Edle Gesetzgeber einer gerechten, biedern großmüthigen Nation! Ihr kommt ja, das Glück der Völker zu stiften (wir wiederholen diese Sprache), Ihr werdet also ein freies, Euch nie unhold gewesenes Volk nicht ganz unterdrücken wollen; ein Volk, das so viele Jahrhunderte lang für seine Freiheit kämpfte, durch so manche widrige Schicksale sich rang, ein Volk, wobey der Dürftige seine Zuflucht, der Fremde seinen Bruder fand, welches nur darauf bedacht war, alle die gesellschaftlichen Tugenden, die Ihr nun zur Tagesordnung gemacht habt, eben so wie Gewerb, Handel und Künste bei seinem friedlichen Heerde zu wahren, zu erwecken oder zu stiften.

„Eines Tages war die Natur selbst ihm günstiger — sie munterte es auf — und ließ Rubens unter uns gebohren werden — die Natur setzte die Wiege des Talents in den Aufenthalt der Freiheit — Rubens ist Bürger von Coeln.

„Der Sieger Asiens ehrte den Zufluchtsort Pindars; Darius der Städteeroberer schonte Rhodus, weil protogenes, des apelles Freund da wohnte, und philipps Sohn hatte die Geburtsstadt des Homers geschont. Nein, Franken, der Sieg hat nur Eure Waffen gekrönt, — an Großmuth werdet Ihr Euch doch nicht von dem Kronenträger aus Macedonien besiegen lassen.

„Im Namen dieser Künste, welche die Stützen und Zierde der politischen Existenz und der geselligen Glückseeligkeit sind, im Namen dieser Künste, die ihre unstäte Wanderung einhielten, da sie bey Euch ein Vaterland fanden, wo für sich so viele Schätze fließen, Ihr Euch von ihnen mit so vielen Wunderwerken ihrer Hand belohnt sahet, im Namen dieser Künste, welche Eure Anstrengungen unterstützten und dem Sieg Eurer Riesenschritte nachzogen, in ihrem Namen höret hier die Stimme eines freien, aber unglücklichen Volkes. Noch schwebt Rubens Geist über sein unsterbliches Werk, womit er sein Vaterland bereichern wollte, und im Museum, wo einst dies unser Denkmal prangen soll, wird es an sich Eure Verwunderung heften; hier spricht für uns sein genius. Ihr, die Ihr gemacht seyt, diese Geistersprache zu verstehen, höret seine Stimme, wie sie Schonung und Gerechtigkeit ruft um sein Vaterland. Gesetzgeber, die leidende Menschheit streckt zu Euch ihre Hand empor, die sich abhärmenden Künstler führen sie zu Euch, kam sie selbst, Eure Großmuth, Eure Wohlthätigkeit anzurufen, Ihr werdet Ihnen ja Euer Ohr nicht verschliessen. Denn wären wir Eure Feinde gewesen, was könnte uns dann mehr zustoßen als Sclaverei, worin man uns hinabwirft, was noch mehr zu dem Verderben und Bettelstande, womit man uns bedroht, wir sind so kühn, dieses zu sagen. Die Wahrheit ist meine Schuld, woran Eure Gerechtigkeit Foderung hat, und eben diese Gerechtigkeit ist es auch, deren Schutz die gepreßte Menschheit bey ihren Vertheidigern auflegt.

„In der Verkündigung Eurer Decrete verkündiget Ihr zugleich unsere Rechte; ihren Genus versichern uns Euer Gerechtigkeitseifer,

Euer Bürgersinn. Euren Feinden jeder Art werdet Ihr doch nicht den schadefrohen Triumph überlassen wollen, daß sie jenes Zutrauen, welches wir diesen Aufrüfen schenkten, zu dieser Gerechtigkeit diesen Bürgersinn hatten und itzt noch haben müssen, zum Gespötte der Welt, und uns zum Beyspiel der Betrogenen aufstellen. Dadurch, daß Ihr unsere Freiheit, unsere Existenz schirmet, und uns dem Joche der angedroheten Auflagen entreisset, erwerbt Ihr Euch Verdienst um Eure eigene Grundsätze, Verdienst um die Welt, Verdienst um Freiheit und Natur."

Der Protest vergeblich.

In Paris schien man mehr zu thun zu haben, als sich um die Beschwerden eroberter Städte zu kümmern. Bei den Maßnahmen der aachener Central-Verwaltung und der zur Maas-Sambre-Armee entsandten Volksvertreter ließ man es stets bewenden. Und hierbei konnte nur durch Bestechungen etwas erzielt werden. In Köln aber fühlte man wenig Lust, an Männer, in deren Gewissenhaftigkeit man wenig Vertrauen setzte, und von denen man nur leere Versprechungen, nicht aber den geringsten kräftigen Schutz erwarten konnte, reiche Geldsummen für sehr zweifelhafte Erfolge zu verschwenden. Darum blieb jeder Protest gegen die von Bonn aus auferlegten 480,000 Franken Contributions-Gelder vergeblich. Die bonner Bezirks-Verwaltung fühlte sich durch die Superiorität, welche sie über den Senat der alten Stadt Köln errungen hatte, unendlich gehoben. In ihrem kleinstädtischen Hochmuthe wollte sie diesen Vorrang auf jede Weise zu Tage treten lassen. Es schmeichelte ihrem Stolze, Verfügung auf Verfügung nach Köln senden, Chicane auf Chicane folgen lassen zu können. Freudig begrüßte sie den Beschluß, wodurch sie von der aachener Central-Verwaltung beauftragt wurde, durch zwei Commissare die Finanz-Verwaltung der Stadt Köln untersuchen und alle städtischen Rechnungen revidiren zu lassen *). Durch den Hochmuth, mit dem sich diese Com-

Bonner Bezirksverwaltung.

*) Der Artikel 11 des betreffenden Beschlusses lautet: „L'administration de Bonn nommera sans delai une commission de deux membres composée d'hommes instruits dans la partie des finances pour examiner les livres et les comptes de la ville de Cologne aux

mission auf dem Rathhause introducirte, fühlte sich der Magistrat im höchsten Grade beleidigt. Er hatte hieran Grund genug, jede fremde Einmischung in die städtische Finanz-Verwaltung zu vereiteln. Es lag ihm vieles daran, daß der Schleier nicht gelüftet werde, durch welchen die ganze Geschichte der städtischen Schuld bis dahin so sorgsam verhüllt gehalten wurde. Die einzelnen Bekanntmachungen, die er in dieser Angelegenheit publicirte, hatten den Zweck, die städtische Bürgerschaft gegen die ernannte Commission aufzuwiegeln. Durch entschuldigende Ausflüchte, hinhaltende Redensarten und einen besonnenen passiven Widerstand wußte er dem Geschäfte der Commission alle erdenklichen Hindernisse in den Weg zu legen. Es gelang ihm, durch ein Decret des Volks-Repräsentanten Meynard, vom 22. Vendemiaire IV. die angeordnete Finanz-Untersuchung in so weit zu modificiren, daß das Entstehen der städtischen Schuld dabei in dem bisherigen Dunkel verbleiben konnte. Dieses Decret lautet: „Nach genommener Einsicht der Vorstellung, welche Ihm durch die Deputirten des Magistrats und Bürgerschaft der Stadt Kölln übergeben worden, gegen die von der Bezirksverwaltung von Bonn in Gefolg des Beschlusses der Centralverwaltung vom 14ten Fruktidor geschehener Ernennung der Commissarien zu Untersuchung der stadtköllnischen Rechnungen und gegen die von den Commissarien aufgestellten Forderungen: Decret Meynard's.

„Ferner nach genommener Einsicht des Schlusses der Centralverwaltung vom 14ten Fruktidor und jenem vom 19ten Thermidor, so vom Volksvertreter gut geheischen worden.

„In Betracht, daß die Centralverwaltung durch ihren Beschluß vom 19. Thermidor nur allein die Absicht hatte, die dermalige Lage der von ihr abhangenden Länder zu kennen, daß sie nicht konnte, und nicht sollte gewollt haben, in das Vergangene zurückzugehen, noch auf eines zurückzukommen, was vor langer Zeit geschehen ist, und daß es nicht billig ist, mehr oder anders mit der

---

quels la magistrature exhibera tous les livres, registres et documens relatifs à leurs récettes et dépenses."

Stadt Kölln zu verfahren, als mit den übrigen Ländern zwischen Maaß und Rhein:

„Beschließt wie folgt.

„Die Ernennung, welche von der Bezirksverwaltung zu Bonn geschehen ist, soll keinen Vollzug haben.

„Die Centralverwaltung soll drei Personen ernennen, deren Auswahl von dem Volksvertreter soll gut geheischen werden, um an die Stelle deren von der Bezirksverwaltung zu Bonn ernennten Commissarien zu treten.

„Diese Commission soll sich betragen gemäß dem 8. Art. vom Beschluß vom 19. Thermidor, und folglich sich einschränken, einen Statum zu verfertigen, 1) von dem Empfang, so von dem Magistrat der Stadt Kölln (unter was für einem Tittel es auch seye) geschehen ist, während den Jahren 1793, 1794, 1795. 2) Von den Ausgaben, und Zahlungen, so durch denselben während diesen Jahren verfügt worden. 3) Von allen Summen, und rückständigen Interessen, und allen von der Stadt Kölln zu bestreitenden Ausgaben, es seye für Besoldung der öffentlichen Beambten, welche selbige immer unterhalten, oder für ihre Administrationsköften; oder endlich aus denen im 2. §. des 8. Art. ausgedrückten Ursachen.

„Zu diesem Ende soll der Magistrat der Stadt Kölln seine Bücher, Register und Papiere vom Jahr 1793 an, und einschließlich desselben, offen legen, ohne daß jedoch jene, so auf die vorherigen Jahre Bezug haben, gefordert werden können.

„Dieses Geschäft soll vorgenommen werden an dem Ort, wo besagte Bücher, Register und Papiere sich vorfinden, ohne sie von dahinweg zu bringen, und ohne daß einige Originalien, oder vidimirte Copien da vondannen hinweggenommen werden können.

„Solches soll geschehen in Gegenwart der Rechnungssteller, und vier Mitgelieder, wovon zwei durch den Rath, und zwei durch die bürgerlichen Rechnungsdeputirten sollen gewählt werden, welche alle Auskunft geben sollen, so man von ihnen anverlangen wird.

„Der Status soll dreifach ausgefertiget, und ein Exemplar davon dem Magistrat, eines der Centralverwaltung, und ein anderes der Bezirksverwaltung zu Bonn zugestellt werden.“

Nach einer anderen Seite hin war der Magistrat aber weniger im Stande, seine oberste Autorität in der Stadt Köln zu wahren. Ohne sich im Geringsten um die städtischen Behörden zu kümmern, nahmen die französischen Befehlshaber die policeiliche Gewalt in ihre Hand. In eigenem Namen erließen sie die ihnen zweckmäßig scheinenden policeilichen Verordnungen, und sie beachteten hierbei den Rath nicht weiter, als daß sie ihm die Publication und Ausführung überließen*). Man begann allmählich einzusehen, daß die geträumte Freiheit sich nur in den von einer chicanösen Policei gezogenen Gränzen bewegen dürfe. Ungehinderte Preßfreiheit war das Zauberwort, mit dem die Revolution allerwärts den furchtbarsten Sturm gegen die angefeindeten Principien, das alte Regierungssystem und die Vertreter der alten Richtung heraufbeschwor; sie war das gehätschelte Schooßkind, das im Dienste der Revolution überall da Propaganda machen mußte, wo von Kerker und Schwert kein Erfolg zu erwarten war. Auch in Köln wurde die vollständigste Freiheit der Presse proclamirt. Die Zustimmung des Rathes hierzu einzuholen, hielt man für überflüssig. Den giftigsten Geifer, die niederträchtigste Verleumdung, die gemeinste Lüge, den bittersten Spott, den beißendsten Hohn gegen die ehrwürdigsten, schuldlosesten und sittenreinsten Glieder des Rathes und der Geistlichkeit zu schleudern, das war die Wonne dieser Preßfreiheit, das ihr Triumph. Jeder boshafte Erguß gegen Gott, Religion, Kirche und Königthum war gestattet; sobald aber die Presse ein freies Wort gegen die zuchtlosen Trabanten der Revolution zu sprechen wagte, und sobald die republicanischen Schreier und Gewalthaber sich nur im Geringsten durch die Presse angegriffen fühlten, folgte gleich strenge Strafe und gewaltsame Unterdrückung. Die proclamirte Freiheit ward nur respectirt, so lange sie sich auf dem Felde der Demokratie bewegte und als wilde Zü-

Policei.

Preßfreiheit.

---

*) Siehe die einzelnen Verordnungen in französischer Sprache über Fremden-Controle, Straßen-Reinigung, über das Maximum der Verkaufspreise der Victualien und der Tagelohnpreise.

gellosigkeit geberdete. Sobald sie aber auch von den Anhängern des entgegengesetzten Systems in Anspruch genommen werden wollte, wurde ihr mit despotischer Gewaltthat jede Berechtigung abgesprochen. Die gesammte kölner Tages-Literatur dieser Zeit seufzte unter dem härtesten Drucke dieser parteiischen Policei-Gewalt. Sie bewegte sich entweder im Schmutze der rohesten Gemeinheit, wie der Brutus des Apostaten Biergans, oder sie mußte sich, wie der Staatsbote, durch die geschraubteste Aengstlichkeit gegen policeiliche Maßregelungen zu schützen suchen. Von einer freien, edeln, selbstständigen Gesinnung konnte, so lange die französischen Bayonnette die Gewalt hatten, in Köln gar keine Rede sein. Von der rechten Rheinseite Zeitungsblätter herüberzubringen, war aufs strengste untersagt. Sogar katholische Gebet- und Andachtsbücher konnten nicht ungehindert den Händen des noch gläubigen Theiles der Einwohnerschaft übergeben werden. Der Senat und seine Gewalt waren nur noch leerer Schein, seine Sitzungen und Schickungen nutzlose Form. Kläglich war seine Stellung inmitten der wilden republicanischen Regungen; mit ängstlicher Besorgniß sah er auf das wüste Treiben der exaltirten Revolutionäre, ohne die Selbstaufopferung, dem neuen Geiste das Feld zu räumen, und ohne die Kraft, die alte Fahne mit starker Hand aufrecht zu halten. Er war eine abgenutzte Maschine ohne Triebkraft, ein trauriger Rest längst entschwundener Herrlichkeit, ein matter Schatten zusammengebrochener Größe. Mit Spott und Hohn wurde jede seiner Maßnahmen beantwortet; jede seiner Warnungen wurde als nutzlose Anmaßung verlacht, jede seiner Verordnungen mit frechem Ungehorsam ignorirt.

Senat.

Verhältniß zum Reich.

Köln trug zwar noch den stolzen Namen einer freien Stadt des deutschen Reiches; aber factisch war sie, vom Reiche losgetrennt, zum Range einer Provincialstadt der französischen Republik herabgesunken und hatte die traurige Bestimmung erhalten, als Stützpunct für die Kriegs-Operationen zu dienen, welche die französischen Generale gegen das deutsche Reich unternahmen. Das Reich selbst krachte schon in den Jahren 1795 und 1796 in allen Fugen. Nach allen Richtungen hin drohte es ohnmächtig zusam-

menzubrechen. Die Republik erkannte, daß die Keile, welche sie in den morschen Bau des alten Reichskörpers eintrieb, die gewünschte Wirkung nicht verfehlten. Frankreichs Politik ging dahin, den Reichsverband allmählich zu zerreißen und vor und nach die einzelnen Stände vom Ganzen abzutrennen und in das französische Schlepptau zu ziehen. Es schwebten den Republicanern die glücklichen Erfolge der Rheinbunde vor, die zu den Zeiten Heinrich's IV., Richelieu's und Mazarin's zum Vortheil Frankreichs und zum Verderben Deutschlands ins Leben gerufen worden waren. Viele deutsche Fürsten waren blind genug, sich vor und nach von Frankreich gewinnen zu lassen. Einen einheitlichen Widerstand des deutschen Reiches gegen die von Frankreich drohende Gefahr machten so die deutschen Souveraine selbst unmöglich. Jeder der deutschen Reichsstände, der durch einen Separat-Frieden noch zu einer leidlichen Galgenfrist kommen zu können wähnte, reichte der französischen Republik die Hand des Friedens und des engeren Bundes. Große wie kleine Potentaten trugen kein Bedenken, Frankreichs Besitzrecht auf das linke Rheinufer anzuerkennen. Darum konnte der Convent sonder Bedenken dem Roberjot'schen Berichte über das künftige Schicksal der Rheinlande seine Zustimmung geben und den Lauf des Rheines für die von der Natur selbst vorgezeichnete Gränze Frankreichs erklären *). Das deutsche Reich selbst that keinen Schritt, diesen Convents-Beschluß in seinen traurigen Folgen illusorisch zu machen. Matt und uneinig, wie immer, blieb es theilnahmlos bei dem traurigen Geschick dieses schönen Landstriches. Als Preußen sich von der gemeinsamen Sache getrennt hatte, als Cassel und Braunschweig sich mit Frankreich ausgesöhnt und als Würtemberg und Baden ihren Frieden mit dem Convente abgeschlossen und das Versprechen gegeben hatten, in Zukunft keiner mit der fränkischen Republik verfeindeten Macht Hülfe zu leisten, mußten die einzelnen linksrheinischen Stände Muth und Macht verlieren, dem Occupations-

Deutsche Souveraine.

---

*) Posselt, Eur. Annalen, III., 246.

Occupation des linken Rheinufers.

Beschlusse des Convents hindernd in den Weg zu treten. Die Franzosen begannen nun, sich in den occupirten rheinischen Gebieten häuslich einzurichten und die vorgefundenen Staatsverhältnisse nach republicanischem Schnitt umzumodeln. Wühlerische Clubisten und revolutionäre Propagandisten arbeiteten mit ihnen getreulich Hand in Hand. Ueberallhin, wo die republicanischen Ideen von selbst nicht recht Fuß fassen konnten, wurden französische Commissare geschickt, die sich ernstlich die Bildung demokratischer Vereine und Clubs angelegen sein ließen. Schnell war das ganze Land in ein unentwirrbares Netz revolutionären Getriebes verstrickt. Nirgends hatten die Freunde der alten Ordnung den Muth, der neuen Richtung und Organisation Widerstand entgegenzusetzen. Revolutionäre Aufrufe, agitatorische Schriften und Flugblätter, Clubreden gegen die alten Regierungen waren die Mittel, um die alten Einrichtungen zu discreditiren, den französischen Institutionen das Wort zu reden und die alten Behörden und Feudal-Herrschaften dem allgemeinsten Hasse zu überantworten. Man declamirte viel von einer cisrhenanischen Republik, die hier als Seitenstück zur cisalpinischen errichtet werden sollte. In den Eifelgegenden fingen die Landgemeinden an, sich für frei und unabhängig zu erklären und Freiheitsbäume zu errichten. Wo in den Städten sich ein Widerstand regte, da wurden die Gemeinde-Behörden abgesetzt und eine Municipalität französischen Gepräges octroyirt. So geschah es in Köln. Die Schola theologica hatte man hier für die Clubsitzungen in Beschlag genommen. Einzelne Schreier wurden nicht müde, dem Volke vorzupredigen, „daß für das Volk und jedes einzelne Individuum der Aufstand das heiligste Recht und die nothwendigste Pflicht sei, wenn die Regierung die Rechte der Nation verletze“. Leute des gemeinsten und liederlichsten Schlages führten hier die verwegenste Sprache. Sie boten Alles auf, um den ruhigen Bürger einzuschüchtern, den Senat zu sprengen und die herkömmlichen Einrichtungen zu vernichten. Am wüstesten geberdete sich der aus dem Kloster Schwarzenbroich entsprungene Minoritenmönch Franz Theodor Biergans. Die Dekadenschrift „Brutus“ dieses Revolutionshelden kann in Bezug auf Gemeinheit, Religionsspott, Kirchenhaß und republicanischen Fana-

Cisrhenanische Republik.

Biergans.

tismus mit den exaltirtesten französischen Erzeugnissen kühn in die Schranken treten *).

Der Senat fristete ein höchst jämmerliches Scheindasein, bis er vom französischen Gouvernement bei der Organisirung der Länder zwischen Maas und Rhein am 28. Mai 1796 (9. Prairial IV.) völlig beseitigt und durch eine sogenannte Municipal-Verwaltung ersetzt wurde. Sofort wurde dem souverainen Volke die Thür des ehrwürdigen Rathssaales geöffnet und der Zutritt zu den Sitzungen der Municipalität freigegeben. Das Gewissen der neuen Verwaltung schien den Anblick des gekreuzigten Heilandes wie des jüngsten Gerichtes nicht ertragen zu können. Darum mußten diese Bilder aus dem Saale weggeschafft werden, und statt ihrer sah man jetzt eine schwarze Tafel mit der Inschrift: Les droits de l'homme, so wie die Büsten von Voltaire und Rousseau. Die Municipal-Verwaltung bestand aus einem Präsidenten in der

Senat beseitigt, 28. Mai 1796.

*) Biergans wurde wegen seiner gemeinen, beleidigenden und verleumderischen Ausfälle später verhaftet. So oft er zu Wagen zum Verhör gebracht wurde, spottete seiner Alt und Jung auf offener Straße. Während seiner Verhaftung hatte er solche Furcht vor Vergiftung, daß er keine andere Speise als gesottene Eier zu sich nehmen wollte.

Andere Schriften, die in jenen Jahren erschienen, waren: Kreuz- und Querzüge und Heldentod des Ritters Gänsebier von Frambach. — Gegengift. — Der Apologist wider Brutus und Anti-Brutus. — Reflexionen eines kölnischen Bürgers. — Gegen-Reflexionen, von einem nüchternen Bürger Kölns. — Brutus, der Freund seines Vaterlandes. — Der bekehrte Bürger Biergans vor dem Richterstuhle der Vernunft. — Bonner Dekadenschrift von J. B. Geich. — Blicke über die gegenwärtige Lage der Stadt Köln am Rheine, von Chr. Sommer. — Republicanische Erinnerungen für die Bürger zu Köln und Aachen. — Die entlarvte Pasquill. — Bemerkungen eines freien kölner Bürgers. — Noch ein Wort an Kölns Bürger über die Bemerkungen gegen den Senat der Ubier. — Bitte der Deputirten des kölnischen Landes an die National-Versammlung. — Sünden-Register der ehemaligen Regierungen zwischen Maas und Rhein. — Neueste Auflage der Sommer's Zuschrift an die stadt-kölnische Contributions-Commission. — Rede über die Rede des Bürgers Schee, von Blumhofer. — U. s. w. u. s. w.

Person des ehemaligen Bürgermeisters von Wittgenstein und aus fünf Municipal-Verwaltern, von Kempis, Weyer, Cramer, Erven, von Monschaw. Diesen war Antoine als National-Commissar zugegeben. Durch diese Municipal-Einrichtung sollte die Stadt Köln allmählich in das System der proclamirten cisrhenanischen Republik eingeschachtelt werden. Doch trotz alles Geschreies, trotz aller revolutionären Demonstrationen und trotz aller republicanischen Maskeraden wollte es den Anhängern der französischen Demokratie nicht gelingen, die instinctmäßige Antipathie gegen die aufgedrungene neue Ordnung der Dinge zu überwinden und einen förmlichen Anschluß an die cisrhenanische Republik zu erzwingen. Der tief eingewurzelte Haß der alten freien Reichsstadt Köln gegen die fürstliche Beamtenstadt Bonn wird zu solchem Widerstande sein gut Theil mit beigetragen haben. Als der junge General
General Hoche. Hoche den Oberbefehl über die niederrheinische Armee übernahm, hofften die Freunde der cisrhenanischen Republik, daß dieser feurige, tapfere, talentvolle Sohn der Revolution die kölner Bedenklichkeit zu raschem Entschluß nöthigen werde. Doch Hoche schien sich um die bonner Projecte wenig kümmern zu wollen. Im Gegentheil trat er ihnen dadurch entschieden in den Weg, daß er vermöge seiner höchsten Administrativ-Gewalt der Stadt Köln gestattete, ihren alten Senat wieder einzuführen und die früheren Gerichte wieder herzustellen. Das geschah am 21. März 1797.
21. März 1797. Zur Wahrung der französischen Interessen stellte Hoche bei dem kölner Senate einen französischen Commissar *) an, dem es oblag, die gesammte Verwaltung des Senats zu überwachen, für die Handhabung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu sorgen, die ganze Gerechtigkeitspflege zu beaufsichtigen und jeden Zweig der Industrie zu unterstützen. Die Mittel-Commission in Bonn war mit dieser Einrichtung übel zufrieden. Im alten kölner Senate glaubte sie das personificirte antirepublicanische Princip zu erken-

---

*) Dieser Substitut-Commissar hieß Rethel; am 12. Juli wurde er in den Rathssaal eingeführt und nahm seinen Sitz zwischen den beiden Bürgermeistern.

nen. Die cisrhenanische Republik schien ihr keinen sicheren Bestand gewinnen zu können, so lange die alten Rathsherren in Köln das Ruder führten. Darum bot sie Alles auf, um den Ober-General zum Widerruf seines Rehabilitations-Decrets zu bestimmen. Nach ihrer Angabe trug gerade die Feindseligkeit des Senats gegen die französische Republik die Hauptschuld, daß die Stadt Köln die ihr unter dem 16. April zugetheilte Contributions-Summe von 277,777 Livres nicht zur rechten Zeit an den Haupt-Empfänger der Abtheilung Bonn einzahlte. Weiter warf sie dem Senate vor, daß er durch eine ungerechte Umlage der ausgeschriebenen Contributions-Gelder die städtische Einwohnerschaft ungebührlich drücke, daß er durch die hohen Besoldungen und Verwaltungs-Gebühren seiner Mitglieder die Einkünfte der Stadt guten Theils verschlinge, und daß er, statt sich als einen einfachen, der französischen Regierung unterworfenen Verwaltungs-Körper zu betrachten, sich als eine völlig selbstständige Behörde ansehe, der auf Grund ihrer Constitution das Recht zustehe, sich nach Belieben dem französischen Ober-General zu widersetzen. Der letzte Grund schlug durch. Die Mittel-Commission erhielt vom Ober-General den Auftrag, den Senat gänzlich aufzuheben und an dessen Stelle provisorisch einen Magistrat von dreizehn Mitgliedern zu ernennen. Magistrat. Das geschah am 7. September. Zum Präsidenten wurde von Kempis ernannt; die übrigen Mitglieder waren: Oetgen, Cramer, Zurhoven, Bourel, Hilden, Weyer, Bell, Farina, Martinc, Engels, Mülhens, Eschweiler; zu Secretären wurden ernannt: Ockenfeld und Welter.

Bruch mit der alten Zeit.

Hiermit war in Köln der vollständige Bruch mit der alten Zeit vollendet; die reichsstädtische Verfassung war zu Grabe getragen, und mit ängstlicher Spannung erwartete man, welche neue Verhältnisse sich aus dem verworrenen Zustande entwickeln würden. Die ganze politische Constellation schien auf eine baldige gänzliche Einverleibung der Stadt Köln mit der französischen Republik schließen zu lassen. Die Präliminarien von Leoben gaben Zeugniß, daß die österreichische Politik im Interesse des zu erzielenden Friedens entschlossen war, den Franzosen die Rheingränze einzuräumen. In der sicheren Zuversicht, daß der zu Campo Formio

abzuschließende Friedens-Tractat sie zu definitiven Herren der linken Rheinseite machen werde, trieben die Franzosen ihren Hochmuth und ihre Anmaßungen immer weiter. Die ruhige Bürgerschaft wurde kleinlaut, der revolutionäre Pöbel immer frecher. Die cisrhenanische Republik gewann immer besseren Klang. Der provisorische Magistrat, der bald wieder den Namen einer Municipalität annahm, gab sich der republicanischen Strömung immer mehr zu Dienst. Einzelne Mitglieder, die in dem Coquettiren mit der bonner Verwaltung und dem kölner revolutionären Haufen wenig Heil für die Stadt erschauen konnten, nahmen ihren Abschied. Unter diesen auch der Präsident; an seine Stelle trat ZurHoven. Auf den Zunfthäusern versuchten die Bannerherren einen kräftigen Widerstand gegen die demokratische Ueberstürzung des Magistrats hervorzurufen; doch die Hauptführer dieser Opposition, die Bannerherren Ludowigs, Jansen, Badorf und Hüls, wurden arretirt, und jede weitere Versammlung der Zünfte und Zunftkammern wurde unter Androhung schwerer Strafe verboten. Am 17. September erklärten die Franzosen die Stadt Köln für independent. Unter ungeheurem Volkszulaufe pflanzten sie des Nachmittags um 3 Uhr zum zweiten Male einen stattlichen Freiheitsbaum auf dem Altenmarkte vor der östlichen Façade des Rathhauses auf. Der tolle Wahn des Jahres 1792 schien sich wiederholen zu wollen. Die Municipalität, das gesammte französische Officiercorps und ein großer Theil der städtischen Notabeln und Beamten zogen in enthusiastischem Freiheits-Jubel und unter dem Donner der Kanonen nach dem Gülichsplatze, um die hier aufgestellte Schandsäule des Niklas Gülich niederzureißen und der Revolution von 1680 die Sympathieen ihrer Schwester von 1789 auszusprechen. Während dieser republicanischen Komödie auf dem Gülichsplatze und durch die Straßen der Stadt wurde zu Melaten der Galgen niedergehauen und auf dem Domhofe der sogenannte blaue Stein zerschlagen. Es waren dies noch Zeichen der höchsten kurfürstlichen Criminal-Jurisdiction, und unter den Streichen der Republik mußten sie fallen. Zwei Tage nachher wurde den republicanischen Demonstrationen eine positivere Färbung gegeben. Bei einem für die höchsten Civil- und Militär-Autoritäten bereiteten Festmahle

Die Stadt independent.

auf dem Rathhause erhob sich der Raths-Präsident ZurHoven, sprach einige Worte zum Lobe der französischen Regierung und schwur der Republik den Eid der Unterthänigkeit. Dieser Theatercoup gelang, und alle Anwesenden folgten seinem Beispiele. Wieder drei Tage später begab sich die Municipalität in Begleitung des Officiercorps nach Melaten, um vor dem Freiheits-Altare eine andere republicanische Maskerade aufzuführen. Sämmtliche Bürger waren eingeladen, bei dieser Gelegenheit der Republik den Eid der Treue zu leisten. Doch die wenigsten vermochten ihren Widerwillen gegen solche politische Schaugepränge zu überwinden; nur eine äußerst winzige Anzahl folgte der ergangenen Einladung. Der protestantische Theil der Einwohnerschaft wußte dem republicanischen Gleichheitsrausche sofort eine praktische Bedeutung abzugewinnen. Auf ihr besonderes Ansuchen ertheilte ihnen die Mittel-Commission zu Bonn, im Einverständnisse mit der kölner Municipalität, am 18. November das volle Bürgerrecht. In Bonn begrüßte man den republicanischen Umschwung in der kölner Municipal-Verwaltung als ein günstiges Zeichen für die rheinische republicanische Conföderation. Eine eigene Deputation des bonner Magistrats und der cisrhenanischen Conföderation begab sich Anfangs October nach Köln, um bei öffentlicher Municipalitäts-Sitzung die brüderliche Einigung zwischen Köln und Bonn zu befürworten. Sie fand jetzt geneigtes Gehör. Am 6. October wurde sie zu der feierlichen Senats-Sitzung zugezogen, und nachdem man sich beiderseits eine Zeit lang in hochtrabenden Phrasen über Bürgerglück, allgemeines Wohl und gegenseitige Freundschaft ergangen hatte, wurde die von Bonn mit herübergebrachte cisrhenanische Conföderations-Fahne an dem Freiheitsbaume unter obligatem Beifallsgeschrei und Vivatrufen aufgehängt, und der Bruderbund der jungen kölner Republik mit der benachbarten Conföderation war geschlossen*). Eid.

Dieser Fortschritt der revolutionären Propaganda war staatsrechtlich durch die geheimen Artikel des Vertrages von Campo

*) v. Mering, Zur Geschichte der Stadt Köln, 4, 254 ff.

Vertrag von Campo Formio.

Formio legalisirt. Durch diese Artikel war das alte territoriale Band zerrissen und die Abtrennung des herrlichsten Landstriches vom ganzen deutschen Reiche sanctionirt. Der Kaiser hatte hierdurch seine Mitwirkung dazu versprochen, daß ein Theil des linken Rheinufers an Frankreich abgetreten werde. Das Gebiet links vom Rheine, von der Schweizergränze bis zur Mündung der Nette bei Andernach, dann von da längs der Nette über die Eifel und an der Roer und Maas hinab bis nach Venlo sollte an Frankreich fallen. Die Abgränzung war so getroffen, daß beinahe das ganze linke Rheinufer an Frankreich überging; nur die preußischen Gebiete, Cleve, Geldern und Mörs blieben davon unberührt, damit einem Lieblingswunsche der österreichischen Politik, Preußen nicht als zur Entschädigung berechtigt auftreten zu sehen, genügt werden konnte*). Die praktische Ausführung dieser Concessionen, wodurch die völlige Auflösung des deutschen Reiches und die tiefste Erniedrigung der deutschen Nation herbeigeführt wurde, sollte dem großen Friedens-Congresse zu Rastatt überlassen werden. In Köln aber wollte die republicanische Ungeduld nicht abwarten, bis der rastatter Congreß die schwebenden großen Fragen in definitiver Weise regulirt habe. In der Nachahmung aller französischen Gewalt-Maßregeln, so wie in der völligen Französisirung des ganzen städtischen Wesens schritt man hier immer rascher voran. Um die augenblicklichen dringenden Bedürfnisse zu decken, trug man kein Bedenken, das Silberwerk der Ex-Jesuiten öffentlich zu versteigern und so factisch das französische Säcularisations-Princip zu adoptiren. Dieser Schritt verursachte bei allen klösterlichen Instituten die höchste Besorgniß. Die Kostbarkeiten, welche bis jetzt noch nicht veräußert worden waren, wurden jetzt in hastiger Eile losgeschlagen. Die Aebtissin von St. Maria im Capitol verkaufte das sämmtliche noch vorhandene Silberwerk des Stiftes an den Goldschmied Knips für die Summe von 7500 Reichsthalern. Edelsteine, Emaillen, Schnitzwerke, Metall-Arbeiten, goldene und silberne Kunstsachen, Monstranzen, Reliquiarien, Statuen,

*) Häusser, 2, 138.

Leuchter, Lampen, Kirchengefäße, Evangelienbücher, Glas- und Oelgemälde wurden meist zu Spottpreisen verschleudert. Die Municipalität begrüßte freudig den Befehl, wodurch der Ober-General Augereau*) verfügte, daß alle Einwohner der eroberten Länder, die bei den Verwaltungen, unter welchem Titel es immer sein möge, angestellt seien, der französischen Republik binnen acht Tagen den Eid der Treue zu schwören gehalten sein sollten; diejenigen Angestellten, welche sich weigern würden, innerhalb der gestellten Frist den verlangten Eid auszuschwören, sollten auf der Stelle entfernt und durch andere ersetzt werden. Zuerst wurde am 5. December das Officialgericht zum Schwur aufgefordert; als es sich weigerte, den Eid der Treue zu leisten, wurde es außer Wirksamkeit, gesetzt, und alle dabei angestellten Beamten erhielten ihren Abschied. Sämmtliche Documente und Gerichts-Acten kamen unter Siegel. Am nämlichen Tage waren auch das Syndicatsgericht, das Gewaltgericht, das Amtsgericht, das Appellations- und Senatsgericht zur Eidesleistung aufgefordert worden. Die drei ersteren Gerichtsstellen reichten Gegenvorstellungen ein, und keiner der dabei angestellten Beamten, außer den Procuratoren, leistete den vorgelegten Eid. Doch später besannen sich Bianco und Wilmes eines Anderen und schwuren**). Von Paris aus wurde diesem republicanischen Schwindel frische Nahrung gegeben. Hier hatte man das Wort des deutschen Kaisers, daß das linke Rheinufer an Frankreich Preis gegeben werden solle. Man wußte gar gut, daß die Unterhandlungen in Rastatt, in so weit sie die linke Rheinseite betrafen, nur blinde Scheingefechte und leere Zungendrescherei waren. Der Kaiser hatte zwar das Reich zum Friedens-Congresse eingeladen und ihm die Erhaltung seiner Integrität vorgespiegelt; in den geheimen Artikeln von Campo Formio hatte er aber diese Integrität schon den Franzosen Preis gegeben. Preußen, seit Jahren von Frankreich ins Schlepptau genommen und auf die Spolien des deutschen Reiches angewiesen, hatte sich

Augereau verlangt den Eid.

Congreß zu Rastatt.

*) Vom 4. Frimaire IV. (25. November 1797).

**) v. Mering, 4, 248.

schon 1796 Vergrößerungen von der Republik versprechen lassen, und eben diese hatte jüngst an Oesterreich die Zusage gemacht, daß Preußen keine Erwerbung zufallen solle. Oesterreich war lüstern auf Baiern und voll Hoffnung, diese lang' ersehnte Beute jetzt endlich mit Frankreichs Hülfe zu erlangen, Preußen gleich begierig nach Arrondirungen in Franken und Westphalen, und nicht weniger eifrig, diese Beute durch französische Protection zu gewinnen. Die kleineren Reichsstände erschienen zu Rastatt wohl mit der patriotischen Miene, die Integrität des Reiches zu erhalten; aber auch von ihnen waren schon mehrere im geheimen Einverständnisse mit Frankreich, hatten die Abtretung des linken Rheinufers ihres Theils zugesagt und sich die geistlichen Stifter dagegen zusichern lassen*). So erkannte Frankreich in den Congreß-Mitgliedern allerseits nichts als betrogene Betrüger, es war völlig Meister der Situation, und es hatte die Ueberzeugung, daß der Friede zu seinen Gunsten das linke Rheinufer vom deutschen Reiche abreißen werde. Man glaubte kein Bedenken tragen zu müssen, mitten im Werke des Friedens die revolutionäre Propaganda am Rheine fortzusetzen und hier aus den zertrümmerten alten Staaten Schatten-Republiken nach französischem Zuschnitt zu bilden, die recht bald den Charakter von neuen französischen Provinzen annehmen würden. Noch während der rastatter Verhandlungen schickte das Directorium den Gouvernements-Commissar Rudler an den Rhein, um hier schon vor dem definitiven Frieden die völlige Verschmelzung des Rheingebietes mit der französischen Republik durchzuführen. Am 5. December hielt Rudler seinen feierlichen Einzug in Köln. Nachdem er noch an demselben Tage die vier Assessoren der Mittwochs-Rentkammer, wegen verweigerten Eides, ihres Amtes entsetzt hatte, begab er sich an seinen Sitz nach Mainz. Jetzt begann man, auf dem linken Rheinufer alle Grundsätze und Formen der Revolution in raschem Fortgange einzuführen und vor und nach sämmtliche revolutionäre Gesetze zu publiciren. Man fing damit an, daß man die vier Departements der Roer, Saar,

Rudler in Köln und Mainz.

*) Häusser, 2, 156.

Rhein-Mosel und des Donnersberges schuf. Die Departements theilte man in mehrere Bezirke, und die Bezirke wieder in mehrere Cantons. Für das Departement wurde eine Central- und für jeden Canton eine Municipal-Verwaltung eingerichtet. Für die Handhabung der Gerechtigkeit führte man neue Gerichts-Tribunale ein, für die Verwaltung schuf man neue Formen, gegen Emigranten und eidweigernde Priester brachte man die revolutionären Gesetze in Anwendung. Diese neuen Organisationen nahmen sich oft wunderlich genug aus. Man schüttete über das Land einen Wust von Gesetzen, die man kurzweg aus dem Französischen abschrieb oder übersetzte; man fragte nicht danach, ob solche den Bedürfnissen des Landes entsprachen oder entgegenstanden. Allein, wie ein Zeitgenosse sagt, es waren doch wieder Gesetze. Rudler regierte das Land mit der Gewalt eines Proconsuls; französische Abenteurer, die den Sitten und der Sprache des Landes fremd waren, oder Parteimänner, deren Verdienst nur eben ihr Zusammenhang mit der herrschenden Partei war, füllten die öffentlichen Stellen. Wohl waren die Abgaben der Feudalität und der Zehnten abgeschafft; aber das französische Steuerwesen, zumal in seiner Ausübung, ließ diesen Wechsel kaum als eine Erleichterung empfinden*). Die ordentlichen wie extraordinären Steuern und Contributions-Zahlungen waren es, wodurch die schönen Versprechungen der Revolution sich am ersten als illusorisch erwiesen. Bis zum September 1797 rechnete man in Köln schon die verschiedenen Contributionen, Zwangsanleihen, Schanzgelder, Schuh- und Brod-Lieferungen, Beleuchtungs- und Straßenreinigungs-Kosten, Verluste durch Umtausch der baaren Gelder gegen Assignaten, Requisitionen für Spitäler, Artillerie, Brückenbau und die Tafel der Generale auf eine Summe von 1,726,969 Livres. Dazu kamen denn noch die Kriegs-, Mieth- und Grundsteuer, die Thür-, Fenster-, Personal- und Mobiliarsteuer, die Gewerbe-Patente, die Einregistrirungs-Kosten, die Stempel-, Hypotheken- und Domainen-Gebühren. Das alles waren Dinge, durch welche die neue repu-

Neue Organisation.

Steuern.

*) Häusser, 2, 348.

blicanische Ordnung bei der ruhigen, bis dahin durch fast gar keine Abgaben belästigten Einwohnerschaft den grimmigsten Haß auf sich laden mußte. Doch einzelne republicanische Schreier, die von der neuen Verwaltung durch einträgliche Stellen für die neue Ordnung gewonnen waren, wußten überall das Lob der republicanischen Einrichtungen auszuposaunen, dem großen Haufen durch schönklingende Phrasen Sand in die Augen zu streuen und die unzufriedene Bürgerschaft durch Androhung von Denunciationen und Anklagen einzuschüchtern. Die Durchführung der demokratischen Principien ging nun immer rascher vorwärts. Schon unter dem 27. September hatte der Senat die Einführung der republicanischen Form der Anrede, der Begrüßung und Unterschrift bei Briefen und Eingaben decretirt. Nur „Bürger" sollte die Anrede und Aufschrift, und nur „Gruß und Achtung" der Schluß eines Briefes oder einer Eingabe enthalten dürfen. Dann kam die Reihe an die Titulaturen und Adels-Prädicate. Die Hochwürdigen, Hochwürdigsten, Hochwohlgeborenen, Hochgeborenen und Durchlauchtigen Herren mußten auf ihre Prädicate verzichten und traten in den Rang eines einfachen „Citoyen". Alle öffentlichen Denkmale und Insignien, welche an den Adel und das Lehensystem erinnerten, sollten weggeschafft werden. Jedes Erinnerungszeichen an die reichsstädtische Vergangenheit mußte vernichtet werden. Der Schandpfahl, der sogenannte Käcks, am Hof wurde niedergerissen, das Drillhäuschen auf dem Altenmarkt zerstört und das kurfürstliche Wappen auf dem Domhof zerschlagen. Die hölzernen Wappenschilder, die in den verschiedenen Kirchen der Stadt zum Andenken an einzelne ausgezeichnete Geistliche oder vornehme und wohlthätige Pfarrgenossen aufgehängt waren, wurden auf dem Neumarkte zusammengehäuft und als die gebrechlichen Reste des Feudalismus verbrannt. Den Bannerherren wurde aufs strengste verboten, fernerhin Bürger auf den Zünften zu vereiden. Sämmtliche städtische wie kurfürstliche Gerichte wurden aufgehoben, und an ihre Stelle traten das Departemental-, das Civil- und das Criminalgericht.

Demokratie siegt.

Neuntes Capitel.

Sturz des alten Kirchenthums.

Wie in der bürgerlichen und politischen Stellung der Stadt Köln, so wurde auch in den kirchlichen Verhältnissen vollständig mit der Vergangenheit gebrochen. In Paris hatte der scandalöseste Vernunft-Cult den alten katholischen Gottesdienst für eine Zeit lang verdrängt. Den persönlichen Gott hatte man entthront und die nackte Sinnlichkeit auf den Altar gehoben. Nachdem die Revolution schon allerwärts die Glocken und das Kirchensilber in Beschlag genommen hatte, kam nun auch der Rest, die Kelche, Ciborien und Monstranzen, an die Reihe. Aus dem Leinenzeug der Kirchen machte man Hemden für die Armen; aus den Meßgewändern flickte sich der Pöbel Pumphosen zusammen. Die Meßbücher zerriß man zu Patronenpapier. Die Altäre wurden allenthalben zerstört, die Sacristeien geplündert, die Reliquien mit Füßen getreten; den Kirchensammt vertrödelten die Juden; sogar die Gräber plünderte man und verschmolz die bleiernen Särge zu Kugeln. Bevor die heiligen Gefäße aber in die Münze wanderten, ward Spott und Frevel mit ihnen getrieben. Aus den Kelchen betrank man sich in Branntwein, in den Patenen trug man Häringe dazu auf. Die Metropolitankirche unserer lieben Frau wurde zum „Tempel der Vernunft" erhoben. Aus dem Heiligthume waren die Erinnerungen an den früheren katholischen Gottesdienst entfernt worden. Republicanische Fahnen schmückten den Altar; die Stelle Vernunft-Cult.

der Meßbücher nahmen die Menschenrechte und die Constitution ein; in den Nischen der Heiligen standen die Büsten Marrat's, Lepelletier's und anderer Martyrer der Freiheit. Vom hohen Chore ertönte statt des Veni creator die Marseillaise. Inmitten halbtrunkener Pöbelhaufen erblickte man auf einem antiken Lehnsessel, von vier stämmigen Sackträgern auf den Schultern getragen, ein lüderliches Weibsbild von der Oper als „Göttin der Vernunft", wohlgeschminkt, in einem weißen Gewande und himmelblauem, mit Sternen besäetem Mantel, herabwallendem Gelock, mit der rothwollenen Jakobiner-Mütze auf dem Kopfe. Scandalöser noch wurde dieser Vernunftdienst in anderen Kirchen gefeiert. In der Kirche St. Eustache war die Sache so eingerichtet, daß man das Chor durch Decorationen in eine Landschaft verwandelte mit Buschwerk und ländlichen Hütten. In dieser Landschaft war in Hufeisenform eine große Tafel aufgestellt, beschwert mit Bratwürsten, Pasteten, Schinken, Wein- und Branntweinflaschen. Der Pöbel wogte auf und ab. Wer sich an der Tafel präsentirte, erhielt von den Herrlichkeiten, so weit der Vorrath reichte. Die werdende Gottheit, in himmelblauem Mantel und rothwollener Nachtmütze, saß auf einem Altare, und Kanoniere, die brennende Stummelpfeife im Munde, reichten ihr ab und zu ein Gläschen oder Würstchen. In der Kirche St. Gervais hatte die Section das Geld gespart, und statt der Würste und Pasteten waren eine Partie Häringsfässer aufgefahren, zu deren Inhalt Branntwein gereicht wurde. Diese Frömmigkeit imponirte so, daß sich sogar Damen aus bisher auf Anstand haltenden Familien zu der Gottheitsrolle hergaben. Und so verbreitete sich dieses gottesschänderische Unwesen von Paris aus über einen großen Theil Frankreichs und der durch die französischen Waffen eroberten Gebiete.

Auch in Köln hatten einige verblendete Republicaner versucht, dieser wüsten religiösen Komödie Eingang zu verschaffen. Doch es scheiterten diese Versuche an dem frommen Sinne der kölnischen Bürgerschaft und an der gewissenhaften Pflichttreue der rheinischen Säcular-Geistlichkeit. Die ängstliche Besorgniß, mit der man in Köln den wüthenden Sturm gegen Kirchen, Gottesdienst und Geistlichkeit immer näher anrücken sah, machte einem freien Aufathmen

Platz, als das Directorium jedem Cultus freie Uebung gestattete. Der Gottesdienst blieb nun zwar ungehindert, aber die Stellung, welche die Kirche mit ihrem Vermögen und ihren Instituten bis dahin in der menschlichen Gesellschaft eingenommen hatte, sollte völlig alterirt werden. Der revolutionäre Grundsatz, daß alles Kirchengut National=Eigenthum sei, sollte auch in Köln praktische Geltung gewinnen! Die Klöster, die vom Beginn der Revolution an fortdauernd mit den härtesten Lasten gedrückt worden waren, erhielten am 9. Februar 1798 den Befehl, für die Folge keine Novizen mehr aufzunehmen; die ferneren geistlichen Gelübde wurden für annullirt erklärt, und alle Klostergeistlichen, männliche wie weibliche, mußten innerhalb zwanzig Tagen die Klostergebäude verlassen. Die Vorsteher der einzelnen Stifter und Klöster wurden beauftragt, genaue Inventarien ihrer sämmtlichen Besitzungen anzufertigen und der Behörde einzureichen. Die förmliche Säcularisation des gesammten Kirchengutes wurde vorbereitet. Das ganze kirchliche Verhältniß verblieb aber noch in einem schwankenden, ungewissen Zustande, bis im Jahre 1801 das Zusammentreffen von drei bedeutungsvollen Factoren dem langen Provisorium ein Ende zu machen versprach. Es war dies der Tod des Kurfürsten Max Franz, der Friede von Luneville und das napoleonische Concordat. Durch den Tod des Kurfürsten wurde das Band gelös't, welches die Stadt bis dahin noch an ihren rechtmäßigen Erzbischof geknüpft hielt. In Köln und dem linksrheinischen Theile des Erzbisthums hatte bis zum Jahre 1796 der verdienstvolle Generalvicar von Horn=Goldschmidt die geistliche Verwaltung geführt. Nach seinem Tode war der Dechant des Andreasstiftes, Dr. Werner Marx, an die Spitze der geistlichen Verwaltung in dem linksrheinischen Theile der Erzdiözese getreten. Nach dem Tode des Kurfürsten wurde er vom Papste in dieser Amtsführung bestätigt. Der sechste Artikel des lüneviller Friedens bestimmte, daß die französische Republik fortan mit voller Souverainetät und als Eigenthum die Gebiete am linken Rheinufer, die zum Reiche gehörten, in der Weise besitze, daß in Uebereinstimmung mit dem, wozu in Rastatt die Reichs=Deputation ausdrücklich zugestimmt, in Zukunft der Thalweg des Rheines die Gränze zwischen der französischen Republik und dem

Säcularisation vorbereitet.

Tod des Kurfürsten.

Lüneviller Frieden.

deutschen Reiche bilde. Es war nun Sache des ersten Consuls, definitive Ordnung in die kirchlichen wie bürgerlichen Verhältnisse dieser Gebiete zu bringen. Wirklich gab er auch die Wohlthat einer festeren Organisation. Zum General-Commissar der vier Departements am linken Rheinufer bestellte er den ehemaligen Convents-Deputirten Jean Bon St. André, der eine wilde politische Vergangenheit durch sein fähiges und schöpferisches Wirken in diesem neuen Lebenskreise fast vergessen machte. Zum ersten Male, seit die Franzosen diesen Boden betreten, wurde nun das Land verwaltet, nicht bloß bedrückt und ausgesogen. Ein verständiges und tolerantes Regiment, das sich bemühte, die fast versiegten Quellen des öffentlichen Wohlstandes wieder zu öffnen, den ganz darniederliegenden Handel und das Gewerbe aufzurichten, den Verkehr zu beleben, ein solches Regiment mußte nach dem, was vorausgegangen war, als eine große Segnung erscheinen, auch wenn die widernatürliche politische Gränze, die ganze Organisation des Staates, die Trennung von allem, mit dem man durch Abstammung, Cultur und Geschichte verwachsen war, niemals ein wahrhaft gesundes Dasein aufkommen lassen konnten. Auch Wallraf hatte mit dem gutgesinnten Theile der kölner Bürgerschaft schon längst den tiefsten Widerwillen gegen die endlosen Kämpfe, den fortwährenden Wechsel und das rathlose Schwanken getheilt. In Napoleon erkannte er den Mann, der im Stande war, die bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse, die der trostlosesten Auflösung entgegengingen, wieder in feste Ordnung zu bringen. Aus diesen Gründen begrüßte er den ersten Consul als ein Werkzeug der Fürsehung, dessen organisirende Bemühungen man auf alle Weise unterstützen müsse. Das Bischen Patriotismus, was ihm bei der Zerfahrenheit aller deutschen Zustände noch hatte übrig bleiben können, mußte er hierbei in den Hintergrund drängen. Am lautesten begrüßte er den Eifer, mit dem Napoleon sich um die sichere Gestaltung der kirchlichen Organisation bemühte. Napoleon hatte erkannt, daß ohne feste kirchliche Ordnung keine zuverlässige Grundlage zu dauerhaften Zuständen gelegt werden könne. Die kirchliche Zerrissenheit mußte im Interesse der öffentlichen Ruhe und Gesittung gehoben werden. In drei Parteien war damals die katholische Kirche in Frankreich ge-

Napoleon.

spalten. Die eine war die constitutionelle. Sie bewegte sich auf jansenistischer Grundlage völlig unabhängig von Rom und setzte sich sonder Bedenken über jede hinderliche Beschränkung der hierarchischen Ordnung hinweg. Sie war ein Kunstproduct des philosophischen Jahrhunderts. Von Rom wurde sie als schismatisch behandelt, und in der Masse des Volkes besaß sie gar keine Wurzel. Da Napoleon von der Kirche die geistige Domination des großen Volkshaufens forderte, so blickte er auf diese Fraction mit ihren vierzig namenlosen, mißachteten Bischöfen mit einer gewissen Verachtung. Von ihnen erwartete er nichts. Eine zweite Fraction bestand aus Geistlichen, die, ohne principielle Opposition gegen den Staat zu machen, sich stets in strenger Verbindung mit Rom und von Rom anerkannt gehalten hatten. Mit Todesmuth und Resignation hatten sie, nur ihrem Berufe getreu, alle früheren Verfolgungen der Republicaner ertragen; sie waren dabei, so weit es ihre kirchlichen Verpflichtungen zuließen, dem Staate stets gehorsam geblieben. Bei ihren Beichtkindern und Gemeinden hatten sie sich dadurch eine hohe sittliche Achtung gesichert. Dieser Theil der französischen Geistlichkeit war es, auf welchen Napoleon seine Hoffnungen setzte. Er rechnete darauf, daß sie sein Regiment, seine monarchischen Wünsche fördern würden, wenn er sich ihrer annähme, sie zur Geltung bringe und die französische Kirche ihren Händen übergäbe. Die dritte Fraction bestand aus denen, die sofort den Bürgereid verweigert, die republicanischen Verfassungen sammt und sonders nicht anerkannt, alle Eingriffe in die ältere französische Kircheneinrichtung als illegitim betrachtet hatten, und die deßhalb auf das härteste verfolgt, aus dem Lande getrieben, deportirt, hingerichtet worden waren. Ein Theil der zu dieser Partei gehörigen Geistlichen hatte nun die Verfolgungszeit überstanden, lebte aber größtentheils im Auslande. Napoleon konnte auf sie nicht rechnen. Allein sie mußten ihm als ein bedeutendes Hinderniß seiner Plane erscheinen. Drei Erzbischöfe und fünfzehn Bischöfe gehörten dieser Fraction an; so lange sie nicht auf ihre Bischofsstühle verzichteten, war es nicht möglich, zu ihren Sitzen als legitim erscheinende Bischöfe zu ernennen. Nur ein nahes Einverständniß mit dem Papste konnte aus dieser Verlegenheit retten. Da des Papstes

Autorität überhaupt nöthig war, wenn die französische Geistlichkeit zu einer Ordnung, wie Napoleon solche wünschte, zurückgeführt werden sollte, that dieser, um den Papst für seine Absichten zu gewinnen, alles, was von seinem Standpunkte möglich war. Der milde Pius zeigte sich in politischen, weltlich-rechtlichen Punkten nachgiebig und beugsam, um in diesen drangvollen Zeiten eine Grundlage zu gewinnen, auf der die Kirche in dem französischen Reiche von Neuem kräftige Wurzeln fassen könne. Mit schwerem Herzen ging Pius darauf ein, den Verkauf der Kirchengüter anzuerkennen, wenn der Geistlichkeit eine hinlängliche neue Dotation vom Staate gewährt werde *). Die Unterhandlungen, die französischerseits von Joseph Bonaparte geleitet wurden, gelangten bald zu einem festen Resultate. Schon am 15. Juli 1801 war man über das neue Concordat einig, und am 8. April 1802 wurde es zum Staatsgesetze erhoben. Frankreich erhielt 10 Erzbisthümer und 50 Bisthümer. Zu letzteren gehörte auch das neu errichtete Bisthum Aachen, das dem Erzbisthum Mecheln untergeordnet war. Nebst den meisten Trümmern der linksrheinischen Reichstheile wurde auch die Stadt Köln dieser neuen Diözese zugewiesen. Zum Bischofe wurde von Napoleon Marcus Antonius Berdolet, ehemals Pfarrer und Landdechant in der Nähe von Colmar im Elsaß, ernannt. Erst nachdem er sein Bisthum zwei und ein halbes Jahr verwaltet hatte, erhielt er am 6. Juni 1805 vom Papste die Bestätigung. Für die Organisation der kirchlichen Verhältnisse in der Stadt Köln konnte der neue Bischof bei keiner Persönlichkeit bessere Beihülfe finden, als beim Professor Wallraf. Wallraf ging gern darauf ein, einen motivirten Plan für die Begränzung der städtischen Pfarrsprengel und die Anstellung der einzelnen Pfarrherren nach Aachen einzusenden. Dieser Umschreibungsplan wurde von den Dechanten Marx und DuMont, von dem Maire und der Domainen-Verwaltung revidirt und mit geringen Abänderungen gutgeheißen. Der Bischof theilte nun die Stadt in folgende zwanzig Pfarreien ein: in der ersten Section die Hauptpfarre St. Maria im Capitol,

Concordat; Diözese Aachen, 1801. 1802.

Bischof Berdolet.

*) Leo, Universal-Geschichte, Bd. 5, S. 376.

Pfarrer Heinrich Frohn, mit den Succursalen St. Severin, Pfarrer Peter Franz Xaver Neven, St. Johann Baptist, Pfarrer Peter Anth, St. Georg, Pfarrer Joh. Augustin Velder, St. Alban, Pfarrer Christian Marx; in der zweiten Section die Hauptpfarre St. Peter, Pfarrer Nikolaus Stockart, mit den Succursalen St. Pantaleon, Pfarrer Johann Ludwig Jungen, St. Mauritius, Pfarrer Cosmas Klew, St. Maria in der Schnurgasse, Pfarrer Franz Martin Stirtz, zu den weißen Frauen, Pfarrer Johann Baptist Meyers; in der dritten Section die Hauptpfarre Minoriten, Pfarrer Johann Friedrich Frangenheim, mit den Succursalen St. Aposteln, Pfarrer Wilhelm August Barion, St. Gereon, Pfarrer Bernhard Claren, Carmeliten von der Kupfergasse, Pfarrer Peter Joseph Schäfer, St. Ursula, Pfarrer Pantaleon Birkenbusch; in der vierten Section die Hauptpfarre Dom, Pfarrer Johann Werner Marx, mit den Succursalen St. Andreas, Pfarrer Pantaleon Cremer, St. Cunibert, Pfarrer Johann Hubert Schüller, Groß-Martin, Pfarrer Gerhard Ohoven, Jesuiten, Pfarrer Peter Gottfried Schiller *). Bei der Ausschmückung und Möblirung der neuen Pfarrkirchen war Wallraf's schaffende und ordnende Hand in unermüdlicher Thätigkeit. So oft Rohheit und Unverstand einzelne Monumente zerstören, Zierrathen hinauswerfen, Statuen vernichten, Altäre entstellen wollte, war es stets Wallraf's strafendes Wort und bessere Einsicht, wodurch der blinden Zerstörung und dem rohen Vandalismus Einhalt geboten wurde.

Pfarreien der Stadt Köln.

In Köln war jetzt mit einer ruhmreichen kirchlichen Vergangenheit für immer gebrochen. Die vielen reichen kirchlichen Institute waren für immer zu Grabe getragen. Die kirchlichen Corporationen, die bis dahin sich noch dauernd an eine schwache Hoffnung auf Rehabilitirung geklammert hatten, sahen sich jetzt durch die französischen Gesetze definitiv aus ihren reichen Besitzungen vertrie-

*) Die früheren Pfarrkirchen waren: St. Columba, St. Martin, St. Laurenz, St. Alban, St. Peter, St. Maria-Lyskirchen, St. Lupus, St. Jakob, St. Johann Baptist, St. Maria-Ablaß, St. Paulus, St. Severin, St. Brigiden, St. Mauritius, St. Aposteln, St. Cunibert, St. Christoph, St. Johann Evangelist, St. Maria im Pesch.

ben, jedes Rechtsschutzes beraubt und auf ein kärgliches Staats-Almosen angewiesen. Am meisten mußte Köln den Verlust des alten, reichen, vornehmen Domcapitels beklagen. Selbiges bestand aus 25 activen Mitgliedern und eben so vielen Domicellaren *). Außerdem waren bei der Domkirche über 70 Vicare, Capläne, Pönitentiarier, Prediger, Cantoren, Küster, Räthe und andere Officianten angestellt. Die einzelnen Capitulare retteten aus den bedeutenden Einkünften, die sie früher aus ihren vielen Gütern und Grundherrlichkeiten bezogen hatten, nur die Entschädigungs-Quoten, die ihnen wegen der ihnen durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß entrissenen rechtsrheinischen Besitzungen von dem Landgrafen von Hessen, dem Herzog von Arenberg, dem Fürsten von Nassau-Usingen und dem Fürsten von Wied-Runkel zugewiesen wurden. Aus dieser Sustentations-Masse erhielt vom Landgrafen von Hessen: der Dom-Dechant Graf Menrad Anton Eusebius von Königseck-Rothenfels jährlich 1388 Fl. 37 Kr., der After-Dechant Graf Christian Franz Fidelis von Königseck-Rothenfels 1388 Fl. 37 Kr., der Erbtruchseß Thomas Ludwig Joseph Graf von Zeyl-Wurzach 1164 Fl. 37 Kr., der Fürst Ernst Christian Armand zu Hohenlohe-Bartenstein 1325 Fl. 21 Kr., der Graf Karl Aloysius von Königseck-Rothenfels 845 Fl. 36 Kr., der Weihbischof Clemens August Maria von Merle **) 1447 Fl. 2 Kr., Franz Karl Joseph von Hillesheim 1286 Fl. 13 Kr., Johann Gabriel Bernhard von Franz zu Dürresbach 1246 Fl. 53 Kr., Max Jos. Joh. Nepom. Freiherr von Geyr zu Schweppenburg 1286 Fl. 13 Kr., Balthasar Joseph Freiherr von Mylius 1246 Fl. 53 Kr., Georg

Das alte Domcapitel.

---

*) Die sieben Prälaten im Domcapitel, der Propst, der Dechant, der After-Dechant, der Chor-Bischof, der Scholaster, der Diacon senior und der Diacon junior, trugen als Chorkleidung einen rothsammtnen Talar mit golddurchwirkten Borten und Schleifen, mit weiten Aermeln und Hermelinpelz um die Schulter; die übrigen Domherren hatten nur rothgefärbte Pelze, und die acht graduirten Priesterherren trugen schwarzseidene Talare und weiße Pelze.

**) Max Franz weihte ihn am 6. September 1797 in Mergentheim zum Bischof von Bethsaiba; er starb 1810 in Köln.

Friedrich Freiherr von Mylius 1246 Fl. 53 Kr., Friedrich Anton Joseph von Cramer zu Clauspruch 1246 Fl. 53 Kr. und Johann Hermann Joseph von Caspars zu Weiß 967 Fl. 12 Kr.

Das Domcapitel hatte die Kirchenschätze, das Archiv und die Domschätze. Bibliothek gleich beim Anrücken der Franzosen theils in die Abtei Wedinghausen, theils nach Kassel flüchten lassen. Der nach Kassel gebrachte Convoi, über dreihundert Verschläge, wurde 1797 nach 1797. Bamberg und später von da nach Prag gebracht. Hier wurde ein Theil beim Erzbischof Fürsten von Salm-Salm, der andere beim Kaufhändler Franz Kirn niedergelegt. Zuerst wurden zwei Kisten dieser Kostbarkeiten vom Domherrn von Mylius angesprochen. Mylius, der im Auftrag und Interesse des Kurfürsten und Domcapitels seit dem 13. März 1798 an den deutschen Höfen umherwanderte, aber aus den immer spärlicher fließenden Capitels-Einkünften keine zureichenden Reisegelder erhalten konnte, sah sich endlich gezwungen, zu diesem äußersten Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Er verkaufte an Gold und Silber, Kelchen, Patenen, Platten, Ueberzügen von Missalen, Meßkännchen, Schüsseln, Schellen, Weihkesseln, Oelgefäßen, Statuen, Leuchtern, Rauchfässern, Blumentöpfen und Bechern für die Summe von 12,160 Fl. 48 Kr. Dem Domherrn von Franz wurden 14 silberne Leuchter zur Veräußerung übergeben. Er verrechnete dem Capitel dafür 1358 bergische Reichsthaler. Die übrigen prager Verschläge wurden durch Vermittlung des Domherrn von Mylius nach Seligenstadt im Darmstädtischen geschafft und dort untersucht. Sie enthielten aber meist nur Archivalien, die später nach Darmstadt kamen. Das Domcapitel, das im Refectorium der Abtei Wedinghausen noch immer seine regelmäßigen Sitzungen hielt, sah seine befürchtete Auflösung immer näher rücken. Es trug darum kein Bedenken, einen Theil seiner Kostbarkeiten zu verkaufen. Ende Juli 1802 1802. übersandte es zu diesem Zwecke 16 Kisten zum Scholaster des Bartholomäusstiftes, Molinari, nach Frankfurt. Der Erlös aus fünf Kisten, der dem Capitel durch das frankfurter Handlungshaus Brentano übermacht wurde, betrug 14,786 Fl. 44 Kr. Sobald die Reichs-Deputation durch ihren Hauptschluß alle alten Ordnungen des Reiches für immer aufgelöst und die gewaltsame kirchliche

Revolution gesetzlich sanctionirt und zahlreiche Corporationen ihres rechtmäßigen, fast tausendjährigen Besitzes verlustig erklärt hatte, ließ die darmstädter Organisations-Commission alle noch in Wedinghausen aufbewahrten Verschläge in Beschlag nehmen. Die Kisten im Bibliothekzimmer mit unbekanntem Inhalte hinderten den dortigen Beamten. Bei ihrer Wegschaffung wollte man doch sehen, was sie enthielten. Da fanden sich denn viele, zum Theil kostbare Paramente vom Stifte Neuß, 130 Bände Pergament-Manuscripte aus dem sechsten bis zwölften Jahrhundert, meistens in Folio, mit prächtigen gemalten Initialen und Miniaturen, zum Theil mit Goldfolien. Der Inhalt dieser Werke, sagt die Commission, scheine mehr interessant für den Alterthumskenner als für den Geschichtsforscher; von Seiten der Seltenheit und des Alterthums betrachtet, verdiene die Sammlung aber vorzüglich einen Platz in einer fürstlichen Bibliothek. Es fanden sich weiter die Archive der Stifter St. Georg und St. Cunibert aus Köln, verschiedene Papiere und Pretiosen des erzbischöflichen Seminars, dann aus dem Domschatze antike Leuchter, silberne Crucifixe, Kirchenlampen, Schüsseln, Herzen, Platten u. s. w. Auf dem Transport nach Darmstadt wurden diese Schätze in Frankfurt vom französischen Residenten Hirsinger für die französische Republik en la qualité de cessionaire de la rive gauche du Rhin in Anspruch genommen. In gleicher Weise war einige Zeit vorher der Rest der im Juni 1802 nach Frankfurt gesandten sechszehn Kisten von Hirsinger in Beschlag genommen worden. Ueber das Eigenthumsrecht an diesen sämmtlichen Kostbarkeiten und Archivalien entstanden nun zwischen der darmstädter und der französischen Regierung mannigfache Erörterungen. Der französische Bevollmächtigte erklärte sich bereit, die Papiere und Urkunden abzugeben, aber auf Gold, Silber und Edelsteine weigerte er sich zu verzichten. Hierbei erklärte er aber, „seinem Gouvernement sei es keineswegs um den Geldwerth der Gegenstände, sondern nur darum zu thun, dem Volke von Köln die Gegenstände seiner religiösen Verehrung, die es seit vielen Jahrhunderten als sein Eigenthum betrachtet habe, wieder zu verschaffen. Sollte sich ergeben, daß der profane Werth dieser Sachen darmstädtisches Eigenthum sei, so könne man seinem Gouvernement so

Die Verschläge in Wedinghausen.

viel Gerechtigkeit und Delicatesse zutrauen, um zu erwarten, daß es diesen Werth ohne Weigerung erstatten werde." Wirklich schien es der französischen Verwaltung auch hiermit Ernst zu sein. Der Bischof Berdolet war es, der durch seine wiederholten Intercessions-Schreiben den französischen Residenten bestimmte, so entschieden für die Rückgabe der kölner Kirchenschätze einzutreten. Es scheint, daß man sich durch einen Vergleich über diese Werthgegenstände gütlich einigte. Auf den Antheil von Hessen-Darmstadt, Arenberg, Nassau-Usingen und Wied-Runkel kam an Gold, Silber und Brillanten für etwa 27,000 Florin*). Nach Köln wurde wieder zurückgeschickt: der kostbare Kasten der Reliquien der h. drei Könige, die Tumba des h. Engelbertus, die werthvolle große Monstranz, die Clementinischen Paramente und mehrere andere für Köln höchst schätzbare Sachen. Der Drei-Königen-Kasten und die Monstranz waren aber manches ihrer werthvollsten Edelsteine beraubt. Wallraf arrangirte die Festlichkeiten, welche bei der Rückkehr des Drei-Königen-Kastens, dieses städtischen Schutzheiligthums, veranstaltet wurden. Vorläufig wurde dieser kostbare Schatz im Capitelsaale niedergesetzt. Als die Kaiserin Josephine bei der Anwesenheit des Kaiserpaares in Köln, 1804, von Wallraf durch den Dom geführt und auf den desolaten Zustand des Kastens aufmerksam gemacht wurde, setzte die edle Frau eine zureichende Summe zur Wiederherstellung des Prachtwerkes aus und schenkte außerdem noch mehrere Hundert Napoleond'or zur Ausbesserung der Domkirche**). Es wurden unter Wallraf's Leitung die einzelnen Theile wieder zusammengefügt, nach seiner Idee die zerstörten Basreliefs wieder hergestellt und nach seiner Conjectur die alten Inschriften erneut. Einen Theil der zurückgebrachten Schätze nahm der Bischof Berdolet bei seiner Anwesenheit in Köln für die neue Kathedrale zu Aachen in Beschlag. „Es waren dies mehrere Paar der größten silbernen Altarleuchter und Gefäße,

Schätze zurück nach Köln.

1804.

Berdolet.

*) Aus Archiv-Nachrichten mitgetheilt von C. Lieven im Domblatte — Berichte Wallraf's.

**) Bericht Wallraf's.

besonders auch ein kostbares, gediegen goldenes, mit Edelsteinen und großen Perlen besetztes Symbolum pacis, ein Geschenk des hiesigen Dom-Prälaten und mainzer Kurfürsten Albrecht von Brandenburg; dann der größte Theil der wegen ihrer kostbaren, werthvollen und prächtigen Goldstickerei berühmten sogenannten Clementinischen Capelle von Meß- und Chorgewändern, welche vom Kurfürsten Clemens August dem kölner Dome verehrt waren. Im Nachlasse des zum Nachfolger Berdolet's ernannten, aber nicht consecrirten Johann Dionysius Franz Le Camus*) fanden sich von diesen Paramenten drei Pluviale**), zwei Caseln, vier Levitenröcke und eine Inful. Wallraf sandte den Erben einen Protest gegen den Verkauf dieser Stücke ein, und er setzte es durch, daß dieselben dem Dome wieder zurückgegeben wurden.

Stifter und Klöster.

Außer dem Domstift bestanden in Köln noch zehn andere Stifter: das freiedle Stift St. Gereon, das Archidiakonal-Stift St. Severin, das Archidiakonal-Stift St. Cunibert, das Stift St. Andreas, das Stift St. Aposteln, das Archidiakonal-Stift St. Maria ad gradus, das Stift St. Georg, das hochadelige freiweltliche Stift St. Maria im Capitol, das hochgräfliche Stift St. Ursula, das freiedle Stift St. Cäcilia***). Dann die Abteien St. Pantaleon und St. Martin. An Orden gab es daselbst: des hochritterlichen deutschen Ordens Landcommende zu St. Katharina, die hochritterliche Malthesers-Ordens-Commenderie St. Johann und Cordula, die Domus canonica zum h. Antonius, die Frohnleichnams-Herren, das Haus zum h. Michael in der Weidenbach; an Klosterherren: die Carthäuser, Dominicaner, Minoriten, Carmeliter, Augustiner, Kreuz-

---

*) Als die ersten Kosaken in die alte Kaiserstadt im Januar 1814 einzogen, zog er sich zurück; er starb aber schon am 26. April desselben Jahres.

**) Eines der Pluviale wiegt bei 80 Pfund.

***) Jedes der Damenstifter hatte seine besondere ausgezeichnete Kirchenkleidung und Ordens-Decoration. Die Aebtissinnen trugen Hermelin-Mäntel und pflegten eine Art von Hof zu halten, welcher von den erlauchtesten in- und ausländischen Personen besucht wurde.

brüder, Jesuiten, Capuciner, Franciscaner, Sioniter, Brigitter, Carmeliter-Discalceaten, Alexianer. Frauenklöster waren: Machabäer, Maria in Sion, St. Clara, Marien-Garten, Maximin, St. Apern, St. Agatha, St. Mauritius, zu den weißen Frauen, St. Gertrud, Groß-Nazareth, St. Reinhold, Clarissen am Neumarkt, Clarissen in der Glockengasse, St. Bonifacius, St. Michael, St. Niklas im Burghof, St. Vincenz im Lämmchen auf der Burgmauer, Capucinessen am Calvarienberg, zu Maria Bethlehem in der Römergasse, St. Magdalena, Carmelitessen in der Büttgasse, Servitessen im Filzengraben, im Lämmchen auf der Breitstraße, Discalceatessen in der Kupfergasse, Discalceatessen in der Schnurgasse, Ursulinen auf der Machabäerstraße, St. Ignatius in der Stolkgasse, St. Apollonia im Mommersloch, Klein-Nazareth, Mariä Empfängniß auf der Ruhr, Celliterinnen im Cederwald, in der Cellen, Ursulinen auf der Marcellenstraße, Elisabetherinnen in der Antonsgasse, zur h. Dreifaltigkeit auf der Achterstraße.

Säcularisation.

Das französische Gesetz, das durch die Bestimmungen der Reichs-Deputation auch für einen Theil des rechtsrheinischen Deutschland adoptirt wurde, jagte die Glieder aller dieser kirchlichen Corporationen in Noth und Elend und brachte ihr sämmtliches Vermögen zu Gunsten der Staatscasse unter den Hammer. Dieses bestand außer den aufgehobenen Grundherrlichkeiten, Jagden, Zöllen und Freiheiten in ackerreichen Höfen, fruchtbaren Wiesen, Mühlen, Weingütern und Holzungen. Der bei Weitem unbeträchtlichste Theil ihrer Habe lag innerhalb der Stadt und bestand nur im Eigenthum ihrer Kirchen, Stifts- oder Klostergebäude, einiger Weingärten, Wohn- oder Zinshäuser und ausstehenden Capitalien. Der Fluch, der auf diesem gesammten Raube lastete, hielt manche Gutgesinnte ab, sich an dem himmelschreienden Unrecht zu betheiligen. Zu Spottpreisen wurden die werthvollsten Kirchengüter angesteigert. Man zwang die Gemeinde- und Armen-Vorstände ihre disponibeln Gelder zum Ankauf von säcularisirtem Eigenthum zu verwenden. Nach amtlichem Nachweis des Domainen-Rentmeisters Balg wurden in den Jahren 1802 und 1803 etwa fünfhundert in Köln gelegene, zu kirchlichen Instituten gehörige Häuser für den Preis von 1,287,473 Franken versteigert. Die Kirchen wurden

einstweilen noch nicht verkauft, sondern der bürgerlichen und Militär-Verwaltung für öffentliche Zwecke zur Disposition gestellt. Das Frauenkloster zum h. Maximin wurde mit der Kirche der Secundärschule überwiesen; im Jahre 1814 wurde es abgebrochen und der hierdurch entstandene Platz zum botanischen Garten eingerichtet; das Clarissen-Kloster am Neumarkt bestimmte man zum Arresthause; die Kirchen und Klöster der Carmeliter, Minoriten, der Discalceaten und die Mariengraden-Kirche wurden zu Militär- und Frucht-Magazinen benutzt; das St.-Agatha-Kloster verwandelte die Militär-Verwaltung in eine Caserne. Das Clarissen-Kloster in der Glockengasse wurde an die Juden verkauft und in eine Synagoge umgebaut. Zu Privat-Wohnungen wurden umgeschaffen: zum heiligen Geist, St. Thomas, St. Nikolaus und das Capucinessen-Kloster. Abgebrochen wurden die Kirchen St. Maria ad gradus, St. Brigiden, St. Christoph, St. Jakob, St. Joham, St. Lupus, St. Maria-Ablaß, Klein-St.-Martin, St. Paulus, St. Katharina, St. Johannes und Cordula, Herrn-Leichnam, St. Michael, Dominicaner, Carmeliter, Augustiner, Kreuzbrüder, Capuciner, Sion, Alexianer, Machabäer, St. Maximin, St. Gertrud, St. Michael, Carmelitessen in der Büttgasse, St. Ignatius, St. Apollonia, Klein- und Groß-Nazareth, St. Clara, St.-Maria-Garten, St. Apern, zu den weißen Frauen, St. Reinhold, Lämmchen auf der Burgmauer, St. Bonifacius, St. Vincenz, Maria in der Römergasse, Maria Magdalena, Ursuliner auf der Marcellenstraße, Cederwald, in der Zelle, Mariä Empfängniß, Lämmchen auf der Breitstraße; die Capellen St. Nikolaus, St. Notburgis, zum großen Armenhause, St.-Anna-Lob, St. Servatius, St. Stephan, St. Maria Magdalena, St. Matthäus, St. Margaretha, St. Norbertus, St. Aegidius, St. Elogius, St. Agnes, St. Quintinus, St. Jodocus, St. Alexius, St. Matthias, St. Lambertus, St. Marcellus, zum Kreuzberge.

Stimmung in Köln.

In Köln hatte man sich bald hineingelebt in die neue definitive Ordnung. Wie sehr auch bei der neuen Verwaltung die bureaukratische Centralisation, der anmaßende Beamten-Hochmuth, die ausgedehnte Policeigewalt und die wachsame Fiscalität in Finanzsachen gegen die patriarchalische Gemüthlichkeit des alten reichs-

städtischen Regiments abstach, so befreundete man sich doch recht bald mit der Herrschaft eines Mannes, der den revolutionären Schwankungen ein Ende zu machen, die so lange gestörte Ruhe wieder herzustellen und das friedlose Ringen nach neuen Zuständen zu glücklichem Ziele zu führen versprach. Das Geschenk der Ruhe, des Friedens, der Ordnung und der Gesetzlichkeit ließ den Kölner vergessen, daß er dieses Geschenk für das Opfer seiner Nationalität hatte erkaufen müssen. Das Reich alter deutscher Herrlichkeit war zusammengebrochen, und es kann nicht auffallen, daß man sich in Köln mit so geringem Widerstreben in die neuen Verhältnisse fügte, welche den alten Traditionen widersprachen, die alte Verfassung vernichteten, die alten Verbindungen abschnitt und für den städtischen Handel, die städtische Verwaltung und die städtische Civilisation eine völlig neue Grundlage legte. Auch Professor Wallraf brachte es über sich, gegen sein deutsches Bewußtsein anzukämpfen und sich als einen treuen Unterthanen des Staates zu bezeigen, dem er jetzt durch rechtskräftige Staatsverträge angehörte. In Napoleon erkannte er noch nicht den ehr- und herrschgierigen Eroberer, welcher der halben Welt seinen eisernen Fuß auf den Nacken setzte; er sah einstweilen in ihm nur den glorreichen Helden, der die gestörte Ordnung wieder herstellte, die vernichteten Altäre wieder aufrichtete, die geächtete Kirche wieder in ihre Rechte einsetzte und die aufgewühlte Welt mit den Segnungen des lang vermißten Friedens erfreute. Darum glaubte er sich den Vorwurf vorlauter Zudringlichkeit, gemeiner Schmeichelei und bürgerlicher Charakterlosigkeit in keiner Weise zuzuziehen, wenn er dem ruhmreichen neu gekrönten Kaiser ein Herz voll Bewunderung und Verehrung entgegentrug und den Ruhm dieses gewaltigen Helden in Gesängen, Sprüchen und Inschriften feierte. Napoleon erschien im September 1804 mit der Kaiserin Josephine am Niederrheine in dem neuen Kaiserprunk, um so auf altfränkischer Erde, an der Wiege deutscher Macht und Herrlichkeit die neue Pracht seines Kaiserthums zu zeigen. Mit fühlbarer Absicht ward überall die neue Glorie an die alte geschichtliche dieser Stätten angekittet und die Stegreifs-Krone eines glücklichen Soldaten wie die Erneuerung und Fortsetzung des karolingischen Kaiserthums dar-

Wallraf schickt sich in die Verhältnisse.

Napoleon in Köln, 1804.

gestellt. Was vor einem Jahrtausend die Wiedergeburt des römischen Weltreiches in den Karolingern bedeutet, was sie den germanischen und romanischen Völkern, was sie dem Christenthum gewesen war, davon durfte man kaum ein Verständniß in dem profanen Kreise des Napoleonischen Cäsarismus oder seiner revolutionären und soldatischen Trabanten erwarten. Am wenigsten hatten diese eine Ahnung davon, welch ein gefahrvoll widernatürliches Spiel es war, das todte Reich zu einer Zeit wieder beleben zu wollen, wo sich Geschichte, Nationalität und politische Freiheit der umgestalteten europäischen Welt dagegen setzen mußten. Indessen die Nachahmung sollte auch nur eine äußerliche sein. Von all den unsichtbaren Banden, welche das kirchlich-feudale Kaiserthum mittelalterlicher Zeit zusammengehalten hatten, war ja auf diese neue Gewalt nichts übergegangen. Sie trat nur mit dem verstärkten Rüstzeug des modernen Absolutismus auf, wofür die Reminiscenz des alten Kaiserthums gleichsam die geschichtliche Draperie bilden sollte. Der Kaiser, den kein Nimbus geschichtlicher Ueberlieferung umgab, glaubte das Blendwerk der Macht, das den Massen imponirt, auf diesem Wege schaffen zu müssen; daher dieses äußerliche Ankleben an die karolingischen Erinnerungen und Symbole, das sich auf seiner Kaiserfahrt am Rheine so charakteristisch kund gibt. Er schien auch nicht einmal zu fühlen, wie der Boden selbst dieser künstlichen Nachahmung widersprach; denn an diesen Stellen, an denen er jetzt über dem gebeugten Nacken deutscher Stämme seinen Triumphzug feierte, hafteten die glorreichsten Erinnerungen alter deutscher Kaiser-Herrlichkeit. Oder klang es nicht, ohne daß er es vielleicht wollte, wie bitterer Hohn, wenn jetzt — Angesichts der Trümmer und der Schmach ringsum — der alten Kaiserstadt Aachen von ihm befohlen ward, den Tag Karl's des Großen festlich zu begehen? Berechnete Demüthigung war es freilich, wenn ebenfalls in Aachen, der alten Krönungsstätte deutscher Kaiser, Graf Cobenzl, der Gesandte des letzten Kaisers, seine Creditive bei dem neuen Imperator übergeben mußte*). Der im Lapidarstil so bewanderte Professor Wallraf

*) Häusser, 2, 543.

wurde vom Präfecten Mechin ersucht, die Inschriften, Embleme und Symbole anzufertigen, wodurch der Kaiser auf diesem Triumphzuge in den einzelnen Ortschaften begrüßt werden sollte. Alles sollte dem Kaiserpaare seine Huldigung darbringen. Darum war auch der Vicar Hardy vom Präfecten nach Aachen gebeten worden, um hier der Kaiserin Josephine einige seiner Wachsbilder zu überreichen. Hardy aber war krank. Er beauftragte seinen jungen kunstbegeisterten Freund, den talentvollen Matth. DeNoël, an seiner Statt der Kaiserin einige seiner schönsten Arbeiten als Zeichen seiner hohen Verehrung anzubieten.

In Köln war die Leitung der Empfangs-Feierlichkeiten für das Kaiserpaar dem Genie und dem Geschmacke des Professors Wallraf anvertraut worden. Alles wurde aufgeboten, um den Ehrengästen eine Aufnahme zu bereiten, wie sie noch in keiner Stadt gefunden hatten. Durch die Inschriften, welche Wallraf bei dieser Gelegenheit an einzelnen Thoren, an dem Obelisken auf dem Neumarkte, am Rathhause, an der Centralschule, am Hafen und am kaiserlichen Absteigequartier anbrachte, bewies er, daß das große Lob, welches ihm der göttinger Philologe Heyne wegen seiner Fertigkeit im Lapidarstile zwanzig Jahre früher gespendet hatte, keine bloße Höflichkeits-Bezeugung gewesen war. Dieses Lob hatte er sich durch die Sprüche erworben, welche er im Jahre 1784 bei der Leichenfeier des Kurfürsten Max Friedrich im kölner Dome angebracht hatte. Durch seine bewundernswerthe Belesenheit in den römischen Classikern, seine genaue Kenntniß der alten Steinschriften und die tiefe Auffassung des Geistes der Römersprache hatte er sich im Entziffern wie Anfertigen von Inschriften eine allgemein anerkannte Autorität verschafft. In der Kürze des Ausdrucks, in der Eleganz der Wortstellung, in der Kraft der Sprache und in der sinnvollen Auffassung des Gegenstandes that Niemand es ihm zuvor. Von einzelnen Behörden und gelehrten Anstalten Deutschlands, Englands und Italiens wurde er mehrmals ersucht, die monumentalen Sprüche für besondere feierliche Gelegenheiten anzufertigen. Durch Fontanes, Großmeister der pariser Universität, und durch den Staatskanzler Talleyrand erhielt er wiederholte

Wallraf arrangirt die Empfangs-Feier.

Inschriften.

Aufträge zur Abfassung von Inschriften. In einem Briefe des Präfecten Ladoucette ist ihm in Bezug auf das ganze Roer-Departement ein solcher Auftrag mit den Worten gegeben: à diverses inscriptions ou epitaphes, destinées à perpétuer le souvenir de grands personnages. Auf den Pfosten des Kirchhof-Thores zu Melaten ließ er den erschütternden Spruch eingraben: Have in beatius aevum seposta seges. — Transi non sine votis mox noster. In Köln wie in der ganzen Umgegend starb fast keine bedeutende Persönlichkeit, deren Grabmal nicht durch einen Spruch nach der Angabe Wallraf's geziert wäre. Er machte die Grabschriften für: von Hilgers, Alfter, Anth, Cl. Vinc. Fr. von Belderbusch, Anton von Behren, Maria Christian Breuer, Bischof Berdolet, Joh. W. Bettendorf, Joh. Jos. von Caspers zu Weiß, Jos. Ph. Mar. Ni. von d'Haem, Joh. M. DuMont, Pet. Jos. Förster, Max Jos. von Geyr, Maler Hoffmann, Ludw. von Harff zu Dreiborn, Vicar Hardy, von Oettingen, von Quadt, Jos. Claudius Rougemont. Bei den mannigfachsten öffentlichen wie Privat-Festlichkeiten machte Wallraf den sinnigen, geschmackvollen und kunstfertigen Festordner. Alle seine Arrangements, Symbole, Embleme und Gruppirungen tragen den Charakter eines originellen, geistreichen und geschmackvollen Erfinders. Die Krone all seiner derartigen Leistungen waren und blieben aber die eben angegebenen Feierlichkeiten zu Ehren des Napoleonischen Kaiserpaares. Patriotische Berechnung war es, was ihn veranlaßte, den neuen Kaiser zu begrüßen, als wenn ein Abgott seinen Einzug in die Thore der Stadt hielt. Er erkannte, daß der Wille Napoleon's der Schwerpunct der europäischen Geschicke geworden war und daß es nur eines Winkes von diesem aufstrebenden Adler bedürfe, um die Stadt Köln völlig zu vernichten oder zu Glanz und Wohlstand emporzuheben. In den Transparenten und Inschriften, die schmeichelnd den hohen Ruhm Napoleon's und seiner Gemahlin verkündeten, hatte Wallraf in bescheidener Form die Wünsche eingeflochten, die er in Bezug auf die alte Würde, den alten Ruhm und den alten Handel seiner Vaterstadt Köln durch Napoleon verwirklicht zu sehen hoffte. „Alles, was hier dem Napoleon geschrieben steht," sagte Talleyrand, „ist ihm weder in Italien, noch anderswo

Grabschriften.

gesagt worden, nicht so schön und auch nicht so kühn, ohne beleidigend zu sein *)."

Mancher Vortheil wurde der Stadt auch durch Napoleon zugewandt: sie erhielt einen Freihafen und einen Sicherheitshafen; die großen Verkäufe der in Hamburg und Umgegend saisirten Colonialwaaren wurden in Köln abgehalten; viele Gebäude aufgehobener Klöster und Corporationen erhielt die Stadt für Hospital- und Wohlthätigkeitszwecke von Napoleon zum Geschenke; sie wurde unter die 49 sogenannten guten Städte des französischen Reiches aufgenommen. Dies alles war aber nicht im Stande, die Stadt Köln vor einem raschen Ruin zu wahren. Ihr Handel sank, ihr Wohlstand nahm ab, ihre Bevölkerung schmolz zusammen, ihr Glanz erlosch. Der reißende Verfall der Stadt Köln erfüllte den Professor Wallraf mit dem tiefsten Schmerz. Angesichts der inneren Zerrüttung, von der alle städtischen Verhältnisse mehr oder weniger berührt wurden, war es nicht zu verwundern, daß Wallraf's Begeisterung für Napoleon allmählich etwas abblaßte. In politischer und ökonomischer Beziehung schien Kölns Untergang unvermeidlich. Dagegen wollte Wallraf auf dem Gebiete des Geistes und auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft seiner geliebten Vaterstadt einen Ersatz erringen für die großen Verluste, welche sie in materieller Hinsicht erleiden mußte.

---

*) Handschrift.

Zehntes Capitel.

Das Unterrichtswesen unter französischer Herrschaft.

Die Universität zu Köln, 1797.

Der Gouvernements-Commissar Rudler, der bei all seinen Erlassen mehr das Interesse der stets leeren Domainen-Casse berücksichtigte, als das Recht und die Bedürfnisse der einzelnen Gebiete und Ortschaften, zog im Jahre 1797 den Gedanken an den Verkauf alles Schul-Eigenthums in ernsten Betracht. Zuerst mußte sich sein Augenmerk auf Köln richten. Die dortige vierhundertjährige Universität setzte er in erster Reihe auf die Liste der proscribirten deutschen Institute. In Köln sollte das sämmtliche Vermögen der Universität im Interesse der General-Domainen-Casse sofort veräußert werden. Die städtische Verwaltung täuschte sich keineswegs über die traurigen Folgen, welche solche Maßregel für den Unterricht der kölner Jugend im Gefolge führte. Darum mußte ihr Vieles daran liegen, diese drohende Gefahr von den für den öffentlichen Unterricht bestimmten Instituten abzuwenden und die akademischen Güter und Einkünfte der Anwendung der französischen Confiscations-Gesetze zu entziehen. Den Vorstellungen der nach Mainz entsandten Bürger ZurHoven und Dr. Best*) gelang es, den Commissar Rudler zu bestimmen, daß er von der Veräußerung der kölner Unterrichtsgüter absah und eine Erhaltung

*) Verwaltungs-Beschluß vom 21. Pluv. VI. (9. Febr. 1798)

derselben im Interesse der kölner Jugend zugestand. Das republicanische Uniformitäts-Princip verlangte es aber, daß die Lehranstalten, welche für die Folge in Köln bestehen sollten, nach französischer Form zugeschnitten werden müßten. Darum bestimmte er unter dem 9. Floreal, daß die bestehenden Unterrichts-Anstalten in Köln sollten aufgehoben und durch sogenannte Primärschulen und eine Centralschule ersetzt werden. In den Primär- oder Elementarschulen sollte in das empfängliche Herz der zarten Jugend der Sinn einer französischen, republicanischen, gottlosen Erziehung hineingelegt werden. Der Katechismus und die biblische Geschichte mußten bei diesem Unterricht ausfallen; dagegen wurde um so mehr Gewicht auf die französische Sprache und die republicanische Sittenlehre gelegt. Vernunft und Freiheit waren die eingebildeten Gottheiten, denen von jetzt ab die Anbetung gelten sollte, die man bis dahin dem allmächtigen Weltschöpfer gezollt hatte. Die Centralschule hatte die Aufgabe, das crasse Heidenthum, zu dem schon in die zarte Jugend der fruchtreichste Grund gelegt war, weiter auszubilden. Sie wurde in drei Abtheilungen getheilt; für die erste wurde ein Professor des Zeichnens, ein Professor der Naturgeschichte, ein Professor der alten Sprachen, ein Professor der französischen Sprache, für die zweite ein Professor der Sittenlehre, ein Professor der Anfangsgründe in der Mathematik, ein Professor der Physik und Experimental-Chemie, für die dritte ein Professor der schönen Wissenschaften, ein Professor der Geschichte und ein Professor der Gesetzgebung bestimmt. Zur Befriedigung jedes anderweitigen wissenschaftlichen Bedürfnisses sollte bei dieser Anstalt eine besondere Bibliothek gegründet werden*). Zur Ausführung dieses Beschlusses verfügte die aachener Central-Verwaltung unter dem 12. Vendem. VII. die Supprimirung der drei kölner Gymnasien mit ihren Regentien und Oekonomien und die Errichtung einer mit dem städtischen Unterrichtsfonds dotirten Centralschule des Roer-Departements in dem Gebäude der ehemaligen Jesuiten. Der Rector Dr. Best sollte mit Zuziehung des Universitäts-Empfängers Weyer die In-

Primärschulen.

Centralschule.

*) Beschluß vom 9. Flor. VI. d. d. Mainz.

ventarisirungen vornehmen, auf Grund deren die definitive Organisation der Centralschule vorgenommen werden könne. Das eigentliche Organisations-Decret wurde nun am 11. Brum. VII. vom Regierungs-Commissar Rudler erlassen. In diesem Decrete sprach sich der Grundsatz aus, daß über das sämmtliche Unterrichts-Vermögen der Stadt Köln weder von der Domainen-Verwaltung, noch von der städtischen Commune, sondern lediglich von der Departements-Verwaltung im Interesse des öffentlichen Unterrichts disponirt werden dürfe. Der gesammte Fonds der neu errichteten Centralschule sollte dem Professoren-Collegium zur Verwaltung überwiesen, aber unter die Oberaufsicht des Departements gestellt werden. Der Rector dieser Anstalt erhielt die Anweisung, der städtischen Municipalität nicht den geringsten Einfluß weder auf den Unterricht, noch auf die Vermögens-Verwaltung zuzugestehen, sondern nur mit der Central-Administration, an deren Stelle später die Präfectur trat, als der unmittelbar vorgesetzten Behörde, in Correspondenz zu treten. Das Princip, nach welchem die Centralschule als selbstständiges Rechts-Subject anerkannt wurde, verlangte auch, daß alles dasjenige, was bis dahin dem Unterrichtsfonds entfremdet worden war, wieder reclamirt und ersetzt werden solle. Der Magistrat aber hatte im Jahre 1797 das werthvolle Silberwerk der Ex-Jesuiten veräußert und den Erlös zur Berichtigung der der Stadt auferlegten Kriegssteuern verwandt. Der General-Gouvernements-Commissar, Staatsrath Jollivet, wollte diesen Eingriff in das Besitzthum der städtischen Unterrichts-Anstalten nicht zu Recht bestehen lassen. Er behauptete, daß die Centralschule ein unbestreitbares Anrecht auf das verkaufte Silberzeug habe, und decretirte unter dem 12. Flor. IX., daß die Stadt Köln den Erlös dieses Verkaufs, eine Summe von 38,734 Franken, an die Centralschule erstatten müsse.

Installation, Professoren.

Die feierliche Installation der Centralschule erfolgte am Nachmittage des 1. Frim. VII. auf dem städtischen Rathhause. Am 14. desselben Monats leisteten die Professoren den vorgeschriebenen Eid. Der rastatter Congreß hatte die Einverleibung der Stadt Köln in die französische Republik ausgesprochen, und es gab darum keinen stichhaltigen Grund mehr, die Ausschwörung des

verlangten Eides zu verweigern. Diese Professoren waren: Dr. Best, Chef des öffentlichen Unterrichts, für die Klinik, Dr. Dahmen für die allgemeine Sprachlehre und Philosophie, Faber, für die französische Literatur, Gall, für die alten Sprachen, Dr. Haas, für die Entbindungskunst, Dr. Kramp, für die Mathematik, Experimental-Physik und Chemie, Keil, für die Gesetzgebung, Reinhard, für die Geschichte, Dr. Stoll, für die Naturgeschichte und Botanik, Dr. Wallraf, für die schönen Wissenschaften. Die Vorlesungen begannen am 1. Pluv. im ehemaligen Jesuiten-Collegium. Das Gehalt der Professoren war ohne Unterschied auf 2500 Franken festgesetzt, wofür die Vorlesungen öffentlich und unentgeltlich gehalten werden mußten*). Wallraf bezeichnete als Zweck seines Unterrichts die Bildung junger Leute, die in die Welt treten sollen, zu Kennern, zu kritischen Beurtheilern und, wo Geist und Kraft dazu ist, zu Selbstschöpfern des Schönen in jeder Art der redenden sowohl als bildenden Künste, Weisung und Grundlage zur geschmackvollen, würdigen Behandlung und Anwendung höherer Wissenschaften u. s. w., ästhetische Erziehung der Schüler zu sittlichen, gesellschaftlichen, unterrichtenden Menschen sowohl, als zu dereinstigen Selbsterziehern in Privat- oder öffentlichen Instituten, zu Schätzern der Erzeugnisse des Fleißes und der Kunst, zu Beobachtern und Beurtheilern des Schönen auf Reisen u. s. w. Als Mittel zu solchem Zwecke gab er an: „Vorher eine raisonnirende Encyklopädie aller schönen, redenden sowohl als bildenden Künste, mit Vorzeigung und Anwendung der besten und besonders der erhabensten Muster in jeder derselben, zur Verbreitung nützlicher und unterrichtender Kenntnisse. Hierzu dienten: a) einleitende Kenntniß der Antike, der Mythologie und der Costumes; benutzt: Montfaucon, Antiquité expliquée, alte und neuere Mythologisten, Winckelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums, Lenz, Costumes der alten Völker, Anacharsis' Reisen, Abrisse alter Tempel, Statuen und Basreliefs in Sandrat's und Perrier's Werken. Der Professor wünschte sich hierzu noch die Werke von Piranesse,

Wallraf's Lehrgegenstände.

*) v. Bianco, Versuch einer Geschichte der Universität zu Köln, S. 78.

des Gobetz, Pietro Santo Bartoli, das Museum florentinum, die Antiquités Etrusques und das Herculanum von David's Ausgabe. b. Die anderen Kunstwerke in Bau-, Maler-, Bildhauer- und Gartenkunst zeigte und explicirte er durch Muster seines eigenen Vorrathes in Zeichnungen und Kupferstichen. Er benutzte die Schriften von Mengs, Ramdohr, Weinlig, Racknitz und der besten Reisebeschreiber in diesem Fache, zeigte den besten Geschmack in Ornamenten und dergleichen. In den redenden Künsten gab er so kurz als möglich Anleitung und Beispiele für Poetik und Rhetorik, würdigte die besten Muster, rieth, was hierin nützlich und unnütz zu lesen wäre, und zeichnete, so viel die Zeit es litt, die Charaktere der besten Schriftsteller der alten und neueren Zeiten. Verschiedenes über theatralische Künste, eingemischtes öffentliches Lautlesen und Declamiren ausgewählter Stellen. Auch über Mimik, Musik, Tanz und Anleitung zur Kenntniß guter Schriften darüber. Endlich ging er synthetisch über zur Erklärung des Schönen überhaupt, seiner Arten und Mißarten, zu Begriffen und zur analogischen Anwendung seines Canons auf jede Production in redenden oder bildenden Künsten, im Sittlichen und Anständigen, im Intellectuellen, dann eigentliche Philosophie des Schönen; endlich wurden bibliographische oder historische Kenntnisse eingestreut, wo solche nützen konnten *)."

Mängel der Unterrichts-Anstalten.

Die Centralschule war weit entfernt, die Anstalten ersetzen zu können, welche früher den niederen und höheren Unterricht in Händen gehabt hatten. Wie mangelhaft und reformbedürftig auch immerhin die frühere Gymnasial- und Universitäts-Einrichtung gewesen war, so mußte ihr im Vergleich zu der neuen Organisation doch der unbestrittenste Vorrang eingeräumt werden. Wie im Staate glaubten die republicanischen Politiker auch in der Schule mit schonungslosem Radicalismus aufräumen zu müssen. Nichts von allem dem, was an die seitherige Gewalt der Kirche auf dem Gebiete des Unterrichts erinnern konnte, fand Gnade vor ihrer stürmischen Reformsucht. Man riß nieder, ohne sich erst die Mittel

*) Handschrift.

zu kräftigerem Neubau zu sichern. Man zerstörte den ganzen Bestand des alten Schulwesens und dachte nicht daran, daß man mit den verkehrten Auswüchsen und Mißbräuchen zugleich jeden Keim einer gesunden Bildung mit vernichtete. Man sprach über Gymnasien und Universität das Todesurtheil, ohne zu fragen, ob man etwas Besseres an ihre Stelle zu setzen habe. Die Centralschule paßte der Form nach recht gut in den Schematismus einer Verwaltung, die mit kalter Herzlosigkeit jede theure Erinnerung aus dem Bewußtsein des Volkes herauszureißen suchte. In ihrer Zwitterstellung zwischen Gymnasium und Universität verstand sie weder bei der Bürgerschaft die geringste Sympathie zu wecken, noch unter der Jugend eine fruchtreiche Wirksamkeit zu gewinnen. Man sah nur mit erbittertem Mißtrauen auf eine Anstalt hin, die sich mit hochtrabenden Redensarten und ohne alle Berechtigung an die Stelle der alten Universität gedrängt hatte, die jeden Gedanken an deutsches Leben unterdrückte, jede Regung deutscher Wissenschaft niederhielt und jeden Rest deutschen Einheitsgefühls zerstörte. Die Universität hatte als ein werthvolles gemeinsames Gut der ganzen deutschen Nation und als ein heiliges Vermächtniß einer frommen, hochherzigen Vorzeit gegolten; in der Centralschule dagegen sah man nur eine Dressir-Anstalt für den neuen Republicaner-Sinn und ein willfähriges Werkzeug in den Händen einer nivellirenden Departements-Verwaltung. Zudem vermochte sie in Bezug auf den materiellen Unterricht durchaus nicht zu leisten, was die Stadt Köln mit Recht beanspruchen konnte. Die einzelnen Fachwissenschaften waren zu kärglich besetzt, als daß die wissenschaftliche Stellung dieser Anstalt sonderliches Vertrauen hätte erwecken können. Der angestrengteste Fleiß der einzelnen Professoren war nicht im Stande, den dieser Schule eingepflanzten Charakter der Halbheit und Oberflächlichkeit auszumerzen. Ihr Studien-Plan verlangte eine Vorbildung, welche die kölner Primärschulen nicht zu bieten vermochten. Dann schloß sie ihren Cursus in einem Stadium, in dem der Jüngling schon zu viel vom wissenschaftlichen Leben gekostet, um füglich in das bürgerliche Leben zurücktreten zu können, aber zu wenig allgemeine Vorbildung genossen hatte, um sich mit Erfolg einem gelehrten Berufe widmen zu dürfen. Abgesehen von der

Unzulänglichkeit der Lehrkräfte, fehlte es auch an den literarischen, naturhistorischen und kunstgeschichtlichen Hülfsmitteln und Sammlungen, wodurch allein erfreuliche Früchte der mündlichen Vorträge gesichert werden können. Wir wissen schon, in welcher Weise die Helden der Republik für die gründliche Ausleerung der kölner Bibliotheken, Cabinette und Sammlungen gesorgt hatten. Der bei der Centralschule als Bibliothecar angestellte Dr. Johann Bernhard Konstantin von Schönebeck wurde 1801 vom Präfecten beauftragt, in den Resten der Kloster-Bibliotheken und Archive der Provinz Ersatz für die Verluste zu suchen, welche die kölner Schulanstalten bis dahin erlitten hatten. Schönebeck war mit den schönsten Vollmachten zur Confiscation aller Handschriften, Druckwerke und anderer wissenschaftlicher Gegenstände ausgerüstet. Mit den kühnsten Hoffnungen zog er von Kloster zu Kloster, doch allerwärts fand er die Bibliotheken leer, die Archive ausgeräumt. Nur eine einzige Kiste mit Büchern, die aus dem Kloster der Minoriten zu Neersen in Köln anlangte, war das ganze Ergebniß dieser Rundreise *).

Schönebeck.

Secundärschule.

Die Centralschule bestand bis zum 30. Fructidor XII. An ihre Stelle trat am 1. Frimaire desselben Jahres (23. November 1803) eine Secundärschule, der man den schon bald vergessenen Namen „Gymnasium" wiedergab. Zum Director dieser neuen Anstalt wurde der ehemalige Professor der Philosophie und Präses der Katechisten im Laurentianer-Gymnasium ernannt. Lehrer waren: Wilhelm Lehmann, für die Kosmographie und Geschichte, ehemals Professor der Philosophie am Laurentianer-Gymnasium; Rudolf Adolf Heuser, für die griechische Sprache, ehemals Professor der griechischen Sprache und der Rhetorik am Laurentianer-Gym-

*) Handschrift. — Schönebeck war geboren zu Düsternau in der Grafschaft Hachenburg. Er studirte in Köln und Duisburg Medicin. Seine Stellung an der Centralschule wurde ihm verleidet, und er ließ sich als praktischer Arzt in Altenkirchen nieder, wo er auch gestorben ist. — Was von den Archiven der einzelnen Stifter und Klöster noch vorhanden, wurde nach Aachen transporirt; hier blieben diese Archivalien in Kisten und Fässern verpackt, bis sie von Preußen den Provincial-Archiven oder dem Königlichen Staats-Archive überwiesen wurden.

nasium; Johann Baptist Lugino, für die deutsche und französische Sprache, ehemals Professor der nämlichen Sprachen und der Dichtkunst am Laurentianer-Gymnasium; Johann Desant, für die Mathematik, ehemals Professor der Dichtkunst und Geschichte am Laurentianer-Gymnasium; Stemmeler, für die Naturgeschichte, ehemals Professor der Dichtkunst und Geschichte am Montaner-Gymnasium, und Juttel, für die lateinische Sprache, ehemals Professor der Philosophie am Ex-Jesuiten-Gymnasium. Später traten noch die Professoren Breuer, Alexius und Löhr hinzu. Die Schüler waren in vier Classen eingetheilt. Zum Eintritt in die unterste Classe war ein Alter von zehn Jahren und einige Kenntniß der lateinischen Sprache erforderlich. Der Genuß der an die früheren Gymnasien geknüpften Stiftungen wurde jetzt durch den Besuch dieser Secundärschule bedingt.

Diese Schule bildete aber nur die Vorbereitung zu einem höheren Unterrichte. Die Verwaltungs-Commission und die städtische Behörde bemühten sich darum, vom Gouvernement auch die Erlaubniß zur Errichtung der höheren Curse in der Moral, der Physik, der Mathematik, der Logik und den schönen Künsten zu erwirken. Mit besonderem Eifer war Thiriart in dieser Angelegenheit thätig. Der Besuch, mit dem der Kaiser Napoleon im September 1804 die Stadt Köln erfreute, bot der Verwaltungs-Commission 1804.
eine günstige Gelegenheit, sich beim Kaiser selbst um die Bewilligung einer höheren Unterrichts-Anstalt zu verwenden. Napoleon erkannte die Triftigkeit der von den Commissaren Klespe, Kempis und Thiriart entwickelten Gründe an. Auf seinen besonderen Befehl ertheilte der Präfect, Staatsrath Laumond, am 10. Vendemiaire XIV. der Verwaltungs-Commission die Erlaubniß, die höheren Curse in der Moral, der philosophischen, mathematischen und physicalischen Wissenschaft provisorisch zu eröffnen. Die definitive Organisation erfolgte auf Grund eines aus St. Pölten datirten Decretes des Kaisers Napoleon vom 22. Brumaire XIV. Hiernach erhielt die in dem Locale des ehemaligen Laurentianer-Gymnasiums bestehende Anstalt den Titel: Communal-Secundärschule ersten Grades. Der unter dem Namen Communal-Secundärschule zweiten Grades neugegründeten Anstalt wurde das Gebäude nebst Dependenzien des Jesuiten-

Collegiums und das ehemalige Kloster St. Maximin zum Gebrauch überlassen. Sämmtliche Güter, Capitalien und Einkünfte der Stiftungen der ehemaligen Gymnasien, so wie die Güter und Einkünfte der aufgehobenen Jesuiten wurden zum Unterhalt der Schulen ersten und zweiten Grades bestimmt. Die Verwaltung dieser Fonds wurde einer Verwaltungs-Commission, Bureau d'administration, bestehend aus dem Unter-Präfecten, dem Maire, zwei Gemeinderäthen, dem ersten Procurator beim ersten Instanz-Gerichte, dem Friedensrichter der Section und den Directoren der Secundärschulen, übertragen. Es waren dies: von Klespe, Unter-Präfect, von Wittgenstein, Maire, Keil, kaiserlicher Procurator, Bertram, Friedensrichter, von Heinsberg, Director der Schule zweiten Grades, von Herwegh und von Geyr, Municipalräthe, und Overbach, Director der Schule des ersten Grades. Im Februar 1806 trat diese Commission ins Leben; am 10. Juni wurde ihr noch Thiriart als Procureur-Gérant zugegeben. Der Unterricht der Schule ersten Grades umfaßte: in der ersten Klasse: die Elemente der lateinischen, französischen und deutschen Sprache und die vier Species; in der zweiten: die Syntax, Aufsätze und Uebersetzungen in jeder der drei Sprachen; in der dritten: die Prosa, die Mythologie, die Verskunst in den drei Sprachen, die Elemente der griechischen Sprache und die Mathematik; in der vierten: die Dicht- und Redekunst in den drei Sprachen, die Erklärung der classischen Schriftsteller, die Fortsetzung der griechischen Sprache und der Mathematik bis zu der Lehre von den Kegelschnitten. In der Schule des zweiten Grades war der Unterricht in drei Klassen getheilt. In der dritten Klasse wurde Encyklopädie der Wissenschaften, Logik, Geschichte der philosophischen Systeme, Mathematik, Deutsch, Französisch, Griechisch, Geschichte und Geographie, in der zweiten Botanik, Mathematik, Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, Erklärung griechischer und römischer Classiker, Naturgeschichte, in der ersten Chemie, Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, Oekonomie, Mathematik und Physik gelehrt. In Bezug auf den Religions-Unterricht waren die Secundärschulen unter die Aufsicht der Bischöfe gestellt. Napoleon hatte den Bischöfen das Recht zugesprochen, von Zeit zu Zeit sich zu ver-

1806.

Lehrgegenstände.

gewissern, ob die Zöglinge der öffentlichen Unterrichts-Anstalten zum Besuche des Gottesdienstes gehörig angehalten und in den Grundsätzen der katholischen Religion zureichend unterrichtet würden.

Neben dem Director von Heinsberg wirkten an der Secundärschule zweiten Grades als Professoren: Wallraf, erster Professor der schönen Wissenschaften, Kramp, erster Professor der Mathematik, Physik und Chemie, Heuser, Professor der Logik und der alten Literatur, Friedrich von Schlegel, zweiter Professor der schönen Wissenschaften; an seine Stelle trat am 17. Mai 1808 Richard Benedict Schmitz; Heister, zweiter Professor der Mathematik, Cassel, Professor der Naturgeschichte.

Köln wünscht eine Akademie.

Wenn auch dieser Schuleinrichtung, namentlich in Bezug auf die Heranbildung zum Geschäftsleben, manche Vorzüge nicht abgesprochen werden können, so konnten hierdurch die Mängel doch nicht ersetzt werden, durch welche die Pflege der Fachgelehrsamkeit und der eigentlich gelehrten Bildung in Köln verhindert wurde. Es mußte daher der städtischen Verwaltung Vieles daran liegen, daß bei der neuen Organisation des französischen Unterrichtswesens die Stadt Köln mit einem Institute bedacht werde, auf dem der Abschluß eines gelehrten Fachstudiums möglich gemacht werden könne. Die Verwaltungs-Commission trug darum darauf an, den Secundärschulen ersten und zweiten Grades die mit den Facultäten der Wissenschaften und Künste verbundenen Privilegien zu gewähren, dann in Köln eine Facultät der Medicin und eine der Jurisprudenz zu errichten und endlich das kölner Priester-Seminar in eine theologische Facultät umzuschaffen. Thiriart benutzte seine Anwesenheit in Paris, um die Ansprüche der Stadt auf eine Académie particulière beim Minister des Innern durch ein eigenes Promemoria zu unterstützen. Auch Wallraf wollte bei dieser Angelegenheit, die er als eine Lebensfrage seiner geliebten Vaterstadt ansah, nicht theilnahmlos und unthätig bleiben. In einer freimüthigen lateinischen Zuschrift an den Großmeister der Universität, Herrn von Fontanes, entwickelte er alle Gründe, welche die Stadt Köln zur Beanspruchung einer Akademie berechtigen konnten. Wallraf's und Thiriart's Bemühungen wurden aufs kräftigste vom General-Procurator beim Cassationshofe zu Paris,

Gottfr. Wilhelm Daniels, unterstützt. Die Verhandlungen in
1810. dieser Angelegenheit schwebten bis zum Jahre 1810. Als bei Gelegenheit der Vermählung des Kaisers Napoleon mit der österreichischen Erzherzogin Marie Louise Thiriart wiederum als Vertreter der Stadt nach Paris gesandt wurde, glaubte Wallraf den Zeitpunct gekommen, wo der Wunsch seines Herzens würde erfüllt werden. Er hoffte, daß Daniels seinen ganzen Einfluß aufwenden werde, um die Stadt Köln mit einer Akademie zu be-
Wallraf an Daniels. glücken. „Sie wissen gar zu gut," schrieb er an Daniels, „wie es bei der Neige der Revolution mit und gegen uns Kölner ging. Iliacos intra muros et extra peccatum est. Für die Wiedergeburt der alten römischen, fränkischen und deutschen ehrwürdigen Colonia ist hier aus Haß der geist- und weltlichen Gemeinschaft mit den damaligen Franzosen, und auswärts aus Nachbarneid und Eifersucht schlecht gesorgt worden. Just die befangensten Rechts- und Staats-Agenten waren hier die Orakel. Bonn und Aachen hatten durch die dahin gelungene Verlegung der Autoritäten und durch ihr Spiel mit uns gewonnen. Hier ward durch Unbekanntschaft und Unbeholfenheit mit der Jetztwelt und durch gewöhnliche Beharrlichkeit auf verlegenen Systemen die Gründung einer besseren Zukunft für uns gegen so vielfache bessere Warnung, wobei ich selbst manchen Scheelblick, manche Verfolgung gelitten habe, leider vernachlässigt. Präfectur, bischöflicher Sitz, höheres Tribunal, alle Ornamenta antiquae metropoleos sind für uns verloren gegangen. Nur die Regeneration einer Akademie war uns noch übrig. Mißlingt diese, in quantam fluximus umbram! .... Ich hätte gewünscht, daß man bereits vor zwei Jahren in den Schöpfungstagen der Akademien zugleich vor dem Throne gestanden hätte; allein die alten Fehler und, unter uns darf ich es lispeln, mitunter die persönlichen, hier außerordentlichen Neckereien, welche noch jetzt den Gang des Werkes von einer Ihnen vielleicht nicht unbekannten Seite lähmen und mit Nachtheilen des öffentlichen Vertrauens und Interesses zu hartnäckig beschädigen und verfolgen, sind ein für uns unglückliches, dennoch, wie man sich schmeichelt, mit Mühe nun zu Schlaf gebrachtes Ungeheuer für unsere Andromeda am Felsen. ....

„Um nicht Alles für die Zukunft zu verlieren, war es doch nothwendig, sich, wie ich dafür halte, bis zu den letzten Kräften zu regen. Nun kamen, heu fortuna, wie Horaz sagt, die Vermählungsfeste dazwischen und forderten für die Sache mehr Aufopferung; allein was war zu thun! Einen gewandteren und französischeren Geschäftsmann hätte man wohl nicht hinsenden können, als Thiriart; aber über die Ausdehnung seiner Instructionen und Mittel bin ich nicht unterrichtet. Wie sehr ich es aber für mein liebes Köln wünsche, daß wir nicht ohne eine akademische Anstalt von einigem Glanze blieben, dies habe ich selbst mir am Anfange des Jahres die Freiheit genommen, als letztgewesener Rector der kölnischen ehemaligen Universität, in der Sprache, worin ehemals die Tochter an ihre Mutter zu Paris schrieb, durch einen nicht ganz unkühnen Brief an den Großmeister von Fontanes vorzutragen, worauf er mir höflich und tröstlich geantwortet hat. Ihm zeigte ich es auch an (und wirklich sind alle Schriften dafür fertig, welche mit dem diesjährigen Budget zu ihren Behörden gelangen sollen), daß ich bei der Eröffnung einer solchen Akademie zu Köln mein Vermögen an ihr dienlichen Ornamenten, in einem Capital von 120,000 Franken, der Stadt Köln als Donation übergeben wollte, wofür ich mir neben kaum einigen kleinen Vortheilen nur 25 fixe Jahre lang (da ich schon 60 alt bin) jährlich, wenn Se. Kais. Majestät oder das Departement nichts weiter zusetzen wollten, 2000 Franken Interessen davon zu ziehen begehre. Ein größeres Opfer hat doch keiner der Professoren, welche man zu Domherren und weiß nicht was ausgeschnitzt hat, seit langer Zeit seinem lieben Köln gebracht. . . . .

„Man hat a gesagt, und die Lection muß jetzt ganz aufgesagt werden. Daran liegt doch etwas, daß man, so viel als möglich ist, mit Ehren versucht, das Ziel zu erreichen. Wir haben schon zu viele Vorbereitungen für eine Akademie bei der Stadt: die vortreffliche Instrumenten-Sammlung, einen Garten von 10,000 oder 11,000 Pflanzengattungen, ein hinlängliches klinisches und chirurgisches Spital, ein Maturitätshaus, eine Schule des Accouchements für das ganze Departement mit einem Professor, ein bischöfliches Seminar mit sechszig Candidaten, ein Laboratorium und nun, mit

Hinzurechnung meiner eigenen Collectionen, die über 400 Gemälde aus allerhand Schulen und besonders eine Serie der alten kölnischen Meister von Anno 1000 bis auf unsere Zeiten, eine Sammlung von 20,000 Stück Kupferstichen und Zeichnungen, die römisch-kölnische Sammlung von Aren, Inschriften, Utensilien, Münzen u. s. w., allerhand Alterthümer mittlerer Zeit, eine große, mit vielen Seltenheiten gefüllte Bibliothek umfassen; alles dieses werde ich dafür aufopfern, und so Vieles, wie vielleicht nicht manche Akademie in Frankreich aufweisen kann, soll nicht verdienen, zum öffentlichen Gebrauche und zum Glanze des Ruhmes verwerthet zu werden in einer der ersten Gränzstädte des Reiches, die sonst den aus Deutschland kommenden Fremden eine erbärmliche Larve des glorreichsten Kaiserthums darbieten müßte? Wir werden in unserer Stadt mit wenigen Auslagen mehr ausrichten, als andere Akademieen mit so vielen Mitteln vermögen. Müßten auch ein paar wichtigere Professoren, deren Ruhm gegründet ist, jetzt etwas theurer bezahlt werden, die dafür zwei oder drei Collegia den Tag geben können, so haben wir nur für Nachkommende zu sorgen oder gesorgt, die zu gleichem Ruhme heranwachsen können und auch pro fama patriae etwas wohlfeiler zu leisten sich ernst angelegen sein lassen. Nur bitte ich Sie, bester Mann, wenn Sie dazu etwas können, es zu veranlassen, daß uns keine so erbärmliche und widersinnige Kerlchen von Paris geschickt werden, als deren wir uns selbst schämen müßten.

„Für vier Facultäten war ich und bin ich auch noch gestimmt, für eine Facultät de droit war ich nicht und bin es noch nicht. Dies ist der Punkt, worin ich hier zurückhaltend und sparsam vor der Hand sein wollte. Diese ist es auch, welche, wie ich immer glaubte, die meiste Beschwerniß für ihre Errichtung und ihr Aufkommen dahier machen würde. Ihre theure Unterhaltung (verzeihen Sie mir, wenn ich gegen das Fach spreche, worin Sie uns so viel Ruhm und einen so ausgebreiteten Glanz des Namens unserer Stadt stifteten) von Männern, wie sie sein müßten und zu deren Stellen sich hier ex titulo Klüngel allerhand Unberufene eindrängen würden, würde ich deßwegen lieber an das medicinische Fach legen, worin wir schon so viel Apparat haben. Wenn dieser

Punkt unter Ihrem Beirath ventilirt werden sollte, so bitte ich Sie, Bester, in diesem System zu sprechen. Wer weiß, ob die Facultät von Coblenz, deren Dasein uns deßwegen das ganze Geschäft wohl erschwert hat oder noch erschweren möchte, alsdann über 12 bis 20 Jahre nicht proprio motu mit ihren eigenen Fonds hinzukommen möchte?

„Endlich zum Hauptpuncte des Inhalts Ihres lieben Briefes, worin Sie das Vertrauen hatten, mir zu melden, daß man in Rücksicht der Auswahl der Professoren sich vielleicht an meine unverfängliche Bekanntschaft mit unsern Köpfen wenden würde: darf ich ante decretum Dei, wie wir arme Thomisten bei den Montanern ehemals nachlallen mußten, mit meinen Gedanken darüber zuvorkommen, so folgt diese meine Exomologesis darüber: Ich weiß, daß der kölnische Klüngel, uti supra, schon sein Wesen darin getrieben hat. Durch eine wunderbare Schuld oder Unschuld des Herrn Th. brachte nun auf einmal der kölnische H. Simons eine Liste vorgeschlagener oder sich als solche schon dafür haltender Professoren ins Publicum. Ohne daß dieses Factum schon viel Unwillen und Verlegenheit bei den Administratoren verursachte, erbitterte es mehr noch zur Hintertreibung des ganzen Geschäftes die im Wahn Vorbeigegangenen, und seitdem hatten sich Hans und Hänschen zu der Partei jenes wichtigen Contradicenten geschlagen. Unser Abgeordneter Th. hätte doch den Wiquefort und ähnlicher Autoren Maximen über die Verschwiegenheits-Pflichten eines seines Gleichen voraus mehr lesen sollen; oder sollte es ihm nur Spaß gewesen sein, ohne Vorhergefühl solcher Folgen die Geister hier zu verwirren? Daß er in Rücksicht seiner Nachtheile und eigenen Aufopferungen bei dieser Reise an seine eigenen Leute und Interessenten denkt, scheint als etwas Menschliches verziehen werden zu müssen. Aber dennoch sind sein Vetter Klöcker, ein guter Mensch, und eben so sein Landsmann Hensay, sonst ein guter praktischer Arzt, Leute, die sich nie zu Professoren bildeten, noch bilden werden oder könnten. Crefeld von Bonn ist über 60 Jahre alt, verschlissen und für ein neues Köln nicht mehr der Mann; er hat mir auch selbst gesagt, daß er nicht kommen würde. Hier wäre Rougemont für seine ehemals getriebenen Fächer der

Erste; zweitens Cassel, ein junger, talentvoller Mensch, welcher wirklich die Naturgeschichte, medicinische Botanik und seit Kurzem die Chemie gibt, dann auch noch die Materia medica dazu nehmen und in diesen durch Hülfsmittel und Praktik verbundenen Fächern in Zeit von wenigen Jahren rechtschaffen werden wird, welcher auch in Paris studirte, aber sich seit seines Hierseins sehr weit gebracht hat, welcher Französisch, gut Latein, Griechisch und Italienisch versteht und sonst in vielen Dingen erfahren ist. Drittens Peipers junior, der aber seiner großen Praktik und Gesundheitsschwäche wegen sich nur zu ein paar freiwilligen, unbezahlten Vorlesungen in sichern Jahrszeiten erboten hat. Dann Haas, welcher mit seinen Accouchements-Anstalten und Lehrvorträgen im Gebährhause hinlänglich beschäftigt ist; endlich D'Hame, ein sehr geschickter Arzt, aber einer der seines von Simons verschwiegenen Namens halber äußerst gegen Alles aufgebrachten Partisanen; für seine Empfehlung und Anstellung von Seiten der Commission bleibt keine Hoffnung. Dann hört man auch von Wegeler von Bonn sprechen, der, ich weiß nicht durch wen, sich angebracht hat. Ich glaube aber, daß man lieber und nützlicher einen vortrefflichen, schon bekannten Professor irgendwo von einer deutschen oder holländischen Universität berufe, welcher keine Praktik habe und täglich drei bis vier Vorlesungen ungehindert geben könne. Wäre dann noch ein berühmter französischer Professor irgendwoher zu haben, der gegen 3- bis 4000 Franken die Stelle eines Clinicus versähe, aber auch ein moralischer, gelehrter Mann und kein Narr wäre, dann hätte ich meine Wünsche erfüllt.

„Was die theologische Facultät betrifft, sind wir wiederum mit unsern einheimischen Aposteln sehr übel daran. Der Senior Seminarii, Förster, wäre recht gut für Kirchengeschichte, Liturgie, Pastoral u. s. w., aber er ist von keiner guten Gesundheit und nicht unbeschäftigt genug von Nebendingen und Scrupeln. Dr. Anastasius Weiz, den Sie von Bonn aus kennen, und der zu Heidelberg ehedem Professor war, paßt für die evangelische Moral und dergleichen Dinge. Ein sicherer Exaugustinus Westhof, der auch ehemals in Bonn studirte, ist ein heller Kopf und gibt noch Privat-Vorlesungen, ich glaube über Sünden und Sündenmaß; er

that auch schon etwas in der Kirchengeschichte, und er würde sich wohl mit der Zeit schicken. Andere unserer alten Theologen sind wohl etwas beschränkt, nicht mit der Zeit fortgeschritten und häcklicht. Bruhon würde sonst gern etwas annehmen. Indessen wachsen uns Leute heran, wie der Vetter von unserem verstorbenen Pastor Anth, der dessen ganze schöne Bibliothek geerbt hat, der sein Hebräisch, Griechisch und Latein hinlänglich versteht und nun schon vom Bischof von Mainz als Professor seines Seminariums mit vortheilhaften Bedingnissen gerufen worden ist, aber noch hier verweilt. Er ist erst 24 Jahre alt und noch nicht in ordinibus. Dieser und dergleichen werden sich schon machen. Ein paar der ersten Pfarrer müßten immer Professoren der Theologie sein. Hoffentlich würden wir dann bald bessere Prediger und gebildetere Geistliche erhalten. Ich hatte dem Herrn General-Vicar und auch dem Präses im Seminar schon den Vorschlag gemacht, ob es nicht zuträglicher wäre, daß jährlich unserer kölnischen Seminaristen etwa ein halbes Dutzend mit anderen aus französischen Seminarien verwechselt werden könnten; dann bekämen wir doch einmal französische Prediger, deren wir jetzt außer Herrn DuMont noch keinen haben, französische Beichtväter, mehr gebildete und in die Höhe schauende Geistliche, Geistliche, welche Welt- und Sittenkenntniß besäßen; aber wir haben zu wenig große Männer, keine philosophische Religions- und Dogmen-Ausleger, keine Männer der Zeit zu hoffen.

„Für die Facultät der schönen Künste, und zwar der mathematischen Wissenschaften, haben wir einstweilen unsere Leute, obschon Kramp nach Straßburg abgegangen ist. Nur müßte man der schönen lateinischen Sprache hier durch gutes Lesen und Componiren, durch lautes und richtiges Prononciren, durch größere Pflege der Prosodie, welche ganz durchaus versäumt wird, aufhelfen. Neben meinem Collegium über die Philosophie des Schönen und über die lateinischen Classiker hab' ich mich auch erboten, wenn man meiner Alterthums-Sammlung die Räume eingibt, die ich als am füglichsten dafür bestimmt habe, darüber auch ein Collegium zu eröffnen und Köln insonders auch von daher interessanter zu machen. Für eine Zeichnungs-Akademie und eine Maler-Bil-

dungsschule ist nun Alles schon gesammelt, und ich werde auch nach meinem Vermögen dazu mitwirken. Es gibt auch noch gute Leute, die durch Geschenke von dienlichen Gegenständen uns mit helfen wollen. Als Dekan meiner Facultät werde ich nun Verschiedenes mitzureden haben. Eine höhere Stelle verlange ich gar nicht, und angeboten, würde ich sie ausschlagen; denn ich könnte, durch die immerwährenden Schreibereien behindert, nichts Wesentliches für das Gute, was ich vorhabe, wirken.

„Hier, Hochzuverehrender, haben Sie meine Beichte. Können Sie, wie ich hoffe, in der Sache für unser liebes Köln wirken, so bitte ich um alles, was sich noch thun läßt. Einmal nichts, ist allzeit nichts. Ist die Akademie auch nur provisorisch einmal da, so ist der Grund gelegt, und auch bei Veränderungen folgt weniger Widriges. . . .*)."

1810—1814. Der Erfolg schien den kölner Hoffnungen günstig sein zu wollen. Am 7. September 1810 verfügte der Universitätsrath, daß, da die Stadt Köln hinlängliche Mittel zur Errichtung und zum Unterhalt einer Akademie sowohl in Hinsicht der Fonds als der bestehenden wissenschaftlichen Anstalten, Kunstsammlungen und sonstigen zweckmäßigen Eigenschaften zu besitzen nachgewiesen habe, das Gesuch dieser Stadt in Betracht genommen und in der allgemeinen, dem Kaiser vor dem 1. Januar 1811 vorzulegenden Aufstellung inbegriffen werden solle. Bevor noch der Kaiser seinen endgültigen Ausspruch in dieser Frage gethan, beschloß der Unterrichtsrath, zur leichteren Ausführung des Akademie-Projectes die in Coblenz errichtete Rechtsschule nach Köln zu verlegen. Weil der Kaiser aber das vom Akademierathe in Aussicht gestellte Decret nicht unterzeichnete, mußte auch die Ausführung dieses Beschlusses unterbleiben. Bis zu einem günstigen Zeitpunkte sollte sich Köln vorläufig mit einem Lyceum begnügen. Unter dem 10. November 1813 benachrichtigte der Minister des

*) Schreiben vom 20. Juni 1810.

Innern den Präfecten Ladoucette, daß Köln unter der Zahl der Städte begriffen sei, die durch das Decret vom 29. August Lyceen erhalten sollten. Ueber die Organisation dieser Anstalt sollte durch ein Special-Decret verfügt werden. Der Minister beabsichtigte, das neue Lyceum in dem ehemaligen Jesuiten-Gebäude zu errichten. Die Kosten der ersten Einrichtung waren zu 38,000 Franken veranschlagt. Wallraf änderte schon in seinem Straßenbenennungs-Entwurfe den Namen der Marcellenstraße in Rue de licée. Doch in Folge des dem Rheine immer näher rückenden Kriegsgetümmels blieb das Decret über die Gründung des kölner Lyceums unausgeführt.

Eilftes Capitel.

Die Rhein-Universität.

Stimmung gegen Napoleon.

Seit Napoleon seine ungeheure Gewalt, statt sie zur Beglückung seiner Unterthanen zu benutzen, nur zur Unterdrückung der Völker und zur Befriedigung seiner maßlosen Herrschsucht zu mißbrauchen begann, verwandelten sich die Segensworte, mit denen man diesen Selbstherrscher früher als den Begründer einer glücklichen Zukunft begrüßt hatte, vielfach in Fluch und Verwünschung. Der Hauch der Freiheit berührte wie ein elektrischer Schlag die so lange geknechtete deutsche Nation, und in muthigem Freiheitsdrange griff jeder, in dessen Herzen noch irgend Liebe zum Vaterlande schlug, nach dem Schwerte, um den verwegenen Dränger in seine gebührenden Gränzen zurückzuweisen. Eine allgemeine Begeisterung durchzuckte wie ein heiliges Feuer das ganze Volk. Alles erhob sich gegen den Repräsentanten jener gewissenlosen Gewaltherrschaft, welche Staaten abtheilte nach Flußlinien, Chausseen oder Canal-Convenienzen, welche die Völker regierte, als seien sie bloß eine Grundlage für Steuer- und Conscriptions-Tabellen, und welche kein Eigenthum, kein Gebot der Kirche, keine fromme Erinnerung der Väter achtete. Das stolze Gerüst der Napoleonischen Tyrannei brach zusammen. Die Sclavenketten wurden zerrissen, und das Jubelgeschrei der wiedererrungenen Freiheit erschallte durch alle Gaue des deutschen Vaterlandes. Als am 15. Januar 1814 die ersten Abtheilungen der alliirten Truppen in Köln einrückten, begrüßte die gesammte Einwohnerschaft freudig diesen Tag als den Beginn der so lange vermißten Freiheit.

Manches bissige Witzwort wurde in den Tagesblättern den fliehenden Franzosen mit auf den Weg gegeben. Auch Wallraf gab seiner Freude über den Sieg der deutschen Waffen in dem humoristisch-satirischen „Abschied an die Franzosen" Ausdruck. In den Schulen, Kanzleien und Gerichtssälen wurde sofort die deutsche Muttersprache wieder in ihr Recht eingesetzt. Der von den allürten Mächten für den Nieder- und Mittelrhein bestellte General-Gouverneur Sack begann, sich sofort die neue Organisation des dortigen Schul- und Erziehungswesens ernstlich angelegen sein zu lassen. Auf den Bericht des zum Director des Unterrichts der niederrheinischen Provinzen ernannten ehemaligen Gymnasial-Rectors Grashof entschloß sich die Regierung, nicht mit halben Maßregeln an dem alten, auf französischer Grundlage ruhenden Unterrichts-Gebäude auszubessern, sondern dasselbe lieber sogleich ganz niederzureißen und an seiner Stelle einen neuen kräftigen Bau auf deutschem Boden aufzurichten. Durch die Schule hatte das französische Gouvernement sich bemüht, im rheinischen Volke jedes deutsche Element zu vernichten; durch die Schule sollte jetzt das stolze Gefühl der deutschen Nationalität wieder gewonnen werden. Die Männer, welche das preußische Schulwesen organisirten, verachteten jene Nützlichkeits-Theorie, welche, gegen die Bildung als solche gleichgültig, nur das Wissen, und auch dieses Wissen nicht um seiner selbst, sondern um des praktischen Vortheils willen, schätzt. Sie hielten wenig von dem eigentlichen Fachwissen, und es war ihre Absicht, eine wirkliche wissenschaftliche Erziehung an die Stelle der französischen Abrichtung und Fach-Dressur treten zu lassen. Sie erkannten recht wohl, daß in Sachen der Jugendbildung der kürzeste und billigste Weg nicht immer der beste und heilsamste ist. Ihr System beruhte weniger auf einem Utilitäts- als auf einem Humanitäts-Princip. Sie ahnten die Gefahr, welche den höheren Interessen durch eine exclusive Pflege der Realstudien drohte; die classischen Studien wollten sie vor den Naturwissenschaften bevorzugen, um dem gefährlichen Geiste des Materialismus den Weg in die Schule wie in das Leben möglichst zu versperren.

Die Alliirten.

Die Secundärschule ersten und zweiten Grades wurde aufgehoben, und an die Stelle trat ein mit zwei Vorbereitungs-Collegien

verbundenes vierklassiges Gymnasium. Zum Director dieser neuen Anstalt wurde der um das höhere Schulwesen wohlverdiente Professor Seber aus Aschaffenburg ernannt. Bis zu seiner Ankunft, im October 1815, versah Wallraf als Senior der Professoren das Amt des Directors.

Seber.

Wie wenig diese neue Schuleinrichtung auch den gerechten Ansprüchen der Stadt Köln, den früheren reichsstädtischen Unterrichts-Verhältnissen und den Wünschen der kölner Bürgerschaft entsprach, so glaubte man sie doch als den Vorboten einer großmüthigen landesherrlichen Fürsorge und als die Grundlage zu einer mit der Würde und der Bedeutung der Stadt in Verhältniß stehenden Studien-Einrichtung begrüßen zu dürfen.

Wallraf wollte die wirre, trostlose Zeit vom Abzuge der Franzosen bis zur Herstellung sicherer, gesetzlicher Zustände unter einer neuen Regierung nicht vorübergehen lassen, ohne alle Mittel zu einer wenigstens theilweisen Wiedergewinnung der früheren Herrlichkeit aufzubieten. Drei Dinge waren es, die ihm im Interesse seiner Vaterstadt ganz besonders am Herzen lagen: die Zurücklieferung der von den Franzosen geraubten Antiquitäten und Kunstschätze, die Rehabilitirung der früheren reichsstädtischen Unabhängigkeit und die Wiedererrichtung der aufgehobenen Universität.

Der aus Deutschland geführte Raub.

Als die Verbündeten zum ersten Male in Paris einzogen, wollten sie aus überzärtlicher Besorgniß für die Empfindlichkeit der Franzosen die geraubten Schätze der Kunst und Wissenschaft nicht mit Beschlag belegen und den rechtmäßigen Eigenthümern zurücksenden. Sie täuschten sich in der Zuversicht auf Ludwig's XVIII. Großmuth, der ungezwungen das fremde Gut zurückstatten sollte, aber seiner Verheißung nicht nachkam. Der Besitz dieser Kunstwerke hatte zu nichts weiter gedient, als das Volk in der Einbildung zu bestärken, Paris sei der Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften, indessen die Schätze, die geraubten Handschriften und Urkunden unbenutzt und ungewürdigt wie todt aufgehäuft lagen. Bei den Unterhandlungen über die Capitulation von Paris hatten die Franzosen den Bestand der öffentlichen Sammlungen zu sichern gesucht, Blücher aber erklärte, daß er nie dazu einwilligen, sondern die geraubten Gegenstände zurücknehmen werde, und Wellington

hatte ihm darin beigestimmt. Nicht ohne Einfluß waren auf diesen Entschluß des Feldmarschalls die Bemühungen des dem Kronprinzen von Preußen als Adjutanten zugegebenen Volontär-Officiers Everhard von Groote gewesen. Dieser Freund und Schüler Wallraf's bot Alles auf, um seine Vaterstadt Köln wieder in den Besitz der ihr geraubten Kunst- und wissenschaftlichen Schätze zu setzen. Hauptsächlich auf sein Betreiben entschloß sich Blücher, schleunigst Hand ans Werk zu legen und die Bücher, Handschriften, Urkunden, Bildsäulen, Gemälde, Münzen und sonstigen Kunstwerke, welche die Franzosen aus Deutschland entführt hatten, den rechtmäßigen Eigenthümern zurückzugeben. Ev. v. Groote.

Auf Groote's Anregung setzte Blücher unter dem Vorsitze des General-Intendanten, Staatsrathes Ribbentrop, eine Commission nieder, welche die Rücklieferung der aus den königlich preußischen Staaten geraubten Schätze der Kunst und Literatur besorgen sollte. Durch diese Commission wurde der Ober-Präsident und Geheime Staatsrath Sack ersucht, ein genaues Verzeichniß aller in der Rheinprovinz geraubten Kunstschätze nach Paris einzusenden. In Folge dessen forderte Sack die Bewohner des Rheinlandes auf, ihm in dieser Angelegenheit hülfreich zur Hand zu gehen. „So weit meine Kenntnisse der aus den königlichen Rheinprovinzen nach Frankreich geschleppten Kunst- und Literaturschätze reichten," schrieb er, „habe ich das Verzeichniß derselben bereits an die Restitutions-Commission gesandt; doch ist es möglich, daß noch von Manchem mir die Kunde fehle. Ich ersuche daher jeden Freund der Kunst und des Vaterlandes, welcher eine hieher gehörige, nicht durch Offenkundigkeit oder Berichte der Behörden bis zu mir gelangte Notiz besitzt, sie mag ein Kunstwerk des Pinsels oder der Plastik, Kleinodien oder Reliquien, Urkunden, Manuscripte, Incunabeln oder andere Schätze betreffen, selbige mir schleunigst zur ferneren Benutzung mittheilen zu wollen. Der Augenblick ist günstig, wir müssen ihn festhalten; unsere Kindeskinder würden uns vor Gott und Nachwelt verklagen, hätten wir in irgend einer Beziehung es nicht gethan *)." Rücklieferungs-Commission

*) Kölnische Zeitung, Nr. 121, 1815.

Denkschrift Wallraf's.

Auf diese Bekanntmachung begann Wallraf sofort, eine detaillirte Aufstellung der sämmtlichen Verluste anzufertigen, „welche die ehemalige Reichsstadt Köln bei dem Eintritte und unter der zwanzigjährigen Herrschaft der Franzosen an ihrer Ehre und ihren alten Vorzügen, an ihrem Gemeinde- und Familienvermögen, an ihren Monumenten für Geschichte, Wissenschaft und Kunst erlitten hatte." Während Wallraf in Köln die „Specification aller durch französischen Zwang und Raub erlittenen Verluste, die Vorschläge über die Mittel zur Entschädigung der erfahrenen Nachtheile und die demüthigsten Bitten um kräftige Unterstützung der tief gesunkenen Stadt" zum Druck bereitete, handelte von Groote an Ort und Stelle mit der entschiedensten Energie für die Zurückschaffung all des kölner Eigenthums, das in den einzelnen pariser Museen und Magazinen aufgefunden werden konnte. Und wohl that ein solches energisches Handeln noth; war doch das ganze Entschädigungs-Geschäft zu Ende gebracht, ehe Wallraf über den vierten Bogen seiner sorgfältig ausgearbeiteten Denkschrift kommen konnte. Am 10. Juli erhielt Groote vom Feldmarschall Blücher die Vollmacht, „diejenigen Kunstschätze, welche sich in der Stadt Paris und deren Umgebungen befänden, früher aber in den königlich preußischen Staaten französischerseits geraubt und geplündert worden, sogleich in Beschlag zu nehmen und nach den Orten zurückzusenden, wo sie sich früher befunden hätten." Zugleich wurden alle und jede Militär- und Civil-Behörden dienstlich ersucht und angewiesen, „diesem Bevollmächtigten nicht allein bei der Ausführung seines Auftrages keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern denselben auch nach allen Kräften und selbst durch militärische Execution zu unterstützen." von Groote richtete sein Augenmerk vor Allem auf die aus der Peterskirche in Köln geraubte große Kreuzigung Petri von P. P. Rubens. Dieses Prachtstück bildete eine Hauptzierde des kaiserlichen Museums. Nur mit steter Hinweisung auf die ihm zu Gebote stehenden Bayonnette war von Groote im Stande, im Museum seine Vollmacht auszuführen und den ungerechten Raub von dem französischen Eigenthum auszusondern.

Kreuzigung Petri.

Schreiben v. Groote's.

„Der Rubens ist wieder in seiner Vaterstadt," schrieb von Groote am 24. August; „was von unseren Kupferstichen und Hand-

zeichnungen aufzutreiben war, einige 50 Bände nämlich, sind in meinen Händen, die, wenngleich nicht bedeutende, Marmorsammlung steht sammt dem heiligen Vogt von Sinzig in meiner Stube. Die aachener Säulen, einige 30 Stück, sind theils schon zurückgegeben, theils werden selbst die unter dem Thore im Louvre und die im Museum feststehenden wohl noch diese Woche es werden; den berühmten Codex aureus, der Abtei zu Prüm von Ada, Kaiser Karl's des Großen Schwester, geschenkt, ein auf 30,000 Florin geschätztes und goldgeschriebenes und bemaltes Evangelienbuch — dem Könige nun, wenn es aufgefunden würde, von den noch wenigen übrigen prümer Mönchen zum Geschenke angeboten —, habe ich gestern erst mit vieler List in der Bibliothek entdeckt und gleich genommen. Die Gemme hat 5 Figuren, nämlich Agrippina, Claudius, Nero, Britannicus, Germanicus; das Ganze ist äußerst prachtvoll. Außerdem sind noch unzählige Kunstsachen, theils von mir allein, theils durch meine Beihülfe, in die deutschen Lande zurückgekommen; soll ich nun nicht hoffen dürfen, daß man es mir glauben wird, wenn ich behaupte, daß alles geschehe, was nur irgend möglich zu machen ist, daß aber nichts unterbleibe, was nur geschehen könne, daß aber, was nicht geschieht, wenigstens ohne meine Schuld unterbleibe? Wird man es mir nun auch nicht glauben, wenn ich sage, daß von unseren Büchern und Kupferstichen und Manuscripten nichts zu entdecken, nichts zurückzuhoffen ist, weil sie hier in 12 Depots ohne Ordnung sind hingegeben, nebst unzähligem anderem Raube den Bibliothecaren, Conservatoren &c. &c. in den Provinzen zum Durchsuchen sind angeboten worden, das Uebrige aber verkauft wurde; daß eben so von unseren Münzen, geschnittenen Steinen, Alterthümern, Mineralien &c. &c. entweder nichts hierhin gekommen, oder wenigstens von nichts ein gehöriges Verzeichniß ist gemacht worden? Man mag mir glauben, daß ich im Nachforschen und Nehmen des Entdeckten immer nur zu voreilig gewesen und es schon in Beschlag genommen, ehe ich noch eigentlich recht dazu befugt war, mir daher hier und dort Verweise zugezogen habe; ich also habe mir es nicht vorzuwerfen, wenn das Reclamations- und Entschädigungs-Geschäft nicht bis zur höchsten Vollkommenheit getrieben wird. Namentlich, bester Freund, geht

mich das Schadenersatzwesen nichts an, und ich werde darin nichts oder wenig thun können. Nehmen ja doch die großen Herren nicht einmal, was ihnen der letzte, von den Franzosen so muthwillig veranlaßte Krieg gekostet hat, — wie dürfen wir Ersatz hoffen für das, was wir seit mehr als 20 Jahren verloren haben! Daher wird das Meiste Ihrer gutgemeinten Vorschläge fruchtlos sein, so sehr ich auch geneigt bin, Alles für ihre Ausführung zu thun. Freuen wir uns einstweilen über das, was wir haben, wenn es auch wenig ist. Der Petrus bleibt unter diesem das Beste. Die Marmorsammlung ist unbedeutend, die ganze Kupferstichsammlung ist nach dem Zeugnisse des Conservateurs nullum voce, lana parum, adeo, daß er, was man ihm davon aufgedrungen hat, nur ungern in das Cabinet aufnahm, und mir nun versicherte, froh zu sein, dieses bunte Compositum ganz, wie er es erhalten habe, uns wieder abliefern zu können. Tu videbis! — Auch Sie denken Sich das hiesige Recuperations-Geschäft nicht anders wie ein großes Raubfest, wo Alles bunt durch einander geht und nun nur melior sit conditio possidentis. Allein Sie würden Sich wundern, theurer Freund, wenn Sie sähen, wie viel Rennen und Arbeiten es bei französischen und deutschen Behörden kostet, bis man endlich zu dem Seinen kommt; an Wegnahme von Sachen, die uns nicht gehören, ist fürs Erste gar nicht zu denken. Dazu wäre nur ein immer noch möglicher großer oder kleiner Rüssel (ut ita dicam) in Paris zu benutzen. Doch ich halte aus bis zum Letzten, und gewiß wird mir keine Gelegenheit verloren gehen, etwas für unsere einzige, theure Agrippina zu thun *)."

Rücklieferungen.

Dem Beispiele Preußens folgten die übrigen Mächte; Oesterreich, die Niederlande, Italien, Spanien nahmen, was in den öffentlichen Sammlungen zu finden war; denn was mit beharrlicher List die Aufseher verläugneten und verheimlichten, so wie Alles, was habgierige Feldherren und Soldaten, Intendanten und Commissare sich zugeeignet hatten, blieb in Frankreich zurück. Der Apoll kehrte in das Belvedere, die Venus in das Haus der Medici, der

*) Paris, den 14. August 1815, Schreiben an Wallraf.

Löwe nach Venedig, das Viergespann auf die Markuskirche zurück, die Archive des Vaticans, Turins, Spaniens, Hollands, die Tausende kostbarer Handschriften und Drucke der deutschen, niederländischen und italienischen Bibliotheken wanderten in ihre Heimat. Der lebhaften Verwendung der preußischen Staatsmänner, besonders Humboldt's und Eichhorn's, verdankte es Deutschland, daß ein kostbarer Theil der pfälzischen Bibliothek, welche durch Tilly und Maximilian von Baiern nach Rom gekommen war, der Universität Heidelberg zurückgegeben ward und nun allen deutschen Gelehrten zur Benutzung offen steht *).

Reichsfreiheit der Stadt Köln.

Mit dem Abzuge der Franzosen hatten in Köln die Freunde der alten reichsstädtischen Verfassung frischen Muth und frohe Hoffnung geschöpft. Die alten Bürgermeister, Rathsglieder, Bannerherren suchten ihre Amtstracht und die Insignien ihrer früheren Würde hervor; sehnsüchtig harrten sie der Stunde, in der das Machtwort der Alliirten der Stadt ihre Reichsunmittelbarkeit wiedergeben werde. Auch Wallraf trug sich mit solchen Hoffnungen. Er lebte ganz für den Gedanken, daß Köln mit einem Landgebiete von etwa 16 Quadratmeilen zu einem Freistaate würde erklärt werden.

Von Seiten der städtischen Behörden geschah aber nichts in dieser Sache. An maßgebender Stelle besaß man nicht Opferwilligkeit genug, um dort, wo Länder und Städte den Meistzahlenden zugeschlagen wurden, den Wunsch der kölner Bürgerschaft durch das Gewicht zureichender klingender Gründe zu unterstützen. Aus ihrem süßen reichsstädtischen Traume wurde die Stadt Köln durch das preußische Besitznahme-Patent plötzlich aufgeschreckt. Jetzt erst begann man die Indolenz zu beklagen, in der die Spitzen der städtischen Einwohnerschaft bei den wichtigsten Lebensfragen der Stadt verharrt hatten. „Der Minister Stein", schrieb der Maler Lützenkirchen an Wallraf, „nennt es eine unverzeihliche Stumpfheit des Nationalgeistes der Kölner, daß sie sich nicht im Geringsten bemüht haben, wieder unter die freien Städte zu gehören;

*) Pertz, Leben des Freiherrn von Stein, Bd. 4, S. 472.

das österreichische Haus würde solchen Wunsch gewiß durchgesetzt haben *)."

Universitätsfrage.

Eben so wenig Glück wie mit der Reichsfreiheit hatte die Stadt Köln in der Universitätsfrage. Sobald die Waffen der Alliirten sich der Rheinlande bemächtigt hatten, blieb es keinen Augenblick zweifelhaft, daß zur Förderung der wissenschaftlichen Interessen der wieder eroberten Gebiete am Rheine eine Universität gegründet werden müsse. Zwei Städte stritten sich darum, welche von ihnen bei der Gründung dieser neuen Anstalt den Vorzug erhalten solle. Es waren dies Köln und Bonn. Außer den Rücksichten auf die Ehre und den materiellen Vortheil fielen bei dieser Streitfrage auch religiöse und kirchliche Interessen in die Wagschale. Köln hatte noch aus dem vorigen Jahrhundert den Vorwurf des Obscurantismus und der religiösen Unduldsamkeit in die neue Zeit mit hinübergenommen. An die bonner Vergangenheit dagegen knüpfte sich der Gedanke an Aufklärung, Unbefangenheit und Toleranz. Wenn auf Köln die Wahl fiel, gewann die Wahrscheinlichkeit Raum, daß die neue Rhein-Universität einen katholischen Charakter annehmen und für die einzelnen Lehrstühle guten Theils kölner Persönlichkeiten erhalten werde. Ging aber Bonn siegreich aus dem Kampfe hervor, dann war die Parität gesichert, und einzelne junge Lehrkräfte aus dem protestantischen Norden waren sicher, mit Professuren an der Universität Bonn bedacht zu werden. Bevor noch über das Schicksal der Rheinlande definitiv entschieden war, glaubte der bonner Kreis-Director Rehfueß den muthmaßlichen künftigen Landesherrn des Niederrheines, den König von Preußen, durch eine besondere Denkschrift für die Stadt Bonn gewinnen zu müssen **). Dieses Schriftchen, etwa vier Druckbogen umfassend, wurde jedem zugesandt, von dem irgendwelcher Einfluß auf die Entscheidung der rheinischen Universitätsfrage erwartet werden konnte. Wie fade und wenig stichhaltig die hier vorgebrachten Gründe auch waren, so hatte Rehfueß doch den Vortheil, daß er durch das Prävenire an

Denkschrift von Rehfueß.

*) Schreiben an Wallraf.

**) Die Ansprüche und Hoffnungen der Stadt Bonn vor dem Throne ihres künftigen Beherrschers niedergelegt von J. P. R., 1814.

maßgebender Stelle die Meinung für seine Ansicht präoccupirte. Erst durch die bonner Broschüre kam man in Köln zum Bewußtsein, daß rasch und energisch gehandelt werden müsse, wenn Bonn nicht vor Köln bevorzugt werden solle. Die städtischen Behörden blieben indolent; sie wollten es dem weisen Ermessen der conferirenden Fürsten und Minister überlassen, welche von beiden Städten zum Sitze der Universität gewählt werden solle. Um so eifriger aber wurden im Kreise einiger patriotisch gesinnten Bürger die Schritte berathen, welche bezüglich der Universitätsfrage im Kölner
Interesse der Stadt Köln zu thun seien. Es waren vornehmlich Schritte.
Wallraf, Schmitz, Cassel und de Groote, die sich diese Sache mit allem Eifer angelegen sein ließen. Ihr Hauptabsehen bestand darin, einerseits sich der Fürsprache einflußreicher Freunde zu versichern, andererseits durch eine gründlich motivirte Widerlegung der bonner Parteischrift den Anwalt der Stadt Bonn siegreich aus dem Felde zu schlagen. Wallraf bat in einem eindringlichen Schreiben den Freiherrn von Kruft in Wien, die Mitglieder des Congresses günstig für die Stadt Köln stimmen zu wollen. Seinen früheren Schüler, den Maler Lützenkirchen, ersuchte er, bei der Portraitirung des Ministers von Stein keine Sitzung vorübergehen zu lassen, ohne diesem einflußreichen Herrn Kölns wissenschaftliche Interessen warm ans Herz zu legen. Auch in seiner freundschaftlichen Correspondenz mit der preußischen Prinzessin Marianne kam er wiederholt auf die kölner Unterrichtsfrage zurück. In einem Antwortschreiben der Prinzessin vom 8. Januar 1815 heißt es: „Was Sie mir von Ihrer lieben alten Stadt schreiben, habe ich den Kronprinzen lesen lassen, der wirklich Köln so liebt wie ich und der Prinz. Letzterem habe ich die Stelle ausgeschrieben, und er wird sie dem Staatskanzler einreichen in Wien*)." Auch den General-Gouverneur und
den Director Grashof suchte Wallraf zu Gunsten der kölner An- Grashof.
sprüche zu stimmen. Beide ließen auch auf Grund ihrer schriftlichen wie mündlichen Aeußerungen erwarten, daß sie in dieser Frage durch Wort wie That für das Interesse der Stadt Köln

*) Schreiben aus Berlin

eintreten würden. Sicherlich würde die Entscheidung zu Gunsten der Stadt Köln ausgefallen sein, wenn die Privat-Bemühungen des Professors Wallraf durch rechtzeitige officielle Verwendungen und durch eine gründliche Widerlegung der bonner Schrift unterstützt worden wären. Rehfueß hatte schon bedeutend an Terrain gewonnen, bevor von Köln aus der erste Schritt geschah, der Rehfueß'schen Ausführung mit schlagenden Gründen entgegenzutreten. Die beiden kleinen Artikel, welche die Kölnische Zeitung gegen das bonner Schriftchen brachte, waren wenig geeignet, die Stimmung, welche sich allmählich für die Stadt Bonn zu bilden begann, zum Umschlag zu bringen. In Betreff eines dieser Artikel schrieb Grashof an das Collegium der kölner Professoren unter Vorsitz des Professors Wallraf:

„In meinem Schreiben vom 29. November habe ich den Gelehrten Kölns die Versicherung gegeben, daß es einem hohen General-Gouvernement angenehm sein würde, die Sache Kölns gegen Bonn in einem angemessenen Tone und gründlicher, als es von den Gegnern geschehen ist, vertheidigt zu sehen. Die in der Kölnischen Zeitung erschienene Vertheidigung entspricht diesen Erwartungen keineswegs. Was wir der Vertheidigungsschrift für Bonn vorzuwerfen haben, daß sie zu sehr ins Allgemeine gehe und Gründe aufstelle, welche von jeder anderen Stadt gelten, trifft jenen Aufsatz ebenfalls; auch steht den bonner Steinkohlen das kölner Rindvieh gegenüber; ja, er enthält sogar Angaben, welche von den Gegnern als unwahr dargestellt werden können, wodurch die gute Sache Gefahr läuft, in eine schlimme verwandelt zu werden. So wird das Gymnasium glücklicher Weise aufhören, ein akademisches zu sein, und wenn es als solches bestände, würde es mehr einen Grund gegen als für eine Universität abgeben. So können die Buchhandlungen in Köln keineswegs als ansehnliche gelten, und gibt ein solcher Grund den Andersgesinnten nur Gelegenheit zum Spotte. So verdient das naturhistorische Museum bis jetzt noch gar keine Erwähnung, so wenig als das anatomisch-pathologische; beide sind viel zu unvollständig. Das Lob der noch übrigen Professoren der alten Universität wird das Vorurtheil noch mehr befördern, als sollte in Köln nur eine kölner Universität erstehen, was doch keineswegs der Sinn einer

künftigen Regierung sein kann, noch sein wird, da nur eine deutsche Universität im vollen Umfange des Begriffes den Kölnern und den Deutschen diesseits des Rheines wahrhaft ersprießlich sein kann. Gerade diesem Mißverständnisse kann nicht früh genug und nicht kräftig genug entgegen gearbeitet werden.

„Wer die Sache Kölns vertheidigen will, muß außerdem, daß die Idee einer Universität, und dann die einer deutschen Universität bei ihm zur völligen Klarheit gekommen ist, das Eigenthümliche und das Alterthümliche der Stadt Köln in seinem ganzen Gewichte aufgefaßt haben; er muß aus den heiligen Mauern ihres Domes als ein Begeisterter hervortreten und mit Prophetenkraft zu seinen Zeitgenossen reden; dann und nur dann werden die Gegner schweigen und — glauben *).“

Kölner Gegenschrift.

Doch diese Gegenschrift ließ lange auf sich warten, und als endlich ein Theil derselben erschien, war der günstige Zeitpunct verstrichen. Everhard von Groote hatte sich anfänglich mit dieser Aufgabe befaßt. Seine Arbeit folgte dem Rehfueß'schen Machwerke Schritt für Schritt, und mit bitterem Sarkasmus und genauer Sachkenntniß widerlegte er alle dort vorgebrachten Behauptungen. Doch von Groote's Freunde konnten sich nicht entschließen, die fragliche Arbeit ohne wesentliche Verbesserungen abzusenden. Dr. Schmitz übernahm es, das Geschriebene umzugestalten. Vor lauter Bedenken konnte er aber nicht zur eigentlichen Arbeit kommen. Mittlerweile erhielt man Nachrichten von Aachen, welche für Köln sehr bedenklich lauteten. Nun begann auch Cassel zu arbeiten; er konnte aber eben so wenig fertig werden, wie auch Schmitz. Zuletzt nahm Wallraf das sämmtliche Material zusammen und schickte sich an, dieser Sache seinen ganzen Fleiß zuzuwenden. Wallraf aber, der sich selbst immer nicht genügte, der stets änderte und zusetzte und sich immer nach anderem Material umsah, konnte mit dieser Arbeit gar nicht zu Stande kommen. Alles, was von Groote auf sein wiederholtes Bitten von ihm erhalten konnte, waren nur abgerissene Notizen und fragmentarische Bemerkungen. Als ihm

*) Aachen, den 4. December 1814.

endlich vier Druckbogen dieser Denkschrift zugesandt wurden, war die Sache in Paris schon zu Gunsten der Stadt Bonn entschieden. Auf eine Immediat-Eingabe des bonner Magistrats hatte sich die an den Staatskanzler gerichtete königliche Cabinets-Ordre vom 22. October 1815 im Sinne der Stadt Bonn ausgesprochen, mit dem Vorbehalte jedoch, daß vor dem definitiven Entscheide eine gründliche Erwägung aller zur Frage kommenden örtlichen und sonstigen Verhältnisse vorangehen müßte. Köln war, wie DeNoël schrieb, aus Mangel an Universalität um die Universität gekommen.

Brief v. Groote's. „Es ist verloren," schrieb von Groote, „es ist Alles umsonst, lieber Freund, und wir haben durch unsere Flatterhaftigkeit und Nachlässigkeit den Preis verscherzt, den Andere in reger, frischer, unermüdeter Thätigkeit uns abgewonnen. Kurz, wir erhalten unsere Universität nach Köln nicht wieder, sondern nach Bonn, und das deßwegen, weil diejenigen geschwiegen, welche reden sollten, und meine Stimme allein hier nicht stark genug war, bei Ihnen aber, da ich es gut gemeint, nicht gehört wurde. Die Gegner haben ihres Vortheils inzwischen sehr gut wahrgenommen. Sie haben Refueß' Schrift nicht nur überall vorgelegt, sondern auch ihre Sachwalter hier gehabt, die überall ihr Wesen mit Eifer getrieben und die Sache nun zur Entscheidung gebracht. Wir haben uns inzwischen auf die Fürsprache vornehmer Damen verlassen, deren Männer, des Königs Bruder, gar nicht einmal den Muth haben, zum Könige ein Wort zu reden, viel weniger etwas in eigenem Willen durchzusetzen. So wie die unvollendete Schrift über die Verluste unserer Stadt nur die Wirkung hatte, daß das, was darin nachgewiesen wurde, so viel wie möglich wieder beigeschafft ward, wo vielmehr, wenn sie wäre vollendet gewesen, sehr Vieles mehr, entweder wirklich oder in der Entschädigung, würde bewirkt worden sein: so ist es neuerdings mit der Schrift für die kölnische Universität geworden. Habe ich doch, ehe ich unsere Stadt verließ, schon einige Bogen dieser Schrift gesehen; warum ist sie nicht fertig und auf mein wiederholtes Bitten und Flehen hieher geschickt worden? Mag auch die für Bonn leicht und schlecht gewesen sein, sie war doch fertig hingestellt, und unwiderlegt, so lange keine andere gegen sie antrat. Wir haben wieder nichts zu Stande

gebracht, und es geschieht uns ganz billig, daß wir dafür auch nichts erhalten, sondern auf unsere öden, elenden Festungsmauern beschränkt werden. Ich darf mir diesmal nichts vorwerfen, und glaube gethan zu haben, was meine Mitbürger und das ganze deutsche Vaterland von mir fordern konnten. War ich aber allein zu schwach, gegen Viele durchzudringen, so mag Gott mir gnädig sein und es mich nicht entgelten lassen. Allein denken Sie Sich meinen Schrecken, als mir an einem vornehmen Tische ein vornehmer Mann sagte: „„Ich habe wegen der Universität in Köln nicht durchdringen können, obschon ich so lange dafür gesprochen, als möglich. Ich bin überstimmt, und habe es zu meiner Verwunderung gehört, daß selbst die vornehmsten Kölner für die Universität in Bonn stimmten. Dies sind solche, welche selbst hinfort ihre Wohnungen dahin zu verlegen entschlossen sind."" Ferner sagte er mir: „„Die Bönnischen haben ihre Sache besser betrieben, und sie werden den Sieg davon tragen, besonders da sie von dem Minister von Bülow die Zusage haben, daß er ihre Stadt besuchen und die herrliche Lage derselben zu einer Universität selbst ansehen wolle."" Das mußte ich von einem Manne hören, der selbst in den Ministerial-Conferenzen das wichtigste Wort zu sprechen hat, und Sie können denken, lieber Freund, wie mir dabei zu Muthe war. Sie wissen, daß es zu meinen Lieblings-Ideen gehört, in Köln eine Universität zu sehen, und daß ich dafür gern Alles hingäbe, was man uns sonst ertheilen könnte. Darum aber faßte ich mich auch nicht, sondern beschloß, das Aeußerste zu wagen; ich sprach laut gegen jene Entscheidung, und hatte noch die Freude, daß jene wichtigen Männer mir geduldig zuhörten, als ich mit großer Lebhaftigkeit sprach. Da habe ich nun in Kurzem alles wieder berührt, was wir so oft besprochen und was eigentlich längst den Herren hätte vorgelegt sein müssen, wenn es die gehörige Wirkung hätte thun wollen. Wie gesagt, sie hörten mir zu, und ein Schein von Hoffnung belebte sich in meiner Seele wieder, als jener Mann mich ernsthaft bat, was ich da gesprochen, in einem kleinen Memoire aufzusetzen und ihm zu übergeben, wo er dann jene Frage von ganz Neuem wieder zur Sprache bringen würde. Eine Nacht und einen Tag habe ich an jener Schrift gearbeitet,

und sie dem Manne heute zur Einsicht überreicht. Möge Gott seinen Segen dazu geben! Ach, es geht uns nur immer so in unserer Schläfrigkeit; Einer wirft sie dem Anderen vor, und Jeder leidet dennoch selbst in großem Grade daran. Ich bin fest überzeugt, wir hätten, wie andere Städte, Reichsstadt bleiben, wir hätten unsern Stapel behalten und noch manches Andere gewinnen können, wenn Männer in unserer Mitte wären, die unsere Angelegenheiten mit rechter Vaterlandsliebe und Kunde der Sache betrieben. Aber, geben Sie Acht, so wie wir diesmal wieder unsern Vortheil rein verscherzt haben, so geschieht es uns bei der Commission über die Verfassung in Berlin noch einmal, weil keiner unter uns ist, der ausgerüstet, wie er sein sollte, für uns auftreten könnte. Gott bessere es und behalte Sie wohl!*)"

So lange die Stiftungs-Urkunde für die Universität Bonn noch nicht ausgefertigt war, ließ Wallraf noch nicht alle Hoffnung sinken. Die Bittschriften, welche in den Jahren 1816 und 1817 von Seiten des kölner Magistrats, des Präsidenten Daniels und des Professors Wallraf beim preußischen Ministerium zu Gunsten der Stadt Köln einliefen, waren nicht im Stande, den für die Ansprüche Bonns sprechenden Gegenvorstellungen das Gleichgewicht zu halten. Auch die Gründe, durch welche Daniels den Kronprinzen in dieser Frage für Köln zu gewinnen suchte, vermochten nicht, die der Entscheidung entgegengehende Frage in ein neues Stadium hineinzuschieben. Daniels erhielt die Antwort, daß der Minister des Innern sich im Herbste an den Rhein begeben werde, um die rheinische Universitätsfrage an Ort und Stelle endgültig zu entscheiden. Am 2. September waren der Staats-Minister von Schuckmann, der Geheimerath Bernauer, der Ober-Präsident Graf Solms-Laubach und der Professor Wallraf bei Daniels zu Tische. Hier mußte Wallraf erfahren, daß seine geliebte Vaterstadt in dem Kampfe gegen Bonn unterlegen sei.

Der Staats-Minister von Altenstein, seit November 1817 Chef des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-

*) Paris, den 7. November 1815, Schreiben an Wallraf.

Angelegenheiten, machte es zu seinem ersten Geschäfte, einen ausführlichen Plan zur Errichtung der Universität Bonn auszuarbeiten. Er stellte in diesem Actenstücke die Nothwendigkeit voran, in Bonn eine Hochschule zu errichten, die mit den übrigen Universitäten des Landes concurriren und in ihrer Dotation wie in ihren Instituten den Bedürfnissen der Wissenschaft und der Zeit entsprechen müsse. Dieser allgemeine Plan ward in einer am 26. Mai 1818 an den Staatskanzler erlassenen königlichen Cabinets-Ordre genehmigt. Bonn wurde darin definitiv zum Sitze der Universität bestimmt, und der Staatskanzler erhielt die Ermächtigung, dem Minister von Altenstein alle zur ersten Einrichtung und Besoldung der Lehrer nöthigen Summen aus der Staatscasse anzuweisen. Universität Bonn, 1818.

Dem Volke aber, besonders dem preußischen Rheinlande, wurde die Gründung der neuen Universität von dem alten Kaisersitze Aachen aus, wohin zu einem Congresse die Fürsten Europa's zusammen gekommen waren, an eben dem Tage verkündigt, an welchem vor fünf Jahren durch die gewaltige Völkerschlacht bei Leipzig die Macht des französischen Selbstherrschers gebrochen wurde. „Dem Bestreben meiner Vorfahren in der Regierung," heißt es in dem Cabinets-Befehle des Königs, welcher der Stiftungs-Urkunde vorausgeht, „durch sorgsame Pflege der Wissenschaft und durch heilsame Anordnungen für das Schul- und Erziehungswesen eine gründliche Volksbildung zu fördern, habe auch ich seit dem Antritte meiner Regierung mich angeschlossen. Die vollständige Ausführung meiner desfallsigen landesväterlichen Absichten wurde durch die schweren Schickungen unterbrochen, welche die Vorsehung über mich und mein Land verhängte. Jetzt aber, nachdem unter dem Beistande des Höchsten Friede und rechtliche Ordnung in Europa hergestellt ist, habe ich jene für die Grundlage aller wahren Kraft des Staates und für die gesammte Wohlfahrt meiner Unterthanen höchst wichtige Angelegenheit wieder aufgenommen und ernstlich beschlossen, das ganze öffentliche Unterrichts- und Bildungswesen in meinen Landen zu einem möglichst vollkommenen, der Hoheit des Gegenstandes entsprechenden Ziele zu bringen. In Verfolgung dieses Zweckes habe ich die mir von Ihnen vorgelegten, von dem Staats-Minister von Altenstein auf-

17

gestellten Hauptgrundzüge eines desfallsigen, das Ganze umfassenden Planes genehmigt und demnach auf die höheren Bildungs-Anstalten, und zwar ganz vorzüglich in den wieder gewonnenen und neu erworbenen westlichen Provinzen des Staates, meine Aufmerksamkeit gerichtet und nach reiflicher Erwägung aller zu nehmenden Rücksichten beschlossen, jetzt eine neue Universität, und zwar in Bonn, als dem angemessensten Orte, zu begründen. Zu dem Ende, und um ein bleibendes Denkmal meiner gegenwärtigen Anwesenheit in den Rheinlanden zu hinterlassen, habe ich unter dem heutigen Tage die beiliegende Stiftungs-Urkunde der Universität Bonn eigenhändig vollzogen und dieser neuen Lehranstalt, indem ich zugleich auch die älteren Universitäten in meinem Reiche landesväterlich bedachte, eine solche Ausstattung gegeben, daß sie im Stande sein wird, die Stelle, welche sie in meinem Staate und im ganzen nordwestlichen Deutschland einnehmen soll, mit Würde und Erfolg zu behaupten. Es ist mein ernstlicher Wille, daß die Universität in Bonn ungesäumt eröffnet werde, und ich erwarte von ihr mit Zuversicht, daß sie in dem von mir in ihrer Stiftungs-Urkunde bezeichneten Geiste wirke, wahre Frömmigkeit, gründliche Wissenschaft und gute Sitte bei der studirenden Jugend fördere und dadurch die Anhänglichkeit meiner westlichen Provinzen an den preußischen Staat je länger je mehr befestige *)."

---

*) Archiv für preußische Landeskunde, 2. Band, S. 208, in einem Aufsatze von Dr. Schaarschmidt über die Universität Bonn.

Zwölftes Capitel.

Kölner historische Literatur und Wallrafs historische Leistungen.

Das große deutsche Reich war in sich so zerrissen und zerklüftet, daß man an einen geistigen Zusammenhang zwischen den einzelnen Reichsständen, an einen einigenden deutschen Patriotismus der verschiedenen Reichsglieder gar nicht denken konnte. Die Sonderpolitik jeder Stadt, jedes Grafen und jedes Fürsten im heiligen deutschen Reiche mußte jegliche Regung einer wahrhaft deutschen Gesinnung unterdrücken. Es konnte darum nirgends eine Begeisterung für allgemein deutsches Interesse aufkommen. Nur auf den Ort seiner Wiege beschränkte Jeder seinen Patriotismus; was darüber hinaus lag, war ihm fremd. Vor der großen deutschen Erhebung gingen auch Wallraf's patriotische Gefühle nicht über die Mauern der Stadt hinaus. Deutsche Vaterlandsliebe war ihm ein schöner Name aus längst verschollenen Zeiten. Er hatte kein Vaterland kennen gelernt, das einer hohen Sympathie und einer feurigen Begeisterung werth gewesen wäre. Im Leben und Wesen des deutschen Reichskörpers war noch kein Moment zu Tage getreten, worauf ein deutscher Mann mit Stolz hätte hinschauen können. Einheit, Freiheit, Kraft und Macht des deutschen Reiches waren leere Redensarten, mit denen man nicht vermochte, einen Mann, der nur auf die Hebung seiner besonderen Heimat sann, aus seinem beschränkten Streben zu höheren Ideen emporzuheben. Darum blieb seine ganze Begeisterung einzig und allein seiner

Beschränkter Patriotismus.

Wallraf's Patriotismus.

Vaterstadt gewidmet. Der Ruhm, die Ehre, der Glanz, der Reichthum, der Vorrang der Stadt Köln galt ihm Alles. Keine Mühe war ihm zu groß, keine Arbeit zu schwer, kein Unternehmen zu verdrießlich, kein Opfer zu drückend, um das Ansehen und den Vortheil seines lieben Köln zu fördern. Die Gegenwart bot gar wenig, worauf die Stadt, wie jeder Bürger, mit Recht stolz sein konnte. Alles, was sonst der gewaltigen Rheinstadt so hohes Ansehen in ganz Europa sicherte, war in kläglicher Weise zusammengeschrumpft. Das gewaltige Gemeinwesen, welches vor Zeiten in so hohem Ansehen stand, war zu einem zerfahrenen, philisterhaften Spießbürgerthum zurückgesunken; die alte Stadt trauerte gleichsam auf den Ruinen ihrer vormaligen Größe. Keinem Reisenden entging dieser traurige Zustand, und jeder, der sich berufen fühlte, seine Reiseberichte dem Druck zu übergeben, erkannte der Stadt Köln keine beneidenswerthe Stellung unter den Schwestern im deutschen Reiche zu. Wallraf fühlte sich durch die ungünstigen Reiseberichte, wie sie vom „reisenden Franzosen" und vom Herrn von Blainville gebracht wurden, in seiner Vorliebe für seine Vaterstadt höchst unangenehm berührt. Er freute sich, von Gercken zu vernehmen, „daß die meisten Reisenden es mit Köln etwas zu arg gemacht hätten, und daß es seine Absicht sei, die Stadt gegen solche übertriebene Angaben der Wahrheit gemäß zu defendiren*)." Alles bot er auf, um den reisenden Literaten die Stadt Köln in möglichst rosigem Lichte erscheinen zu lassen. Auf alle Weise „bemühte er sich, den Fremden eine bessere Idee von seiner in den Reisebeschreibungen durchgehends so verschrieenen Vaterstadt beizubringen. Durchreisende Gelehrte unterhielt er mitunter mit eigenem Aufwande längere Zeit in der Stadt, gab ihnen Materialien zu besseren Beweisen**)." Ihm hatte man es darum zu verdanken, daß in der letzten Zeit wenigstens einzelne Reisebeschreibungen erschienen, welche Köln in einer anderen Weise schilderten, als man bis dahin gewohnt war. Die „Reisen auf dem Rheine" und die

Reise-Handbücher über Köln.

---

*) Brief Gercken's an Wallraf.

**) Handschrift Wallraf's.

„Reisen" von Gercken gaben Beweise davon. Zu dem Capitel von Köln in dem Buche des letzteren hat Wallraf das sämmtliche Material geliefert. „Dasselbige und noch mehr hat er in öffentlichen Zeitungen veranlaßt; wenigstens dreimal hat er sehr grobe Beschuldigungen der kölner unglücklichen Anstalten, welche öffentlich erscheinen sollten, gehindert und verhütet, hingegen durch verschiedene Aufsätze der Stadt immer Ruhm und Ehre zu machen sich bemüht *)." Weil die Gegenwart so wenig Ruhmvolles bot, darum wies er auf den Glanz der Vergangenheit hin. Das Ansehen, welches er dem gegenwärtigen Zustande seiner Vaterstadt nicht zu vindiciren vermochte, suchte er in ihren früheren, blühenden Tagen. An Kölns ehemalige Größe klammerte er sich an, um den Patriotismus seiner Mitbürger rege zu halten und ihren Stolz nicht sinken zu lassen. Eine große Vergangenheit wollte er heraufbeschwören, um die Mängel der Gegenwart zu verdecken und die Hoffnung auf die Wiedergeburt einer glorreichen Zukunft anzuregen. Darum warf er sich mit der ganzen Kraft seines Geistes auf das Studium der vaterstädtischen Geschichte, um seine Mitbürger bei jeder Gelegenheit darauf hinweisen zu können, wie weit sie hinter den Bestrebungen und Großthaten ihrer Voreltern zurückgeblieben seien. Das Feld der kölner Local-Geschichte war bis dahin zwar nicht völlig vernachlässigt, aber auch keineswegs so bebaut, wie es die alte Reichsstadt Köln mit Recht beanspruchen konnte. Erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts begann sich einiges Leben auf dem Gebiete der kölner Geschichte zu regen. Männer wie Kratepolius und Brölmann wandten diesem Theile der Wissenschaft, der seit Herausgabe der kölner Chronik völlig brach gelegen hatte, ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Peter Kratepolius **), Baccalaureus der Theologie und Vice-Guardian des

Kölnische Geschichte.

Kratepolius.

*) Handschrift Wallraf's.

**) Er war geboren in Mörs, und starb in seinem Convent zu Köln 1605; von seinem Geburtsorte nannte er sich gewöhnlich Mersaeus: von ihm haben wir noch zwölf verschiedene Schriften. Uns interessirt nur sein Catalogus omnium archiepiscoporum.

Minoriten-Klosters in Köln, veröffentlichte in seinem Catalogus eine kurze Uebersicht aller Ereignisse, die im Bereiche der nieder- und mittelrheinischen Kirchengeschichte irgendwelches Interesse beanspruchen konnten. Bei seiner Arbeit beschränkte er sich lediglich auf das Material, welches ihm sein Kloster bot; das ganze Buch trägt den Charakter eines Auszuges aus verschiedenen Chroniken und entbehrt jeder Kritik und jeder selbstständigen Auffassung. Der gelehrte und hochgeachtete Universitäts-Professor Stephan

Brölmann. Brölmann hat werthvolle Untersuchungen über kölnische Zustände, topographische Verhältnisse und Denkmale der Baukunst zur Römerzeit hinterlassen. Doch er nutzte seine Kraft zu sehr an Specialitäten ab. Die von ihm handschriftlich hinterlassenen Collectaneen zur Geschichte der kölner Universität lassen sehr bedauern, daß er sein kritisches Talent nicht zur Abfassung einer Geschichte dieser Anstalt gebraucht hat*).

Das erste nennenswerthe Buch über die kölner Geschichte war

Aeg. Gelenius. das Hauptwerk des erzbischöflichen Historiographen Aegidius Gelenius „Ueber Kölns bewunderungswürdige heilige und bürgerliche Größe". Als glücklicher Sammler hat Gelenius alles zugängliche Material zur Geschichte der Stadt Köln in diesen vier Büchern summarisch niedergelegt. Zwar vermag seine Darstellung, die den Charakter einer gewissen Oberflächlichkeit und einer allzu weit gehenden Romanisirungssucht nicht verläugnen kann, vor einer strengen Kritik nicht Stich zu halten; nichts desto weniger behält sein Buch, das Werk eines eisernen Fleißes, für alle Zeiten unläugbaren Werth und die höchste Bedeutung. Es ist gleichsam eine Regestensammlung aus den städtischen Urkunden, die in einer späteren gewissenlosen Zeit vernichtet und zerstreut worden sind, und es bleibt die Hauptquelle, aus der die vaterstädtische Geschichtschreibung schöpfen muß. Es basirt hauptsächlich auf der handschriftlichen Quellensammlung seines Bruders, des kölner General-

*) Diese Collectaneen habe ich zuerst benutzt zu einer Geschichte der Universität Köln, welche in der münsterischen theologischen Zeitschrift erschienen ist, Jahrg. 2.

Vicars Johann Gelenius. Dieser hatte zum Zwecke einer eingehenden Bearbeitung der kölner Diözesan-Geschichte eine werthvolle Sammlung von Geschichtsquellen, Diplomen und wichtigen Notizen zusammengetragen. „Beinahe fünfzehn Jahre hindurch", sagt er selbst, „mich Tag und Nacht der mir gewordenen Aufgabe widmend, habe ich die Handschriften, welche alle mit großen Kosten und Mühen aus alten, theils gern, theils mit Zwang mitgetheilt erhaltenen Scripturen der Stadt und Provinz ausgezogen wurden, bis zum dreißigsten Bande fortgesetzt. Jeder Band ist einem einzelnen Fache, z. B. den Kirchen, Archiven, Münzen, Gemälden, Kostbarkeiten, Universität u. s. w., bestimmt. Alles, was ich von Zeit erübrigen konnte, verwandte ich auf diese Sammlung; entweder ergründete ich kritisch die Echtheit der Angaben oder machte mich an die Ausarbeitung und Feilung des herauszugebenden Hauptwerkes *)." Diese Quellensammlung, bekannt unter dem Namen Farragines, lag lange Zeit unbeachtet bei den Erben der beiden Gelen im Staube vergraben. Später brachte Craponius, ein Mitglied des städtischen Senates und ein Anverwandter des Gelenius, diese Sammlung durch Kauf an sich. Von ihm erwarb sie der Magistrat, und sie wurde nun der städtischen Bibliothek einverleibt. Zwei Bände fehlen aber noch; der eine befand sich im Besitze des Kurfürsten, der andere in den Händen des Canonicus von Hillesheim **). Nicht genug kann man die Freunde der kölnischen Geschichte auf diesen werthvollen, bis jetzt noch zu wenig bekannten und benutzten Schatz zuverlässiger Urkunden-Copieen aufmerksam machen. Gleichzeitig mit den beiden Gelen widmete der Jesuit Hermann Crombach ***) seine freie Zeit dem

Joh. Gelenius.

Crombach.

*) DeGreck, Leben und Wirken des Aegidius Gelenius, 5.

**) Breuer, Vaterländische Chronik, 1, 264.

***) Crombach wurde geboren 1598 zu Köln, und starb daselbst 1680. Seine historischen Schriften sind: 1) Annales metropolis Colon. a prima origine deducti usque ad seculum Christi XVII. tribus tomis in folio. 2) Vitae fundatorum, qui provinciae Rhenanae inferioris Societatis Jesu collegia, noviciatus, missione fundarunt. 3) Vita venerandi servi Dei Mauritii de Buren. 4) Leben des heiligen

Studium der kölnischen Geschichte. Er ließ sich besonders angelegen sein, seinen Gegenstand pragmatisch zu bearbeiten und seine Behauptungen durch authentische Urkunden zu begründen. Ausschließlicher mit der Geschichte der kölner Bischöfe befaßte sich der
Mörkens. Carthäuser Michael Mörkens. Dieser war geboren zu Köln am 10. November 1666, und starb ebendaselbst am 26. Januar 1746. Nachdem er seine philosophischen und theologischen Vorbereitungs-Studien auf der kölner Universität beendet hatte, trat er in den Carthäuser-Orden. Zu seinem Lieblings-Studium wählte er die Geschichte der Kirchenfürsten von Köln. Das Manuscript seines Conatus chronologicus legte er dem General-Vicar sowohl wie dem Official zur Censur vor. Beide geriethen hierüber in Verlegenheit. Bald darauf kam die Schrift auch in die Hände des Kurfürsten Clemens August. Dieser ernannte eine eigene Commission, vor der Mörkens die Quellen seiner Arbeit angeben mußte. In dem hinzugefügten Index apodicticus oder demonstraticus wies er nun sowohl die literarischen, wie die Lapidar-Quellen genau nach. Er erhielt die Censur durch den Dominicaner-Pater Ludwig Fliegen, Doctor der Theologie und Inquisitor haereticae pravitatis. Es zeugt dieses Werk von einem bewunderuswerthen Fleiße; dasselbe muß als die werthvollste der bis dahin erschienenen Arbeiten über die Geschichte der kölner Bischöfe angesehen werden. Doch die unkritische Benutzung der angeführten Autoren und Urkunden fordert jeden, der dieses Buch einer historischen Arbeit zu Grunde legen will, zu großer Vorsicht auf*). Augustin

---

Geroldi, Cremonensischen Martyrers und Cöllnischen Bürgers. 5) Vita et martyrium Ss. Ursulae et sociarum undecim millium virginum. 6) Primitiae gentium, seu Historia Ss. trium Regum Magorum.

*) Mörkens hinterließ an historischen Schriften: 1) Conatus chronologicus ad catalogum Episcoporum, Archi-Episcoporum, Cancellariorum, Archi-Cancellariorum et Electorum Coloniae Claudiae Augustae Agrippinensium, 4to, 1748. 2) Conatus chronologicus ad catalogum magnae Cartusiae Priorum totiusque ordinis primatum. MS. 3) Cartusiographia sive sacri ordinis Cartusiensis descriptio geographicis et chronologicis regulis adstricta, choro- et topogra-

Aldenbrück nahm die vorchristliche Zeit der Stadt Köln und der benachbarten Gegend zum Gegenstande seiner Untersuchung. Er richtete sein Augenmerk darauf, „jene sehr schönen Alterthümer, Denkmäler und Zierden Kölns, welche theils durch die Rohheit und ungeschickte Hände, oder leider durch die Sorglosigkeit und Vernachlässigung der die Alterthümer wenig ehrenden, noch sich um dieselben bekümmernden Menschen beinahe zertrümmert und ewig für die Nachwelt verloren waren, bestmöglich der Vergessenheit zu entreißen und an das Licht zu stellen, damit, weil die Denkmäler, Altäre u. s. w., woraus sich die Götterlehre unserer alten Vorfahren erweisen läßt, größtentheils vernichtet und zu Grunde gegangen sind, wenigstens ihre gesammelten Inschriften durch den Druck dem Gedächtnisse unserer spätesten Nachwelt überliefert und aufbewahrt bleiben*)." Der stadt-kölnische Syndicus, Doctor und öffentlicher Lehrer der Rechte an der Universität Köln, Gerhard Ernst von Hamm**), richtete sein Augenmerk bei seinem gründlichen Studium der kölner Geschichte hauptsächlich auf rechtshistorische Gegenstände. Unter anderen werthvollen Schriften veröffentlichte er gediegene Arbeiten über das Burggrafenamt, das Schöffenamt, das Münzwesen und das Stapelrecht in Köln. Der Jesuit Joseph von Hartzheim, der fast alle Zweige des menschlichen Wissens mit seltener Gründlichkeit beherrschte, hatte sich auch in der kölner

Hamm.

Hartzheim.

---

phicis tabulis exornata, adnotationibus illustrata, appendicibus aucta et aliquot indicibus instructa. MS. 4) De S. Brunone, sacri ordinis Cartusiensis fundatore, diatriba chronologico-diplomatica. MS.

*) Joh. Mich. Breuer gab 1819 eine Uebersetzung des Aldenbrück'schen Werkes mit vielen Zusätzen heraus unter dem Titel: Augustin Aldenbrück's Geschichte des Ursprungs und der Religion der alten Ubier.

**) Hamm wurde geboren zu Deusternau 1692, und starb 1772 in Köln; er schrieb: Dissertatio hist. Engelberti II. a Falkenburg. — Respublica Ubio-Agripp. 1747. — Burggraviatus. 1750. — Scabinatus. 1751. — Concordia Ubio-Agripp. 1751. — Synchronographia. 1766. — Moneta Ubio-Agripp. 1770. — Advocatia Ubio-Agripp. 1771. — Stapula Ubio-Agripp. 1771.

Geschichte die gediegensten Kenntnisse erworben. Als Regens des dreigekrönten Gymnasiums nahm er das Studium der vaterstädtischen Vergangenheit unter die Unterrichts-Gegenstände dieser Anstalt auf und suchte auf alle Weise bei seinen Schülern sowohl wie bei seinen Mitbürgern das Interesse für diesen Zweig der historischen Wissenschaft zu wecken. Unermüdlicher Fleiß, ein erstaunenswerthes Gedächtniß und eifriges Quellenstudium hatten ihm auf diesem Gebiete bald eine anerkannte Autorität verschafft. Er hatte es erkannt, daß nur archivalische Studien eine vorurtheilsfreie Kenntniß der Vergangenheit zu ermöglichen vermögen. Darum war sein Streben dahin gegangen, sich den Zutritt zu einzelnen werthvollen Archiven zu erwirken und ein Material zu sammeln, welches die Bürgschaft der Wahrheit in sich selbst trug und die Aufhellung der in so vielen Theilen noch völlig dunkeln kölner Profan- und Kirchengeschichte anbahnen konnte. Der städtische Magistrat, der wegen der vielen Rechtsstreitigkeiten zwischen der Stadt und dem Kurfürsten das Raths-Archiv mit Argus-Augen bewachte, erlaubte ihm auch ausnahmsweise, die werthvollen Urkunden der Stadt einzusehen und zu seinen wissenschaftlichen Zwecken zu benutzen. Nur das massenhaft zusammengebrachte Material machte es ihm möglich, die werthvolle, unter dem Titel Bibliotheca Coloniensis veröffentlichte kölner Literatur-Geschichte mit der Vollständigkeit auszuarbeiten, welche wir an diesem Werke bewundern müssen. Großartiger aber als diese Bibliotheca sollte die Sammlung der Beschlüsse aller kölnischen Kirchen-Versammlungen werden. Schon 60 Jahre alt, entschloß er sich, dieses Werk, für welches er seit einer langen Reihe von Jahren die umfassendsten Vorarbeiten gemacht hatte, dem Druck zu übergeben. Hartzheim hatte mit frischem Muthe eine wahrhafte Riesen-Aufgabe unternommen. Doch die Fürsehung hatte es anders beschlossen; mitten in seiner mühevollen Arbeit wurde ihm plötzlich Halt geboten. Ein Schlaganfall setzte seinem Leben am 14. Januar 1763 ein allzu frühes Ziel*). Reiffenberg. Friedrich von Reiffenberg,

*) Seine historischen Schriften sind: **Bibliotheca scriptorum Colonien-**

auch Mitglied des Jesuiten-Ordens, verlegte sich mit besonderer Vorliebe auf das Studium der Schicksale seines Ordens am Niederrheine. Seine gediegene allgemein wissenschaftliche Vorbildung bürgte dafür, daß er den Plan, eine gründliche Geschichte der Gesellschaft Jesu am Niederrheine zu schreiben, mit dem schönsten Erfolge vollführen werde. Der erste Band erschien zu Köln bei Metternich im Jahre 1765. Sein plötzlicher Tod, am 25. October desselben Jahres, ließ das geschätzte und werthvolle Werk unvollendet. Eine gewandte pragmatische Darstellung und ein gewissenhaftes Quellenstudium zeichnen diese Geschichte der Jesuiten-Collegien in Köln, Bonn, Jülich, Münstereifel, Düsseldorf, Emmerich, Coblenz, Trier u. s. w. in vortheilhafter Weise aus. Die von ihm benutzten Handschriften und Druckwerke sind am Anfange des Werkes genau verzeichnet*).

Die Werke der genannten Provincial-Historiker blieben für das größere Publicum ziemlich ohne Bedeutung; sie waren alle lateinisch geschrieben und nur für Fachgelehrte bestimmt. Erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts begannen einzelne Freunde der kölnischen Geschichte, durch den Gebrauch der Muttersprache die Früchte ihrer Studien allgemein zugänglich zu machen. Diese Bahn wurde gebrochen von dem Schreinschreiber Matthias Classen. Er hatte auf der kölner Universität Rechtswissenschaft studirt und war hierbei namentlich von den mittelalterlichen Rechtsverhältnissen der Stadt Köln angezogen worden. Die Muße, M. Classen.

---

sium. 1747. — Dissertationes X. historico-criticae in S scripturam ab anno 1736 ad annum 1746. — Catalogus historico-criticus Cod. Mss. Bibliothecae Ecclesiae metrop. Col. 1752. — Historia rei nummariae Col. 1754. — Concilia Germaniae A. 1759 - 61. — Prodromus historiae universitatis Coloniensis. 1759.

*) Reiffenberg war geboren 1719 auf dem Schlosse Sayn; seine Eltern waren Anselm Friedrich Anton Freiherr von Reiffenberg zu Sayn und Maria Anna von Elz zu Elz. Sein Werk führt den Titel: Frid. Reiffenbergii e Soc. Jesu presbyteri historia Societatis Jesu ad Rhenum interiorem, tomus I.

welche sein Amt ihm gönnte, benutzte er zur Bearbeitung der schwierigsten und interessantesten Punkte aus der mittelalterlichen kölner Rechtsgeschichte. Mehrere dieser gediegenen stadtgeschichtlichen Abhandlungen sind in dem „Encyklopädischen Journal" und in den „Materialien zur geist- und weltlichen Statistik des niederrheinischen und westphälischen Kreises" abgedruckt. Besonders geschätzt und gesucht sind: Das edele Cöllen, 1769; Das Niederich, 1779; Erste Gründe der Cöllnischen Schreinspraxis, 1762; Der Senat in mittleren Zeiten, 1786*). Die Liebe zum Studium der kölnischen Geschichte, welche durch solche Aufsätze in einem Theile der kölner Einwohnerschaft angeregt wurde, suchte der Domherr und

Hillesheim. Professor Franz Karl Joseph von Hillesheim durch mündliche Vorträge rege zu halten und zu erhöhen. Nachdem er eine lange Reihe von Jahren hindurch an der kölner Hochschule canonisches Recht, Diplomatik und Staatsrecht vorgetragen hatte, nahm er zuletzt die vaterländische Geschichte in besondere Pflege. Mit unermüdlichem Fleiße und mit einem bedeutenden Kostenaufwande hatte er sich zu diesem Zwecke die werthvollsten Urkunden zu verschaffen gewußt. Eine große Menge von Wißbegierigen jeden Alters und jeden Standes drängte sich in den juristischen Hörsaal, um mit gespannter Aufmerksamkeit dem gefeierten Lehrer in den Glanz und den Ruhm der verflossenen Jahrhunderte zu folgen. Seine berühmten Vorlesungen über die kölnische Kirchen- und Staatsgeschichte sind nicht im Druck erschienen. Hin und wieder befindet sich noch ein im Hörsaal nachgeschriebenes Heft im Privatbesitze. Ein solches befindet sich unter dem literarischen Nachlasse des Professors Wallraf auf dem kölner Rathhause, ein anderes, von der Hand des Canonicus von Büllingen, in der Bibliothek des Herrn von Bianco. Als die Franzosen in den Kurstaat einrückten, entschloß sich Hillesheim, zu emigriren. In Olpe wurde der größte Theil seiner werthvollen Bibliothek, welche die berühmtesten Autoren aller Fächer, so wie eine ansehnliche Sammlung der seltensten und kostbarsten Ur-

*) Classen wurde geboren 1725, und starb am 27. Februar 1816, 91 Jahre alt.

kunden und Handschriften in sich vereinte, ein Raub der Flammen. Nicht weniger als Hillesheim selbst muß jeder Freund der kölnischen Geschichte diesen unersetzlichen Verlust beklagen*). Durch einen ähnlichen Sammeleifer wie Hillesheim machte sich der Vicar am St.-Andreas-Stifte Bartholomäus Joseph Blasius Alfter um die kölnische Geschichte in hohem Grade verdient. Alfter trat schon in frühen Jahren in freundschaftliche Beziehung zu dem Carthäuser M. Mörkens. Mörkens wurde Alfter's Lehrer in der Kenntniß alter Diplome und Urkunden, und er erfreute sich bald beim Aufsuchen und Abschreiben von Seiten seines jungen Freundes der thätigsten und unverdrossensten Unterstützung. Als Stifts-Vicar benutzte Alfter die Stunden seiner Muße, um sich im Lesen und Copiren alter Urkunden unablässig zu üben. Schriften, noch so dunkel, noch so verworren, entzifferte er mit Leichtigkeit; mit geübtem Scharfblick wußte er die echten Documente von den falschen und unterschobenen sofort zu unterscheiden. Geschichte, Diplomatik, Heraldik und Genealogie der Stadt Köln und der kölnischen Geschlechter waren seine Lieblingsstudien, und mit unermüdlichem Fleiße suchte er alles, was die früheren kölnischen Verhältnisse in klares Licht zu stellen geeignet war, in möglichster Vollständigkeit zu sammeln. Die Unzugänglichkeit so vieler Geschichtsquellen in den zu streng verschlossenen Archiven der Capitel und Klöster legte seinen Bemühungen aber manches Hinderniß in den Weg. Die Aengstlichkeit, mit der man die archivalischen Schätze unter Schloß und Riegel hielt, war der Grund, warum so manche wichtige Quellen für unsere Landesgeschichte unbenutzt blieben, während einem Neller und einem Hontheim zu Trier, einem Würdtwein zu Mainz bereitwillig Gelegenheit geboten wurde, die geheimsten Archive dieser Diözesen zu durchforschen und die Ergebnisse ihrer Forschungen in ihren schätzbaren Werken zu veröffentlichen. Für die kölnische Ge-

Alfter.

*) Hillesheim starb am 12. November 1803 auf seinem Landgute zu Niel, im 73. Lebensjahre. Eine Steinplatte mit einer einfachen Inschrift bezeichnet sein Grab vor dem Chor der Pfarrkirche zu Niel. Vgl. Brewer, Vaterländische Chronik, Jahrg. I., Heft 4, S. 258.

schichte hätte Alfter Aehnliches leisten können; aber diejenigen, welche sein Streben zu erleichtern im Stande waren, verschulden mehr oder weniger, daß von Fremden dem Kölner mit Recht eine unverantwortliche Vernachlässigung der vaterstädtischen Geschichte und eine unverzeihliche Gleichgültigkeit gegen die Großthaten der Vorfahren zum Vorwurf gemacht wird. Willkommene Gelegenheit zur Vervollständigung seiner Sammlungen wurde unserem Alfter geboten, als er zum apostolischen Protonotar ernannt wurde. Er visirte nun diplomatische Abschriften, und erhielt, zur Errichtung von Privat- und öffentlichen Archiven berufen, die Erlaubniß, von unbekannten wichtigen Urkunden Abschrift zu nehmen. Hierdurch wurde er in den Stand gesetzt, viele verkehrte Ansichten zu berichtigen und manches Dunkle in helles Licht zu setzen. Für die kölnische Diplomatik, Genealogie, Wappenkunde und Topographie sammelte er eine Menge der werthvollsten Beiträge. Als unter dem Kurfürsten Max Franz aus allen stadt-kölnischen Klöstern eine Menge der besten und seltensten Manuscripte und Bücher nach der neuen bonner Bibliothek wandern mußten, wurde auch Alfter dazu vermocht, eine bändereiche Anzahl von Manuscripten und Urkunden, theils in Original, theils in Abschrift, dahin abzugeben. Diese Sammlung, 62 Bände, wurde beim Abzuge des Kurfürsten mit den übrigen Schätzen geflüchtet, stand eine Reihe von Jahren im Kloster Wedinghausen und befindet sich als Bibliotheca manuscriptorum Alfteriana in der Hof-Bibliothek zu Darmstadt. Alfter starb am 26. November 1808, im 80. Jahre seines Alters. Ein Theil der von ihm hinterlassenen bedeutenden Sammlungen wurde in Köln durch den Antiquar Hansen verauctionirt. Hierunter befand sich eine sehr sorgfältig geschriebene vollständige kölnische Chronik mit Handzeichnungen und das Chronikon des kölner Carthäuser-Klosters, ein Manuscript, welches manche wichtige Notiz über kölnische Gelehrte und alt-kölnische Maler enthielt. Den größten Theil der Manuscripte, Urkunden, Siegel-Abdrücke und Landkarten erwarb die kölner Schulverwaltung unter dem 31. December 1808 für den Preis von 3600 Franken. Mit Ausnahme der Genealogica, welche dem Verwaltungsrath der Studienstiftungen übergeben wurden, beruht diese Sammlung seit 1842 in der Bibliothek

des katholischen Gymnasiums zu Köln*). Ein Seitenstück zu dem Fleiße des Vicars Alfter finden wir in dem rastlosen Sammeleifer des früheren Minoriten, späteren Weltgeistlichen Kindlinger. Dieser unermüdliche Antiquarius sammelte nicht weniger als 177 Foliobände Urkunden, 27 Folio- und 12 Quartbände Copieen und 28 ungebundene Päcke Urkunden und Handschriften in Folio-Format. Vierzehn Foliobände enthalten fast ausschließlich solche Sachen, die sich auf die Stadt Köln und den Kurstaat beziehen. Der größte Theil dieser Sammlung befindet sich in dem königlich preußischen Archiv zu Münster; nur 21 Bände, die hessische Sachen enthalten, sind in das kurfürstliche Staats-Archiv zu Cassel gekommen. Kindlinger.

Andere größere oder kleinere Sammlungen von Manuscripten und kölnischen Urkunden befanden sich im Besitze des Canonicus von Seil und der Herren de la Porterie und Thiriart. Der ältere Canonicus Albert von Seil beabsichtigte, eine vollständige Geschichte der Stadt Köln mit einem Codex diplomaticus dem Druck zu übergeben. Vier- bis fünfhundert Urkunden hatte er zu dem Zwecke zusammengeschrieben. Der erste Band war druckfertig; er reichte bis zum Jahre 1480 und sollte etwa 80 Druckbogen stark werden. Der Erbe des Herrn von Seil, der jüngere Canonicus, bot dieses Werk dem Buchhändler Rommerskirchen zum Verlag an. Rommerskirchen aber, der wenig Vertrauen in den historischen Sinn seiner Mitbürger setzte, lehnte das Anerbieten ab. Darauf wandte man sich an die frankfurter Gesellschaft, welche unter der Leitung des Ministers von Stein die Herausgabe der Scriptores Germaniae vorbereitete. Aber auch hier kam man nicht zum Ziele. Das Manuscript blieb ungedruckt und kam später durch Erbschaft in den Besitz des Herrn von Coels in Aachen. von Seil.

de la Porterie sammelte sowohl für eine Germania sacra, wie für eine ausführliche Geschichte der Stadt Köln. Das Material zu der erstgenannten Arbeit bot er unter dem 1. März 1792 dem fürstlichen Statthalter und Dom-Dechanten zu Salzburg, Ribbelen, de la Porterie.

---

*) von Bianco, Geschichte der Universität Köln, zweite Auflage, 1. Bd., S. 624.

für 200 Reichsthaler zum Kauf. Ob der Kauf zu Stande gekommen, wissen wir nicht. Die kölner Buchhandlung von Thiriart und Oedekoven übernahm den Verlag der anderen Arbeit unter dem Titel: „Geschichte der Ubier." Bevor aber der Druck begann, starb de la Porterie. Der Bruder des Verstorbenen erkannte die bedeutenden Mängel dieses historischen Versuchs; darum weigerte er sich, das Manuscript zum Druck zu überliefern, wenn ihm nicht die Zusicherung gegeben würde, daß Wallraf sich einer völligen Umarbeitung des vorliegenden Materials unterziehe. Wallraf gab seine Zusage, und der Druck begann. Beim vierten Bogen gerieth die Sache aber wieder ins Stocken, und die Herausgabe dieses Werkes unterblieb*). Wahrscheinlich ist dieses dasselbe Manuscript, fünf Bände in Folio, welches später in den Besitz des Pfarrers Fochem kam und vor einigen Jahren von Herrn von Bianco für den Preis von 100 Reichsthalern angekauft wurde. Die Handlung von Thiriart hatte auch ein Manuscript über das Leben und die Thaten des Johannes von Werth erworben. Auch dieses Buch kam nicht zum Druck, und es ist unbekannt, was aus der Handschrift geworden.

Außer den genannten Freunden und Bearbeitern der kölnischen Geschichte ließen sich auch der Canonicus Tröster, der Canonicus von Bors, der Dompropst von Oettingen, der Hofrath Pullen, der Baron von Hüpsch, der Herr von Büllingen und der Stifts-Vicar Christian Philipp Augustin Forst die Sammlung kölnischer Documente und Archivalien angelegen sein, und einzelne dieser Herren versuchten sich nicht ohne Glück und Geschick in der Bearbeitung einzelner Punkte aus dem Gebiete der kölnischen Geschichte.

Wallraf stand mit den meisten dieser Herren in freundschaftlichem Verkehr. Theils gab er ihnen Anregung, theils wurde er von ihnen angeregt. Aber diese vereinzelten Lebensäußerungen auf dem Gebiete des geistigen und wissenschaftlichen Strebens in der Stadt Köln waren und blieben nur sporadisch; im großen Ganzen fanden sie wenig Anklang und Pflege. Diese localgeschichtlichen

*) Briefe von und an Wallraf.

Studien behielten den Charakter von Privat-Liebhabereien und waren nicht im Stande, die Gelehrtenwelt wie die gute Gesellschaft der Stadt Köln zu einer begeisterten Pflege der städtischen Geschichte anzufeuern. Wallraf aber glaubte hierzu Beruf und Fähigkeit in sich zu verspüren. Es lag ihm fern, ein zusammenhangendes Werk über die kölnische Geschichte zu liefern. Er wollte nur anregen, die Liebe zur vaterstädtischen Geschichte anfachen und die dunkelsten Glanzpuncte der kölner Vergangenheit in klares Licht setzen. Seine historischen Aufsätze erschienen zuerst in den monatlichen Beilagen der Kölnischen Zeitung im Jahre 1802 und 1803, dann fortgesetzt in der Geschichts- und Sitten-Chronik von und für Köln, bis 1804; im Jahre 1813 erschienen sie bei M. DuMont-Schauberg besonders abgedruckt unter dem Titel: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Köln und ihrer Umgebungen." Hierin verbreitete sich Wallraf unter Anderem über den alten Boden, den Zweck zur Gründung, die ersten Thore, die Tempel in der Nähe der Thore, die Rheininsel, den Altar der Ubier, den Inselmarkt, die Zugänge zur Rheininsel, die Brücke Konstantin's, den Einfall der Franken, das Verschwinden der Rheininsel, die Vergrößerungen, die Pfarrgemeinden, die jetzigen Mauern der Stadt. In dem für das Jahr 1800 herausgegebenen Taschenbuch „Agrippina, die Gemahlin des Claudius," stellte er die historischen Nachrichten über die Stifterin der Stadt Köln zu einem biographischen Versuche zusammen. Andere historische Arbeiten waren: „Das Verschwinden der Kirchenmusik zu Köln", abgedruckt in der Kölnischen Zeitung vom 3. August u. ff. 1805, auch in den „Beiträgen zur Geschichte der Stadt Köln". In diesen „Beiträgen" findet sich auch das zuerst im Intelligenzblatte von 1810 veröffentlichte Aufsätzchen: „Das Haus der Familie von Haguenay". In Nr. 45 der Kölnischen Zeitung von 1806 brachte er interessante Nachrichrichten über die „alte und neue Glasmalerei in Köln". Seine letzte historische Arbeit war die in culturgeschichtlicher Beziehung höchst merkwürdige „Biographie des als stadt-kölnischer Hauptpfarrer zu St. Marien im Capitol verstorbenen Peter Anth". Die Sprache in diesen Aufsätzen ist in einem ernsten, festen, klaren und gedrungenen Geschichtsstil gehalten; sie ist fließend und ansprechend, ohne

Wallraf's historische Leistungen.

Ziererei und Ueberladung. In der Sache selbst war er, wie Brölmann und Gelenius, in dem Streben befangen, die ganze Größe Kölns auf römische Grundlage zurückzuführen. Sie hatten Recht, unter römischer Herrschaft hatte Köln eine Zeit lang auf gewaltiger Höhe gestanden und einen bedeutenden Antheil an dem Glanze und an der Herrlichkeit der römischen Hauptstadt genommen. Ein stolzes Capitol, prachtvolle Tempel, ein geräumiges Amphitheater, herrliche Prätorien verliehen der Stadt eine große Zierde. Köln war in der That das deutsche Rom geworden. Als die Franken der Römer-Herrschaft am Rheine ein Ende machten, mußte Alles, mußten die meisten römischen Prachtbauten, fast alle römischen Einrichtungen und Schöpfungen unter fränkischen Streichen in den Staub niedersinken. Ein neues Volk brachte neue Gesetze, eine neue Ordnung, eine neue Verfassung. Die Franken mußten es verschmähen, auf den römischen Stamm ein fränkisches Reis aufzupfropfen, auf römischer Grundlage einen fränkischen Bau aufzurichten. Es ist völlig undenkbar, daß die siegreichen Franken sich der Superiorität der römischen Patricier unterworfen hätten; sie konnten es nicht dulden, daß die Verfassung der eroberten Stadt sich nach den Principien des römischen Patricierthums entwickelte. Darum werden die Conjecturen, welche die alten kölner Geschlechter-Namen von den römischen Patriciern herleiten und in jeder Thor- und Straßenbenennung einen römischen Ursprung erkennen wollen, stets schwer zu vertreten sein. Versöhnung mit dem vorgefundenen Römergeiste lag nicht im Sinne der Franken. Ihr ganzes Trachten ging dahin, das Römerthum völlig auszurotten und an seine Stelle eine frischwüchsige Franken-Herrschaft zu setzen. Darum wird man da, wo für einen Namen oder für eine Einrichtung eine deutsche oder fränkische Grundlage gefunden werden kann, nicht nach römischem Ursprunge zu suchen brauchen. Auch wird man sich zu der Ansicht bekennen müssen, daß einzelne alte Baureste, die bis dahin von allen Alterthumskennern als römische Werke angesehen wurden, aus der fränkischen Periode herrühren.

Neue Straßenbenennungen.

Den Charakter seiner Liebe, zu romanisiren, tragen auch die neuen Straßenbenennungen, die Wallraf im Jahre 1812 auf besonderes Ansuchen des Gouvernements vorschlug. Die Nivellirungs-

sucht der französischen Beamten glaubte auch die alten Namen der Straßen und öffentlichen Plätze in der Stadt Köln französisiren zu müssen. Darum verlangte der Unterpräfect, daß die übersetzbaren alten Gassennamen in das Französische übertragen, die unübersetzbaren oder anstößigen dagegen mit einer gefälligen, leicht faßlichen, auf geschichtlichen Thatsachen fußenden französischen Bezeichnung vertauscht werden sollten. Wallraf übernahm dieses undankbare Geschäft. Er glaubte durch seinen Entwurf ordentlicherer und annehmlicherer Straßenbenennungen sein gut Theil dazu beitragen zu können, daß „Köln mehr als ehemals Achtung und Ruf bei den ausländischen Reisenden gewinnen werde, welche ohnehin mit alten Vorurtheilen gegen unseren Geschmack hieher kommen, aber nach dergleichen, von der Plattheit unseres Volkes neuerdings eingeholten öffentlichen Zeugnissen mit desto größeren Vorurtheilen gegen uns wegreisen würden und daher neuen Anlaß nehmen müßten, in ihren Schriften und Erzählungen die gegen uns gewöhnlichen Sarkasmen zu unserem Nachtheile zu schärfen*)." Er glaubte, es würde wiederum eine den Kölnern leider zu oft vorgeworfene Schläfrigkeit und Gleichgültigkeit verrathen, wenn die Stadt diese Gelegenheit, „ihren ehrenvollen und für die allgemeine Geschichte so wichtigen Ursprung an Tag zu legen und ihren durch eigene und fremde Gelehrte behaupteten Ruf wieder herzustellen, unbenutzt vorübergehen lassen wollte". In den neuen Straßenbenennungen sollte dem Kölner eine Art Lapidar-Unterrichtsanstalt seiner früheren Geschichte geboten werden; es sollten sich darin die Urspuren des classischen Bodens verewigen und jedem Vorübergehenden unwillkürlich einprägen. Durch die neuen Straßen-Inschriften sollten die hervorragendsten Momente des kölner classischen Alterthums, die einzelnen städtischen Denkwürdigkeiten aus dem Mittelalter, die für Köln besonders wichtigen Persönlichkeiten dem Gedächtnisse des Volkes lebendig erhalten werden. Auf diese Weise wollte er Männern wie Agrippa, Trajan, Konstantin, Chlodwig, Pipin, Karl, Albertus Magnus, Duns Scotus, Rubens, Jabach die Rücksicht

---

*) Handschriftlicher Bericht Wallraf's.

angedeihen lassen, welche sie in Köln verdienten. Zwischen den Heroen des Alterthums und Mittelalters durfte der Name Napoleon's nicht fehlen. Der Bund der Ubier mit den Römern, das prächtige Capitol, die Arena und das Marsfeld durften nicht vergessen werden. Mit einem großen Aufwande von historischen und philologischen Kenntnissen machte sich Wallraf an seine Aufgabe; unausgesetzt vier Monate beschäftigte er sich mit dieser Arbeit. Da, wo historische Data und Haltpunkte mangelten, spielte ihm seine lebhafte Phantasie manchen schlimmen Streich. Seine Vorliebe für alles Römische ließ ihn in den Namen, die nicht auf römischen Ursprung zurückgeführt werden konnten, „nur pöbelhafte, seichte, unsichere, ihrer Herleitung nach oft so unbedeutende, größtentheils in den Zeiten der crassesten Ignoranz entstandene und nur durch Gleichgültigkeit und Gewohnheit angenommene, sclavisch fortgesetzte und schon ins Pöbelhafte gefallene Benennungen, oft gar die lächerlichsten und geschmacklosesten Sobriquets erkennen, deren einiger sie sich vor Aller Ohren schämen mußten". Durch eine solche wegwerfende Nichtachtung des eigentlich deutschen Elements in der Straßenbenennung weckte er die schärfste Kritik von Seiten derjenigen, die in dem alten Köln mehr eine deutsche, als eine römische Stadt sehen wollten. Durch seine gewagten Conjecturen und forcirten etymologischen Deutungen zog er sich vielfach gegründeten Widerspruch und bitteren Tadel zu. An die Spitze seiner Gegner stellten sich die beiden Classen. Sie überreichten dem Unterpräfecten einen wohl motivirten Gegenvorschlag, wodurch sie für die Beibehaltung der meisten herkömmlichen Namen in die Schranken traten. Der Unterpräfect von Klespe und der Maire übergaben nun das Project Wallraf's den Herren Thiriart und Jungbluth zur genauen Revision; „sie ließen ihn wie einen Schulbuben durch diese Herren als seine Censoren corrigiren in wesentlichen Dingen *)." Zum höchsten Aerger Wallraf's gelangte die Numerirung der Häuser, so wie die französische Benennung

Wallraf's Liebe, zu romanisiren.

*) Denkschrift Wallraf's.

der Straßen und öffentlichen Plätze nach den Veränderungen dieser Revisoren zur Ausführung. Als Köln unter preußische Herrschaft kam, mußten die aufgedrungenen französischen Namen weichen. Die königliche Regierung schrieb in dieser Beziehung unter dem 4. November 1816 an den Canonicus Professor Wallraf: „Euer Wohlgeboren sind die ausführlichen Verhandlungen bekannt, welche dem von der damaligen obersten Stadtbehörde gefaßten Beschlusse vom 16. December 1812, die neue Benennung der Straßen der Stadt Köln betreffend, vorausgegangen sind. Auch kennen Sie den in gedruckten Blättern ausgegebenen Inhalt jenes Beschlusses. Indessen hat nicht bloß die neue Numerirung der Häuser, sondern auch die neue Benennung der Straßen zu vielfältigen Beschwerden Veranlassung gegeben, und so sehr man auch der Grund-Idee, welche die nächste Veranlassung zu diesen neuen Benennungen gegeben haben mag, Gerechtigkeit widerfahren läßt, so wird doch besorgt, daß der Zweck derselben in so fern nicht ganz erreicht werden dürfte, als diejenige Classe der Einwohner, durch welche sich dergleichen Benennungen zunächst fortpflanzen, für die meisten der gewählten Gedächtniß hat, folglich solche Namen ihr leer sein und schon dadurch im besten Falle abermals also entstellt werden würden, daß der Fremde insbesondere noch größere Schwierigkeiten haben müßte, sich in der ohnehin sehr weitläufigen, unregelmäßig gebauten Stadt zu finden. Diese Gründe mögen wohl den hiesigen Stadtrath zunächst bestimmt haben, in einer Sitzung am 19. December v. J. den jetzt an uns gelangten Antrag auf Wiedereinführung der alten Straßenbenennungen zu machen, an welche man gewohnt sei und in welchen man sich verstehe. Indeß nehmen wir Anstand, diese Wiedereinführung unbedingt zu genehmigen, indem mit Recht bemerkt wird, daß unter den alten Benennungen manche ganz unanständige vorkommen, und wir auch nicht in Abrede sind, daß einige der neuen Benennungen offenbar nur Berichtigung durch den Leumund nach und nach entstellter Namen (z. B. Trank-Gasse für Frank-Gasse) und daß andere zu gut in der neueren Ortsgeschichte der Stadt gegründet seien, als daß man nicht hoffen dürfe, die Einwohnerschaft werde sich bald an sie gewöhnen und dadurch die Erreichung des Zweckes erleichtern, den

1816.

man z. B. in der Benennung Rubens-Platz vor Augen gehabt hat. Wir theilen Ihnen in der abschriftlichen Anlage diejenigen Abänderungen mit, welche das hiesige Oberbürgermeister-Amt bei Wiedereinführung der alten Benennungen unterm 28. September c. in Antrag bringt, und ersuchen Sie, uns über das Ganze dieses Gegenstandes binnen acht Tagen nach Empfang dieses Ihr Gutachten abzugeben, indem es unerläßlich ist, in der Sache einen baldigen definitiven Entschluß zu fassen. Wir empfehlen Ihnen besonders, nicht bloß das Wünschenswerthe, sondern auch das Ausführbare in dieser Sache zu beachten, und nicht aus dem Auge zu lassen, daß der erste Zweck der Straßenbenennung der ist, sich mittelst ihrer zurecht zu finden, und zwar nicht bloß bei Tage, wo die an den Ecken angeschriebenen Namen gelesen werden können und wo man in jedem Hause nachfragen kann, sondern auch bei Nacht, wo der Verirrte einzig auf Nachfragen bei dem einen oder anderen beschränkt ist, der ihm etwa noch zufällig aufstößt. Auch wird wohl nicht zu übersehen sein, daß die Erreichung dieses ersten und obersten Zweckes keine Unterbrechung leidet, wie solche allerdings besorgt werden muß, wenn auf einmal der neuen Namen so viele in Umlauf gesetzt werden sollten, wie deren in dem oben gedachten ersten Beschlusse vorkommen *)."

Wallraf hatte keinen Grund, einer Einrichtung, die so wenig seinen Wünschen entsprochen hatte, weiter das Wort zu reden. Er gab dem Vorschlage des Stadtrathes seine Zustimmung, und mit geringen Abänderungen wurden die alten Straßennamen wieder angenommen.

Seine Parteinahme für die Stadt gegen die Erzbischöfe.

So wie Wallraf in seiner Vorliebe für das kölnische Römerthum die richtige Gränze überschritt, so ließ ihn auch sein städtischer Patriotismus und sein republicanischer Stolz bei der Beurtheilung der Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Erzbischofe

*) Handschrift; Köln, den 4. November 1816.

das klare Recht und die historische Wahrheit manchmal zu sehr übersehen. Namentlich ist dies auffallend in dem Aufsatze über die Vergrößerung der Stadt. Er wollte nicht zugeben, daß die kölner Bürgerschaft gegen den Erzbischof Bruno I. etwas republicanischen Undank bewiesen habe. In allen Eigenthums-Streitigkeiten zwischen dem Erzbischofe und der Stadt Köln stellt er sich entschieden auf die Seite seiner Vaterstadt. Vor dem Richterstuhle des historischen Rechtes ist diese Parteinahme aber nicht stichhaltig. Als Kaiser Otto I. die Stadt Köln der fränkischen Herrschaft entrissen und mit dem deutschen Reiche verbunden hatte, übertrug der Kaiser seinem Bruder, dem Erzbischofe Bruno von Köln, alle kaiserlichen Rechte in der Stadt Köln, somit alle Befugnisse, welche bis dahin in Betreff der städtischen Verwaltung und Gerichtsbarkeit von den fränkischen Königen ausgeübt worden waren. Die königliche Gewalt, welche früher beim Gaugrafen geruht hatte, ging jetzt auf den Erzbischof über. In ihm concentrirte sich als kaiserliche Beamtung die weltliche Civil- und Criminal-Gerichtsbarkeit, die hohe Obrigkeit und landesfürstliche Superiorität, natürlich mit den Beschränkungen, die bis zu den Zeiten Otto's in der Gewalt des Gau- oder Burggrafen zu rechtlicher Geltung gekommen waren. Die gerichtlichen wie obrigkeitlichen Verhältnisse in der Altstadt wie in den drei Vorstädten hatten schon ihre feste Consistenz gewonnen, und die Uebertragung der kaiserlichen Rechte auf den Erzbischof konnte wenig an den bestehenden Zuständen ändern. Auf Grund der kaiserlichen Belehnung besaß Bruno das Gebiet der Erzstiftes Köln als Reichslehen mit allen Regalien, wie solche den fränkischen Königen, den Karolingern und den deutschen Kaisern zugestanden hatten. Er besaß freies Dispositionsrecht über Flüsse und Inseln, Jagden und Fischereien, Brückenbauten und Wildbann, Land- und Wasserzölle. Das ganze Flußgebiet des Rheines bis über den Leinenpfad unterlag seiner freien Verfügung. Darum war die ganze Rheininsel mitsammt dem verschütteten Rheinarme und dem daranstoßenden Leinenpfade bischöfliches Eigenthum, und es durfte somit ohne bischöflichen Consens und ohne Recognition des bischöflichen Rechtes in diesem Revier kein Neubau in Angriff genommen werden. Bruno hatte freies Verfügungsrecht

über den Rhein und seine Inseln; darum konnte er einerseits die alte Konstantinische Brücke abbrechen lassen und zwölf Fährmänner mit der Ueberfahrts-Gerechtsame belehnen, andererseits einzelnen Klöstern und Abteien auf dem Inselmarkte bestimmte Stationen zum Marktplatze für ihre reichen Erzeugnisse anweisen. Die Stadt selbst schien Scheu zu tragen, die Rechtsfrage in Betreff der Insel-Angelegenheit in bestimmter Weise zu definiren und zu klarer Entscheidung zu bringen. Ohne sich um die gegründeten Rechte und Ansprüche Bruno's und der folgenden Erzbischöfe weiter zu kümmern, nahm die kölner Bürgerschaft auf dem neu gewonnenen Inselraume jedes Plätzchen, wo sie eine Hebung ihres Handels und einen Vortheil für ihre Gewerbe zu finden hoffen konnte, vor und nach in Possession. Sie ging in der Occupation des bischöflichen Terrains um so dreister vor, je weniger die Erzbischöfe, welche sich als kaiserliche Bevollmächtigte oder Erzkanzler des römischen Reiches meist außerhalb ihrer Diözese aufhielten, von diesen localen Verhältnissen in Köln Notiz nahmen. Die Stadt hatte sich schon daran gewöhnt, ihre eigenen Wege zu gehen, sogar mit den Waffen in der Hand ihren Wunsch und Willen gegen die Intentionen des Erzbischofs durchzusetzen. Seitdem in lärmendem Aufruhr Anno II. gezwungen worden, unter dem Schutze finsterer Nacht und auf verborgenem Wege aus seiner Metropole zu fliehen, war das Band zerrissen, welches Stadt und Erzbischof unlöslich an einander fesseln sollte. Die Stadt gewöhnte sich daran, auch da, wo sie offene Eingriffe in bischöfliche Rechte beging, von dem bischöflichen Grundherrn keine Notiz zu nehmen. Stolz auf ihren Glanz, ihre Macht, ihren Reichthum und ihre politische Bedeutung, erlaubte sie sich manche Eigenmächtigkeiten, die mit den von Bruno auf alle nachfolgenden Erzbischöfe überkommenen Rechten nicht zu vereinbaren waren. Man muß es dem vaterstädtischen Patriotismus unseres Wallraf zu Gute halten, wenn er solche Eigenmächtigkeiten und Uebergriffe mit warmer Begeisterung in Schutz nimmt.

Mit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts waren in Köln die letzten Reste der alten reichsstädtischen Größe zusammengebrochen.

Mit Recht konnte Wallraf befürchten, daß der Hauch der neuen Zeit und der Hochmuth des windigen Franzosenthums, wie das bürgerliche Leben, so auch das ganze geistige Wesen der Stadt Köln des echten kölner Original-Charakters entkleiden werde. Der Erzbürger Wallraf mit seiner warmen Liebe für das scharf markirte Kölnerthum trat muthig gegen diese Gefahr in die Schranken. An der Spitze und mit der Beihülfe mehrerer jungen, rüstigen Kräfte regte er in der Stadt Köln ein geistiges Streben an, welches allen nivellirenden fremdländischen Einflüssen trotzte und auf vaterstädtischer Grundlage ein national-kölnisches Leben weckte.

Dreizehntes Capitel.

DeNoël und DuMont.

Einschränkung der Presse unter den Franzosen.

Die französische Herrschaft war nicht geeignet, die Fesseln zu lösen, in die das literarische Leben der Stadt Köln während des achtzehnten Jahrhunderts eingeschmiedet war. Die Sonderstellung, in welche Köln durch die früher geschilderten Umstände während der norddeutschen Regung geschoben worden, blieb im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts in Folge politischer Verhältnisse aufrecht erhalten. Politisch war Köln vom übrigen Deutschland getrennt; im Interesse des französischen Gouvernements mußte es liegen, auch jede geistige und literarische Verbindung mit dem alten Mutterlande abzuschneiden. Es war ein trauriger Zwitterzustand, in dem französisches Wesen und Leben noch keine feste Wurzel gefaßt hatte, das deutsche dagegen gewaltsam unterdrückt oder doch ängstlich überwacht wurde. „Die Denkfreiheit ist die erste Eroberung des Jahrhunderts," hatte Napoleon erklärt, „und ich will Preßfreiheit in meinen Staaten haben; aber ich will wissen," fügte er bedeutsam hinzu, „was für Gedanken und Ideen in den Köpfen umgehen." Um das Reich gegen das Eindringen jedes Buches, das dem Kaiser hätte unangenehm sein können, sicher abzusperren, wurde der Buchhandel in die belästigendsten Fesseln eingeschnürt. Die Förmlichkeiten, die bei der Einführung deutscher Bücher beobachtet werden mußten, kamen einem ausdrücklichen Verbote jedes Verkehrs mit ausländischen Literatur-Erzeugnissen fast völlig gleich. Auch die inlän-

dische Literatur seufzte unter schwerem, despotischem Drucke. Nichts, was den Principien des Kaiserreiches nicht huldigte und was der Napoleonischen Gewaltherrschaft nicht schmeichelte, durfte gedruckt oder verkauft werden. Köln fühlte sich noch zu jung und fremd in dem großen französischen Kaiserreiche, als daß es sich aus seiner Abgeschlossenheit zu einem engeren Rapport mit dem französischen geistigen Leben hätte emporschwingen können. Jeder nähere Anschluß war durch das ängstliche französische Absperrungs-System behindert. Zwar suchte Wallraf durch das 1799 gegründete „Taschenbuch der Ubier" den schönwissenschaftlichen Verband der Stadt Köln mit dem von ihr getrennten deutschen Vaterlande zu erhalten. Wenn sich auch Männer wie Arndt, Cramer, Lindenmayer, Schubart, Sinsteden u. A. an diesem Unternehmen betheiligten, so blieb dieses geistige Bindemittel doch viel zu schwach, als daß es die Erzeugnisse der deutschen Literatur für die kölner Bevölkerung hätte fruchtbringend machen können. Auch die nachgedruckten Ausgaben, durch die man einzelnen der beliebtesten deutschen Schriftsteller in Köln Eingang zu verschaffen suchte, waren nicht im Stande, den gebildeten Theil der kölner Bürgerschaft in den frischen Aufschwung des deutschen Literaturlebens hereinzuziehen. Darum sah sich das kölner Wesen und Leben auf seine eigene Triebkraft angewiesen. Fremde Nahrung hatte es nicht, noch suchte es dieselbe. Es fußte auf kölner Boden, bezog sich auf kölner Dinge und trug einen echt kölner Charakter an der Stirn. Der Kreis, in dem sich dieses geistige Leben der Stadt Köln bewegte, war beschränkt; aber innerhalb dieser engen Gränzen gab es Anregungen und Haltpunkte genug, um einem selbstständigen geistigen Streben den Charakter der Originalität und einer unläugbaren wissenschaftlichen Bedeutung zu verleihen. Der Hauptträger dieses selbstgenügsamen Kölnerthums war wieder Professor Wallraf. Die Last der Jahre hatte seine Liebe zur Vaterstadt nicht zu verlöschen und seine nach allen Richtungen wirksame Thatkraft nicht zu lähmen vermocht. Mit klarem Kennerblicke wußte er aus der heranwachsenden Jugend die Kräfte herauszufinden, die er für geeignet hielt, gemeinschaftlich mit ihm den Ruhm seiner Vaterstadt zu erhöhen und dereinst nach seinem Ableben das von ihm begonnene Werk zu vollenden. Nach

Köln von dem deutschen liter. Leben abgeschlossen.

Wallraf und seine Schüler.

Art der griechischen Weltweisen sammelte er eine Anzahl talentvoller Schüler um sich, die seinen vaterstädtischen Patriotismus einsogen, seine Begeisterung für die kölner Kunst in sich aufnahmen, ihn auf das Gebiet der entschwundenen kölner Größe begleiteten, ihren Lebensberuf mit dem Ruhme der Stadt in Beziehung setzten und ihrem ganzen Streben eine patriotische Färbung verliehen. Die meisten dieser Schüler schlossen sich in engster Freundschaft an den geliebten Lehrer an. Sie sammelten sich an bestimmten Abenden um den verehrten Meister zu musicalischen oder literarischen Unterhaltungen und Aufführungen. Die musicalische Liebhaber-Gesellschaft, die ihre Uebungen in Wallraf's Wohnung hielt, führte das Motto: Veniam petimusque damusque vicissim. Die literarischen und schönwissenschaftlichen Unterhaltungen hatten ihren Haupthalt in der sogenannten olympischen Gesellschaft, die zuerst bei Schug, später bei Wallraf ihre regelmäßigen Zusammenkünfte hatte. Wenn auch der nächste Zweck dieser Vereine lediglich gegenseitige Unterhaltung war, so konnte es doch nicht fehlen, daß der hier herrschende Geist ihre anregende Wirkung auch auf weitere Kreise ausdehnte. Höchst bescheiden war der Einfluß, den sich diese Gesellschaften auf den Geschmack und die Bildung der kölner Einwohnerschaft zutrauten; doch die Erfolge waren glänzender und nachhaltiger, als man bei den kühnsten Hoffnungen hätte erwarten können. Ohne es selbst zu ahnen oder zu beabsichtigen, waren diese Freundeskreise die eigentlichen Retter eines originellen kölner geistigen Lebens; in ihnen fand der echte kölner Humor Aufnahme und Aussprache. Sie weckten den Bürgerstolz des kölner Volkes und nahmen die poetische Handhabung des platten kölner Dialektes in sorgsame Pflege. Aus ihnen gingen die bekanntesten kölner Volkslieder hervor; ihnen verdankt der kölner Carneval seine frische Belebung und seinen pikanten Witz; aus ihnen erhielt das kölner Henneschen seine witzigsten Bonmots und seine beliebtesten Localpossen. Das genialste und thätigste Mitglied dieser Gesellschaft war DeNoël.

DeNoël, geboren 1782.

Matthias Joseph DeNoël war der Sohn des Waarenmaklers Johann Heinrich DeNoël und der Helene Krakamp. Er war geboren am 28. December 1782. Schon in frühester Jugend bekun-

dete sich bei dem geweckten Knaben ein entschiedenes Talent für die Zeichenkunst. Daher versäumten die Eltern nicht, ihm neben einer guten Elementar-Bildung auch Unterricht im freien Handzeichnen ertheilen zu lassen. Wie die meisten jungen Leute aus der vornehmeren Bürgerklasse, welche sich nicht einem gelehrten Berufe, sondern dem Kaufmannsstande widmen wollten, besuchte er zum Zwecke einer kaufmännischen Ausbildung die Privat-Unterrichts-Anstalt des Geistlichen Herrn Caser. Die erste Anleitung zum Zeichnen erhielt er im elterlichen Hause durch den auf der kurpfälzischen Akademie zu Düsseldorf gebildeten Maler Aegidius Mengelberg, der sich 1787 gegen einen Einlage-Betrag von 60 Reichsthalern als selbstständiger Meister beim kölner Maleramt hatte einschreiben lassen. Als Mengelberg für mehrere Jahre die Stadt Köln verließ, übernahm der 1764 zu Brühl geborene Maler Kaspar Arnold Grein den weiteren Zeichenunterricht bei dem jungen DeNoël. Hauptsächlich beschränkte sich dieser Unterricht auf eine Nachbildung von Kupferstichen und Gypsfiguren. Die erste Anleitung zur Oelmalerei erhielt er von dem bekannten Portraitmaler Kaspar Benedict Beckenkamp. Dieser, ein Sohn des Bildnißmalers Laurenz Beckenkamp, war am 5. Februar 1747 in Thal Ehrenbreitstein geboren. Der Vater, der den jungen Benedict in der Malerkunst unterrichtete, starb, als dieser sechszehn Jahre alt war. Jetzt übernahm der Historienmaler Januarius Zick in Coblenz die weitere Ausbildung des hoffnungsvollen Jünglings. Beckenkamp zog durch seinen Fleiß, seinen sanften Charakter und sein hervorragendes Talent bald die Aufmerksamkeit des trierer Kurfürsten Clemens Wenceslaus auf sich. Am kurfürstlichen Hofe fand er reichlich lohnende Beschäftigung. Von den hohen Fremden, die den kurfürstlichen Hof besuchten, malte er unter anderen den Herzog und die Herzogin von Sachsen-Teschen, den Kurfürsten Max Franz von Köln, den Herzog von Artois und den Grafen von Provence. Durch die sprechende Aehnlichkeit und die charakteristische Auffassung seiner Portraits war seinem Namen bald der beste Ruf gesichert. Von Max Franz wurde er auf einige Zeit nach Bonn eingeladen. Von hier begab er sich 1785 in Aufträgen der Familien von Salm-Reifferscheidt und von Sternberg nach Köln. Er befand sich noch in

Mengelberg.

Grein.

Beckenkamp.

Köln, als die französischen Revolutionsheere die alten Verhältnisse umstürzten und die rheinischen Herren und Fürsten aus ihren Residenzen vertrieben. Auch Beckenkamp's Gönner, Clemens Wenceslaus, mußte sein Land verlassen. Beckenkamp hatte nun keinen Grund mehr, nach Ehrenbreitstein zurückzukehren. Er blieb in Köln. Neben seiner Beschäftigung als Portraitmaler übernahm er es auch, einzelne Jünglinge in der Malerkunst zu unterrichten. Unter diesen Schülern war der fleißigste und talentvollste unser Matthias Joseph DeNoël. Die raschen Fortschritte, die dieser in der Oelmalerei machte, schienen dafür zu sprechen, daß die ausübende Kunst sein eigentlicher Lebensberuf sei. Doch der Vater, ein berechnender Kaufmann, war damit keineswegs einverstanden. Im Kaufmannsstande glaubte er die Zukunft seines Sohnes besser gesichert, als in einer ungewissen Künstler-Laufbahn. Darum wurde der junge DeNoël, sobald er die Schule verlassen hatte, zu dem Geschäfte des Vaters herangezogen. Der kindliche Gehorsam überwand den inneren Widerwillen gegen die Comptoir-Arbeiten; der ergebene Sohn fügte sich mit stiller Resignation in den Befehl des geliebten Vaters. Jede freie Zeit aber, die er den lästigen Tagesgeschäften abgewinnen konnte, benutzte er, um auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft durch Privatfleiß dasjenige nachzuholen, was er während der Besorgung der väterlichen Geschäfte zu versäumen glaubte. Auf dem Comptoir kam er sich stets wie ein Fremdling vor; er fühlte sich erst heimisch, wenn er nach getragener Tageslast bis spät in die Nacht hinein bei seiner Zeichenmappe, bei kunstgeschichtlicher Lecture oder bei ästhetischen Studien saß. Rühriger Fleiß und glückliche Anlagen vereinten sich, um den strebsamen Jüngling bald über den Rang eines Dilettanten hinaus zu erheben. Die vielfachen sinnreichen und gefälligen Compositionen, die sein erfinderischer Geist in seiner einsamen Kammer schuf, bekundeten seine reiche geistige Begabung und seine gediegene künstlerische Bildung. So oft ihm eine Erholung von seinen angestrengten kaufmännischen wie künstlerischen und literarischen Beschäftigungen nöthig schien, begab er sich Abends in die Zeichenschule seines früheren Lehrers Kaspar Grein, um hier in der Gesellschaft gleichgesinnter Freunde eine Unterhaltung zu suchen, die

DeNoël's Neigung zur Kunst.

neben der geistigen Abspannung Bereicherung seiner Kenntnisse und frische geistige Anregung zu bieten im Stande war. Einer dieser jungen Männer, Johann Baptist Fuchs, begab sich im Jahre 1802 nach Paris, um in einem dortigen Handlungshause seine kaufmännische Ausbildung zu vollenden. Er benutzte seine freie Zeit, um im National-Museum die aus allen Weltgegenden zusammengeschleppten Kunstwerke zu bewundern und einzelne hervorragende Stücke abzuzeichnen. Die begeisterten Worte, mit denen Fuchs seinem Freunde DeNoël die in Paris gebotenen Kunstgenüsse schilderten, weckten in letzterem ein unbezwingliches Verlangen, mit eigenen Augen die Schätze des pariser Museums zu schauen. Mit Bewilligung seiner Eltern reis'te er Ende Juli 1802 in Begleitung des Zeichenlehrers Grein zum Besuche seines Freundes nach Paris. In der Fülle der hier aufgehäuften Kunstwerke öffnete sich eine neue Welt dem Blicke des erstaunten Jünglings. Tag für Tag saß er fünf bis sechs Stunden in dem Museum, unablässig mit Zeichnen beschäftigt *). Die Eindrücke, die hier sein empfängliches Herz empfing, waren wenig geeignet, die Abneigung, die er schon längst gegen seine kaufmännische Bestimmung hegte, zu beseitigen. Je weniger Lust der junge DeNoël an dem mercantilen Wesen bewies, desto strenger wurde er von den Eltern zum Verharren in dem einmal ergriffenen Berufe angehalten. Auf das Geheiß des Vaters mußte er eine Commisstelle in einem Handlungshause zu Neuß übernehmen. Die Unzufriedenheit mit seinem Berufe stieg von Tag zu Tag. Aller Wege sann er auf Mittel, den drückenden Alp des Kaufmannsstandes abzuschütteln und in einer ungehinderten Beschäftigung mit der Kunst Ruhe und Frieden zu finden. Den entschiedensten Widerstand fanden seine Plane an der Abneigung, welche die Mutter bei jeder Gelegenheit gegen das ungewisse Loos eines Künstlers an Tag legte. Jede dringende Bitte um Befreiung aus dem Joche, in das er sich durch den Willen der Eltern gefesselt sah, war vergeblich; vergeblich auch jedes Fürwort, wodurch der Oheim Lyversberg und ein junger Hausfreund, Johann Peter Fuchs, die Mutter für den Künstlerberuf des mißmu-

DeNoël nach Paris, 1802.

Abneigung gegen den kaufmännischen Beruf.

---

*) Kölnische Zeitung und Welt- und Staatsbote, vom Thermidor X.

thigen Commis zu gewinnen suchten. Als alle Briefe erfolglos blieben, nahm DeNoël seine Zuflucht zu einer poetischen und allegorischen Bittschrift. Durch eine wehmüthige Ode „an das Schicksal“ und eine bildliche allegorische Darstellung hoffte er vom weichen Mutterherzen erlangen zu können, was die best motivirten brieflichen Vorstellungen nicht vermocht hatten. In der genannten Ode gibt er seinem inneren Schmerze Ausdruck und klagt, daß das Schicksal ihn bestimmt habe, seine schönen Hoffnungen zu begraben, auf des Ruhmes goldene Früchte zu verzichten und seine Tage in trostloser Alltäglichkeit zu vertrauern. In gleicher Weise gab die allegorische Zeichnung seiner Abneigung gegen alles, was Handel heißt, sprechenden Ausdruck. Eine weibliche Figur führt ihn zum Tempel des Mercur; nur mit innerem Widerstreben folgt er; im Gehen sieht er traurig auf die Kunst zurück, der er für immer Lebewohl sagen soll. Die Erfindung, auf einer Sphinx sitzend, und die trauernde Minerva blicken niedergeschlagen dem scheidenden Jünglinge nach; Saturnus tröstet sie mit Hinweisung auf die Zukunft, in der Alles sich wieder günstig gestalten könne. Im Hintergrunde steht die Fama mit dem Kranze der Unsterblichkeit *). Die wehmüthige Sprache dieses Bildes rührte jeden, dem dasselbe zu Gesicht kam. Grein, der Canonicus Christian Lyversberg, der kunstliebende Johann Jakob Lyversberg und der obenangeführte J. P. Fuchs boten alle Künste der Ueberredung auf, um zuerst den Vater, dann die Mutter mit dem Gedanken zu befreunden, daß die Künstler-Laufbahn der eigentliche Beruf des Sohnes sei. Die Mutter sträubte sich am längsten, den Musen ihren Liebling wiederzugeben. Sie erklärte, „es seien keine Zeiten, Kinder reisen zu lassen, und um in Köln als Künstler zu bleiben, verstehe er nicht genug **).“ Johann Jakob Lyversberg bot sich an, die Gelder, welche Matthias Joseph zu seiner Ausbildung in Rom gebrauchen werde, zur Disposition zu stellen. Das liebende Mutterherz konnte dem inständigen Flehen ihres Sohnes nicht lange

*) Brief an seinen Freund P. Fuchs.

**) Fuchs an DeNoël.

mehr Widerstand entgegensetzen. Sie erkannte, daß das kindliche Pflichtgefühl ihres Sohnes im Kampfe mit der Hoffnung auf eine glückliche, ruhmvolle Zukunft nicht lange mehr die Oberhand behalten werde. Sie gab darum die Zustimmung zur Rückkehr ihres Sohnes und erhob keinen weiteren Widerspruch, wenn die baldige Reise nach Paris oder Rom als eine abgemachte Sache besprochen wurde. Seine Freunde bemühten sich, ihm zum Zwecke seiner künstlerischen Ausbildung in Paris eine Unterstützung vom ersten Consul auszuwirken. Als dieser Plan mißlang, ließ man den Gedanken an eine Reise nach Paris fahren und entschied sich für Rom. Mit leichtem Herzen wollte er im Herbste 1803 dem Mercur Lebewohl 1803.
sagen, um sich für immer in den Dienst der Minerva zu begeben. Den Sommer benutzte er noch zu einem Ausfluge nach Holland; drei Monate beschäftigte er sich noch zu Utrecht in der befreundeten Familie eines reichen Holländers mit ernsten Studien der in Utrecht und den benachbarten Städten bewahrten Kunstschätze*). Als er nach seiner Rückkehr Alles zur baldigen Abreise nach Italien in Bereitschaft setzte, riß ihn plötzlich ein trauriger Unfall aus seinen stolzen Träumen in die prosaische Wirklichkeit zurück. Ein bedenkliches Beinübel, welches den Vater für lange Zeit arbeitsunfähig machte, fesselte ihn an das Geschäft des elterlichen Hauses.

Uebernimmt das elterliche Geschäft, 1812.

Die heiteren Aussichten auf ein ungestörtes Künstlerleben waren jetzt getrübt. Die ganze Last des väterlichen Geschäftes mußte er auf sich nehmen. Die Länge der Zeit dämpfte den Widerwillen, mit dem er dasselbe in die Hand genommen hatte. Allmählich machte er sich mit dem Gedanken vertraut, daß er sich in die Ungunst der Verhältnisse fügen und seine Neigung dem Wohle seiner Familie zum Opfer bringen müsse. Als der Vater den 17. November 1812 an einem Schlaganfalle starb, sah sich Matthias Joseph im Interesse der geliebten Mutter und Schwester genöthigt, die elterliche Handlung für eigene Rechnung zu übernehmen. Die Waarenmakler-Stelle wurde ihm auch kurze Zeit nachher von der französischen Regierung übertragen.

*) Handschriftliche Notizen von P. Fuchs.

Unter dem Drucke der Geschäfte hatte DeNoël aber keineswegs seine wissenschaftliche und künstlerische Fortbildung vergessen. Mit mächtigem Drange sehnte er sich nach der Freundschaft mit den Männern, die im Anfange unseres Jahrhunderts als die Träger des echt kölnischen geistigen Lebens galten. In kindlicher Bescheidenheit hielt er sich aber so lange zurück, bis er sich eine Summe von Kenntnissen und Fähigkeiten gesammelt hatte, die ihm volle Berechtigung gab, in den Kreis eines Wallraf, Schug, Cassel und DuMont mit kühnem Selbstvertrauen einzutreten. Durch den Umgang mit Johann Kaspar Schug und durch den eifrigen Besuch der freien Vorlesungen, die dieser erfahrene Pädagog über griechische, englische und italienische Sprache hielt, fand er Gelegenheit, die bis dahin noch fühlbaren Mängel einer gediegenen philologischen Vorbildung nachzuholen und die feste Grundlage zu einer sicheren Meisterschaft im Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu legen. Schug, der Sohn eines nicht unbemittelten Schlossermeisters, war in Köln geboren, am 23. März 1766. Früh schon zeigten sich in dem aufblühenden Knaben die glücklichsten Anlagen. Der Silentiarius Wallraf versprach sich von dem Talente dieses Schülers die erfreulichsten Erfolge. Als Schüler des Laurentianer-Gymnasiums erfüllte er in vollem Maße die auf ihn gesetzten Hoffnungen. Es war der Wunsch der Eltern, den geliebten Sohn für den Dienst des Altars geweiht zu sehen. Der Abt der Abtei Brauweiler, Aldenhoven, bot dem vielversprechenden Jünglinge den freien Eintritt in das Kloster an. Doch schnell wurde Schug des einsamen Klosterlebens müde. Wie sehr ihm auch die Pflege der Wissenschaft am Herzen lag, so wollte er doch lieber einem bürgerlichen Gewerbe sich widmen, als sein Leben lang hinter den stillen Klostermauern eingeschlossen bleiben. Nur wenige Tage nach seinem Eintritte verließ er Brauweiler und kehrte in das elterliche Haus zurück. Aus den Privatstudien, die er in der stillen häuslichen Zurückgezogenheit mit dem größten Eifer betrieb, wurde er von seinem früheren Lehrer Brouhong, dem späteren Seminar-Präses, zu einer Unterlehrer-Stelle an einem Silentium herangezogen. Durch die glücklichen Erfolge, welche er in seiner Lehrwirksamkeit erzielte, erregte er die Aufmerksamkeit des Bürgermeisters

Schug.

Freiherrn von Beiwegh. Dieser übertrug ihm die Stelle eines Informators bei seinen zwei hoffnungsvollen Söhnen. Von 1784 bis zum Tode seiner Zöglinge im Jahre 1790 versah er diese Stelle zur vollen Zufriedenheit des Vaters. Jetzt entschloß er sich, einen anderen Beruf zu ergreifen. Lange schwankte er aber in der Wahl. Zuerst entschied er sich für das Studium der Medicin. Schon war er in gutem Zuge, als er zur Jurisprudenz übersprang. Noch hatte er seine juristischen Studien nicht vollendet, als die französischen Revolutionsheere den Boden des deutschen Vaterlandes überschwemmten. Schug trat nun freudig wieder zum Lehrfache über, als ihm der Freiherr von Spies in Düsseldorf die Erziehung seines Sohnes anbot. Als der Herr von Spies starb, begleitete Schug die Witwe mit ihren Kindern nach Düren, woselbst er sich schätzbare Freunde erwarb und ein gutes Andenken sicherte. Im Jahre 1801 übernahm er die Erzieherstelle bei dem Sohne des Regierungs- und Consistorialrathes Pithan in Düsseldorf. Ausgerüstet mit den gediegensten literarhistorischen, philologischen und ästhetischen Kenntnissen, kehrte er 1803 in seine Vaterstadt zurück. Er verband sich mit den Gebrüdern Schumacher, um die von diesen Herren errichtete höhere Privatschule in ein allen Anforderungen der neueren Pädagogik entsprechendes Lehr-Institut umzuwandeln. Ueber Erwarten gelang dieser Versuch. Bald zählte diese Anstalt über sechszig Zöglinge; die vornehmsten belgischen und französischen Familien, unter anderen der Herzog von Arenberg, wählten Schug's Pensionat zur Erziehung und Unterrichtung ihrer Söhne. Als Schug später in Folge der Organisation der kaiserlichen Universität seine Anstalt in der Stadt Köln aufzugeben genöthigt wurde, verlegte er sie in das ehemalige Franciscaner-Kloster zu Brühl. Die freien Collegia und die samstägigen Gesellschaften, in denen Schug die talentvollsten jungen Männer der Stadt Köln um sich versammelte, boten dem wißbegierigen DeNoël Gelegenheit, sich auf die Stufe zu schwingen, auf der er neben Wallraf die Fäden des geistigen Lebens in der Stadt Köln in die Hand nahm. Wallraf hatte das patriotische Gefühl des kunstbegeisterten jungen Kaufmannes bald erkannt. In innigster Freundschaft schloß er sich ihm an, und Beide gingen stets Hand in Hand,

1784—1790.

1801.

Gebrüder Schumacher.

DeNoël's profan- und kunsthistor. Arbeiten.

wenn der Ruhm oder das Interesse der Vaterstadt gefördert werden sollte. DeNoël war der Mann, bei dem Wallraf's Liebe zur Vaterstadt und zur vaterstädtischen Geschichte verwandte Saiten anschlug. Große historische Ausarbeitungen zu liefern, war nicht sein Plan. Er beabsichtigte nur, in seinen Mitbürgern Liebe zur heimischen Geschichte zu wecken und Begeisterung für die entschwundene kölner Größe anzuregen. Hierbei war seine Neigung aber mehr auf Forschungen antiquarischer und kunstgeschichtlicher Natur, als auf rein historische Arbeiten gerichtet. Die meisten dieser Aufsätze erschienen in dem Beiblatte der Kölnischen Zeitung. Besonders sind hervorzuheben: der Nekrolog seines ehemaligen Zeichenlehrers Kaspar Arnold Beckenkamp *), Beiträge zur Geschichte des stadtkölnischen Stadtwappens **), über die Geburtsstätte des Peter Paul Rubens ***), Beiträge zur Geschichte der mit Thürmen versehenen Edelhöfe in der Stadt Köln †), über die Cunibertskirche in Köln, über die annonischen und Schrotköpfe an einzelnen Häusern ††), über das Monument in der Brückenstraße †††), über vaterstädtische Alterthümer *†). Als die werthvollste und bedeutendste seiner Arbeiten muß die historisch-archäologische Beschreibung des Domes zu Köln angesehen werden. Was DeNoël's kunsthistorische Leistungen anbelangt, so würde es zu weit führen, seine zerstreuten Notizen und kleineren Aufsätze hier namentlich aufzuführen. Ein sprechendes Zeugniß seiner umfangreichen kunsthistorischen Kenntnisse, seines feinen ästhetischen Geschmackes und seines scharfen künstlerischen Urtheils hat DeNoël niedergelegt in den von ihm verfaßten Katalogen, „der aus dem Nachlasse des in Köln verstorbenen Kaufmannes Thomas Jakob Tosetti herrührenden Oel-

*) Beiblatt der Köln. Zeitung, Nr. 7, 1828.

**) Beiblatt der Köln. Zeitung, Nr. 5 und 6, 1833.

***) Beiblatt der Köln. Zeitung, Nr. 18, 1833.

†) Beiblatt der Köln. Zeitung, Nr. 5, 6, 7, 8 und 9, 1835. Abgedruckt in von Mering.

††) Beiblatt der Köln. Zeitung, Nr. 5, 1836.

†††) Beiblatt der Köln. Zeitung, Nr. 8, 1836.

*†) Beiblatt der Köln. Zeitung, Nr. 2, 1837, und Omnibus, Nr. 2, 1837.

und Miniatur-Gemälde und Kupferstiche, der Gemäldesammlung des Herrn J. Lyversberg und der theils aus ganzen Kirchenfenstern, theils aus einzelnen Scheiben bestehenden großen Hirn'schen Sammlung gebrannter Gläser aus verschiedenen auf einander folgenden Zeitaltern der Glasmalerei." Letztgenannten Katalog stellt Göthe als ein Muster solcher Arbeiten auf. „Hier soll vornehmlich", sagt er im neunten Bande seiner Werke, „von dem auf 36 Seiten in 4. gedruckten Katalog die Rede sein, welcher in seiner Art für musterhaft gelten kann. Der Verfasser sondert die Fenster und einzelnen Scheiben der Sammlung in fünf verschiedene Abtheilungen und nimmt für jede Abtheilung eine besondere Epoche der Glasmalerei an, von deren Unterschieden und Eigenthümlichkeiten er mit Sachkenntniß und Kunstverstand kurze Erläuterungen gibt. Die ganze Sammlung bestand aus 247 Nummern, und das Verzeichniß gibt genaue Nachricht von dem, was jede darstellt, wie sie ausgeführt sei, über die Zeiten, denen sie angehören, über die Beschädigungen, die Gestalt und Größe einer jeden. Für die Geschichte der Glasmalerei wird dieses Verzeichniß einen bleibenden Werth behalten." Mit einem wahren Bienenfleiße trug er das Material für seine kunsthistorischen Studien zusammen, und mit der ängstlichsten Ordnungsliebe rubricirte er die fast zahllosen Fascikel zu System und Uebersicht. Unter den massenhaften Notizen über kölner Alterthümer, Kunstwerke, Kirchen, Klöster, Zünfte, Künstler u. s. w. sind am schätzenswerthesten die Auszüge, die er mit besonderer Rücksicht auf die kölner Kunstgeschichte aus den ältesten Schreinsbüchern gemacht hat.

Wallraf's Stellung zu DeNoël.

Wallraf wurde von DeNoël's gefälliger Freundlichkeit, behender Dienstfertigkeit, offener Herzlichkeit, kindlicher Gesinnung und zartem, poetischem Gemüthe gar mächtig angezogen. In Kunstfragen war ihm DeNoël's Urtheil von entscheidendem Gewichte. Bei den Festlichkeiten, deren Arrangement Wallraf übernommen hatte, mußte DeNoël durch Rath und That mitwirken. Wenn das allgemeine städtische Interesse gefördert und der städtische Ruhm gehoben werden sollte, durfte DeNoël mit seinem rührigen Eifer neben der rüstigen Thätigkeit Wallraf's nicht fehlen. Von allem, was Wallraf unter die Feder nahm, gab er vorher seinem Freunde

DeNoël Kenntniß; er erhielt kein irgend nennenswerthes Geschenk, ohne seinem lieben DeNoël sofort freudige Kunde davon zu geben; kein werthvolles Gemälde oder Kunstwerk kaufte er an, ohne sich vorher DeNoël's Gutachten zu erbitten. In gleicher Weise that DeNoël nichts, wovon Wallraf nicht vorher Kenntniß erhalten hatte. Wie gebildet auch DeNoël's Geschmack und wie glücklich seine Compositions-Gabe war, so glaubte er doch mit keinem literarischen oder Kunst-Erzeugnisse in die Oeffentlichkeit treten zu dürfen, das nicht vor dem scharfen Urtheile des strengen Kunstrichters Wallraf die Probe bestanden hatte.

Wallraf als Dichter.

Wallraf, dessen sorgsamstes Streben dahin ging, in der allgemeinen trostlosen Zerfahrenheit die alte Volksthümlichkeit in seiner Vaterstadt zu retten, den bekannten kölner Humor rege zu halten und die kölner Volkssprache in besondere Pflege zu nehmen, fand an DeNoël die talentvollste und fruchtreichste Stütze. Wallraf hatte sich früher nicht ohne Glück in einzelnen poetischen Arbeiten versucht. Seine lebhafte Phantasie, seine klare Weltanschauung und seine gewandte Diction hatten seinen Erzeugnissen gerechte Anerkennung gesichert. Doch er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Dichter-Laufbahn sein eigentlicher Beruf nicht sei. Der poetische Funken, der in ihm sprühte, sollte aber keineswegs völlig erstickt werden, vielmehr sollte er den Impuls zu einer stillen, gemüthlichen Literatur geben, welche in der vom literarischen Weltverkehre abgeschlossenen Stadt Köln freudige Familien-Ereignisse, harmlose Neckereien, unschuldige Scherze und lustige Schwänke zum Gegenstande der Darstellung wähle. Wallraf pflegte mit großer Vorliebe diese hausbackene Dichtung. So oft in einer befreundeten Familie ein Geburts- oder Namensfest, eine Kindtaufe, eine Verlobung, eine Hochzeit oder ein Jubiläum gefeiert wurde, ermangelte Wallraf selten, durch ein passendes Gedicht seine Theilnahme kund zu geben. Mit Rücksicht auf Veranlassung, Verhältnisse und Personen sprach sich gemessener Ernst oder heiterer Scherz oder schalkhafte Neckerei in solchen Versen aus. Wenn er einen Freund zu sich einladen, eine Gefälligkeit mit Uebersendung eines kleinen Andenkens erwiedern oder herzlichen Dank für ein freundliches Geschenk aussprechen wollte, waren es gewöhnlich einige Reime,

die er zum Träger seiner Wünsche und Gedanken machte. In dem Kreise, in welchem er sich bewegte, sollten die Nachklänge des poetischen Charakters, den das kölner Volksleben im Mittelalter getragen hatte, wieder geweckt werden. Es gelang ihm, die Prosa des Lebens durch einen Anflug poetischer Stimmung aus der dumpfen Alltäglichkeit emporzureißen. Das eigenthümliche, charakteristische kölner Leben, wie sich solches unter der Aegide Wallraf's entwickelte, concentrirte sich in den Unterhaltungen und Aufführungen der olympischen Gesellschaft. In Fastnachtsscherzen, carnevalistischen Gedichten, humoristischen Aufführungen und Faschingsaufzügen trat es um die Faschingszeit auch nach außen hin. Es schwang sich an die Spitze des nationalen Volksfestes, des Carnevals, bemächtigte sich der Leitung des ganzen lustigen Treibens in diesen Tagen, hauchte diesem ganzen Feste einen harmlosen Humor ein und verhinderte durch sein geistiges Uebergewicht jeden Ausbruch von Rohheit und Gemeinheit. DeNoël mit der Heiterkeit seines kindlichen Sinnes, mit der Lebhaftigkeit seiner schöpferischen Phantasie, mit der Rührigkeit seines strebsamen Geistes, mit der Unerschöpflichkeit seines sprudelnden Humors machte sich für die Freunde dieser Richtung im kölner geistigen Leben recht bald zum unentbehrlichen Tonangeber. Er besaß unverkennbare Anlagen zur Dichtkunst. Schon mit seinem dreizehnten Jahre hatte er sich in poetischen Glückwünschen versucht. Der Gesinnung nach gehörte er zu der romantischen Schule. Auch er war, wie die Romantiker, der Ansicht, daß die Poesie nur durch die Wiedererweckung des religiösen Sinnes und durch die Regeneration des vaterländischen Alterthums wiedergeboren werden könne. Er schaute hin auf alles das, was das Christenthum in glaubenskräftigeren Zeiten und Völkern in Dichtung und Kunst geschaffen hatte, und er erkannte, daß das Heilige und Himmlische, wie es in der Kirche sich offenbart, allein nur die edelsten Anschauungen und höchsten Ideale gewährt, daß nur dem Glauben, dem auf das Göttliche gerichteten Sinne die ewigen Ideen des Wahren, Guten und Schönen sich erschließen. Aber in Köln hatte er für die Pflege der romantischen Dichtung weder Vorbild, noch theilnehmende Genossen. Friedrich von Schlegel war nicht im Stande gewesen, hier hohe Begeisterung für die

DeNoël als Dichter.

Erzeugnisse der romantischen Schule zu wecken. Das originelle kölner Dichterleben ging seine eigenen Wege und schloß sich ängstlich gegen jeden fremden Einfluß ab. Darum suchte DeNoël in der zu Köln befolgten Richtung Befriedigung für seine poetische Neigung. Fast zahllos sind die Sprüche, Epigramme, Gratulations-Briefe und Gelegenheits-Gedichte, die aus seiner Feder flossen. Ein guter Theil derselben ist in kölnischer Mundart geschrieben. In derselben Mundart bearbeitete er in Gemeinschaft mit Schug eine Uebersetzung der Parabel vom verlorenen Sohne für die Sammlung des Unterpräfecten von Keverberg zu Cleve und eine Uebersetzung von Wallraf's Epistola poëtica Gamandri aeditui ad Mich. DuMontium. Den meisten Beifall ärntete er durch seine humoristischen Localpossen, die gewöhnlich auf Fastnacht entweder in der olympischen Gesellschaft oder im Puppen-Theater oder in befreundeten Cirkeln aufgeführt wurden. Der kölner Carneval lag ihm sehr am Herzen, und dieses kölner Volksfest verdankt seine eigentliche Glanzperiode guten Theils den Bemühungen DeNoël's. Ueber den kölner Carneval schrieb er in dem Beiblatt der Kölnischen Zeitung*):

Carneval.

„Während der drei letzten der Fastenzeit vorhergehenden Tage glaubt der Kölner, sich einem von allen beengenden Convenienz-Regeln befreiten Zustande überlassen zu dürfen, den man eine Reminiscenz des goldenen Zeitalters nennen möchte. Während dieser drei Tage drückt keine der gewöhnlichen Lebenssorgen den Kölner, der schon lange vorher seine Wirthschaft zu einer gastfreien Aufnahme jedes anständig Vermummten vorbereitet hat. Was an jedem anderen Orte Absichten voraussetzen, Mißtrauen und Beängstigung erregen könnte, wird in Köln als eine Auszeichnung zugedacht und aufgenommen.

„Weit entfernt, Anzüglichkeiten oder Beleidigungen in die friedliche Wohnung seines Mitbürgers zu bringen, sinnt der echte Kölner an jenen Tagen nur darauf, Jeden zu erheitern, sogar mit-

*) Nr. 7, 1831.

unter dem, der ihm etwa gram gewesen sein möchte, eine freudige Theilnahme am Feste zu bieten oder wenigstens nichts diesem Miß-fälliges oder dessen Freude Störendes in Anregung zu bringen. Nicht allein die vermögenderen Stände glauben sich zu der Feier dieses Festes berechtigt; alle Klassen ohne Unterschied nehmen nach ihrer Individualität mehr oder weniger Theil daran, und selbst bejahrte Personen wandelt während der tollen Tage nicht selten die Lust an, mit der sorgfältig erhaltenen Garderobe ihrer Voreltern angethan, ihre Verwandten zu überraschen, und jedes Mal nimmt der Besuchte die ihn heimsuchenden bekannten oder unbekannten Gäste herzlich und gastfrei auf.

„Mehrere Wochen, oft Monate vorher vereinigen sich die Jüngeren in Gesellschaften, in denen sie Ideen, Vorschläge und Plane gegenseitig auswechseln, um irgend eine der Vergangenheit oder der Gegenwart entnommene Begebenheit zur Darstellung festzustellen, welche dann durch einen Zug, gewöhnlich von einem Musik-Corps begleitet, auf öffentlichen Plätzen oder in geräumigen Häusern von Bekannten, ausgeführt wird.

„So hatte sich das Fest, bis zur Ankunft der fränkischen
Heere, 1794, fast einzig der eigenen Obhut überlassen, erhalten, 1794.
als politische Gründe seine Feier während einiger Jahre hinderten; doch bewegte sich allmählich der lustige Geist, obwohl in engere Schranken gebannt, heimlich fort; die offenen Straßen durchwogte nun freilich nicht mehr die lustige Menge, dagegen machten die Klassen, welchen der Gebrauch von Wagen gestattet war, ihre Besuche wie früher, und eben durch diese Beschränkung erhielt der Carneval zwar einen minder geräuschvollen, aber in seinem Wesen anständigeren und gebildeteren Charakter, so daß die planmäßig durchdachten Vorstellungen, mitunter in gebundener Rede, häufig mit Musik begleitet, kleinen Vaudevillen nicht unähnlich, vorgetragen wurden.

„Im Jahre 1801 gestattete die Fremdherrschaft, das Gefahr- 1801.
lose und Unschädliche dieses Festes erkennend, seine Fortdauer, und
im Jahre 1812 nahm sogar das fremde Militär, zu einem Rei- 1812.
terzuge vereinigt, thätigen Antheil daran. Die Ankunft der alliirten Heere legte, einer vielbewegten Zeit ungeachtet, dieser Ergötz-

lichkeit kein Hinderniß in den Weg, indem das Arglose derselben jede Vorsichts-Maßregel unnöthig machte.

1823. „Im Jahre 1823 endlich trat eine Gesellschaft junger Kölner zusammen, in der Absicht, dem Feste durch eine zahlreichere Verbindung von Masken in Einem Zuge neues Leben zu verschaffen, und suchte, dem Ganzen einen idealisch-dramatischen Charakter zu geben. So ward denn in diesem Jahre der Wiederantritt der Regierung des Helden Carneval, im folgenden Jahre der Besuch der Prinzessin Venetia, 1825 der Sieg der Freude, 1826 der Mann aus dem Mond, 1827 die Prüfung, 1828 die alte und neue Zeit, 1829 der Narrentag dargestellt. Die Haupthandlung dieser Darstellungen ging am Faschings-Montage auf dem Neumarkt vor; darauf nahm der aus hundert Reitenden und Fahrenden bestehende Zug durch die Hauptstraßen seinen Weg, und am Abend schloß diesen Tag des Festes ein Ball auf dem Gürzenichsaale. Wenn nun auch seit dieser Restaurations-Epoche des Festes die Gesammtmasse die Zahl der kleineren Masken-Gesellschaften früherer Zeit und mit ihnen den vereinzelten Genuß dieser Ergötzlichkeit verminderte, so muß man doch gestehen, daß sich noch nie etwas Großartigeres und Eleganteres, als diese Maskenzüge der neuen Carnevals-Aera, in Köln dem Auge darbot.

„Die Celebrität dieses Volksfestes hat seitdem die Aufmerksamkeit der höchsten Staatsbehörde beschäftigt, die mit gewohnter väterlicher Sorgfalt für Ordnung und Ruhe es nicht verschmäht hat, sich mit dem inneren Wesen des Carnevals aus den darüber vorhandenen Nachrichten bekannt zu machen, und um auch diese Volksbelustigung in ihrer unschädlichen Tendenz zu erhalten, ist durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 30. Juni 1830 auf den Grund früherer Verordnungen erlaubt worden, daß die Maskenzüge fernerweit Statt finden, so lange sie sich als eine harmlose Lustbarkeit in den Schranken des Anstandes und der guten Sitte halten und nicht durch Persönlichkeiten verletzen."

In dem Carnevals-Almanach „Sieg der Freude" schaffte DeNoël ein Organ, durch welches das geistige Leben der Faschingszeit auch für die Nicht-Theilnehmer verwerthet und für die nachkommenden Geschlechter aufbewahrt wurde. Die Localpossen oder

Scherzspiele, durch welche DeNoël den meisten Beifall ärntete, waren: „Ein nagelneues Büchellein, worinnen ausdrücklich beschrieben sein alle Bildchen und Figuren, Kännchen und Posituren, als welche im Komödien-Haus angebracht und mit Couleuren auf die Wand gemacht, die sonsten niemals da gewesen, gar amüsirlich zu lesen. Sehr hochgelehrt und sittlich und fein, gebracht in folgende Reimelein; von Herrn Auctore in seinem Leben in schönem Drucke herausgegeben, im Jahre, wo man nach dem vorigen Tex zuerst wieder schrieb 18 hundert und 6." Redende Personen waren: der Schneidermeister Wammes, der Confrater Bretzel und der Herr Licenciat Stüßkant. Der ungetheilte Beifall, womit dieses „Nagelneue Büchellein" gekrönt wurde, ermunterte ihn, um Fastnacht 1808 ein ähnliches unter Beihülfe des Herrn Marcus DuMont dem kölner Publicum zu übergeben. Wie das erste wurde es auf dem Maskenballe im Komödienhause declamirt. Haltung und Ausführung nebst der am Ende vorkommenden Anekdote der kölnischen Musici gehörte dem Herrn DuMont an; der Plan und die Ideen nebst der Versification war DeNoël's Eigenthum. Dieses Fastnachtsspiel führte den Titel: „Jocosa descriptio, das ist Beschreibung gar lustig und froh von dem, was sich Neues in unsern Tagen merk-, schreib-, sodann druckenswerth zu hat getragen; als nemblich: was sich in der hiesigen Stadt Colonia ereignet hat." Redende Personen waren: die Repräsentanten des urgemüthlichen Kölnerthums: Hauptmann Schlotter und Gebrechsherr Puffert; die etwas verzwickte, nach Aufklärung riechende Juffer Schlotters und der mit neumodischer Bildung sich breit machende Pancratius Wippsterz. An einem für das Puppen-Theater bestimmten Schwank, der 1811 zuerst am Drei-Königen-Feste bei Professor Schug, dann am 23. Februar vor der olympischen Gesellschaft bei Professor Wallraf und zum dritten Male am Aschermittwoch vor vielen Damen und Bekannten der olympischen Gesellschaft aufgeführt wurde, hatten DeNoël, Wallraf, Cassel und die beiden Schug zusammen gearbeitet. Die gelungensten Passagen, so wie der vom Hänneschen gesprochene Prolog über die neuere Dramaturgie sind von DeNoël. Bis 1818 ruhte DeNoël's dramatische Muse. In diesem Jahre dichtete er: „Die Jubel-Deputation, ein Gelegenheits-

Localpossen.

Lustspiel bei der silbernen Hochzeitsfeier des Herrn Jakob Johann Nepomuk Lyversberg und der Anna Walburga Bennerscheid, von ihren Verwandten vorgestellt." Die von Zanoli, Berthel und Rückel dem Jüngeren unter dem Titel „Relais" verfaßte Fastnachtsposse wurde von DeNoël völlig umgearbeitet, mit reichen Zusätzen vermehrt und als ein anziehendes Lustspiel auf die kölner Bühne gebracht. Es führte den Titel: „Die Post-Station, oder der Aufenthalt im Gasthofe zum Lord Wellington in Bergheim; eine kölnische Fastnachtsposse in einem Act; von einer Gesellschaft Kunstfreunde auf dem Theater vorgestellt im März 1818; herausgegeben zum Besten der Armen." Redende Personen waren: der Gastwirth Pancratius Dickwanst; Frau Gelbschnabel, eine reisende Declamatrice; John Bull, ein englischer Gentleman; Monsieur de Girouette, ein französischer Glücksritter; Jan van Kaasemaaker, ein holländischer Kaufmann; Carlo Papagallo, ein italienischer Tonkünstler; Magister Virgas, ein kölnischer Schullehrer; Thomas Langohr, ein Bauernknabe; Lazarus Hirsch, ein Schacherjude; Michael Seifenschaum, ein Barbier; Dores Flegel, Conducteur des Postwagens; Drickes Zaudig, Postillon; Klas, Kellner; und Peter, Küchenjunge.

Der humoristische und satirische Charakter, den diese in kölner Mundart geschriebenen Localpossen tragen, ist auch den von lieblicher Poesie durchwehten Schwänken aufgeprägt, welche 1830 und 1831 in den Beiblättern der Kölnischen Zeitung veröffentlicht wurden.

Marc. Theod. DuMont. Der Eigenthümer dieser Zeitung, Marcus Theodor DuMont, stand zu Wallraf und DeNoël in den engsten Beziehungen, und er hatte es verstanden, seinem Blatte, dem Organe der in Köln wirkenden Literaturfreunde, auch in den weitesten Kreisen Anerkennung und Achtung zu verschaffen. DuMont war am 10. Januar
1794. 1784 in Köln aus einer der angesehensten Familien geboren. Auf dem dreigekrönten Gymnasium, später auf der von den Franzosen errichteten Centralschule erhielt er den ersten wissenschaftlichen Unterricht. Mit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bezog er zuerst die Hochschule zu Münster, dann die zu Würzburg und zuletzt die zu Göttingen. In Münster hatte er sich vorzüglich mit philosophischen

Studien beschäftigt; in Würzburg und Göttingen aber verlegte er sich ausschließlich auf die Rechtswissenschaft. Im Jahre 1804 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Hier bot sich gleich Gelegenheit, einen Beweis seiner gediegenen Kenntnisse und seines juristischen Scharfsinnes abzulegen. Die französische Domainen-Verwaltung nämlich hatte bestimmt, daß auch die Häuser, welche die einzelnen Canonici auf gesetzlichem Wege von den Stiftern angekauft hatten, den Säcularisations-Gesetzen unterworfen sein sollten. Ein Oheim unseres jungen Rechtsgelehrten, der frühere Dechant des Apostelu-Stiftes, Michael DuMont, der sich durch diese Verfügung an seinem Eigenthume schwer verletzt fühlte, nahm seine Zuflucht zu der gewandten Feder seines Neffen. Dieser setzte Sach- und Rechtsverhältniß mit großer Klarheit und Gründlichkeit aus einander und entwickelte mit schneidender Schärfe die Ungesetzlichkeit der angegriffenen Bestimmung. Diese Abhandlung, die auch ins Französische übersetzt und den höheren Departemental-Behörden eingereicht wurde, blieb nicht ohne Einfluß auf die Entscheidung, welche der französische Kaiser im Jahre 1807 im Decrete von Danzig über den in Frage stehenden Gegenstand zu Gunsten der Stiftsherren getroffen hat. Im Jahre 1805 vermählte sich DuMont mit der Katharina Schauberg aus Düsseldorf. Für die Summe von 1400 Reichsthalern kaufte er am 10. Juni von den Erben Schauberg das Eigenthum der berühmten Schauberg'schen Druckerei nebst der seit 1802 von den Erben Schauberg und dem Herrn Nicolas DuMont besessenen Kölnischen Zeitung. Marcus DuMont fand sich recht bald in dem neuen Wirkungskreise zurecht, und unter der von ihm selbst besorgten Redaction gewann das Blatt einen bedeutenden Aufschwung. Doch das französische Centralisations-Princip konnte der Kölnischen Zeitung keinen langen Bestand mehr gönnen. Nach dem Willen des französischen Gewalthabers sollte die einzige Zeitung des Departements nur in der Präfectur-Stadt Aachen ausgegeben werden dürfen. Darum mußte DuMont sein Blatt im August 1809 eingehen lassen. Sofort entschloß er sich aber, dem französischen Kaiser ein Promemoria zur Wahrung seines guten Rechtes einzureichen. Die Sprache dieser Eingabe war so energisch und die Begründung so durchschla-

1804.

DuMont heirathet, 1805.

gend, daß Napoleon dem Buchdrucker DuMont ein zureichendes Aequivalent für die ihm zugefügte Rechtsverletzung anzubieten befahl. Es wurde ihm nun gestattet, ein Anzeigeblatt nebst dem Mercure de la Roër herauszugeben, und außerdem erhielt er aus öffentlichen Fonds die jährliche Summe von 4000 Franken, unter der Bedingung, daß er dem Verleger des Welt- und Staatsboten, so wie dem des Verkündigers jährlich einen gewissen Betrag abgeben solle. DuMont verstand es, seinen Mercure durch Uebersetzungen deutscher Literatur-Erzeugnisse, so wie durch eigene Arbeiten und namentlich durch Beiträge seiner Freunde Wallraf und DeNoël bald zu einem hohen Range in der rheinisch-französischen Literatur zu erheben. Erst als die Elemente die Kriegsmacht des Zwingherrn von Europa auf Rußlands Eisgefilden gebrochen und die deutschen Völker durch die Schlacht von Leipzig ihre Freiheit wiedergewonnen hatten, war es unserm DuMont vergönnt, die seit fünf Jahren unterdrückte Kölnische Zeitung von Neuem erscheinen zu lassen. Unmittelbar nach dem Sturze der Fremdherrschaft und einen Tag nach dem Einzuge der Alliirten in Köln, Sonntag den 16. Januar 1814, übergab er die erste Nummer seinen befreiten Mitbürgern. Mit deutschem Herzen und deutscher Zunge verkündete er die Siege der verbündeten Heere. Seine Zeit und Kraft, seine Kenntnisse und Erfahrungen verwandte er von nun an zu gleichen Theilen auf die Geschäfte der immer mehr sich hebenden Buchhandlung und auf die Redaction des viermal wöchentlich erscheinenden Blattes. In Verbindung mit seinem Geschäftsfreunde Johann Peter Bachem hatte DuMont bald nach dem Abzuge der Franzosen eine Buchhandlung errichtet, wie eine solche in der Rheinprovinz bis dahin noch nicht gekannt war. Diese Handlung erwarb sich rasch im In- und Auslande allgemeines Ansehen und Zutrauen. Im Jahre 1818 trennten sich die Gesellschafter, jeder wirkte unter seinem eigenen Namen; DuMont's Geschäft dehnte sich bald auch auf Aachen aus und schwang sich schnell zu hohem Glanz empor. Mit der Sortiments-Handlung verband DuMont ein ansehnliches Verlags-Geschäft. Seine vielseitige Bildung und Gelehrsamkeit setzte ihn in den Stand, die ihm angebotenen Manuscripte stets nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen, und was

Kölnische Zeitung, 1814.

er als gut und gediegen erkannte, war er immer bereit, gegen die günstigsten Bedingungen zu übernehmen. Stets ließ er sich bei allen buchhändlerischen Unternehmungen durch das Interesse der Jugendbildung, der Humanität oder der strengen Wissenschaft bestimmen. Bei der Redaction seiner Zeitung und des damit verbundenen literarisch-wissenschaftlichen Beiblattes ließ er sich von strenger Wahrheitsliebe, von tiefer Ehrfurcht gegen die Leiter des Staates wie die Vorsteher der Kirche und von der höchsten Achtung gegen die Gesetze der Schicklichkeit und des gesunden Verstandes leiten. Mit der zartesten Schonung behandelte er alle persönlichen Fragen, vermied jedes leere, überflüssige Raisonnement und wußte jeden unedeln Federkrieg, jede leidenschaftliche Sprache, alle gehässigen Angriffe und jeden bitteren Ausfall von seinem Blatte fern zu halten. Bis zum 1. April 1829 war die „Kölnische Zeitung" viermal wöchentlich in einem halben Bogen groß Quart erschienen; von da ab breitete sie sich zu sechs Wochenblättern in der Art aus, daß für den Sonntag am Montag ein „Nachtrag" geliefert wurde. Der Absatz, der sich allmählich auf einige Tausend Exemplare gehoben hatte, erhielt einen Haupt-Aufschwung, als die Juli-Revolution von 1830 dem Blatte Gelegenheit bot, die wichtigen Ereignisse in Frankreich dem Osten zuerst zu verkünden, und als die Nachwirkungen jener heftigen Erschütterung auch in Deutschland die politische Regsamkeit steigerten.

Einen nicht geringen Antheil an dem blühenden Aufschwunge seines Geschäftes mußte DuMont seiner lieben Hausfrau zuerkennen. Ihr praktischer Verstand, ihre kaufmännische Klugheit und ihr energischer Wille vereinten sich mit den gewiegten Kenntnissen und den großen geistigen Fähigkeiten ihres Gemahls zu den glücklichsten Erfolgen. Wenn DuMont sich auf Reisen befand oder durch Unwohlsein sich von jeder Arbeit fern halten mußte, stellte sie sich mit männlicher Kraft und Entschiedenheit an die Spitze des ganzen Geschäftes, und auf dem Zeitungs-Bureau sowohl, wie in der Druckerei und im Buchladen ließ ihre Kraft und Umsicht eine männliche Leitung durchaus nicht vermissen. Von dem Segen, dessen sich der Fleiß des DuMont'schen Ehepaares erfreute, sollte aber den Armen und Hülfsbedürftigen ihr gut Theil nicht versagt wer- Frau DuMont.

den. Wenn Frau DuMont in aller Frühe des Morgens, meist in der Kupfergassenkirche, ihre tägliche Andacht verrichtet hatte, trug sie nicht selten still und verborgen Trost und Hülfe in die Hütten der Armuth und des Elendes. Die tiefste Frömmigkeit ging bei ihr mit einer heiteren Lebensfreudigkeit Hand in Hand. Die geistige Frische, die unschuldige Heiterkeit und die künstlerische Begeisterung, die im DuMont'schen Hause herrschten, gab den Eheleuten DuMont dieselbe Stellung, welche etwa fünfzig Jahre früher die Familie Menn eingenommen hatte. Am besten erfuhr dies Professor Wallraf. Was die Großtante Menn seiner Jugend gewesen, das war die Nichte DuMont seinem Alter.

Wallraf's Stellung zur Familie DuMont.

In der Familie DuMont wurde Alles aufgeboten, um dem guten Wallraf einigen Ersatz zu bieten für die mannigfachen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten, welche sein ungeregelter Hausstand mit sich brachte. Frau DuMont ließ sich es nicht nehmen, von Zeit zu Zeit den Versuch zu machen, ob nicht wenigstens Wallraf's Schlaf- und Wohnzimmer von dem chaotischen Durcheinander freigehalten werden könne. Doch wo sie heute aufgeräumt, gestäubt und gesäubert hatte, lag morgen wieder der bunteste Haufen von Büchern, Bildern, Mineralien und Raritäten. Herr DuMont war darauf bedacht, seinem Freunde Wallraf in seinen ökonomischen Verhältnissen alle mögliche Erleichterung zu verschaffen. Wallraf freute sich wie ein Kind, als DuMont ihn im Jahre 1812 mit nach Paris nahm und so durch die Erfüllung seines heißesten Sehnens beglückte. Er versenkte sich in die Anschauung der hier massenhaft aufgehäuften Kunstschätze, ergötzte sich am Studium der größten Meisterwerke des Pinsels wie des Meißels und trank mit den vollsten Zügen aus dem verjüngenden Borne der Kunst. Mit frischer Anregung und gesteigerter Begeisterung kehrte er von dieser Reise zurück zu seinen gewohnten Beschäftigungen mit Kunst und Literatur. Je mehr seine Sammlungen anwuchsen, desto geringer wurde die Sorgfalt, die er auf die Pflege seines Körpers und auf die Erhaltung seiner Gesundheit verwandte. Um ihn nicht zum Opfer einer ungeregelten Lebensweise werden zu lassen, zog ihn das Ehepaar DuMont mehrere Jahre hindurch täglich an seinen Mittagstisch. Während der letzten langwierigen Krankheit

des ehrwürdigen Greises verdoppelte DuMont seine Aufmerksamkeit, verschaffte dem geliebten Lehrer und Freunde gute Pflege und labende Erquickung, und sorgte mit Liebe und Ausdauer für ihn, wie ein guter Sohn für seinen innigst geliebten Vater zu sorgen pflegt. Er gehörte zu den intimen Freunden, die Wallraf zu Vollstreckern seines letzten Willens bestimmte. Nach dem Tode Wallraf's lebte DuMont noch acht Jahre. Bis zum letzten Augenblicke bewahrte er ein offenes Gemüth für den Genuß der Natur wie der Kunst, ein treues Herz für jeden hülfsbedürftigen Freund, einen heiteren Sinn auch unter dem Drucke der größten Schmerzen. Er starb am 24. November 1831, beweint von Allen, die ihm nahe gestanden und die seine herrlichen Eigenschaften kennen zu lernen Gelegenheit gefunden hatten *).

---

*) „Den Freunden des verewigten M. Th. DuMont zur Erinnerung, von Dr. Willmann."

Vierzehntes Capitel.

Wallraf und die neuen Regungen auf dem Gebiete der Kunst.

Wallraf und die Kunst.

Dem Manne, welcher im Anfange unseres Jahrhunderts die Fäden der kölnischen Literatur in der Hand hielt, gebührt das Verdienst, zu dem frischen Leben, welches sich zu dieser Zeit auf dem Gebiete der Kunst in Köln zu regen begann, die Grundlage gelegt und eine Kunstrichtung angebahnt zu haben, welche sich die Wiederbelebung des guten Geschmacks und des christlichen Kunstgeistes zur Aufgabe machte. Zwar trug Wallraf keineswegs das klare Bewußtsein in sich, daß die Rückkehr vom Zopf und von der modernen Classicität zu christlichen Motiven und zu Formen, die mit christlichen Ideen harmoniren, noth thue. Dafür war er noch zu sehr befangen in der Richtung des achtzehnten Jahrhunderts. Aber der freie Sinn, mit dem er die schönen Formen der mittelalterlichen Kunst bewunderte, und der rastlose Eifer, mit dem er alle Reste aus der großen kölner Vergangenheit zusammenschleppte, waren wohl geeignet, die Scheidewand zu untergraben, die bis dahin das Kunstleben von den mittelalterlichen Vorbildern abgesperrt hatte. Wenn bei ihm selbst auch christliche Kunst-Ideen noch nicht zum Durchbruch kommen konnten, so bot doch das Interesse, welches er allerwärts für mittelalterliche Kunstproducte anregte, Haltpunkte genug, um die Kunst wieder in den Dienst des christlichen Geistes einzuleiten.

Seit der bedeutungsvollen Zeitenwende, in der die alten heidnischen Principien überwunden wurden und Europa unter christlichen

Nationen nach christlichen Grundsätzen sich neu gestaltete, hat die katholische Kirche während aller Kriegsstürme und Völkerbewegungen wie die Wissenschaft so auch die Kunst in sorgsame Obhut genommen. Die Kirche drückte den Kunst-Erzeugnissen den Charakter des Heiligen und Göttlichen auf. Nachdem in der karolingischen Zeit das gewaltige Reich der deutschen Nation sich gegründet und daneben zugleich die kirchliche Hierarchie eine feste Gestalt gewonnen hatte, da erhoben sich plötzlich aus der Tiefe einer neuen Weltanschauung Schöpfungen, wie noch keines der vergangenen Geschlechter sie auch nur geahnt hatte. Es war, als ob eine neue genetische Kraft in die Welt getreten sei, und als ob ein anderes Blut durch alle Adern ihrer Bildungen pulsirte. Das Zeitliche und Räumliche mußte dem Unendlichen weichen; die Macht des Glaubens hatte entschieden die Herrschaft des Erkennens und Wissens verdrängt. So weit die Völker germanischer Abkunft sich hindehnten, fand diese Umwandlung Statt, vorzugsweise aber im Lande der Alemannen und Franken, dieser Kernstämme der deutschen Nation, den Rhein entlang, von dessen Stromgebiete aus Karl der Große wieder Ein Band um die germanischen Völkerschaften zu schlingen suchte, und wo alle die Städte glorreichen Andenkens liegen, in welchen die Geschichte des deutschen Reiches wurzelt. Es stiegen da die Wunderdome, einer nach dem anderen, auf, in ihren Massen anzusehen, als ob sie von Riesen gethürmt seien, in ihrem Einzelwerk, als ob ein Volk von kunstreichen Zwergen sie ausgeführt, das Ganze aber durchweht von dem Hauche eines höheren Lebens, welches die Erde nur als einen vorübergehenden Wohnsitz betrachtet und fortwährend die Flügel schwingt, um sich in seine wahre Heimat zu erheben. In der neuen charakteristischen germanischen Bauweise fühlte sich der deutsche Geist, genährt durch die tiefsinnige Mystik des römisch-katholischen Glaubens und gekräftigt durch all die Stürme, welche von Norden und Süden über ihn dahingebraus't waren, gedrungen, sein innerstes Leben sinnbildlich zu offenbaren*). Mit der Architektur gingen die darstellenden Künste Hand in Hand; in gleichem Aufschwunge

Kirche und Kunst.

*) Reichensperger, Vermischte Schriften, S. 10.

entwickelten sie sich neben derselben und zeigten sich ihr in Allem dienstbar. Die Leistungen der Plastik zeigten sich nicht bloß als zufälligen Schmuck des deutschen Baustyles, sondern als nothwendige Theile seines Organismus. Die tiefen Höhlungen der Portale, die Tabernakel der Strebepfeiler, die Nischen der Galerieen forderten mit Nothwendigkeit Statuen, die weiten Oeffnungen der Maßwerk-Fenster figurenreiche Glasgemälde. Auch die Erzeugnisse der anderen Künste fußten auf kirchlichem Boden und wurden von kirchlichem Geiste getragen. Die Miniaturbilder, die Glas-, Wand- und Tafelgemälde, die Teppichstickereien, die gravirten und getriebenen Metall-Arbeiten, die Schnitzwerke und die Bildhauer-Arbeiten athmeten die Glaubens-Innigkeit und die heilige Begeisterung, die den Grundton des ganzen mittelalterlichen Lebens bildet.

Anderer Geist. Doch mit anderen Zeiten kam auch ein anderer Geist. Die Kunst trat, den Boden der Kirche verlassend und verläugnend, hinaus in die Welt; sie wollte zur Antike zurückkehren, an heidnischem Wesen und heidnischer Form ihre Wiedergeburt zurückgewinnen. Nicht die Welt des Christenthums in Gott, sondern die Welt in ihrem Naturleben ohne Gott sollte der Vorwurf ihrer Darstellung werden, die Kunst sich Selbstzweck sein*). Die Kunst entschlug sich allmählich der mächtigen äußeren und inneren Lebens-Elemente, aus deren Boden ihre Wurzeln in jener großen Epoche ihrer Blüthe Nahrung zogen. Die religiöse Grundlage, auf der die Blüthe der christlichen Kunst aufsproßte, wurde verläugnet und bei Seite geschoben. Die Kunst, die im Bunde mit der Religion das Leben nach allen seinen Richtungen beherrschte, verließ ihre Genossin und gab sich einem verweltlichten Sinne zu Diensten. Allmählich verlor man sich so weit von den Principien jener christlichen Kunst, daß man sich scheute, vom Mittelalter nur Erwähnung zu thun, ohne auch zugleich ein Anathema beizufügen. Alles, was aus dem Mittelalter herrührte, wurde als Erzeugniß der Verdummung und Finsterniß verachtet. Im Vollgefühle der eigenen Unübertrefflichkeit

---

*) Rede des Erzbischofes von Köln, Cardinal Johannes von Geissel, im Christlichen Kunstvereine, 1856.

und des erhabenen Standpunktes, den man selbst in der Geschichte einnahm, sah man mit schnödem Uebermuthe oder doch mit mitleidigem Bedauern auf jene „finsteren Jahrhunderte“ herab, und was irgend Anspruch auf Bildung machen wollte, mußte mit Hand anlegen, die Schöpfungen derselben aus dem Wege zu räumen, oder doch durch seine Stimme den Ruf verstärken, daß ihnen Luft und Licht zu versagen sei*). Von Jahrhundert zu Jahrhundert verlor sich die Kunst immer weiter von der christlichen Grundlage, und sie glaubte endlich ihr höchstes Ziel in den Erzeugnissen eines klar zu Tage tretenden heidnischen Geistes gefunden zu haben. Der natürliche Schwerpunkt war verrückt und allmählich sogar jedes Verständniß der Kunst, die so Großes geleistet hatte, entwichen. Sandrart's „Teutsche Akademie“, die lange Zeit hindurch für die ästhetischen Studien als untrügliches Orakel galt, faßte ihr verwerfendes Urtheil über die deutsche Baukunst in folgenden Sätzen zusammen: „Noch ist eine und die sechste Art, Gothica genannt, welche von den Alten, nach Verlust der Baukunst, an Geschicklichkeit und Verstand sehr weit abgewichen, weil sie keine richtige Ordnung, Proportion und Maß beobachtet, und eben so bald unter das Hauptthor, auf welchem die größte Last liegt, kleine, schmale Säulen, hingegen in einem Lustgarten zu geringen Portalien centnerschwere Maßstücke setzet. Ja, sie behängt die Säulen mit Weinreben und Weinblättern, bald so dick und häufig, als ob ein ganzes Weingebirge darauf gebaut wäre, bald aber so zart, subtil und wenig, als wenn es kleine, ausgeschnittene Kartenblättlein wären. In diesem Irrgarten haben unsere alten Teutschen lang und viel gewaltet und solches für eine Zier gehalten; wie denn fast alle alten Gebäude, auch die fürnehmsten, mit dergleichen Unordnung erfüllt sind. Diese Unform haben die Gothen nach Italien gebracht. Denn nachdem sie Rom verheert und zerstört und fast alle römische Künstler in selbigen Kriegszeiten umgekommen, haben sie nachgehends diese schnöde Art, zu bauen, eingeführt, womit sie

Sandrart.

*) Reichensperger, Vermischte Schriften, S. 20.

ihnen durch ganz Wälschland mehr denn tausend Millionen Flüche auf den Nacken gebürdet und gezogen."

Die Aufklärung war damals im ersten Anlaufe; es kannte die souveraine Verachtung des „überwundenen" Mittelalters keine Gränzen; insbesondere war es Sandrart's höchster Stolz, als deutscher Vasari zu gelten, den er denn auch, so gut es eben gehen wollte, nachäffte. Vasari hatte die Gothik als barbarisch definitiv in den Bann gethan, nachdem sie vorher von Malern und Architekten, die ihr nicht Schritt zu halten vermochten, als deutsche Kunst nach Möglichkeit discreditirt und in ihrem Siegeszuge durch Italien gehemmt worden war. Da mußte denn auch das Gelehrtenthum Deutschlands, um nicht hinter seiner Zeit zurückzubleiben, an dem niedergeworfenen Löwen sein Müthchen kühlen, gerade so, wie es auch den Franzosen auf dem Gebiete der Literatur die unsrige verhöhnen half *).

Bauten in Köln.

Nirgend hatte die mittelalterliche Kunst so zahlreiche und reife Früchte getragen, als in der mächtigen Reichsstadt Köln. Hier hatte sich mitten unter den reichsten Blüthen der romanischen Architektur die vaterländische Baukunst zur edelsten Reinheit und erhabensten Größe entfaltet. Die Kirchen von St. Cunibert, Gereon, Aposteln, Severin, Maria im Capitol, Martin und Minoriten und vor allen der hohe Dom geben dessen das sprechendste Zeugniß. Eine stille Blume des Gemüthes, wie sie nur die reinste Frömmigkeit und die heiligste Liebe hegen und pflegen konnte, keimte neben all diesem Großartigen und Gewaltigen die Kunst der Malerei. „Wenn wir von der kölner Malerschule sprechen," sagt Kugler, „so sprechen wir von einem Asyle von Glück und Unschuld. So rein und lauter, so mild und rührend, so menschlich wahr und himmlisch verklärt sind die Schöpfungen keiner anderen Schule. Die kölner Schule bildet vor Allem eine der höchsten sittlichen Erscheinungen in der Kunstgeschichte. Aus ihren Gestalten spricht eine lautere Seele, welche mit dem höchsten Gesetze in ungetrübtem Einklange lebt; da ist keine Spur von irgendwelcher Unruhe des Gemüthes, von

---

*) Reichensperger, Merian und seine Topographieen, S. 13.

Sehnsucht oder Schwärmerei, Alles ist uranfänglicher, ungestörter, heiliger Friede. Süßigkeit und Holdseligkeit, kindliche Heiterkeit und Anmuth haben sich nirgends so durchgängig und anhaltend als herrschende Richtung geltend gemacht wie hier *)."

Die Größe dieses gewaltigen Gemeinwesens war untrennbar an mittelalterliche, aus der katholischen Kirche hervorgehende und aus dem katholischen Glauben genährte Institutionen geknüpft. Wenn Köln seine Größe nicht untergraben, seine Existenz nicht in Frage stellen und seine Vergangenheit nicht verläugnen wollte, mußte es sich gegen die neue Richtung, die mit Verachtung auf das Mittelalter mit all seinen Werken und Instituten herabsah, vorsichtig absperren. Renaissance und Rococo, die mit ihren verschiedenen Nuancirungen und ihren Corollaren in Sculptur, Malerei und Schnitzkunst anderwärts mit vollem Rechte Geltung und Anerkennung beanspruchen konnten, fanden in Köln keinen ergiebigen Boden und keine zureichende Triebkraft. Die profane Kunstrichtung konnte in dem ernsten, heiligen Köln keine günstige Aufnahme finden. Die neuen Bewegungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft gingen mit reißender Schnelligkeit über das Mittelalter hinweg; die bewegenden Ideen dieser großen Zeit wurden vergessen, und wenn es nur irgend einen Bewunderer des mittelalterlichen Geistes gab, wurde er als grämlicher Finsterling verlacht. Man versuchte auch, Köln in die neue Bewegung hineinzuziehen. Aber nur spärlich war der Anklang, den die verweltlichten Principien auf diesem fremden Boden fanden. Weil die Stadt Köln sich ihres eigensten Wesens nicht entäußern konnte, darum mußte sie den neuen Kunstbestrebungen ziemlich fremd bleiben. Weil die alte Richtung aber durch den Geist der Zeit in den Bann gethan war, darum mußte auch das begeisterte Leben, welches sich bis dahin innerhalb der Gränzen dieser Richtung so fruchtreich bewiesen hatte, in Stillstand gerathen. Die alte Malerschule gerieth in Verfall, die Schnitz- und Schmiedekunst wurde vergessen, die Glasmalerei kam in Mißcredit, und der deutsche Baustil wurde über

In Köln Stillstand.

---

*) S. einen Aufsatz von Blömer in Nr. 36 des Domblattes von 1847.

Bord geworfen. Kaum fühlte man noch Lust und Kraft, die wundervollen gothischen Denkmale in leidlichem Zustande zu erhalten. Als die Gothik dem neuen Zeitgeiste zum Opfer gefallen und allerwärts in Verruf gekommen war, bequemte man sich auch in Köln zum Anschlusse an Rococo und Zopf. Aber die Ausführungen blieben stümperhaft. Die erzeugende Kraft war schwach, und kein Werk wurde geschaffen, das nicht durch das dringendste Bedürfniß gefordert wurde. Man setzte die Hauptforce in das Ueberkleistern, Abhobeln, Gleichhauen und Zerstören der vorhandenen alten Kunstwerke. Den größten Frevel verübte der blinde Kunst-

Sacraments-Häuschen.

Vandalismus an dem Sacraments-Häuschen des hohen Domes *). Dieses Meisterwerk der architektonischen Sculptur, vielleicht das Höchste, was der Meißel jemals in dieser Art hervorgebracht hat, mußte im Jahre 1766 dem entarteten Geschmacke zum Opfer fallen und unter den Hammerschlägen eines rohen Vandalismus zusammenstürzen. Die zerschlagenen Bruchstücke wurden als Schutt in den Rhein gefahren. Der 17jährige Wallraf trug ein Steinstück dieses Prachtwerkes in seine kleine Sammlung; er bekundete hierdurch, daß er dem einsichtsvolleren Theile des Domcapitels beistimmte, der in dem vom Stimm-Meister Gruben, nach Anderen vom Canonicus Quentel verfaßten Klageliede über die Zerstörung dieses Kunstwerkes seine Berufung an die Nachwelt niedergelegt fand **). Es verhallten aber solche Worte. Nur vereinzelt

---

*) Das Sacraments-Häuschen erhob sich an der linken Seite des Chores vom Boden bis fast in die Spitze des Bogens als eine auf das kunstreichste geformte Kegelgruppe aus vielfach über einander gethürmten Heiligenblenden, Säulchen, Bögen, Thürmchen, Laubknäufen, Blumen und Blättern.

**) Dieses Klagelied lautet:

VaLe tabernaCVLI In agrIppInensI aeDe
MetropoLItana.

Sta,
qui toties stetisti
fixus stupore,
et vidisti
fabricae meae praestantiam:

nunc
transfixus dolore
dole praecipitantiam,
qua motu praevolante
nec ante

fand sich hier und da ein klarer Kopf, der in dem allgemeinen Verfalle den Blick hoffend auf die Zeiten hinrichtete, in denen der christliche Geist allen Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft seinen Charakter aufdrückte. Bei dem weithin größten Theile des Volkes hatte nichts mehr Geltung, was irgend christliche oder nationale Erinnerungen aufzuwecken geeignet gewesen wäre. Die Aesthetiker kamen unzweifelhaft am entschiedensten zum „Durchbruche": sie schrieben das bare, nackte Heidenthum auf ihre Fahne. Man mühte sich fruchtlos ab, das classische Alterthum auch in seinen kleinsten Theilen nachzuahmen; man erreichte Vieles, nur nicht den Geist des Alterthums. Griechenland und Latium wurden durchforscht; man maß, zeichnete, kritisirte, combinirte, sammelte allerwärts antike Scherben, quälte sich mit den in den Classikern mühsam zusammengelesenen Kunstausdrücken mühsam ab und strengte alle Kraft an, um etruskisch, dorisch, ionisch und korinthisch zu bauen Aesthetiker.

---

ponderato rei pretio,
immaturo consilio,
vix medio probante concilio,
Metropolitanae sustulit,
quod manus protulit
divino ducta flamine
raro conamine,
architecturae fastigium,
artis prodigium,
insatiabile
oculorum pascuum,
impenetrabile
figurae mysterium,
mundi miraculum,
Coeli Tabernaculum.
Vah, qui non respicis,
sed rejicis
decorem domus Dei,
dum ei,
quam solam sola possidet,
tollis margaritam
pretiosam et avitam.

Bis terno ferme saeculo
fui stupori populo;
splendor antiquitatis.
Nunc in momento pereo
et in fragmentis jaceo
victima novitatis.
Verum, artifex novelle,
quidquid novi, quidquid belle
vel ex auro congesseris,
meae tamen dignitatis
et stupendae raritatis
umbram vix expresseris.
Hoc dum praedico,
valedico
meo quondam spectatori,
amatori et cultori,
Tu memori dignare
me mente servare
usque dum videris,
inlustriorem
et subtiliorem
structuram operis.
Vale!

und zu meißeln. Aber auch der classische Zopf wollte nicht Wurzel schlagen und noch weniger kräftige Schößlinge treiben; auf die Länge vermochten die gewählte Phraseologie und der gelehrte Dunst die Ideen- und Formen-Armuth doch nicht zu verdecken; was dabei herauskam, war so wenig heidnisch als christlich, so wenig griechisch als deutsch oder französisch. Der Selbstdünkel studirte sich immer blinder und blinder *). In der äußersten Rathlosigkeit begannen nun ganz alte, längst verschollene Erinnerungen allmählich aufzutauchen, erst nur wie eine dunkle Ahnung, wie ein fernes Echo. In Deutschland brach sich solches Streben nach dem Geiste längst entschwundener Zeiten zuerst in Köln Bahn. Hier wurde

Dom. einerseits durch den Dom, der alles, was mit ihm in Vergleich gebracht werden könnte, weit hinter sich zurückläßt, andererseits durch die vielen mittelalterlichen Kunstwerke, die in Folge der französischen Umwälzung ihrer Verborgenheit entrissen wurden, die Aufmerksamkeit einzelner Gebildeten auf die so lange vergessene, deutsche Kunst und ihre Erzeugnisse hingerichtet. Das kölner Riesenwerk des vollendetsten deutschen Styls hatte Jahrhunderte lang in einem trostlosen, ruinenartigen Zustande der Zeit geharret, wo der frische Hauch eines längst entschwundenen Geistes die deutschen Künstler wieder auf das Gebiet einer so lange verachteten und verkannten Richtung hinführen werde. Der kölner Dom war das Werk, in dem die deutsche Baukunst ihren höchsten Triumph feierte; aber die Zeiten waren entschwunden, in denen die deutsche Nation klares Verständniß solchen Triumphes besaß. Seit langen Jahren übersehen und verachtet, sah der Dom am Ende des vorigen und am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts an seinem Fuße einige der edelsten Geister der Nation, die Herz und Verständniß für die großartigen Gedanken altdeutscher Kunst in sich trugen und das Gefühl für die Schönheit und Herrlichkeit der mittelalterlichen Prachtwerke in der Nation zu wecken bemüht waren. Vor Allen

Forster. waren dies Georg Forster und Friedrich von Schlegel. Forster, heißt es in den „Beiträgen zur Literatur des kölner Doms“, wurde

*) Reichensperger, Fingerzeige, S. 11.

für den kölner Dom der Morgenstern, der nach langer, trüber Nacht den wieder anbrechenden Tag verkündigte, über dessen reinem Lichte die vielen Irrenden und die wenigen unsicher Strebenden die verschüttete Bahn der besseren Erkenntniß und des geläuterten Geschmackes wiederfanden. Darf Forster mit dem Stern verglichen werden, der den Tag verkündigte, so sehen wir in Friedrich von Schlegel den fleißigen Säemann, der bei den ersten Strahlen der wieder aufsteigenden Sonne für die christliche Kunst im Allgemeinen und für den kölner Dom im Besonderen einen großen Theil der Saaten streute, deren Aufblühen uns jetzt erfreut und für deren Kräftigung und Reife noch eine ferne Zukunft danken wird *). Friedrich von Schlegel galt als einer der Hauptstreiter in dem Kampfe, den die Romantiker gegen die Classicisten unternommen hatten. Er wollte die deutsche Nation in deutsches Leben einführen; er war bemüht, den classischen Dunst zu verscheuchen, in welchem die Anhänger der classischen Richtung ihren deutschen Ursprung vergessen und sich träumend in Griechen verwandeln wollten. Er eröffnete die Bahn der strengen Kunstkritik und der Reflexionen über die Erzeugnisse der altdeutschen Malerschule. Den akademischen Styl wollte er verbannen und die deutsche Baukunst wie Malerei wieder mit ihren Motiven und Formen auf nationalen Boden verpflanzen. Nur auf deutscher Grundlage sollte die Kunst ihren eigenthümlichen Charakter retten und sich zur Idealität emporschwingen. In dem Studium der Kunstschätze, welche die französischen Eroberer in unermeßlicher Fülle nach Paris zusammengeschleppt hatten, fand er reichliche Nahrung für sein Streben. Um dem trostlosen Wirrwarr der deutschen Kleinstaaterei zu entfliehen und um die Sammlung des Louvre aus unmittelbarer Anschauung zu studiren, war er im Jahre 1802 nach Paris gegangen. Von Natur mit einer hervorragenden Anlage für das Urtheil über das Kunstschöne ausgestattet, hatte er durch die Betrachtung der reichen Kunstschätze Dresdens seinen Geschmack gebildet. Er hatte der freudigen Hoffnung gelebt, daß in Paris durch

Friedrich v. Schlegel.

1802.

*) Zur Literatur des kölner Doms, S. 4 u. 7.

den ersten Consul die Herrlichkeit des großen karolingischen Reiches sich erneuern werde. Bitter fand er sich getäuscht. Dagegen gewann er in der Napoleonischen Sammlung die trostvolle Ueberzeugung, daß der deutsche Geist auf dem Gebiete der Kunst das Uebergewicht, welches er vor Jahrhunderten besessen, wiedererringen könne.

Schlegel in Paris, In Paris bildete Friedrich von Schlegel einen kleinen Kreis von deutschen Gelehrten und strebsamen Männern, und es gelang ihm, bei der Universalität seines Wissens die Anerkennung deutschen Geistes und deutschen Wissens unter den Franzosen anzubahnen, welche in dem Verlaufe der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts so erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Obschon Schlegel das classische Alterthum wie wenig Andere kannte und in seinem tieferen Geiste erfaßt hatte, so wurde er doch durch seine allseitige Bildung gegen Einseitigkeit geschützt. Er wußte, daß die classische Zeit der Griechen und Römer vorüber war und sich nicht wieder erwecken ließ, obgleich die spätere Kunst und Wissenschaft des Studiums der Alten schlechthin nicht oder nur zu ihrem größten Nachtheile entbehren kann. Auch das, was die christliche Zeit in Kunst und Wissenschaft erzeugt hatte, wurde von ihm mit gleicher Liebe durchmessen und in seinem hohen, fast allgemein verkannten Werthe der erstaunten Welt zur Kenntniß gebracht. In Paris hatten sich drei Kunstfreunde aus Köln, die beiden Brüder Boisserée und Bertram, damals junge, unternehmende Männer, an Schlegel angeschlossen. Der persönliche Verkehr mit diesen jungen Kunstsammlern scheint nicht ohne Einfluß auf Schlegel's Entschluß geblieben zu sein, auf seiner Rückreise nach Deutschland Köln zu berühren. Auf dieser Reise lernte Schlegel die vornehmsten Denkmale der gothischen Baukunst durch eigene Anschauung kennen und würdigen. Doch Alles wurde in dieser Beziehung übertroffen durch das, was sich den
in Köln. Augen Schlegel's in Köln darbot, einer Stadt, welche damals unvergleichlich mehr an Kunstschätzen der mannigfachsten Art besaß als gegenwärtig, und welche auch ietzt noch für die Geschichte der deutschen Baukunst einen solchen Reichthum von Denkmalen in sich schließt, daß man die Geschichte dieser Art Architektur in Köln allein entwickeln und in Beispielen aufzeigen kann. Hier richtete

Schlegel zuerst die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf das sogenannte kölner Dombild, die höchste Blüthe der kölner Malerschule. Schlegel sagte von diesem Bilde, daß man etwas Vollkommeneres, von Menschenhänden gemacht, nicht schauen könne. Göthe bezeichnete dieses Kunstwerk zehn Jahre später als die Achse der niederrheinischen Kunstgeschichte, und Kugler erkennt ihm noch jetzt das Prädicat einer der allerhöchsten Leistungen der älteren Kunst diesseits der Alpen zu. Was Schlegel früher geahnt und mehr empfunden, als klar erkannt hatte, kam hier zur lebendigen Entfaltung und zum klaren Begriffe, und was Winckelmann für die Kunst des classischen Alterthums, das wurde nun Schlegel für die christliche Kunst überhaupt, für die christliche Poesie, Malerei und Architektur. Vor Winckelmann hatte man ein überaus reiches Material der classischen Kunst des Alterthums ans Licht gestellt, und es fehlte nicht an den verdienstvollsten Arbeiten aller Art; nur Eines wurde vermißt: der Geist der großen Gedanken, welche der alten Kunst zu Grunde lagen, war verschwunden, und diesen hatte Winckelmann wiedererweckt und zum Ruhme seines Namens und seines Volkes über ganz Europa verkündigt. Sein Ruhm bleibt bestehen, wie sehr auch die von ihm angebahnte Richtung den Principien des Christenthums entgegenarbeitete. Dombild.

Schlegel's Absicht war es, die in Köln befindlichen Elemente eines neuen deutschen Kunstlebens der dunklen Verschwommenheit zu entreißen und in die richtige Bahn einzuleiten. In Köln fand Schlegel den Professor Wallraf und an ihm einen kundigen Führer und edeln Freund. Wallraf hatte in Köln den Boden für die Kunstbestrebungen der romanischen Richtung günstig zurecht gelegt. Er hatte seinen Geist frei erhalten von dem Wahne seiner Zeit, welcher alles, was das christliche Mittelalter in Architektur und Bildnerei hervorgebracht hatte, für Erzeugnisse der Barbarei und Uncultur erklärte, es zertrümmerte oder, wo dies nicht anging, es verunstaltete. Mit einer Vielen unverständlichen Liebe und Aufopferung hatte er schon seit einer Reihe von Jahren ohne alle Rücksicht auf zeitlichen Gewinn, aus reiner Liebe zur Sache und oft unter den größten Entbehrungen alles gesammelt, was er aus dem Schiffbruche retten konnte. In Wallraf und seiner Sammlung la- Wallraf's Kunstbestrebungen.

gen die Keime zu einem neuen, frischen Leben in Kunst und Architektur. Durch sein emsiges Sammeln und durch sein belehrendes Wort hatte Wallraf bei seinen Freunden und Schülern den Sinn auf die altdeutsche Kunst hin gerichtet. Durch seine rastlose Thätigkeit war in Köln eine geistige Regsamkeit geweckt, der nur das klare Selbstbewußtsein fehlte. Zu diesem Bewußtsein kam sie nicht, weil die literarische Thätigkeit mit der praktischen nicht gleichen Schritt hielt. Das geschah erst, als Schlegel durch seine Kunst-Kritiken und Reiseberichte als literarischer Wortführer der kölner Kunstfreunde auftrat. Durch Schlegel ergoß sich ein neuer Geist über die Sammlung Wallraf's und über die Kunstschätze Kölns, und so wurde Köln der Centralpunkt, von wo aus die neue Richtung in der Kunst und Architektur ausgegangen ist. Die Boisserée'sche Sammlung war an sich und insbesondere durch ihre Wanderungen durch Deutschland hiefür von dem entschiedensten Einfluß. Auch auf Göthe, der lange Zeit als ein erklärter Feind der christlichen Kunst gegolten hatte, verfehlte sie ihren Eindruck nicht. Als er zu Heidelberg in diese Sammlung eintrat und so viel Großes und Ernstes, so viel Kräftiges und Liebliches, so viel Glänzendes und Sanftes zusammen mit einem Blicke überschaute, stutzte er und rief aus: „Auch hier sind Götter!"

Neuer Geist in Köln.

Wallraf's Kunstrichtung.

Was Wallraf's eigentliche Kunstrichtung betrifft, so klebte er gar zu sehr an den Principien der modernen Classicität, als daß er in der Praxis sofort die alte Richtung hätte aufgeben können. Sein Plan zur Wiederherstellung der Kirche von Groß-Martin, seine Skizzen zu den allegorischen Gemälden daselbst und seine Pläne zu Triumphbögen, Grabmonumenten, Altären, Tabernakeln, Taufsteinen und Beichtstühlen beweisen, daß er sich noch nicht von den Grundsätzen der Zopf-Aesthetiker, wie Sandrart, Vasari und Andere, losgesagt hatte. Aber schon so weit war er zu einer unbefangenen Auffassung der mittelalterlichen Kunstwerke vorgeschritten, daß er lange vor Schlegel und Forster in seinen ästhetischen Vorlesungen seine Schüler mit den Schönheiten einzelner von ihm gesammelter altdeutscher Gemälde bekannt machte, und an dem Wunderbau des Domes auf die Harmonie, die Symmetrie, den poetischen Schwung, die Reinheit, die Würde und die plastische Be-

stimmtheit des deutschen Baustyles hinwies. Wenn er sich auch noch nicht zu dem kühnen Gedanken erheben konnte, daß die Idee des deutschen Styles wieder belebende Kraft gewinnen und neue herrliche Früchte hervorbringen werde, so bewiesen seine Ansichten über die gothische Baukunst und seine Sammlungen mittelalterlicher Kunstwerke doch hinreichend, daß es bei ihm nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um den Classicismus zu verlassen und sich mit lebendiger Begeisterung in die von Schlegel angestrebte Richtung hineinzuwerfen. Ueber den kölner Dom äußerte Wallraf: „Aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts prangt unser, obwohl durch nachbarliche Zwistigkeiten und durch Landkriege gestörtes und unvollendet gebliebenes Domgebäude als das unübertrefflichste Zeit- und Weltmuster der reinsten, keckſten, richtigsten und erhabensten deutschen Baukunst in Styl und Geschmack, und es eignet sich dieses Gebäude zum einzig ewig würdigsten Monument der Wiedergeburt Deutschlands.“ An einer anderen Stelle sagt er: „Mein glücklichstes Unternehmen war die gewagte Rettung unserer so allgemein bewunderten hohen Domkirche. Sie war in der augenscheinlichsten Gefahr, von hiesigländischen Revolutionärs ihrer prächtigen Glasmalerei, ihrer alten inneren und äußeren schönen Statuen und einzigen gothischen Ornamente sich beraubt und zerstört zu sehen *).“

Wallraf's ästhetische Richtung.

Für alles, was einen kräftigen, poetischen Charakter an sich trug, besaß Wallraf Sinn und Begeisterung. In keinem Zweige der von ihm gepflegten Künste und Wissenschaften verläugnete er seine ästhetische Natur. Alle seine Studien hatten eine ästhetische Färbung. Bei seinen mittelalterlichen Sprach- wie Kunst-Studien wurde er hauptsächlich angezogen durch den poetischen Grundton, der sich durch alle Erzeugnisse dieser Zeit hindurchzieht. Wenn ihm auch das klare Verständniß der mittelalterlichen Kunst fehlte, so wurde dies theilweise durch das richtige Gefühl, das er diesen Producten entgegentrug, ersetzt. Er stand auf der Scheide der Zei-

*) Handschriften.

ten, bereit, den Zopf und Classicismus aufzugeben und den neuen Geist freudig zu begrüßen. Es war aber noch unmöglich, daß er zu einer inneren Klarheit gelangte; Altes und Neues lief ihm noch bunt durch einander. Darum kann man bei ihm von einer bestimmten Richtung in der Kunst eigentlich gar nicht reden. Er befand sich nach und nach in einem Reichthum von Allerlei und schenkte allen Resten der Vergangenheit Aufmerksamkeit und Liebe. Zur Bewältigung des aufgehäuften Stoffes gelangte er nicht, darum auch nie zur Aussonderung alles desjenigen, was ohne Werth und Bedeutung war. Kunstsinn, d. h. eine von Natur aus gegebene Empfänglichkeit für die Eindrücke der Werke der Kunst und eine ruhige, in und bei den Werken ruhende und aus stiller und aufmerksamer Betrachtung sich entwickelnde Anschauung, besaß Wallraf in hohem Grade. Was ihm in einem ausreichenden Maße fehlte, war die Kunstkenntniß. In Folge der Spärlichkeit der ästhetischen Hülfsmittel war es für ihn gar schwierig, sich die Kenntnisse zu verschaffen, die ihn das große Gebiet der Kunst vollständig beherrschen lassen konnten. Weder standen ihm die Mittel zu Gebote, die ihm das Technische der Kunst allseitig klar machen konnten, noch befand sich in Köln der Kunstwerke eine solche Anzahl, daß er eine deutliche Uebersicht der Hauptwerke aus den verschiedenen Schulen und Zeiten hätte gewinnen können. Wegen der Mangelhaftigkeit der Kunstkenntniß konnte er auch in der Kunstkritik den Grad der Vollkommenheit nicht erreichen, den er, im Besitze der Hülfsmittel und Kenntnisse, die unsere Aesthetiker besitzen, sicherlich würde erreicht haben. Wenn Wallraf in dieser Beziehung nach Maßgabe des ihm zu Gebote Stehenden beurtheilt wird, so muß man seinen diversen Gemälde-Kritiken alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. In den verschiedenen Jahrgängen des bei Kaufmann in Köln erscheinenden „Erholungs-Taschenbuches", so wie in den einzelnen Heften des „Museums zu Paris" commentirte er eine Reihe der verschiedenen im Museum zu Paris sich befindenden Gemälde, um durch Beispiele seine Mitbürger in höhere Kunstkenntnisse einzuführen und mit feinerem Geschmacke für das Schöne auszurüsten. Seine letzte Abhandlung über das Dombild, in dem „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst", liefert den Beleg, daß

durch die erweiterten Kunstkenntnisse, die er sich im Jahre 1812 bei seiner Anwesenheit in Paris gesammelt hatte, seine Anschauungen geläutert und seine kritischen Anlagen in vortheilhafter Weise ausgebildet worden waren. Der Aufschwung, den die Liebe zur Kunst bei der Befreiung Deutschlands gewann, erhöhte in bedeutendem Grade das Interesse, welches er schon so lange für alle Kunstgebilde bewiesen hatte. Männer wie Schlegel, Tieck, Görres und Göthe festigten in ihm die Liebe zur vaterstädtischen Kirchen-Baukunst, über deren zeitgemäße Berechtigung damals der erbittertste Kampf ausgebrochen war. In dem Ringen und in den Widersprüchen der damaligen Zeit vermochte er sich nicht auf den Standpunkt zu schwingen, auf dem wir Wallraf mit seiner begeisterten Liebe zur Kunst und mit seinem edeln Patriotismus so gern sehen möchten. Erst seinen Schülern war die Möglichkeit geboten, den Standpunkt zu gewinnen, den Wallraf nicht erreichen konnte. Den Epigonen war es ein Leichtes, die Früchte mühseliger Kämpfe für sich zu nehmen und ohne sonderliche Mühe mit künstlerischen und kritischen Kenntnissen zu prunken, deren Erringung dem Professor Wallraf äußerst schwer oder ganz unmöglich war.

Wallraf war der geniale Lehrmeister, aus dessen Schule die begeistertsten Kunstjünger nach allen Weltgegenden hinausgingen. Er gründete, wenn auch nicht formell, so doch factisch, in der Stadt Köln wieder eine Kunstschule, wie eine ähnliche vor Jahrhunderten daselbst geblüht hatte. Durch ihn wurde in Köln ein Kunstleben angeregt, welches für die Wiederbelebung der deutschen Baukunst und für den allgemeinen Aufschwung einer künstlerischen Strebsamkeit von den heilsamsten Folgen sein mußte. Von den Männern, die von Wallraf in ihre Künstler-Laufbahn eingeführt wurden oder die wenigstens Anregung und Aufmunterung zu ihren Kunstbestrebungen in dem begeisterten und begeisternden Professor Wallraf fanden, heben wir besonders hervor: Hoffmann, Gau, Hittorf, Begas und Cornelius. Lehrmeister.

Hoffmann war am 28. October 1764 in Köln geboren. Unter Anleitung seines Vaters gewann er schon frühe eine bedeutende Fertigkeit in der Handhabung des Pinsels. Eine weitere Ausbildung erhielt er auf der Akademie zu Düsseldorf unter Leitung des Hoffmann.

Directors Krahe und des Professors Langer. Hauptsächlich verlegte er sich hier auf die Decorationsmalerei, worin er auch einen der jährlich ausgesetzten Preise errang. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, legte er durch umfassende mythologische und historische Studien eine sichere Grundlage zu günstigen Erfolgen in der Historienmalerei. Die erste Probe seiner bedeutenden Fortschritte in dieser Richtung gab er 1793 und 1794 durch die bildliche Ausschmückung des Chores in der Abteikirche St. Martin. Einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Bildung seines Geschmackes übte eine im Jahre 1797 unternommene Reise nach Paris aus. Im Jahre 1800 hatte er selbst schon solches Vertrauen zu seinen künstlerischen Leistungen gewonnen, daß er getrosten Muthes als Mitbewerber um die von Göthe in Weimar ausgesetzten Preise auftrat. Die Gegenstände, welche zur freien Wahl überlassen blieben, waren: der Abschied Hektor's und Andromache's; Ulysses und Diomedes, in der Nacht das Lager der Trojaner überfallend, tödten König Rhesus und seine Gefährten und bemächtigen sich seiner Rosse. Hoffmann bestimmte sich für letzteren Vorwurf. Der Preis wurde ihm und dem Professor August Stahl in Cassel gemeinschaftlich zugesprochen. Für das folgende Jahr bestimmte Göthe neue Preise. Hoffmann wählte: Achill, am Hofe des Königs Lykomedes in Weiberkleidern versteckt, wird durch Ulysses und Diomedes erkannt. Dreiundzwanzig Künstler waren Mitbewerber. Hoffmann und Stahl hatten wiederum den Preis zu theilen. Göthe *) schildert die Arbeit Hoffmann's als ein Meisterwerk, sowohl in Hinsicht der Composition, als des Ausdrucks und des effectvollen Helldunkels. 1804 war der Gegenstand der Preisbewerbung die Darstellung der Schrecknisse einer Ueberschwemmung. Keine der diesmal eingegangenen Arbeiten wurde völlig befriedigend befunden; die Leistung Hoffmann's erfreute sich einer auszeichnenden Erwähnung. Im folgenden Jahre war es den Concurrenten freigestellt, eine der zwölf Arbeiten des Hercules zur Darstellung zu wählen. Hoffmann trat unter sechszehn Bewerbern als einziger Sieger hervor. Er hatte Hercules

*) Liter. Journ. v. Jena, 1802, S. 10.

dargestellt, wie derselbe die Ställe des Königs Augias reinigt. Göthe erklärte*), daß diese Arbeit Hoffmann's selbst einem Rubens würde Ehre gemacht haben. Bald stieg Hoffmann's Ruf zu bedeutender Höhe. Von der Herzogin von Weimar wurde er mit dem Auftrage zu einem Gemälde beehrt, welches die Decke eines der Säle in ihrem Schlosse schmücken sollte. Das Nervenfieber riß ihn im März 1812 allzu früh aus seiner vielversprechenden Künstler-Laufbahn. Dieser Trauerfall erregte in Köln die allgemeinste Theilnahme: Professor Wallraf hielt die Trauerrede; im bittersten Schmerze über den Verlust des theuren Freundes konnte er nur unter Schluchzen und Thränen seine Rede zu Ende führen**). Von gleichem Schmerze, wie Wallraf, fühlte sich durch diesen Todesfall einer der jüngeren Freunde des Hingeschiedenen, der Architekt Franz Christian Gau, getroffen; er erhielt die erschütternde Trauer-Botschaft in Paris. stirbt, 1812.

Gau war zu Köln geboren am 15. Juni 1790. Während er sich auf der kölner Secundärschule hauptsächlich mit mathematischen, physicalischen und kunstphilosophischen Studien beschäftigte, erhielt er zugleich von Joseph Hoffmann Unterricht im freien Handzeichnen und in den Anfangsgründen der Architektur und der Decoration. Bald boten die Kunstschätze seiner Vaterstadt keine Ausbeute mehr für seinen strebsamen Geist. Er begab sich nach Paris, um durch das Studium der hierhin zusammengeschleppten Antiken und Kunstwerke den Grund zu einer ruhmreichen Zukunft zu legen. Seine glänzenden Fortschritte lenkten bald von vielen Seiten die Aufmerksamkeit auf den talentvollen jungen Mann. Die Rücksicht auf die ihm zu Gebote stehenden beschränkten Geldmittel bewog ihn, seine Selbstständigkeit aufzugeben und bei dem Bau des Kaisergrabes in der Todtengruft der Könige von Frankreich, im Dome von St. Denis, eine Unter-Inspectorstelle mit 2000 Franken jähr- Gau.

*) Liter. Journ. v. Jena, 1806, S. 2.

**) Mercure du dép. de la Roër, 1812, S. 151 ff. — J. J. Merlo, Nachrichten von dem Leben und den Werken kölnischer Künstler, S. 180.

lich anzunehmen. Das Werk sollte aber erst am 1. Januar 1813 begonnen werden. Gau hatte also noch Zeit, sich für seine Stelle praktisch auszubilden. Auf Anrathen seines Lehrers faßte er den Entschluß, das südliche Frankreich zu besuchen. Von Lyon aus gab er den Seinigen erst Nachricht von diesem Entschlusse. Mit leichter Equipage trat der rüstige Jüngling seine Fußreise an und machte in sechs Wochen über vierhundert und sechszig Stunden. „Meinen Geschmack zu bilden," schreibt er, „mein Urtheil zu schärfen, mein Gemüth in hohen Erinnerungen an die Vergangenheit zu erheben und das Schöne und Nützliche da zu genießen und zu erkennen, wo es zu finden ist, war der Hauptzweck meiner Reise, ihn zu erreichen, mein Wunsch und mein Bestreben." Ueberglücklich schwelgte der Jüngling in den Wundern der Natur und der Kunst, welche ihm das schöne Land in höchster Fülle bot. In Vienne begann er seine Aufnahmen und fand hier bei einem Deutschen, Professor Schneiders, die edelste Gastfreundschaft und in dessen Cabinet die reichste Ausbeute für seine Mappe. Frei wie der Zugvogel zog Gau dem Süden zu, besuchte Valence und machte von hier aus einen Abstecher in die wilden, unwegsamen Alpen der Dauphiné. Ueberwältigend waren für den einsamen Wanderer die erhabenen Eindrücke der gigantisch wilden Bergnatur; er hatte alle Beschwernisse einer Bergreise in den damals noch unwegsamen Alpen zu überwinden, fand dieselben aber durch die Genüsse, die ihm das schöne Land bot, reichlich belohnt. Aus den Bergen zog er hinunter ins freundliche Rhonethal. Fleißig wurde in Avignon Alles gezeichnet, die vorzüglichsten Römer-Denkmäler studirt, Abstecher nach Nismes, Montpellier und Marseille wurden gemacht und dabei Stift und Pinsel fleißigst gehandhabt. Reich an Studien und Aufnahmen aller Art, kehrte er gegen Ende December nach Paris zurück. „Der Kaiser ist hier," schreibt Gau unter dem 25. December, „und ich hoffe, daß er bald Befehl gibt, die Arbeiten anzufangen, bei denen ich angestellt bin." Doch das Schicksal, welches Napoleon auf den russischen Eisfeldern erfuhr, trat dem Bau der Kaisergruft hemmend entgegen. Eine Entschädigung für die hierdurch verursachte Täuschung seiner kühnen Hoffnungen fand Gau in dem ersten Preise, den er unter den Concurrenten einer Architektur-

Erste Reise.

Preisaufgabe der brüsseler Akademie davon trug. Mit angemessener Feierlichkeit wurde ihm am 12. Juli 1813 vom Senator Grafen Lambrecht in Gegenwart der pariser Elite der Kunst und Wissenschaft der Ehrenpreis, eine goldene Medaille, überreicht. „Die Feierlichkeiten waren über Erwarten," schreibt er selbst; „die Gesellschaft war glänzend und groß, bestand aus den berühmtesten Gelehrten und Künstlern. Ein neuer Vortheil, der außer den großen Bekanntschaften durch diese Vereinigung entstand, ist, daß ich Hoffnung habe, der Stadt Köln ein Gemälde ihres berühmten Rubens auszuwirken. Der Herr Maire und die Commission von Köln haben sich deßwegen schon viel vergebliche Mühe gegeben. Diese kleine Nachricht theilen Sie gefälligst dem lieben Herrn Professor Wallraf mit; ich hoffe, es wird ihn freuen." Wallraf fühlte sich durch die Ehren-Auszeichnung, die seinem Schüler geworden, aufs angenehmste überrascht. „Vivat, Alaaf Köln!" schrieb er am 17. August; „eine herzliche Freude, liebster Freund Gau, machten mir die Nachrichten über Ihre Preis-Erhaltung in Brüssel und über das Fest in Paris, worin Sie vor einer so ausgezeichneten Versammlung damit begabt worden sind. Tausendmal wünsche ich Ihnen dazu Glück, und da Sie wissen, wie sehr auch mich alles freut, was unserer (wiewohl gegen mich und meine Vaterlandsliebe neuerdings etwas zu unempfindlichen und gar undankbaren) Stadt Köln in den Augen einer höheren Welt Ehre macht, so wünsche ich auch uns Kölnern allen Glück zu dem, was Gau ihnen jetzt an Ruhm und Ehre wieder zuwachsen läßt. Es ist viel über Sie und Ihren Ruhm für uns unter uns gesprochen worden. Ich habe Sie unsern jungen Genie's zum Beispiel aufgestellt und bereite Ihren Ruhm und Ihre bereits öffentliche Brauchbarkeit immer vor, wenn wir vielleicht noch einst das Glück haben sollten, Sie wieder zu erlangen. So wenig ich selbst zu dem, was Sie jetzt sind, auch beigetragen habe, so that es mir doch gut und ersprießlich, sagen zu dürfen, daß Sie einst einer meiner liebsten Schüler waren und noch neulich in Paris mich so dankbar behandelt hätten. Der unermüdete stille Fleiß und die so reine Sittlichkeit, wodurch ein wahres Genie erst Werth und Brauchbarkeit und vollbürtige Empfehlung sich erwirbt, und was Ihr braver, ehrenvoller Meister

Erhält einen Preis.

von Ihnen mir noch so herzlich rühmt, machen mir Ihr Fortkommen und endliches Glück so gewiß, daß ich mich dessen schon wirklich freue."

Nach dem Sturze Napoleon's kehrte Gau in seine Vaterstadt zurück. Bald aber zog er zur Vollendung seiner Studien wieder nach Paris. Hier verweilte er bis zum Ende des Jahres 1814. Da entschloß er sich, mit ausgedehnten Kenntnissen und schmeichelhaften Empfehlungen versehen, sich nach Italien, dem Ziele seiner heißesten Sehnsucht, zu begeben. Sein Schwager Fuss hatte die Bestreitung der Kosten seines Aufenthaltes in Rom für ein Jahr übernommen. Ueberglücklich, reich an Hoffnungen, zog Gau nach Italien, seiner Künstler-Zukunft entgegen. Zu Cornelius, Overbeck, Veit, Schadow, Rösel, Liman und anderen deutschen Künstlern, welche sich damals in Rom die Wiederbelebung deutscher Kunst mit heiliger Begeisterung angelegen sein ließen, trat er in engere Beziehung. Am damaligen preußischen Gesandten in Rom, dem Geheimenrathe von Niebuhr, gewann er bald einen treuen Freund und großmüthigen Beschützer. Niebuhr fühlte sich hingezogen zu dem schlichten Wesen, der Offenheit und Geradheit des jungen Künstlers. Wo guter Rath nicht mehr ausreichte, unterstützte er ihn sowohl durch Fürwort, wie durch eigene Vorschüsse. Im Jahre 1816 besorgte er ihm von der preußischen Regierung ein Reise-Stipendium von 300 Thalern zu einem Ausfluge nach dem Süden Italiens.

Reise nach Italien, 1815.

Niebuhr.

Unablässig war sein Bemühen, dem vielversprechenden jungen Freunde weitere Unterstützungen in Berlin auszuwirken. Doch Gau hatte sich durch seinen freien, unabhängigen Sinn Gegner geschaffen, die in Berlin Alles aufboten, um jedes Empfehlungsschreiben Niebuhr's zu paralysiren. Gau gerieth in Noth und Verlegenheit. Niebuhr öffnete großmüthig seine eigene Casse, so oft Gau mit den Vorschüssen seines Schwagers und einiger kölner Freunde nicht auszureichen vermochte. Es war ihm bitter, von fremder Gnade leben zu müssen; aber die Hoffnung auf eine glänzende Zukunft, die ihm alle Vorschüsse zurückzuerstatten ermögliche, ließ ihn solche Bitterkeit verschmerzen. Mit Beginn des Jahres 1818 wollte er in seine Vaterstadt zurückkehren und sich hier ruhig mit seiner

1818.

Kunst beschäftigen, bis sein innigster Wunsch, Stadtbaumeister zu werden, sich verwirklichen könne. Doch auf den Vorschlag Niebuhr's änderte er seinen Plan und entschloß sich, den preußischen Kammerherrn Baron von Sack auf einer Reise nach Griechenland und Aegypten zu begleiten. Sie verließen Rom im April 1818. Die Eintracht zwischen dem frei gesinnten Künstler und dem hochmüthigen Baron war nicht von langer Dauer. Gau wollte lieber auf die Geldmittel seines Begleiters verzichten, als das Eigenthum seiner Aufnahmen und Zeichnungen aufgeben. Er brach völlig mit dem Baron von Sack und begann von Alexandria aus ganz allein, von aller Welt verlassen, aller Hülfsmittel bar, ohne Kenntniß der Sprache, des Landes und selbst ohne Geld, seinen abenteuerlichen Zug durch das Wunderland der Pharaonen hinaus über die Katarakten des Nils, hoch hinauf nach Nubien. Ein Paar Piaster, weniges Reisezeug, einige Skizzenbücher waren seine ganze Habe; so vollendete er, unter Mühseligkeiten aller Art und den anstrengendsten Strapazen, eine Reise, die manchen Lichtstrahl in das Dunkel dieses Landes fallen ließ und den späteren Forschern den Weg in diese merkwürdigen Gebiete bahnte. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Gau über Alexandria nach Rom zurück, um die Früchte seiner mühseligen Forschungen den Freunden der Kunst und des Alterthums zu übergeben. „Aus dem gelobten Lande", schrieb er, „kehrte ich nach Alexandria zurück und schiffte mich im December 1819 wieder hier ein, um die Früchte meiner Reisen meinem Vaterlande darzubringen. Nach einer stürmischen Fahrt von zweiundsechszig Tagen landete ich endlich in Genua und endete bald darauf in Rom meine zweijährige Wanderung *)." — „Herr Architekt Gau", schrieb Niebuhr am 23. Mai 1820, „ist von seiner nach Aegypten, Nubien bis an die zweite Katarakte und Palästina unternommenen Reise mit einem Schatze von Zeichnungen der merkwürdigsten, vor ihm entweder noch gar nicht oder sehr unvollkommen dargestellten Alterthümer zurückgekehrt, welcher die

Reise nach Aegypten, 1818.

zurück nach Rom.

*) „Des Kölners Christian Franz Gau Reisen, von Ernst Weyden," in der Kölnischen Zeitung, 1856, Nr. 313 bis 317.

ausnehmenden Mühseligkeiten und Beschwerden seiner Reise herrlich belohnt. Das Urtheil aller, welche diese seine Arbeiten im Orient gesehen haben, oder hier sehen, von welcher Nation sie auch sein mögen und wie groß sonst die Verschiedenheit ihrer Kunstansichten sein mag, ist einstimmiges Lob. Diese Reise ist die erste der Art, welche ein Deutscher ausgeführt hat, und die Ehre Deutschlands ist, wie die des ausgezeichneten Künstlers dabei interessirt, daß ihre Resultate bald öffentlich erscheinen mögen. Die sehr achtungswürdigen Männer zu Köln, deren edelmüthiger Unterstützung Herr Gau die früheren Gelegenheiten zu seiner Ausbildung verdankt, werden sich durch den Anblick dessen, was er geleistet, würdig belohnt finden." Es hielt ihm schwer, einen Verleger für sein Werk zu finden; für zwei Jahre war zur Herausgabe dieses Werkes ein monatlicher Vorschuß von wenigstens 1000 Franken nöthig. Er aber besaß nichts. Niebuhr rieth ihm, nach Berlin zu reisen und für sein Unternehmen die Unterstützung des Königs nachzusuchen. Gau aber sträubte sich gegen diese Reise, weil er frei und unabhängig leben und sich der Regierung nicht verbindlich machen wollte. Inzwischen gelang es aber, Cotta in Stuttgart für die Uebernahme des Verlags zu gewinnen, und Gau sah sich hierdurch der unangenehmen Reise überhoben. Das Werk erschien von 1821 bis 1827 in französischer und deutscher Sprache in 13 Lieferungen mit 60 Abbildungen in groß Folio *). Niebuhr hatte ihm versprochen, die in Aegypten gesammelten griechischen Inschriften für den Text zu bearbeiten. Weil Gau aber auf diese Arbeit länger warten mußte, als er dem Publicum und dem Verleger gegenüber verantworten konnte, so überwarf er sich gänzlich mit Niebuhr, seinem früheren Freunde, Gönner und Beschützer. Ueberhaupt war Gau sehr kurz gebunden. Durch die vielen Täuschungen, die er erfahren, und

Gau's Reisewerk.

---

*) Der Titel ist: „Antiquités de la Nubie, ou monumens inédits des bords de Nil etc. dessinés et mesurés en 1819."

„Neu entdeckte Denkmäler von Nubien an den Ufern des Nils, von der ersten bis zur zweiten Katarakte, gezeichnet und vermessen im Jahre 1819 und als Fortsetzung des großen französischen Werkes über Aegypten herausgegeben von F. C. Gau."

durch die mannigfachen Widerwärtigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, war sein Gemüth hart, mißtrauisch und verbittert geworden; darum sein Urtheil über seine Nebenmenschen und die Motive zu ihren Handlungen vielfach schief und ungerecht.

Lange trug sich Gau mit der Hoffnung auf das Stadtbaumeister-Amt in seiner Vaterstadt. Die Intriguen, durch welche dieser Plan vereitelt wurde, bestimmten ihn, seinen bleibenden Wohnsitz in Paris zu nehmen. Er ließ sich naturalisiren und trat 1824 in königliche Dienste. Unter seiner Leitung wurde die Kirche St. Julien le Pauvre restaurirt; das Presbyterium der Kirche St. Severin wurde von ihm erbaut. Im Jahre 1831 übernahm er die Errichtung eines neuen Gefangenhauses bei der Barrière d'Enfer*). Das Werk, welches seinem Namen nach Jahrhunderten noch Ehre machen wird, ist die prachtvolle gothische Kirche St. Clothilde, im Faubourg St. Germain. Es ist dies sein bedeutendstes, aber auch sein letztes Werk. Noch nicht ganz war diese Kirche vollendet, als der Meister selbst in die Ewigkeit abgerufen wurde.

Nimmt seinen Wohnsitz in Paris.

Außer Gau hat auch noch ein anderer jüngerer Freund Wallraf's sich in Paris eine glänzende und ruhmreiche Laufbahn eröffnet. Es war der am 20. August 1792 geborene Jakob Ignaz Hittorf. Der Vater glaubte in dem talentvollen Knaben schon in frühester Jugend unverkennbare Anlagen zur Architektur zu erkennen. Die ersten Grundbegriffe der Baukunst ließ er ihm vom Baumeister Christian Löwenstein ertheilen; im freien Handzeichnen unterrichtete ihn der Maler C. A. Grein; in etwas reiferem Alter kam der fleißige Jüngling unter die Leitung des angesehenen Architekten Leidel. Nach solcher Vorbildung lernte er das Maurerhandwerk beim damaligen Baumeister Franz Leisten. Mit dem Streben nach vollendeter Meisterschaft in seinem Fache begab sich der kaum siebenzehnjährige Hittorf im Jahre 1809 nach Paris, um unter dem berühmten Architekten Percier und dem bekannten Miniaturmaler Isabey seine Ausbildung zu beenden. Der Fleiß

Hittorf.

*) Beiblatt zur Kölnischen Zeitung, 1820, Nr. 17, von Wallraf. — Merlo, Nachrichten, S. 121 ff.

und die Rechtschaffenheit des fähigen deutschen Jünglings erregte bald die Aufmerksamkeit des kaiserlichen Baumeisters Belanger; dieser übertrug ihm eine Aufseherstelle bei den kaiserlichen Bauten. Hittorf erwarb sich durch Fleiß, Ordnungsliebe und Tüchtigkeit die Liebe und das volle Vertrauen seines Lehrmeisters, und dieser sorgte dafür, daß für den Fall seines Ablebens seine Stelle als Architekt des Königs Ludwig XVIII. seinem tüchtigen Gehülfen zugesichert wurde. Wirklich erhielt Hittorf nach Belanger's Tode seine Bestallung als königlicher Architekt. Im Jahre 1822 übernahm er, nach ernsten Vorbereitungen, begleitet von seinem Schüler Zanth, eine Reise nach Italien. Nachdem er einen Theil des südlichen Frankreichs, Turin, Mailand, Genua, Florenz, Siena, Perugia, Lucca, Viterbo, Ferrara, Vicenza, Pavia, Venedig, Rom und dessen Umgebungen, Neapel und Pompeji besucht und neun Monate mit Zanth und Stier, einem jüngeren deutschen Architekten, in Sicilien zugebracht hatte, kehrte er 1824, reich an Zeichnungen und anderem wissenschaftlichen Material, nach Paris zurück. Seine interessantesten Arbeiten waren die genauen Aufnahmen von den berühmtesten Städten Siciliens und die Vermessungen von vielen antiken Tempeln und anderen Denkmälern des Alterthums, eine Menge merkwürdiger Ornamente in Marmor, Stein und gebrannter Erde. Die Resultate seiner Aufnahmen und Forschungen legte er in dem berühmten Werke nieder, welches erschien unter dem Titel: „Architecture antique de la Sicile par J. Hittorf et L. Zanth“, Paris, 1826—1830, drei Bände Fol. „Architecture moderne de la Sicile par J. Hittorf et L. Zanth“, Paris, 1826—30, ein Band Folio. Außer den Entdeckungen in Bezug auf das System der Construction und der äußeren Form der griechischen Gebäude fanden Hittorf's gewissenhafte Forschungen bei den griechischen Werken der Baukunst aus allen Zeiten den Gebrauch der Farben als charakteristische Zierde in ihren verschiedenen Nuancen von Glanz und Pracht und mythischen Anspielungen. Diese Entdeckung entwickelte er in dem Werke: „L'architecture polychrôme chez les Grecs, ou restauration du temple d'Empédocle à Sélinunte.“

wird königl. Architekt.

Nach der Juli-Revolution verlor Hittorf seine Stelle als Architekt des Königs; doch bald wurde er unter Ludwig Philipp wie-

der als Architecte en chef der Gouvernements-Gebäude, welche zur sechsten Abtheilung der Stadt Paris gehörten, in den Staatsdienst gerufen. Auch unter dem neuen Kaiserreiche fanden seine eminenten Fähigkeiten gerechte Anerkennung.

Hittorf's Bauten.

Das italienische Theater Favart, das Theater de l'Ambigu Comique, das Monument für den Herzog von Berry, die Grab-Capelle für die Herzogin von Kurland, der Platz de la Concorde in Paris, der Circus in den Champs Elisées, das alles sind Werke, die glänzendes Zeugniß seiner künstlerischen Begabung und Fähigkeit geben. Das ausgezeichnetste seiner zahlreichen Bauwerke ist aber die im Vereine mit seinem Schwiegervater Lepère aufgeführte prachtvolle Kirche St. Vincent de Paul. Diese Kirche ist ein glänzender monumentaler Beweis der Bedeutung des Namens, dem sie geweiht ist. Sie ist im Innern ein interessantes Beispiel der Verbindung einer altchristlichen Basilica mit einer an streng griechischen Vorbildern gebildeten Ornamentation.

Hittorf's künstlerische Meisterschaft ist allseitig ehrend anerkannt worden. Er ist Mitglied des französischen Instituts, der Akademieen zu Mailand, Berlin und München, der antiquarischen Gesellschaft zu London, Officier der Ehrenlegion, Ritter des Rothen Adler-Ordens zweiter Classe und der Friedens-Classe des Ordens pour le mérite, Inhaber der großen goldenen Medaille des Royal Institute of Architects in London, Commandeur des päpstlichen Gregorius-Ordens und Präsident der Akademie der schönen Künste in Paris *).

Begas.

Karl Begas war zwar kein geborner Kölner; er verlebte aber seine Knabenjahre in Köln, und die hier von Wallraf gepflegte Liebe für die bildende Kunst weckte schon früh das in ihm schlummernde Künstlertalent. Die Eltern hatten ihn für das Rechtsfach bestimmt, und auf dem Lyceum zu Bonn sollte er die nöthige Vorbildung hierzu erhalten. Doch sobald sie erkannten, daß ihr Sohn nur in der Malerkunst seinen eigentlichen Lebensberuf finde, ließen sie seiner Neigung ungehinderten Gang. Mit jugendlicher Begei-

*) Beiblatt zur Köln. Zeitung, vom 8. Oct. und 12. Nov. 1820.

sterung betrat er die Künstler-Laufbahn, von der sein Freund De-Noël durch ein unüberwindliches Vorurtheil der Mutter gewaltsam zurückgehalten wurde. Vier Jahre besuchte Begas in Köln die Zeichen- und Malerschule des Malers Katz; zur Vollendung seiner Ausbildung begab er sich im Jahre 1812 nach Paris. Hier erregte er 1815 die Aufmerksamkeit des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. Dieser beehrte ihn mit lohnenden Aufträgen und bewilligte ihm eine dreijährige Pension zu einer Kunstreise nach Italien. Im Jahre 1826 kehrte er nach Deutschland zurück und wählte Berlin zu seinem bleibenden Wohnsitze. Er wurde dort Professor und Mitglied des Senats bei der königlichen Akademie der Künste. Trotz seiner glänzenden Erfolge in der preußischen Hauptstadt wollte er sich dort nie recht heimisch fühlen; sein Herz sehnte sich nach dem lieben Köln, und er fühlte sich glücklich, wenn er sich mit DeNoël über die Stiftung einer Akademie und einer neuen Malerschule in Köln unterhalten konnte. Solche Plane waren windige Luftschlösser, und Begas blieb bis zu seinem Tode im kalten Norden.

Läßt sich in Berlin nieder.

Cornelius.

Auch Cornelius war der Geburt nach kein Kölner, doch sein Geist und Streben machte ihn zum ebenbürtigen Genossen des in Köln wirkenden Freundeskreises. Peter Cornelius, geboren 1787 in Düsseldorf, erhielt seinen ersten Unterricht in der bildenden Kunst auf der kurpfälzischen Akademie zu Düsseldorf. Die genialen Compositionen, durch die er schon in früher Jugend ein hervorragendes Künstlertalent bekundete, schienen dem strebsamen jungen Manne eine glänzende Zukunft vorherzusagen. Wallraf war ihm mit besonderer Liebe zugethan. In einem Alter von 19 Jahren erhielt er von Wallraf, der auf Ersuchen des Maires die Leitung der Restaurations-Arbeiten der Quirinuskirche in Neuß übernommen hatte, den Auftrag, die allegorischen Fresco-Gemälde für die Kuppel anzufertigen. Cornelius rechtfertigte in vollem Maße das Vertrauen, welches Wallraf in ihn gesetzt hatte. Auch jetzt noch haben diese Grau in Grau auf gelbem Grunde ausgeführten Jugendarbeiten unseres Meisters ihren Werth. Die Lebendigkeit, die herzhafte breite Anlage ließ schon in dem Lehrling den späteren großen Künstler erkennen. In den vier Halbzirkeln unter der Kup-

pel sind dargestellt: die Herrschaften, Gewalten, Mächte und Fürstenthümer; in den Zwickeln der Kuppeln sind Moses, David, Petrus und Paulus abgebildet. Nachdem Cornelius seine künstlerische Ausbildung in Rom vollendet hatte, wurde er als Director der Akademie nach Düsseldorf berufen; zugleich erhielt er vom damaligen Kronprinzen, dem jetzigen Könige von Baiern, den Auftrag, einige Säle in der Glyptothek zu München mit Gemälden aus der griechischen Mythologie zu schmücken. Nur wenige Jahre wirkte der große Kunst-Reformator in Düsseldorf; 1824 wurde er zum Director der Akademie in München berufen; 1841 siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Berlin über.

Auch DeNoël muß zu den Künstlern gerechnet werden, die in den ersten Jahrzehenden unseres Jahrhunderts hauptsächlich durch Wallraf zur Ergreifung ihrer ruhmreichen Laufbahn angeregt wurden. DeNoël war eine vielbegabte echte Künstlernatur. Zwar hatte die Ungunst der Verhältnisse es ihm versagt, sich ausschließlich dem Künstlerberufe zu widmen und sich selbstständig bis zur Vollendung zu entwickeln. Doch, getrieben von echt künstlerischer Begeisterung, gelang es ihm, sich unter den ungünstigsten äußeren Umständen auf dem Gebiete der Zeichen- und Malerkunst einen Ruf zu verschaffen, um den ihn mancher schulgerecht ausgebildete Akademiker hätte beneiden dürfen. All seine Entwürfe, Zeichnungen und Oelgemälde beweisen, daß er mit Recht die Musen trauern ließ, als er der lachenden Aussicht auf eine ruhmgekrönte Zukunft entsagen mußte. Die allegorische Zeichnung, durch welche er als neunzehnjähriger Jüngling aus seiner neußer Gefangenschaft das Herz der Mutter zu bestürmen versuchte, haben wir früher schon eines Näheren betrachtet. Ueber den Kreis der Familie- und der näheren Bekanntschaft hinaus ging der Ruf der Allegorie, durch die er die Ankunft des ersten Consuls in den Rhein-Departements verherrlichen wollte.

DeNoël eine Künstlernatur.

„Auf einer lichten Höhe erscheint Bonaparte als pythischer Apoll. Erlegt ist die verheerende Schlange, ohnmächtig liegt sie zu den Füßen des Siegers, und der letzte Gifthauch entfährt ihrem stygischen Rachen. Er indeß, von der Unsterblichkeit überschwebt, läßt seine Rechte auf der Schulter der Friedensgöttin ruhen, die mit beredter Miene seiner Hand den Bogen zu entziehen sucht.

Traulich führt er an der anderen Seite die holde Göttin des Ueberflusses herunter; unterstützt von einem früchtebringenden Genius, verläßt sie den Wolkensaum, um die Erde zu erfreuen. In schimmernder Ferne steht, von den Horen bewacht, der Sonnenwagen Apollo's; des schnellen Siegesfluges gewohnt, harren ungeduldig ihres mächtigen Führers die flüchtigen Rosse, indem sie den Stier (des Maimonds Zeichen im Kreise) bemerken, der nie noch so nahe bei ihnen vorübereilte. Mit Kränzen und Blumenranken versehen, eilen die vier Departemente, mit ihnen die Genien der Kunst und Betriebsamkeit, dem erstaunlich großen Wesen entgegen und verkünden den festlichen Empfang. Erschreckt durch die große Erscheinung, verkriechen sich die acht scheuen Furien in die Winkel der Erde. Von diesem Glanze geblendet, staunt der ehrwürdige Rhein ob dem ungewöhnlichen Lichte; eine rebenbewachsene Eiche ist sein Sitz, das Ruder seine Stütze*)." Die Fülle classischen Beiwerks darf uns an einer Zeichnung aus der ersten Zeit unseres Jahrhunderts nicht auffallen. Auf einer kleinen Kunst-Ausstellung, die man in Köln zur Feier der Anwesenheit des Präfecten von Aachen veranstaltet hatte, erregte dieses Bild die allgemeinste Aufmerksamkeit. Der Präfect ließ den jungen Künstler zu sich bitten, unterhielt sich lange mit ihm und weckte bei DeNoël's Freunden die Hoffnung, daß Napoleon den vielversprechenden Jüngling nach Paris ziehen und inmitten der pariser Schätze ausbilden lassen werde. Doch alle desfallsigen Bemühungen wollten nicht zum Ziele führen. Eine andere seiner Compositionen, die Colonia vorstellend, fand das besondere Gefallen des jetzigen Königs von Preußen, damaligen Kronprinzen, und sie hängt jetzt in einem der Gemächer von Charlottenburg. So oft der kunstsinnige Kronprinz die Rheinlande besuchte, zog er jedes Mal den kenntnißreichen und unterhaltenden DeNoël in seine unmittelbare Umgebung. DeNoël war so am besten befähigt, die officielle Beschreibung der bei solchen Besuchen veranstalteten Festlichkeiten zu liefern. Mit besonderem Wohlgefallen nahm man in Berlin den Bericht auf, den er über die Rheinreise des Kronprinzen im Herbste 1833 in die Köl-

Kronprinz von Preußen.

*) Handschrift von DeNoël.

nische Zeitung hatte einrücken lassen*). Vielleicht ist dem Gedächtnisse Sr. Majestät manche Ueberraschung noch nicht ganz entfallen, welche DeNoël bei solchen Gelegenheiten erdachte und mit rastloser Thätigkeit meist selbst ausführte. Einmal ließ er bei Anwesenheit des Kronprinzen in der ganzen Stadt die werthvollsten und merkwürdigsten Antiquitäten, Gemälde, Möbel, Gefäße u. s. w. zusammen, um dem verehrten Fürsten und Kunstkenner während seines Aufenthaltes in sinniger Weise eine Umgebung zu bieten, wie sie kaum irgend ein Einzelner je um sich zu sammeln vermag. Als Se. Majestät der König die Stadt Köln mit seinem Besuche beehrte, wurde auf DeNoël's besonderes Betreiben auf dem Rathhause eine Industrie- und Kunst-Ausstellung improvisirt, die dem königlichen Herrn ein klares Bild von dem Aufschwunge des Kunst-, Handels- und Industrielebens während der preußischen Regierung bieten sollte. DeNoël selbst hatte zu dieser Ausstellung zwei Familien-Scenen in antikem Style in Tuschmanier auf schwarzem Hintergrunde gezeichnet, und eine Copie des Decken-Gemäldes über der Hauptstiege im Schlosse zu Brühl geliefert. Durch diese in Aquarellmanier ausgeführte Copie hatte DeNoël Sorge tragen wollen, daß, wenn der rohe Vandalismus das vom französischen Frescomaler Carloux ausgeführte Kunstwerk selbst zerstören sollte, doch eine Nachahmung für die Nachwelt aufbewahrt bliebe.

Sinnreich und ansprechend waren die allegorischen Figuren, welche er Fastnacht 1806 im Ballsaale des Schauspielhauses anbrachte. Mehrere Compositionen seiner Feder wurden gestochen und in der Vossischen Uebersetzung des Homer und Horaz aufgenommen, so: Achill und Thetis am Strande des Meeres, zum ersten, und: Die Schleifung des Hektor, zum zweiundzwanzigsten Gesange der Ilias, beide gestochen von Anton Kärcher in Mannheim; ein Blatt zu des Horaz „Exegi monumentum" wurde von Adrian Godefroy und ein anderes zu „Dum doceo insanire omnes" von E. Thoelott gestochen. DeNoël's Compositionen.

*) „Die Jubelfahrt auf dem Rheine", Beiblatt der Kölnischen Zeitung, den 10. November 1833.

Vielseitige Thätigkeit.

Eine ungewöhnliche Menge von Studienbüchern zeigt eine unversiegliche Wißbegier nach allen die bildende Kunst irgendwie berührenden Richtungen. Unter den die vaterstädtische Kunstgeschichte betreffenden eigenhändigen Zeichnungen verdienen namentlich ein Band von kölner Häuser-Charakteren und bei 900 Abbildungen von römischen, fränkischen, byzantinischen, gothischen und späteren mittelalterlichen architektonischen, so wie sonstigen in und bei Köln aufgefundenen Alterthümern rühmliche Erwähnung.

Eine Reihe kleiner Stadt- und Reise-Vademecums enthält unzählige, augenblicklich an Ort und Stelle mit seltener Gewandtheit aufgenommene Zeichnungen: hier der Abriß einer merkwürdigen Gewölbe-Construction, eines Säulen-Capitäls, eines Erkers, einer auffallenden Holzarbeit, eines Steinreliefs, eines Wappens, eines Taufsteines, eines Grabmals, eines Wegekreuzes, — dort die Skizzirung und Beschreibung eines altdeutschen Holzschnitt-Altars, eines Gemäldes, eines gemalten Fensters, eines Gefäßes, eines Zieraths in Haus oder Kirche: — alles, wie er es auf seinen nahen oder fernen Wanderungen fand oder ausfindig machte; Alles und Jedes abgebildet, gedeutet, mit Bekanntem verglichen und nach Styl und Zeit charakterisirt. Namentlich wurden auch die Gemälde-Sammlungen in Nähe und Ferne gleichsam einregistrirt und recensirt. Wo sich irgend unbekannte Künstlernamen, Monogramme, alte Inschriften, Werkzeichen, buchstaben-ähnliche Zeichen auf Gemälden fanden, da wurden solche genau aufgezeichnet und zu Hause in die Sammel-Verzeichnisse eingetragen. Solcher Nachweise hatte er für die geringsten Details, unter anderen für die ältesten Buchstabenformen, für die Zeichen der Zahlen in den früheren Jahrhunderten, für die Wasserzeichen im Papier angelegt; sie befinden sich noch in seinem reichen literarischen Nachlasse und harren der Bereicherung.

Eine ausgebreitete Correspondenz mit Künstlern sowohl wie mit Kunstfreunden jeder Art und Stellung, namentlich auch mit Mitgliedern der königlichen Familie, zeigt, außer der Geltung, welche er als Mensch und Kunstkenner genoß, wie vielfältig er besonders in Bezug auf einheimische Kunst in Anspruch genommen wurde. Auch die Schriften eines Passavant und eines Kugler geben ihm

das Zeugniß eines stets bereiten Dolmetschers vaterländischer Kunstgeschichte.

Jeder Fremde, welcher Köln um seiner Kunstschätze willen besuchte, hatte sich gewiß auch eine Empfehlung an DeNoël zu verschaffen gesucht; mochte er zur vornehmen Welt oder zu schlichtem Bürgerkreise gehören, er fand an ihm den gefälligsten und kenntnißreichsten Führer.

Ein bleibendes Denkmal seiner dem öffentlichen Interesse gewidmeten Thätigkeit bewahrt die Kirche von St. Maria im Capitol, deren Restauration und Ausschmückung er Jahre lang mit rastloser Thätigkeit leitete. Nach solcher praktischen Richtung war er beständig beschäftigt, und zwar nicht allein in der Stadt Köln, sondern auch von außen her wandte man sich vielfach an DeNoël um Rath und Hülfe, wenn es galt, das Innere einer Kirche zu restauriren, ein neues Bild anzuschaffen oder einen Altar neu zu errichten. Damals, als die Dombauhütte ihren heilsamen Einfluß auf einen allgemeinen künstlerischen Aufschwung noch nicht erneuert hatte, wurde DeNoël's Geschmack und Kunstfertigkeit bei den meisten kirchlichen Restaurations-Arbeiten zu Rathe gezogen. DeNoël lebte weniger für sich, als für Andere: seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, seine Thätigkeit waren der Stadt und den Freunden, der Kunst in Nähe und Ferne der beste Theil seines Lebens gewidmet. In allen Dingen, in welchen die Kunst nur irgendwie mit ins Spiel kam, war er beständig mit in Anspruch genommen. Bei freudigen wie traurigen Vorkommnissen in einzelnen befreundeten Familien mußte sein Geschmack und Genie stets für die nöthigen Decorationen und festlichen Veranstaltungen sorgen. Bei solchen Tag auf Tag sich häufenden Zerstreuungen und Abhaltungen mag man es begreifen, daß ihm zur öffentlichen Geltendmachung seiner vielen und seltenen Kenntnisse Zeit und Muße nur spärlich zugemessen war. Die ersten Stunden der Frühe und die spätesten Abendstunden — die Tagebücher weisen es auf — mußten zu Hülfe genommen werden, um der heißen Wißbegierde Befriedigung oder der Zurechtlegung der neuen Erfahrungen Raum zu verschaffen.

Fünfzehntes Capitel.

Wallraf als Sammler; das Museum.

Wallraf beginnt zu sammeln.

Wallraf's Sammlergeist wurde getragen von antiquarischer Liebhaberei, von künstlerischer Begeisterung und von städtischem Patriotismus. Für den genauen Beobachter mußte schon seine Knabenzeit auf den Charakter des späteren Bücher- und Alterthumsfreundes schließen lassen. Die kleinen Summen Taschengeld, die seine Altersgenossen für kindische Zwecke ausgaben, waren für ihn Mittel, um seiner bescheidenen Kunst- und Büchersammlung einen kleinen Zuwachs zu verschaffen. Groß war sein Jubel, wenn er auf einem alten Steine oder einer unscheinbaren Scherbe Spuren einer römischen Inschrift oder irgend Reste eines antiken Basreliefs entdeckte. Die wenigen Folianten, alte Bilder und werthlose Raritäten, die sein enges Dachstübchen barg, waren sein Stolz und seine Freude. Mit den Jahren wuchs seine antiquarische Lust. Sein freundschaftlicher Umgang mit dem Vicar Hardy und der Familie Menn mußte dieser Liebhaberei stets frische Nahrung geben. Mit seinem Fortschritte in der Wissenschaft und Kunstkenntniß hielt seine Lust des Sammelns gleichen Gang. Nur bedauerte er, daß die Liebhaberei oft größer war, als der Geldfond. Der Anblick der Kunst- und Antiquitäten-Sammlungen, die sich im Besitze der Jabach'schen Erben, der Familie Menn, des Grafen von Oettingen, des Barons von Hüpsch, des Domherrn Merle, des Canonicus von Vors, des Vicarius Alfter, des Grafen von Zeil-Wurzach,

des Domherrn Fr. Karl Jos. von Hillesheim befanden, steigerte seinen antiquarischen Sammel-Eifer in hohem Grade. Einer seiner Freunde, welcher der Kunst sich zu widmen im Jahre 1773 Wien besuchte, fragt in einem Briefe an Wallraf: „Wie geht es sonst mit Ihrer Sammlung? Zeichnen Sie auch noch? Ueben Sie Sich doch in den schönen Künsten und Wissenschaften, ich hoffe, wir werden uns dereinst noch gemeinschaftlich nützlich sein können." Als er sich durch seine akademische Stellung als Professor der Aesthetik und Naturgeschichte vorzugsweise auf das Studium der Kunst und Natur hingewiesen sah, glaubte er die Sammlungen, bei denen er bis dahin lediglich das Interesse eines Dilettanten gehabt hatte, als ein pflichtmäßiges Requisit seiner Lehrthätigkeit ansehen zu müssen. Er scheute darum nicht Mühe, noch Kosten, um sich allmählich ein möglichst vollkommenes Cabinet zu verschaffen, in dem er die vorgetragenen Theorieen an einzelnen Gegenständen der Kunst und Natur anschaulich erklären könne. Mit der Zahl der gesammelten Gegenstände wuchs auch die Lust, und es trat hierbei das Lehr-Interesse recht bald hinter den bloßen Sammel-Eifer zurück. Nichts, was einen Antiquarius, Bücher- und Raritätenfreund nur irgendwie interessiren kann, verschmähte er; doch richtete er sein Haupt-Augenmerk auf solche Alterthümer, Drucksachen und Gemälde, die in irgend eine Beziehung zur stadtkölnischen Geschichte gebracht werden konnten. Wie seinem Patriotismus die Vaterstadt über Alles ging, so mußten auch in seinem Cabinette Reste kölnischen Römerthums, kölnische Münzen, kölnische Urkunden und Incunabeln, kölnische Waffen und Hausgeräthe, kölnische Gemälde und Holzschnitte in erster Reihe stehen. Je mehr sich seine Bekanntschaft und Verbindung mit auswärtigen Gelehrten und Kunstfreunden ausdehnte, desto zahlreicher wurden die Zusendungen zu seinen Sammlungen. Auf der schon früher berührten Reise nach dem südlichen Deutschland hatte er sich mit Männern in Verbindung gesetzt, die sich ein Vergnügen daraus machten, dem rührigen kölner Sammler von allen Raritäten Nachricht zu geben, die im Bereiche ihrer Bekanntschaft zum Verkaufe ausgeboten wurden. Weitere Verbindungen knüpfte er an mit einzelnen Gelehrten, Antiquaren und Künstlern in Rom, Paris, Löwen, Halle, Wilna, Mainz, Frank-

Randnotizen: 1773. — Lust zum Sammeln wächst.

Verbindungen.

furt, Weimar, Dresden. Der Briefwechsel, den er mit Agricola in Erfurt, Beneke in Heidelberg, Blumenbach in Göttingen, den Gebrüdern Boisserée, Chezy in Berlin, Dalberg, Gercken, Aretin in München, Bleibtreu, Pick in Bonn, Fiedler in Wesel, Fiorillo in Göttingen, Göthe, Humboldt, Hufeland, Lehnen in Mainz, Consistorialrath Poll, von Quadt, Schindler in Dresden, Sotzmann in Berlin, Spenrath in Xanten, Dorothea Schlegel, Salm-Reifferscheidt, Niklas Voigt, Joseph Weber, Wiebeking und Januarius Zick unterhielt, hatte guten Theils seine Sammlungen zum Gegenstande der Unterhaltung. Manche der vielen fremden Fürsten, Grafen, Minister, hohen Beamten, Gelehrten und Künstler, deren Besuch er empfing und die er als der gefälligste und unterrichtetste Cicerone mit den Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt machte, vergaßen nicht, ihrem freundlichen Führer ein altes Manuscript, ein gesuchtes Mineral, eine kostbare Gemme, ein seltenes Schnitzwerk oder ein werthvolles Bildchen als Andenken zu überschicken. Bis zum Einmarsche der Franzosen hatten Wallraf's Sammlungen einen bescheidenen Umfang nicht überschritten. Als aber Adel und Geistlichkeit vor den französischen Vandalen die Flucht ergriffen, machte er sich die dargebotene Gelegenheit zu Nutze, um aus den verlassenen, verschleppten oder zum Kaufe angebotenen Kunst- und Bücherschätzen das Werthvollere in seinen Besitz zu bringen. Rastlos rannte er von Kloster zu Kloster und schilderte allerwärts mit beredter Zunge die Gefahren, denen alle Kunstschätze ausgesetzt wären, wenn sie nicht zur rechten Zeit in Sicherheit gebracht würden. Vielfach ging man auf seine Vorstellungen ein; die bedrohten Kunst- oder literarischen Schätze wollte man lieber dem Professor Wallraf in Verwahr geben oder käuflich überlassen, als den Händen französischer Soldaten oder Speculanten überantworten. So rettete er manchen herrlichen Schatz, der sonst in dem wilden Sturme durch Bosheit, Leidenschaft, Habsucht oder Ignoranz vernichtet oder dem vaterstädtischen Besitz entfremdet worden wäre. Ehe die französischen Commissare in den einzelnen Archiven, Bibliotheken und Bildersälen zur Inventarisirung erschienen, hatte Wallraf meistentheils schon ergiebige Vorlese gehalten. Ob seine Geldmittel für seine verschiedenen Ankäufe ausreichten oder nicht, kümmerte ihn wenig.

Wenn ihm die nöthige Baarschaft zur Bezahlung eines angekauften Buches, Manuscriptes oder Bildes fehlte, ersuchte er den einen oder den anderen seiner Freunde um ein kleines Darlehen; wenn ihm dann für seinen Haushalt nichts übrig blieb, fror und darbte er zu Hause, bis Hunger und Kälte ihn trieb, den gastlichen Tisch eines seiner näheren Bekannten in Anspruch zu nehmen. Einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhielten seine Sammlungen, als der Dompropst Graf von Oettingen die Stadt Köln verließ und mit seiner Bibliothek, seinem Kunst- und Münz-Cabinet nach Schwaben flüchtete *). Seinem Freunde Wallraf hatte er für die Mühe, mit Dompropstei. welcher sich derselbe die Verpackung dieser Sachen angelegen sein ließ, manches hübsche, werthvolle Stück überwiesen. Außerdem hatte ihn Oettingen bei seiner Abreise ersucht, bis zu einem etwaigen Umschwunge der Verhältnisse in dem Propstei-Gebäude seine Wohnung zu nehmen und sein anwachsendes Museum aufzustellen. Wallraf machte von diesem Anerbieten Gebrauch und wohnte hier unentgeltlich, bis die Verwaltung der französischen National-Domaine im achten Jahre der Republik das Erdgeschoß für eine Gensd'armerie-Caserne in Beschlag nahm und für die oberen Räumlichkeiten von Wallraf eine Miethe von 475 Fr. verlangte **). Durch eine Ministerial-Verfügung wurde ihm im Jahre XII. die Miethe erlassen und unentgeltliche Nutznießung dieses Domainen-Eigenthums zugestanden. Die preußische Regierung, die später gleichsam als Erbe der französischen Domaine eintrat, respectirte den liberalen Beschluß des französischen Gouvernements und störte Wallraf in keiner Weise in seiner ruhigen Nutznießung. Den Antrag aber, dieses Gebäude der Stadt Köln als freies Eigenthum zu überlassen, wies der König unter dem 17. Juni 1823 zurück.

---

*) Der Graf von Oettingen war zugleich Dom-Custos und bewohnte als solcher das Haus am Hof Nr. 5; in die baufällige Propstei ist er nie eingezogen.

**) Briefe Wallraf's.

Säcularisation.

Für Wallraf's Sammlungen wurde durch die Säcularisation des katholischen Kirchen- und Klostergutes ein neuer Zeitabschnitt eröffnet. Alles, was von Kunst- und Literaturschätzen bis dahin der Raubgier der französischen Commissare noch entgangen war, schien jetzt dem Hammer verfallen zu sein und für immer aus dem Bereiche der Stadt Köln verschwinden zu sollen. Das Herz blutete ihm bei dem Gedanken, daß all die prachtvollen Kunstgegenstände, auf welche die Stadt Köln mit Recht stolz sein konnte, ins Ausland wandern sollten. Sein Patriotismus trieb ihn, Alles aufzubieten, um seine Vaterstadt vor solcher radicalen Ausplünderung zu bewahren. Mit den Summen, die er von einzelnen Freunden entlehnte, war es ihm möglich, einen großen Theil der werthvollen Gegenstände, die damals zu Spottpreisen verschleudert wurden, in seinen Besitz zu bringen. Sein Haupt-Motiv hierbei war und blieb der patriotische Wunsch, aus dem allgemeinen Schiffbruche für die Vaterstadt so viel zu retten, wie möglich war. Er wollte seinen Mitbürgern Gelegenheit geben, die Werke der Vorwelt zu bewundern und die Gegenwart mit den erloschenen Zügen der Vergangenheit zu vergleichen. Seine Sammlung sollte dem Kenner wie dem Unkundigen die Stufenfolge der Kunst in den mannigfachsten Erzeugnissen und die mit jedem Zeitabschnitte wechselnden Eigenthümlichkeiten in den Kunstgebilden vor Augen und Geist führen. Nach Maßgabe seiner Kräfte und Mittel wollte Wallraf dem Kölner die Mittel bieten, sich neben dem Studium und der Nachbildung guter Kunstmuster auch jene wissenschaftliche Kunde zu verschaffen, welche die gewöhnliche Kunstfertigkeit über die Stufe mechanischer Technik erhebt. Ihm, dem Patrioten, dem Gelehrten, dem Aesthetiker, dem Dichter, war es Bedürfniß, seine Mitbürger die unbedingte Nothwendigkeit jenes Wissens fühlen zu lassen. Nur in einer Menge von Werken der Plastik aus allen Zeiten, in einem reichen Vorrath von Handzeichnungen, Holzschnitten und Kupferstichen, in einer zahlreichen Sammlung von Büchern, vaterländischen Drucken und Erzeugnissen der berühmten kölner Malerschule, so wie er sie aufzutreiben vermochte: — nur hierin sah er die Mittel, seine Ubier zu einer geistigen Regsamkeit aufzurütteln, welche die alte Liebe zur Kunst und die alte Begeisterung für Wissenschaft

zu wecken und thätig zu machen geeignet war*). Lange aber schon hatte er mit unermüdlicher Ausdauer gesammelt, ehe ihm das rechte Verständniß seiner Schätze kommen wollte. Erst Schlegel brachte, wie wir früher anzugeben schon Gelegenheit hatten, den Schlüssel zu diesem Verständniß nach Köln.

Immer zahlreicher häuften sich in Wallraf's Wohnung die mannigfachsten Gegenstände der Kunst und Wissenschaft. Die Ankäufe und Zusendungen waren so massenhaft, daß Wallraf an eine systematische Ordnung und Aufstellung seiner Schätze gar nicht denken konnte. In dieser Beziehung schrieb Göthe: „Er gehört zu den Personen, die bei einer gränzenlosen Neigung zum Besitz ohne methodischen Geist, ohne Ordnungsliebe geboren sind, ja, die eine Scheu anwandelt, wenn nur von Weitem an Sonderung, schickliche Disposition und reinliche Aufbewahrung gerührt wird. Der chaotische Zustand ist nicht denkbar, in welchem die kostbarsten Gegenstände der Natur, der Kunst und des Alterthums über einander stehen, liegen, hangen und sich durch einander umhertreiben. Wie ein Drache bewahrt er diese Schätze, ohne zu fühlen, daß Tag für Tag etwas Treffliches und Würdiges durch Staub und Moder, durch Schieben, Reiben und Stoßen einen großen Theil seines Werthes verliert**)." Wallraf glaubte seine Aufgabe erfüllt zu haben, wenn er alles, was in seinen Augen irgendwelchen Werth hatte, zusammenbrachte und vor Verschleppung bewahrte. Er wollte die literarischen und Kunstschätze, welche seine Zeitgenossen so leichtsinnig verschleuderten, wenigstens theilweise für die nachfolgenden Generationen zu retten suchen. Die systematische Ordnung, so wie das Studium der gesammelten Gegenstände wollte er einer ruhigeren und kunstsinnigeren Zukunft überlassen. Sammlung wächs't.

Unter den Gegenständen, auf deren Erwerbung er in besonderem Grade stolz war, zeichneten sich vorzüglich die berühmte gladbacher Bibel, eine Handschrift des Albertus Magnus über das Buch Job und der Sarg eines Veteranen der fünfunddreißigsten

*) Beiblatt der Köln. Zeitung, Nr. 16, 1827.
**) Weimar, den 4. November 1815.

Legion aus. Dieser Sarg, den eine Römerin aus dem Geschlechte der Severiner für die sterblichen Reste ihres Vaters hatte verfertigen lassen, war im Jahre 1671 vor dem Weiherthore ausgegraben und in das damalige Zeughaus gebracht worden. Bei der Ausplünderung des städtischen Arsenals wurde er auf den Hof des französischen Kunst-Commissars (Breitestraße Nr. 98) geschafft. Während die in diesem Depot aufgehäuften Antiquitäten, Waffen und Kunstschätze verkauft, verschleppt oder zerstört wurden, blieb der Sarg unbemerkt in einer Ecke des Hofes stehen. Wallraf hatte ihn unter Holz und Stroh der Aufmerksamkeit der französischen Vandalen zu entziehen gewußt. Später aber erhielten die französischen Nachspürer Kunde von diesem Reste kölner Römerthums, und am 1. März 1799 erging an Wallraf die strengste Aufforderung, den fraglichen Sarg auszuliefern. Wallraf wußte seiner Vaterstadt dieses römische Denkmal auf keine andere Weise zu retten, als daß er es in verschiedene Theile zerlegte und ihm hierdurch in den Augen der französischen Commissare jeden Werth benahm*).

Die reichste Ausbeute lieferte ihm das Schloß Blankenheim. Hier
Blankenheim. hatten Kunst und Wissenschaft schon seit einer langen Reihe von Jahren die freundlichste Pflege gefunden. Das berühmte Museum Lyskirchianum, welches von Brölmann in seinem Epideigma näher beschrieben wird, war durch Kauf in den Besitz der Grafen von Blankenheim gekommen. Dieses Antiken-Cabinet sowohl wie die äußerst werthvolle Bibliothek gewann durch neue Anschaffungen allmählich einen Glanz, wie ihn im vorigen Jahrhunderte nur äußerst wenige Privat-Sammlungen beanspruchen konnten. Als der
Sternberg, 1794. kaiserliche Geheimerath Philipp Christian Reichsgraf von Sternberg, der die regierende Gräfin von Manderscheid, Blankenheim und Gerolstein geheirathet hatte, im Jahre 1794 sein Ländchen verließ und nach Böhmen flüchtete, schenkte er auf Betreiben seines ältesten Sohnes, des kunstliebenden kölnischen Hofraths-Referendarius Franz von Sternberg, das ganze Antiken-Cabinet dem Pro-

*) Beiblatt der Köln. Zeitung, Nr. 18, 1827.

fessor Wallraf. Wallraf machte diese Schenkung nicht eher geltend, als bis die Fürsten der linken Rheinseite durch förmlichen Friedensschluß aller ihrer linksrheinischen Besitzungen verlustig erklärt wurden. Das Schloß Blankenheim war im öffentlichen Aufstrich von einem der Söhne des früheren blankenheimer Regierungsrathes und ersten Archivars Thomas Heinrich Heimsoeth angesteigert, später aber wieder an den General Freiherrn von Vincke auf der Burg zu Flamersheim verkauft worden. Bevor Vincke sein neues Besitzthum antrat, ließ Wallraf den größten Theil der blankenheimer Antiquitäten nach Köln holen (1803). Die schwersten Stücke mußten wegen der allzu großen Transportkosten zurückbleiben*). Einige derselben kamen später in den Abels'schen Garten nach Commern, andere in den Peuchen'schen Hof nach Jünkerath**). Der unter dem Namen Ara ubiorum bekannte Steinkoloß blieb einstweilen in Blankenheim stehen. Im Jahre 1807 machte Vincke Anstalten, diesen Stein in seine Burg nach Flamersheim schaffen zu lassen. Sobald Wallraf von diesem Vorhaben Kunde erhielt, ersuchte er den Canonicus Pick in Bonn, den Plan des Generals zu vereiteln und das fragliche Denkmal nach Bonn fahren zu lassen. Wallraf hätte diesen Stein gern in seiner eigenen Sammlung gesehen; aber es fehlte ihm augenblicklich an Geld, um die Transportkosten bestreiten zu können. Pick ging bereitwillig auf Wallraf's Vorschlag ein und beauftragte sofort einen Fuhrmann, dieses Monument nach Bonn zu besorgen. An Fracht mußte er 43 Reichsthaler und vier Maß Wein bezahlen. Anfänglich beabsichtigte er, diesen Stein auf dem Godesberge aufrichten zu lassen; später ersah er hierfür den Münsterplatz aus. In seinem Testament vermachte er der Stadt Bonn diese Ara unter der Bedingung, daß dieselbe auf dem Remigiusplatze aufgestellt werde. Eine Zeit lang hat sie wirklich hier gestanden; später aber ist sie in das akademische Museum gekommen. Aus der blankenheimer Bibliothek war eine schwere Kiste mit Manuscripten in den Besitz des Vicarius Hansen

[Margin notes: 1803. — Ara ubiorum. — Can. Pick.]

*) Briefe Wallraf's.
**) Bärsch, Eiflia illustrata, I., 1. 64.

an der Pfaffenpforte gekommen. Wallraf ruhte nicht, bis er diesen Schatz an sich gebracht hatte. Der für den Ruhm und den Glanz seiner Vaterstadt so sehr begeisterte Wallraf fühlte sich aufs schmerzlichste berührt, als die großartigen Sammlungen des Freiherrn von Hüpsch die Stadt Köln verlassen und an den landgräflichen Hof nach Darmstadt gebracht werden sollten. Unter anderen Sachen befanden sich hierunter 868 Manuscripte, 1235 alte Drucke und 3000 andere Druckwerke. Das Ganze war abgeschätzt zu 36,685 Franken. Hüpsch war ein Mann, dessen Sammeleifer dem des Professors Wallraf in keiner Weise nachstand. Nur darin unterschieden sich Beide, daß Wallraf sein Haupt-Augenmerk auf Gegenstände der Kunst gerichtet hatte, Hüpsch dagegen sich vorzugsweise mit Naturalien und Raritäten befaßte. „Baron von Hüpsch", sagt ein Reisender in der Gothaischen Gelehrten-Zeitung *), „hat für einen Privatmann eine starke Sammlung aus allen Reichen der Natur, eine Menge Merkwürdigkeiten, die sich in keinem fürstlichen Cabinet befinden. Eine schöne Anzahl arabischer, chinesischer, malabarischer, hebräischer, griechischer und altdeutscher Manuscripte besitzt er auch. Er hat auch Buchdrucker-Tafeln, mit welchen er beweis't, daß schon vor 1420 mit solchen zu Köln gedruckt worden. Ich habe sie mit Vergnügen betrachtet; sie sind für die damaligen Zeiten sehr sauber geschnitten. Es sind hölzerne Brettchen, 12 Zoll lang und 4 Zoll breit. Auch Verzierungen sind darauf geschnitten." — „Nach so vielen Sammlungen," sagt ein anderer Reisender **), „welche ich in Italien, Frankreich und in anderen Ländern während meiner Reise gesehen habe, ist meines Erachtens keine Privat-Person, welche eine so weitläufige und in so verschiedener Rücksicht lehrreiche Sammlung besitzt, als jene, welche der durch seine vielen Entdeckungen und gelehrten Werke berühmte Herr Baron von Hüpsch in Köln angelegt hat. Der Naturforscher, der Alterthumskundige, der Kunstliebhaber, der Historiker, der Literator und sogar der Liturgist findet hier in diesen Sammlungen Stoff

Sammlung des Herrn v. Hüpsch.

*) Vom 6. Januar 1787.

**) L'esprit des journaux français et étrangers, Nov. 1788. XI., 279.

zu Anmerkungen. Vielleicht ist keine Sammlung zu so vielen verschiedenen gründlichen und nützlichen Absichten gemacht worden, als jene, wovon hier die Rede ist.“ Beim Einzuge der Franzosen wußte Hüpsch vom Volks-Repräsentanten Gillet einen Schutzbrief zu erwirken, der ihn gegen jede Einquartierung und Belästigung sicherte, „weil sein Haus der Erleichterung der Unglücklichen und dem öffentlichen Unterrichte gewidmet ist“. Hüpsch hatte dem französischen Ober-Befehlshaber ein Geheimmittel angegeben, wodurch die Soldaten in Zeit von drei Tagen von der so sehr belästigenden Krätze befreit werden konnten*). Dieses Arcanum wird eine bessere Empfehlung für jenen Freibrief gewesen sein, als seine Menschenfreundlichkeit und stille Pflege der Wissenschaft. Die Gunst, deren er sich bei den französischen Volksvertretern erfreute, brachte ihn auch in den Besitz eines prachtvollen Locales für seine Sammlungen. „In Betracht,“ sagt ein Beschluß vom 3. Frim. im 3. Jahre der Republik, „daß der Bürger Hüpsch sein ganzes Leben und Vermögen in Erwerbung seiner Sammlungen zugebracht, und daß Männer, welche arbeiten, den Fortgang der Künste und Wissenschaften zu befördern, gerechte Ansprüche auf die öffentliche Erkenntlichkeit haben, und daß der Bürger Hüpsch sich deren noch ganz besondere an die Freigebigkeit der Nation dadurch erworben, daß er das National-Museum mit Gegenständen aus der Naturgeschichte und mit gedruckten Werken aus dem fünfzehnten Jahrhundert beschenkt hat, beschließen wir, dem Bürger Hüpsch das Haus des emigrirten Zuydwig**), genannt Hereman, auf der Gereonstraße, mit allen Zubehörungen auf Lebenszeit zu verwilligen, um darin seine zahlreichen Sammlungen aufzustellen und zu ordnen.“ Wegen des guten Credits, in den sich Hüpsch bei der französischen Verwaltung zu setzen gewußt hatte, konnte er es wagen, sich bei der Ausraubung des städtischen Zeughauses von den französischen Commissaren eine Anzahl von alt-kölnischen Antiquitäten, Waffen und Armatur-Gegenständen zu erbitten. Dieser Wunsch wurde aufs bereitwilligste erfüllt.

*) Schreiben des Barons von Hüpsch an den König von Preußen.

**) Der jetzige erzbischöfliche Palast.

Hüpsch hatte stets die Absicht gehegt, seine weitläufigen Sammlungen von Naturalien, Kunstwerken, Alterthümern, alten kostbaren Handschriften und seltenen Büchern der Stadt Köln auf ewig zum öffentlichen Gebrauch und Unterricht für die studirende Jugend und für Liebhaber der Künste und Wissenschaften zu überlassen. Dagegen hatte er aber von der Stadt verlangt, daß dieselbe ihm ein anständiges großes Gebäude zur Aufstellung seiner Sammlungen überweisen solle. Es wollte aber nicht gelingen, die städtische Verwaltung zu diesem geringen Opfer für die Sicherstellung einer so werthvollen Stiftung zu bestimmen. Darum ließ Hüpsch seinen ursprünglichen Plan fahren und verfügte über seine sämmtlichen Sammlungen zu Gunsten des Landgrafen von Hessen-Darmstadt. Als nach dem Absterben des Barons von Hüpsch im Frühjahre 1805 die landgräflichen Bevollmächtigten Kammerrath Klippstein und Geheimerrath Köster in Köln erschienen, um die kostbare Erbschaft abzuholen, überreichte ihnen Wallraf ein Verzeichniß verschiedener Gegenstände, deren Zurücklassung und Schenkung für das besondere Interesse der Stadt und Gemeinde Köln vom gnädigsten Wohlwollen des Herrn Landgrafen begehrt wurde. Hierin waren besonders bezeichnet: 18 Nummern Ziegelplättchen, verzierte Ziegel, Töpfchen, Schüsseln, Glasscherben, Urnen, Aschenkrüge, Lampen, Münzen, Pferdezierathen, Inschriften, Grabsteine aus der Römerzeit. Dann von kölnischen Alterthümern und Denkstücken aus dem Mittelalter: alte Armaturen, welche sich im ehemaligen städtischen Zeughause befunden hatten und für den Aufenthalt des nachforschenden Reisenden sowohl, als besonders für den kölnischen Bürger als Monumente der Localgeschichte äußerst interessant waren. Hierunter einige alte Harnische, welche aus den kölnischen Bürger- und Nachbarkriegen, insonders aus der berühmten worringer Schlacht, aus dem neußer Entsatz und den Fehden mit den Erzbischöfen zum Ruhme der Bürger noch übrig waren; eine völlige Rüstung des schwedischen Generals Baudissen, welche die Kölner bei der Verjagung dieses Generals aus Deutz erbeutet haben sollen; die Rüstung des kaiserlichen Generals Johann von Werth; die Rüstung des kriegerischen Bischofs Bernhard von Münster, welche er der Stadt geschenkt haben soll; alte Rüstbögen, einige Armbrüste, zwei lange

Sammlung des Hrn. von Hüpsch nach Darmstadt, 1805.

und zwei runde Schilde; alte Wehrflegel, Morgensterne, Schlachtschwerter, Ritterlanzen, Hellebarden, Pulverhörner, lederne Patronköcher; Schießgewehre von der frühesten Erfindung mit Schnapphähnen, Schrauben und Radschlössern, besonders die große Flinte des Johann von Werth *). „Unter dem Magazin von Costümen und Kleidertrachten begehrt man nur einige, vielfach schon von Motten verletzte Stücke von altem kölnischem Costüm niederen Werthes, um den Geschmack und den häuslichen Sittengang der Voreltern den Nachkommen zeigen zu können. Diese Sachen waren dem Herrn von Hüpsch vielfach von alten Bürgerfamilien zu dem Zwecke geschenkt worden, daß selbige zum Vorzeigen immer in der Stadt Köln bleiben sollten. Weiter wünscht man eines von den zwei hölzernen Modellen kölnisch-gothischer Kanzeln, dann die aus dem kölner Zeughause herkommende Mumie, endlich noch einige Reliquien-Kästchen und dergleichen, entweder nur von geschnitztem Holze oder mit Kupfer und anderen Zierathen ohne Metallwerth beschlagen, die für die kölner Kirchengeschichte sowohl, als für die Verehrung, welche die Frömmigkeit der Vorwelt darauf setzte, für den Kölner mehr Interesse behalten, als selbige irgendwo anders erlangen können. Die Kunstsachen anbelangend, sind die von Herrn Baron von Hüpsch hinterlassenen Gemälde durchgehend ohne große Bedeutung; ihre ganze Taxe steigt kaum etwas über 100 Reichsthaler. Es findet sich aber außer den besseren, die man wandern lassen muß, manches von kölnischen Meistern, woran zwar kein Kunst- und Liebhaberwerth, sondern nur höchstens einiger Localwerth haftet, um die Folge der stadtkölnischen Maler damit zu ergänzen. Da der Professor Wallraf dieses Studium besonders treibt und deßwegen alle, selbst geringfügige Monumente des vaterländischen alten Geschmackes und Kunstfleißes aufsammelt, um eine locale Kunstgeschichte und so viel als möglich eine ansehnliche Sammlung dieser Dinge der vaterländischen Nachkommenschaft zu überlassen, so wünschte man das zu diesem Zwecke Brauchbare, in so weit jedoch dem Hauptwerthe der Erbschaft dadurch kein Schade

*) Diese Flinte ist weiter nichts, als ein alter sogenannter Mauerhaken.

geschieht, in der Stadt Köln behalten zu können. Eben zu dieser Kategorie finden sich unter der Menge der vom Baron von Hüpsch gesammelten Kupferstiche viele Bilder und Bildchen von kölnischen Kupferstechern, deren keiner aber von bedeutendem Rufe ist; es befinden sich auch dabei mehrere kölnische Universitäts-Thesesblätter, mehrere Kirchen- und Gebäude-Abbildungen, Wandkalender, sammt einer Menge insonders Goldschmiedezeichnungen und andere, welche von Kölnern herkommen und für ausländischen Kunst- und Liebhabersinn von unbedeutendem Werthe sind. Endlich noch ein Täfelchen mit alten Reimen zum Lobe der Stadt Köln, welches auch ehemals auf der Stadtkanzlei hing, und zwei alte beschmutzte Indulgenztafeln *)." Von den Naturalien wurden bloß die Doubletten ausgebeten. Unter den Handschriften waren als solche, auf deren Besitz die Stadt Köln einen besonderen Werth setzen mußte, besonders angeführt: Weisthum der Einkünfte des Stiftes Mariä in cap., ein Convolut mit allerhand die Universität und städtischen Klöster betreffenden Notaten und Abschriften, ein Convolut mit Zunftsachen, Processen und Rathschlüssen, ein Manuscript des Dr. Peter Jakob Arlunensis über von ihm aufgezeichnete Alterthümer und Inscriptionen, sowohl in Prosa als in lateinischen Versen, mit hübsch gemalten Figuren **); eine alte Abschrift der stadtkölnischen Statuten, Proceß-Acten Ley contra Aussemium, eine streitige kölnische Universitäts-Präbende betreffend, deßgleichen in Sachen Keuchen, eben so in Sachen Brölmann, Zeugenbüchlein eines Klosters aus der kölnischen Gegend aus dem fünfzehnten Jahrhundert, Manuscript des Paters Legipont, aus St. Martin in Köln, circa historiam erud. Benedictinorum, drei Bände und ein Convolut Manuscripte des V. Wilmius zu Kempen, das Zunftbuch der Kannengießer-Gemeinde, ein Raths-Register und die Namenfolge der Bürgermeister nach der Chronologie, ein Convolut von handschriftlichen Fragmenten, Testamenten, brauchbaren Copieen und histori-

*) Handschrift.

**) Dieser Doctor iur. utr. hat mit dem bekannten Reuchlin von Köln aus correspondirt.

schen Nachrichten, ein Convolut mit Diplomen, Weisthümern und Bullen. Der Landgraf ging auf das Ansuchen des Professors Wallraf ein und ließ demselben, mit Ausnahme der Manuscripte, alle gewünschten Gegenstände durch den hessischen Kammerrath von Klippstein überliefern *). Wallraf ließ die Sachen abholen und vorläufig im Jesuiten-Collegium aufstellen. In dasselbe Local hatte er auch die gemalten Fenster schaffen lassen, die bei dem Abbruche so vieler prachtvollen Kirchen in seinen Besitz gekommen waren. Vorzüglich zeichneten sich hierunter aus: die Chorfenster aus dem Dominicaner-Kloster und der Herrnleichnams-Kirche, die Leidensgeschichte Jesu aus dem Umgange an St. Cäcilien und die Geschichte des heiligen Bernhardus aus der St.-Apern-Kirche. Wallraf konnte es nicht verhindern, daß diese Glasgemälde an ihrem Aufbewahrungsorte vielfach beschädigt und zertreten wurden. Darum ersuchte er den Domkirchen-Vorstand, sich dieser Reste alter kölner Herrlichkeit annehmen zu wollen und ihnen sicheres Verwahrsam in einem Gewölbe des Domes zu geben. Hier werden diese Fenster aufbewahrt, bis ihnen in dem neuen Museum ein zweckmäßiger Platz angewiesen wird. Einen weiteren Zuwachs gewann Wallraf für seine Sammlung durch die römischen Alterthümer, die er bei Dormagen ausgraben ließ. Der General von Rauch, der im Jahre 1815 die kölner Festungsbauten leitete, übersandte einen Theil der bei diesen Arbeiten aufgefundenen Antiquitäten dem Professor Wallraf. Der andere Theil ging entweder nach Berlin oder gerieth in die Hände der Antiquare, von denen Wallraf manches Stück durch Kauf erworben hat.

Wird theilweise der Stadt Köln überlassen.

Wallraf sah mit Stolz auf das rasche Anwachsen all der Schätze, die Zeugniß von der großen Vergangenheit seiner Vaterstadt ablegen sollten. Am meisten hing sein Herz aber an seiner Gemäldesammlung, in der eine vollständige Geschichte der kölner Malerschule vor den Augen des Beschauers sich aufrollte. Freudig begrüßte er das Streben der Gebrüder Boisserée, die mit ihm eine gleiche Begeisterung zur alten Kunst im Herzen trugen und seit

Gemälde-Sammlung.

*) Ueberlieferungs-Protocoll vom 19. Juli 1805.

Brüder Boisserée. dem Jahre 1804 mit dem rastlosesten Eifer den Ankauf alter Gemälde betrieben. Aufs schmerzlichste fühlte er sich berührt, als diese rührigen Kunstfreunde mit ihren werthvollen Schätzen ihre Vaterstadt verließen und nach Heidelberg übersiedelten. Mit bitterer Trauer sah er die Kunstwerke ins Ausland wandern, die nach seiner Ansicht nur in Köln den Ort ihrer wahren Bestimmung hatten. Die gute Meinung, die er bis dahin von den Kunstbestrebungen der Brüder Boisserée gehegt hatte, schwand jetzt guten Theils; er glaubte, daß höhere Kunstbegeisterung nicht füglich mit kaufmännischer Speculation Hand in Hand gehen könne. Er hielt dafür, daß die Brüder Boisserée nichts weiter seien, als speculative Kaufleute; darum unterhielt er auch keine weitere Verbindung mit ihnen, als mit jedem anderen Bilder- und Antiquitäten-Händler. Dabei ließ er aber die hohen thatsächlichen Verdienste, welche sich Bertram und die beiden Boisserée unabsprechbar um die Rehabilitirung der altdeutschen Malerei und Baukunst erworben hatten, unbemängelt bestehen. Treuere Beihülfe fand seine patriotische Freunde. Thätigkeit an einer Anzahl tüchtiger Schüler und jüngerer Freunde, denen er seine Liebe für die Vaterstadt, seinen Stolz auf kölnischen Ruhm, seine Begeisterung für kölnische Kunst eingehaucht hatte und die in ihrer besonderen Lebensstellung auf all ihren Wegen des Vaters Wallraf eingedenk waren und alles in ihren Besitz zu bringen suchten, was der Sammlung ihres väterlichen Freundes und Lehrers zur Zierde dienen konnte. Wir begnügen uns, hier die Namen von Iven, Lichtschlag, Graf Sternberg, Gau, M. Fuchs, Hittorf, Bettendorf, Lützenkirchen, DeNoël und J. P. Fuchs anzuführen. Neben diesen stand er außer den vielen pariser, frankfurter, römischen und venetianischen Antiquaren und Kunsthändlern noch in fortdauernder antiquarischer Unterhaltung mit dem Canonicus Pfarrer Ernst in Afden und dem Pastor Dahl in Gerresheim. Beide waren gelehrte, fleißige Forscher und Sammler. Sie gaben ihm Kunde von allen Gegenständen kölner Kunst und Wissenschaft, die im Bereiche ihrer Bekanntschaft ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen. Pastor Dahl bat ihn am 9. December 1816, gelegentlich nach Gerresheim zu kommen und sein Gutachten über die Echtheit zweier von ihm angekauften werthvollen Codices abzuge-

ben. Der eine sollte von der heiligen Hildegardis eigenhändig geschrieben sein und trug den Titel: „Liber vitae meritorum per simplicem hominem a vivente luce revelatorum“; der andere enthielt die Acten des aachener Concils von 816 oder die regulas canonicorum, welche auf Befehl des Kaisers Ludwig aus den Kirchenvätern und den Regeln des Chrodegang zusammengetragen waren und dem Concil zur Approbation vorgelegt wurden. Ludwig ließ viele Abschriften davon anfertigen und durch das ganze Reich vertheilen. Der vorliegende Codex wurde für eine dieser Abschriften ausgegeben *).

Aus dem umfangreichen Briefwechsel, den Wallraf hauptsächlich im Interesse seiner Sammlungen nach allen Weltgegenden hin unterhielt, kann man sich einen Begriff machen von der unnennbaren Mühe, mit der er sich die Vervollständigung seiner Cabinette angelegen sein ließ, von den vielen und großen Opfern, die er sonder Bedenken zum Ruhme seiner Vaterstadt brachte, von dem großartigen Netze, das er zum Ankaufe der mannigfachsten literarischen Schätze ausgespannt, und von den umfassenden Kenntnissen, die er sich auf dem Gebiete des Alterthums erworben hatte. Durch diese ausgedehnte Correspondenz wußte er die geistige Anregung, die er durch Wort und Beispiel in seinen Freunden und Schülern angefacht hatte, stets in frischem Leben zu erhalten. Sein aufmunterndes Wort bewirkte, daß ihnen in entfernten Landen, unter fremden Menschen und unter den Beschäftigungen ihres Lebensberufs die Liebe zur Vaterstadt, so wie die Begeisterung für Kunst und Wissenschaft nicht verloren ging. Er erlebte die Freude, daß bei seinen Schülern unter allen Himmelsstrichen, in den Steppen Nubiens wie in den nordischen Sandwüsten, an der Themse wie am Main, in Frankreich wie in Italien die Liebe zur einheimischen Kunst und das patriotische Hochgefühl für den Ruhm der Vaterstadt in steter Lebendigkeit erhalten wurde. Correspondenz.

---

*) Briefe von und an Wallraf.

Zweck der Sammlungen. Wallraf prahlte nicht mit seinem Patriotismus; aber er glaubte auch kein Hehl daraus machen zu müssen, daß er sich bloß als ein Werkzeug betrachte, um seiner Vaterstadt die Grundlage zu einem instructiven Kunst-Museum zu sichern. Es war eine Zeit, in welcher der kölner Bürgerschaft eine solche Wohlthat gleichsam aufgezwungen werden mußte. Nachdem der Stadt mit der Vernichtung ihrer Klöster und öffentlichen Institute alle Anstalten genommen waren, worein sich noch ein kleiner Rest der früheren kölner Kunstgröße verborgen hatte, war Gefahr vorhanden, daß jedes Zeugniß einer glanzvollen, ruhmreichen Vergangenheit über kurz oder lang aus dem Beringe der Stadt weichen werde. Unkenntniß und Eigennutz drohten, sich zu gleichen Theilen daran zu betheiligen, auswärtigen Speculanten alles zu überantworten, was für den städtischen Besitz hätte erhalten werden sollen. Allein, verlassen und unbegriffen, hatte Wallraf den Kampf gegen die trostloseste Indolenz seiner Zeit aufgenommen. Er lebte der frohen, zuversichtlichen Hoffnung, daß die Zukunft die Bestrebungen mit Dank anerkennen werde, für welche die Gegenwart nicht Sinn und Verständniß besaß. Für eine empfänglichere Nachkommenschaft wollte er die Mittel retten, welche den Sinn für Kunst und Wissenschaft, der in einer kalten, gleichgültigen Gegenwart völlig zu Grunde zu gehen drohte, wieder zu wecken im Stande waren. Er besaß aber auch Patriotismus genug, um mit Aufopferung von Mühe, Zeit und Vermögen seinem Ziele unverdrossen zuzusteuern. Die Vaterstadt war es, deren geistige Hebung er bei seiner rastlosen Sammel-
1809. thätigkeit stets vor Allem im Auge hatte. Schon im Jahre 1809 erklärte er, daß es sein unabänderlicher Wille sei, die Stadt Köln zur Erbin aller seiner Sammlungen einzusetzen. Seine Freunde glaubten aber, daß solcher Bürgersinn und solche Hochherzigkeit von Seiten der Stadt durch eine Gegen-Erkenntlichkeit beantwortet werden müßte. Die dieserhalb angeknüpften Unterhandlungen wollten jedoch lange nicht zum Ziele führen. Die Sache blieb ruhen, bis unter preußischer Herrschaft am Rheine völlig neue Verhältnisse sich zu gestalten begannen. Jetzt glaubte Wallraf, seine Schenkungs-Angelegenheit in befriedigende Ordnung bringen zu können. Auf den Bericht des mit der Revision der kölner Schulverwaltung

beauftragten Oberlandesgerichts-Assessors Neigebaur verfügte der General-Gouverneur unter dem 3. October 1814, daß die Sammlungen des Professors Wallraf zum Besten der kölner Erziehungs-Anstalten angekauft werden sollten*). Es geschah aber einstweilen nichts, diesen Befehl zur Ausführung zu bringen. Die Sache blieb auf sich beruhen, bis sie im November des folgenden Jahres von Göthe wieder in Anregung gebracht wurde. „Der zweite Punkt", Göthe, 1815. hieß es in einem Schreiben Göthe's an den preußischen Staats-Minister von Schuckmann, „betrifft die Sammlung des Herrn Canonicus Wallraf, mit welchem man baldmöglichst eine Unterhandlung zu eröffnen hätte, um die von demselben aufgehäuften Schätze dem öffentlichen Wesen für die Zukunft zu sichern und auch schon gegenwärtig auf diesen wunderlichen Mann einigen Einfluß zu gewinnen. Er ist bei Jahren, genügsam, seiner Vaterstadt leidenschaftlich ergeben, und er wird sich glücklich schätzen, wenn das, was er hier gesammelt, auch künftig an Ort und Stelle beisammen bleiben soll. Schwieriger aber, ja, kaum zu lösen, wird man die Aufgabe finden, diese Dinge ihm aus den Händen zu ziehen, Einfluß zu gewinnen auf Ordnung derselben und eine Uebergabe einzuleiten, wo derjenige, der das Ganze übernimmt, sich nur einiger Maßen legitimiren kann, was er denn erhalten**)." Ohne etwaige Anerbietungen des Ministeriums abzuwarten, trat Wallraf selbst in den ersten Tagen des Jahres 1816 in Betreff der Ueberlassung seiner sämmtlichen Sammlungen mit der städtischen Verwaltung in nähere Unterhandlung. Der königliche General-Gouverneur zu Aachen verfügte unter dem 7. Februar, daß vor einer definitiven Beschlußnahme in dieser Angelegenheit ein genaues Inventar der sämmtlichen Wallraf'schen Kunstsachen aufgenommen werden solle***). Die Erledigung dieser Sache verschleppte sich nun

*) Kölnische Zeitung, 1814, Nr. 150.

**) Abgedruckt in Dorow's Denkwürdigkeiten.

***) Die Gemälde-Sammlung zählte im Ganzen 1002 Stück: 254 Bilder der italienischen, 177 der niederländischen, 240 der altdeutschen, 147 der kölnischen Schule und 184 Portraits.

wieder, bis im Jahre 1818 ein bösartiges Fieber den Tagen Wallraf's ein Ziel zu setzen drohte. Wallraf verstand den Wink aus der Ewigkeit, und er entschloß sich jetzt endlich, die so lange verschobene Schenkung in definitiver Form festzustellen. In Gegenwart der Herren Daniels, Blanchard, von Groote und verschiedener anderer angesehener kölner Bürger erklärte er auf dem Krankenbette viva voce den bestimmten Willen, die Stadt Köln zur Erbin seiner sämmtlichen Sammlungen zu machen. Er begab sich seines Eigenthums zu Gunsten der Geistesbildung künftiger Geschlechter. Das förmliche Testament wurde am 9. Mai unterzeichnet. Hierdurch bestimmte er die Gemeinde Köln zur Erbin seines sämmtlichen Nachlasses, er bestehe, worin er wolle, und „zwar unter der unerläßlichen Bedingung, daß seine Kunst-, Mineralien-, Malerei-, Kupferstich- und Bücher-Sammlung zu ewigen Tagen bei dieser Stadt zu Nutzen der Kunst und Wissenschaft verbleiben, derselben erhalten und unter keinem erdenklichen Vorwande veräußert, anderswohin verlegt, aufgestellt und derselben entzogen werden solle“.

Wallraf's Schenkung.

Doch die Fürsehung wollte dem rüstigen Streben unseres Wallraf noch einige Jahre gönnen. Recht bald konnte er das Krankenbett verlassen und mit verjüngtem Muthe seine alte Thätigkeit wieder aufgreifen. Um ihm in seinen alten Tagen einen geringen Ersatz für all die Entbehrungen zu bieten, unter denen er sein mühevolles patriotisches Werk zu Stande gebracht hatte, bewilligte ihm der kölner Stadtrath eine Jahresrente von 4000 Franken. Der Dank der Stadt wollte dem großmüthigen Schenkgeber für jede frühere Kümmerniß durch diesen Bürgerlohn möglichsten Ersatz bieten und einen Lebensabend bereiten, der von jeder Nahrungssorge frei sei. Doch Wallraf nahm diese Pension, diese gerechte Anerkennung seiner hohen Verdienste, nur an, um dieselbe auch wieder zum Nutzen und Ruhme der Vaterstadt zu verwenden. Auch jetzt bei seinem reicheren Einkommen borgte, bettelte, darbte und fror er wieder für die kölnische Kunst, wie früher in gedrückteren Tagen. Seine Einkünfte dienten seinem Patriotismus nur als Mittel, seiner Vaterstadt einen Kunstschatz zu hinterlassen, der vergeblich seines Gleichen suchen könne. Mit leichtem Herzen er-

Jahresrente.

klärte er sich bereit, für Jahre lang seine städtische Pension zu verschreiben, um seiner Vaterstadt den Besitz von Kunstgegenständen zu sichern, nach deren Besitze die Sehnsucht eines jeden Alterthumsfreundes gerichtet sein mußte. Am Ende des Jahres 1817 nämlich brachte der italienische Kunsthändler Gaetano Giorgino eine Sammlung römischer Antiken, die ursprünglich für das Cabinet des inzwischen verstorbenen Königs von Würtemberg bestimmt war, nach Köln. Es war seine Absicht, diese Kunstschätze dem königlichen Museum in London zum Kauf anzubieten. Vor seiner Abreise stellte er dieselben in Köln einige Tage zur Schau aus. Wallraf sah nicht sobald diese Kunstwerke, als auch schon der Entschluß bei ihm gefaßt war, diese werthvollen Gegenstände um keinen Preis aus seiner Vaterstadt gehen zu lassen. Er selbst besaß keine Mittel, diese preiswürdige Sammlung anzukaufen. Darum ersuchte er seinen Freund Schaaffhausen, durch den Ankauf dieser Gegenstände seine Liebe zu Kunst und Vaterstadt zu bethätigen. Als er hier abgewiesen wurde, wandte er sich durch DeNoël an den alten Herrn Lyversberg. Auch dieser wollte sich nicht entschließen, den von Giorgino verlangten Preis seinem Patriotismus und seiner Liebe zur Kunst zum Opfer zu bringen. Auch das Project, die fraglichen Antiken durch eine Actien-Gesellschaft erwerben zu lassen, wollte nicht glücken. Da entschloß sich Wallraf zum Aeußersten. Er wollte eher Noth und Hunger leiden, als auf den Besitz der fraglichen Sculpturstücke verzichten. Auf eigene Hand kaufte er 24 Piecen dieser Sammlung für die Summe von 16,352 Franken, und bat den Ober-Bürgermeister, ihn durch Vorausbezahlung seiner Pension in den Stand zu setzen, seiner Verbindlichkeit sich zu entledigen.

Antiken des Gaetano Giorgino, 1817.

„Durch ein zufälliges, wohl nie mehr zu erwartendes Ereigniß“, schrieb er, „findet sich dermalen in unserer Stadt eine Sammlung aus Rom angekommener, daselbst meistens ausgegrabener oder angekaufter antiker Büsten, Statuen, Basreliefs u. s. w., unter welchen die mehrsten bereits anderswo und nun auch hier die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich gezogen und bei allen hiesigen Kunst- und Alterthumsfreunden den Wunsch des Besitzes für unsere Stadt aufgeregt haben.

„Neben einem Germanicus und dessen Tochter Agrippina, Beide Einwohner und Mitstifter Kölns, dann mehreren anderen, deren Besitz für unsere Geschichte und im Ganzen für unsere Kunststudien zu interessant ist und die alle an meine schon längst angefangene und der lieben Vaterstadt zugedachte Sammlung römischer und kölnischer Antiquitäten sich erwünscht anschließen, zeichnet sich vorzüglich aus: ein dabei befindlicher, fünf römische Palmen hoher Medusa-Kopf, aus griechischem Marmor, von vortrefflicher Gestalt und Bearbeitung, anerkannt als eines der vorzüglichsten Meisterwerke des Alterthums, von überraschender Wirkung, worüber ein in meiner Hand befindlicher Brief des gelehrtesten Kunst- und Alterthumskenners Visconti in Rom Folgendes sagt: „„In diesem vortrefflichen und sehr wenig beschädigten Marmorwerke zeigt der griechische Künstler die Schönheit, den Zorn und den Schmerz, und hat mit jener den großen Künstlern eigenen Kühnheit darin mit aus dem Gefühle geschöpften Zügen zugleich das Handeln und Leiden der Seele ausgedrückt. Die Zeichnung ist rein und trägt den Stempel jenes glücklichen Zeitalters, in welchem ein Titus, die Freude des menschlichen Geschlechtes, lebte. Dieses antike Basrelief, auf seine erforderliche Höhe gestellt, wird von Künstlern als das Werk eines der vorzüglichsten griechischen Bildhauer anerkannt werden, welche durch eine geistreiche Bearbeitung dem kalten Marmor Geist und Leben einzuhauchen verstanden. Sie dürfen an den Besitz dieses vorzüglichen Basreliefs jene Freude knüpfen, welche den Perseus beseelte, das Haupt dieses Ungeheuers mit sich zu tragen, und ich bin versichert, daß, so wie er durch dessen Vorzeigung Menschen zu Steinen schuf, Sie mit glücklichem Erfolge bei dessen Beschauern umgekehrt das Gegentheil bewirken werden.““

„Der echte Kunstsinn, der für die gebildete Klasse aus der Anschauung und für die ausübende Klasse durch Studium solcher schönen Formen des Alterthums hervorgeht, die mit dem tiefen, unterrichtenden Kunstsinne der Alten für fühlende Geschichtskundige noch das Interesse verbinden, daß sie gleichsam als redende Zeugen einer großen Vorzeit, durch Krieg und Vandalismus oft scheinbar verloren, nun aber wieder dem Schooße der Erde oder der

zerstörenden Unwissenheit entrissen, uns die ausgezeichneten Geister des römischen Alterthums vergegenwärtigen, worunter selbst die Begründer unseres Kölns die besondere Aufmerksamkeit seiner Einwohner in Anspruch nehmen; wie auch die Berücksichtigung, daß diese Sammlung, deren keine ähnliche in weiter Entfernung in einer anderen Stadt um uns her vorhanden ist, merklich beitragen wird, den bei uns nun häufig wieder einkehrenden Fremden so manche in Reisebeschreibungen oft so unvortheilhafte Schilderungen von unserer Bildung und Kunstkenntniß zu widerlegen, indem neben derselben bereits auch eine fast sechshundertjährige Folge der stadt-kölnischen Maler-Arbeiten und sonst noch viele Meisterstücke aller Schulen von bedeutendem Werthe und andere gelehrte Sammlungen den alten Ruhm Kölns wieder in Schutz nehmen werden: dieser Zweck hat mich bewogen, auch die vorgedachte Sammlung von Antiken mir und der Vaterstadt Köln zu erwerben und meine derselben bereits überlassenen und nur zur Bewahrung ihres alten Ruhmes bestimmten Seltenheiten durch diesen Zuwachs zu erweitern. Ich bin so glücklich gewesen, das Geschäft dieses Vorhabens noch eben in einem Augenblicke zu Stande zu bringen, wo ein angesehener, mit italienischen und römischen Antiken sehr bekannter Kunstfreund einer benachbarten Stadt im Begriffe stand, bei unserem längeren Zaudern uns diese Sammlung zu entziehen, deren Verlust ich nie verschmerzt haben würde. Aber durch festen Muth und gute Worte habe ich ihn bewogen, meiner vaterstädtischen Liebe nachzugeben, und ich freue mich, meinem lieben Köln dadurch zu bezeugen, daß mir kein Opfer zu schwer fällt, wo es nur darauf ankommt, Kölns Ruhm zu retten oder zu vermehren. Einen Theil des Ankaufspreises habe ich mittels der mir von der Stadtcasse für das laufende Jahr schon ausgezahlten Pension bereits entrichtet; aber es fehlt mir dermal an den erforderlichen Mitteln, den ganzen Preis auszahlen zu können und zugleich meine übrigen täglichen Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Ich sehe mich daher genöthigt, an Ew. Hochwohlgeboren mit der ergebensten Bitte mich zu wenden, durch Vorausbezahlung der von dem Stadtrathe mir gütigst bewilligten jährlichen Pension mich in den Stand zu setzen, die zur Ehre der Stadt für den Ankauf eingegangenen Verbindlichkeiten zu

erfüllen, um die herrlichen Kunstschätze ohne Gefahr der Veräußerung binnen unseren Mauern zu bewahren*)."

Von d. Stadt gekauft.

Der Stadtrath schien sich durch den opferwilligen Patriotismus des kunstbegeisterten Wallraf nicht beschämen lassen zu wollen. Sofort beschloß er, auf Wallraf's Ansuchen nicht einzugehen, sondern die Zahlung der angekauften Antiken auf die Stadtcasse anzuweisen. Dieser Beschluß wurde am 17. October von der Königlichen Regierung genehmigt.

Die einzelnen Stücke dieser Sammlung waren: Die Büste des Cäsar Germanicus, der als junger Held mehrere Feldzüge gegen die Deutschen siegreich führte und dadurch den Neid des Tiberius erweckte, so daß ihm dieser in den Provinzen Asiens Beschäftigung anwies, wo er, wahrscheinlich an Gift, starb. Die Büste der Agrippina, der Gattin des Germanicus. Der Kopf des Jupiter; der Beherrscher des Olymps wurde von den Alten in verschiedenen Gestalten dargestellt, als Statue sehr häufig sitzend, den Donner in der Rechten, den Adler zu seinen Füßen, die Symbole der Macht. In der Büste wird er meist ebenfalls als allmächtiger Herrscher aufgefaßt, mit starkem Haar, die priesterliche Binde um das Haupt. Wenn aber an den Seiten des Hauptes zwischen den Haaren Widderhörner hervorsehen, so ist Jupiter Ammon bezeichnet, der in Lykien, wo er Orakelsprüche ertheilte, unter dieser Gestalt verehrt wurde. Hier tritt also nicht die mächtige, sondern die weissagende Gottheit mehr hervor. Der Kopf des Cato, mit dem Zunamen Major, zum Unterschiede von dem späteren Cato von Utica; er ist bekannt wegen seines unversöhnlichen Hasses gegen Karthago. Die Büste des Crassus, eines der reichsten Römer seiner Zeit, ehr- und geldgeizig, der mit Cäsar und Pompejus das sogenannte Triumvirat bildete, dann im Kriege gegen die Parther umkam. Der Kopf des Vespasianus, eines der besten römischen Kaiser, dem es auch um die Beförderung der Kunst, der Wissenschaft und der guten Sitten zu thun war. Der Kopf des Titus,

---

*) Beiblatt der Kölnischen Zeitung, Nr. 16, 1817.

der den schon von seinem Vater Vespasian unternommenen Krieg gegen die Juden fortsetzte, Jerusalem belagerte und zerstörte und dem jüdischen Staate als solchem ein Ende machte. Die Büste der Juno; Juno war die erhabenste der Himmelsgöttinnen, von herrischem Wesen, eifersüchtig und zuweilen zänkisch in der Ehe. Um sie richtig zu charakterisiren, soll sie nicht gerade als reizende, sondern gebieterische Schönheit, vorherrschend als Königin, Hausherrin dargestellt werden. Das Standbild der Kleopatra, der bekannten Regentin Aegyptens, welche durch ihre physischen und geistigen Vorzüge den Cäsar gewann, Antonius fesselte, aber an Octavian scheiterte; Octavian wollte die in der Schlacht bei Aktium besiegte Königin im Triumphzuge den Römern zur Schau vorführen; sie entzog sich aber dieser Schande durch den Schlangenbiß. Ein Marmor-Basrelief, der Kopf des Pythagoras, die kolossale Kopflarve eines Flußgottes, die Büste der Kaiserin Mammäa, die Büste des Aesculapius, der Kopf einer Muse, die Maske eines Faun, der Kopf des Epikur, die Büste der Kleopatra, das Standbild einer Priesterin, Amor auf einer Löwenhaut schlafend.

Bei diesen römischen Sculptur-Werken mag die Kritik an der inneren, geistigen Auffassung Manches auszusetzen haben. Die technische Ausführung aber ist vollendet; bei allen ist der Meißel mit Sicherheit, Gewandtheit und Eleganz geführt; die Künstler haben es verstanden, die Masse zu beherrschen und die charakteristischen Züge mit Fleiß und Genauigkeit auszuarbeiten.

Das werthvollste und vollendetste Stück dieser Sammlung von Antiken ist unstreitig das Haupt der Medusa, ein Hoch-Relief, aus der Blüthezeit der römischen, wenn nicht noch aus einer griechischen Schule herstammend. Das Medusen- oder Gorgonen-Haupt ist in der Zeit der frühesten griechischen Kunst immer carrikirt als scheußliche Fratze, oft mit ausgestreckter Zunge, dargestellt worden, weil man das versteinernde, zurückschreckende, furchtbare Wesen nicht besser auszudrücken verstand. Nachher, als das Princip der Schönheit die griechischen Meister beseelte, gingen sie von jenem Häßlichen in der Darstellung der Medusen-Formen ab, legten den Ausdruck des Schrecklichen in ihr Inneres und bildeten äußerlich ihre Züge regelrecht und rein. Ein höchst vollendetes Werk dieser in-

tensiven Auffassung besitzt die Glyptothek in München. Dasselbe Streben gibt sich auch in der vorliegenden Medusa kund. Alle formellen Uebertreibungen sind sorgfältig vermieden; die Physiognomie trägt ganz den Typus der Medusen aus der besseren Zeit; gerade die innere Natur wird bei längerem Betrachten des Bildwerkes immer klarer: es ist darin jenes eiskalte, das menschliche Gefühl nicht kennende, wegwerfende Wesen ausgesprochen. In technischer Beziehung ist die Modellirung gut, die Hauptbestandtheile, Augen, Nase und Mund sind scharf, bestimmt, charakteristisch. Die ganze Behandlungsweise zeugt von einer großen Sicherheit des Künstlers *).

Plan zu einem Museum am Rhein, 1820.

Als im Jahre 1820 der Staatskanzler von Hardenberg die Absicht kund gab, am Rheine ein Museum für die rheinisch-westphälischen Alterthümer zu gründen, glaubte Wallraf, daß sowohl die Ansehnlichkeit seiner antiquarischen Sammlungen wie die historische Wichtigkeit der Stadt Köln keinen Zweifel über die Wahl des Ortes für ein solches Alterthums-Museum werde aufkommen lassen. Gegen alles Erwarten entschied sich aber das Ministerium für den Plan, das Museum der rheinischen Alterthümer nicht in Köln, sondern in der Universitätsstadt Bonn zu gründen. Der Hofrath Dr. Dorow wurde zum Director desselben ernannt. In Köln war man aber entschlossen, Alles aufzubieten, um der Stadt Bonn, die in der Universitäts-Frage so glänzende Erfolge erzielt hatte, in dieser Angelegenheit den Sieg abzuringen. Vor Allen war es wieder der alte, würdige Professor Wallraf, der mit energischer Sprache für den Ehrenvorzug seiner Vaterstadt in die Schranken trat.

Wallraf bemüht sich für Köln.

„Ein vielleicht auch noch ungegründeter Ruf oder Verdacht", schrieb er an Dorow, „setzt unser gutes Köln nach bereits erlittenen, so ungeheuren Verlusten an Allem, Vermögen, an Credit und Schätzen, an Vorzügen, Ornamenten, wissenschaftlichen und historischen, sowohl kirchlichen als weltlichen Hülfsmitteln u. s. w. in eine Verlegenheit und Furcht, als wenn bei der Aufnahme und Wegnahme

*) „Die wichtigsten Städte am Mittel- und Niederrheine, von Wilhelm Füßli", Bd. 2, S. 418 ff.

der hier von mir Unterzeichneten kümmerlich und kostbar noch geretteten Alterthümer auch die Reihe der Wegnahme diese gute Stadt treffen könnte. Es ist meiner Kühnheit und Liebe für meine Geburtsstadt nicht zu verdenken, wenn ich, obwohl noch nicht mit einer feierlichen Protestation, dennoch mit einigen zuvorkommenden Gründen mich selbst dagegen waffne, jedoch aber vorher die Freiheit brauche, Ew. Wohlgeboren zu bitten, mir zu bedeuten, in wie weit diese Drohung gegen Köln wahr oder unwahr und nicht zu fürchten sei.

„Mit derselben Kühnheit erlaube ich mir vielmehr, es zu behaupten, daß Se. Königl. Majestät unser allergnädigster Herr, und Se. Hohe Fürstliche Durchlaucht der Herr Staatskanzler es sehr billig und fast unumgänglich nothwendig erachten müßten, dieser größten, ältesten und ersten Stadt unserer Rheinprovinz das Indigenat unserer Aller hier und in unserem Bezirke von jeher entdeckten und noch zu entdeckenden Alterthümer der uralten und mittleren Zeit zu verleihen die Gnade und Billigkeit zu haben. Mainz, Trier und Köln, die ersten, ältesten, volkreichsten und bedeutendsten Hauptstädte, dürfen ja nimmermehr so ins Dunkel ihres Werthes und ihrer Geschichte hinsinken, daß sie als die vornehmsten Mutterstädte sich hinter dem unnachbarlichen Stolze ihrer jüngeren neugeputzten Tochter (Bonn) verkriechen sollten; denn von hier ging der Glanz der Religion, des Rechtes, der Handelschaft und des getreuen Volksthums aus; der Reisende sucht in ihnen, was in ihnen so groß und kräftig entstanden ist. Wie schön ist es, selbst in diesen Hauptpunkten den ursprünglichen Glanz noch in den übrig dort erhaltenen Ruinen zu entdecken, wovon Bücher und Geschichte zeugen! Wie viel mehr glänzt der Reichthum des alten Glanzes hier überall, als in einem kleinen Orte, wohin der Volkszusammenfluß sich unbeholfen hindrängen muß, und die kleinen Spuren des unbekannten Ursprunges sich verlieren und vergessen, und die dennoch für ihren kleinen Umfang genug haben, um eine Menge Reisender einige Tage in sich aufzuhalten. Hingegen kommt der Forscher und Bewunderer der Alterthümer von Mainz nach Trier, von Trier durch die kleinen Zwischenorte, deren jeder seine eigenen Merkwürdigkeiten für einige Tage besitzt.

„Ich bitte also Ew. Wohlgeboren, das Gesuch der Erhaltung oder vielmehr der gänzlichen Aufstellung aller in unserer Gegend aufgefundenen oder aufzufindenden Alterthümer, sowohl früherer als näherer Zeit, in der Provinz-Hauptstadt Köln allein, zu befürworten, wodurch denn auch meine eigenen ansehnlichen Sammlungen an ihrem Local einen desto größeren Reichthum und Glanz der ganzen Rheingegend darbieten werden.

„Lassen Ew. Wohlgeboren Sich von einem alten, erfahrenen Manne hierin gütigst rathen, und kommen Sie mit all Ihren Alterthümern und Schätzen dieser Art nach Köln. Hier allein ist der Ort, wo ein Museum dieser Art in der Rheinprovinz verhältnißmäßig glänzen kann und neben den wirklich noch hier glänzenden örtlichen Monumenten des ersten Ranges gedeihen kann. Ich erbiete mich, aus langer Erfahrung in diesem Fache der jüngeren Generation freundlich die Hand zu bieten, und diese wird zum Danke durch thätiges Handeln, damit ein Museum aufgestellt werde, welches Umfang und Größe hat und die Freude der Provinz ist, mir den Kranz aufsetzen, welchen ich für mein thätiges Leben verdient zu haben glaube. Hier in Köln wird das Alter, die Erfahrung dem raschen Schritte der Jugend zur Seite gehen *).“

Dorow trat der Ansicht bei, daß nur Köln die Stadt sei, wo die rheinischen Alterthümer am zweckmäßigsten vereinigt und aufgestellt werden könnten. Er ließ sich überzeugen, daß nur in Köln, wo die alten interessanten Baudenkmale die beste Anleitung zu gediegenen Kunststudien geben konnten, das Einzelne Zusammenhang und Erklärung im Ganzen zu finden vermöge. Auch Göthe ward in das Interesse der Stadt Köln gezogen; er versprach, seinen Einfluß im Sinne der kölner Bürgerschaft zu verwenden. In Köln hoffte man durch eine ausführliche Denk- und Bittschrift den Staatskanzler zu einer für die alte Universität günstigen Endentscheidung bestimmen zu können. Die königliche Regierung gab diesem Plane ihre Zustimmung und versprach die kräftigste Unterstützung. Das Gesuch, von den ersten Bürgern der Stadt unterzeichnet, wurde am 22.

*) Wallraf an Dorow, Bonn, den 4. October 1820.

April 1821 an den Staatskanzler abgesandt. Es lautet: „Euer Durchlaucht hochgefälliger Verwendung verdanken die Rheinprovinzen seit Kurzem einen neuen Beweis der allerhöchsten Gnade Sr. Majestät in der Bildung einer eigenen Anstalt zur Centralisirung und Erhaltung der heimischen Alterthümer. Gesuch der Stadt Köln, 1821.

„Die Stadt, deren Geschichte sich wohl unter allen deutschen Städten der ältesten Erinnerungen, und bereits in den frühesten Zeiten, wo die meisten jetzt blühenden Städte noch nicht existirten, eines bedeutenden Einflusses auf das westliche Deutschland rühmen darf, fühlt doppelt den Werth dieser Stiftung.

„Die unterzeichneten Bewohner derselben wagen es, in ihrem und ihrer Mitbürger Namen für diese Gnade den allgemein und innigst gefühlten Dank darzubringen und demselben in Beziehung auf ihre Vaterstadt einige Bemerkungen hinzuzufügen, welche in dem Vertrauen auf die Nachsicht Euer Durchlaucht und in dem hohen Interesse, welches alle Gebildeten für diese Anstalt belebt, Entschuldigung finden und die Bitte begründen mögen, die Stadt Köln zum Centralpunkt aller Sammlungen der rheinischen Alterthümer gnädigst zu erklären.

„Die Stadt Köln besitzt, wie Ew. Durchlaucht bekannt ist, eine ziemlich vollständige Reihenfolge architektonischer und anderer Kunst-Denkmäler, von der Herrschaft der Römer bis auf die neuesten Zeiten. Die Reste römischer Baukunst schließen sich durch eine höchst merkwürdige Reihe byzantinischer Kirchen an das anerkannte Meisterwerk der gothischen Baukunst, den leider nicht vollendeten Dom, und durch eine nicht minder vollständige Reihe der spanisch-italienischen Kunstversuche der neueren Architektur an.

„Das Studium der Künste und Alterthumskunde, gestützt auf solche umfassende, in ihren Folgen ununterbrochene Reihe von Gebäuden, der einzigen reellen Basis aller Kunstgeschichte, wird durch unzählige kleinere Denkmäler der Kunst, römische Antiken und Anticaglien, Statuen und Gemälde altdeutscher Kunst, von den Zeiten der fränkischen Könige durch alle Jahrhunderte des Mittelalters bis auf unsere Zeiten herab unterstützt und zu einem großen Ganzen vervollständigt. Der ehemalige Reichthum an Kunstwerken aller Art, welcher freilich jetzt bedeutend zusammen geschmolzen ist,

hat die Gründung mehrerer Cabinette und die reichen Privatsammlungen der Herren Boisserée und früherhin die des Freiherrn von Hüpsch, aber die Sorglosigkeit der damaligen Regierung leider auch ihre Verschleppung ins Ausland möglich gemacht.

„Der Verlust möchte, zum Theil wenigstens, zu ersetzen sein, wenn die Alterthümer und Kunstwerke, welche in kleineren Orten der Provinz aufbewahrt werden, hier wieder vereinigt würden.

„Ew. Durchlaucht haben die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Centralisirung ausgesprochen; ohne dieselbe wird weder die Erhaltung auf lange Zeit, noch die zweckmäßige Benutzung der vereinzelten Stücke für die Kunstgeschichte, welche nur durch das Ganze und den Zusammenhang der einzelnen Stücke Licht erhält, möglich.

„Köln war die Stütze und der Hauptsitz der römischen Macht am Niederrheine; es war der Mittelpunkt der merovingischen fränkischen Periode, die erste Theilnehmerin des Aufblühens der Rheinlande in der karolingischen Epoche und die Werkstätte und das Centrum aller Künste des Niederrheins und Westphalens für das ganze Mittelalter. Hier lebten jene römischen Veteranen und ersten Familien, welche Agrippina von Rom aussandte, ihnen Tempel, Prätoria, Amphitheater und allen Schmuck ihrer Vaterstadt schenkte, und von hier aus wurden ihre Villa's in der Nachbarschaft mit römischen Kunstschätzen ausgestattet und ihr Andenken verewigt. Hier war der Sitz der fränkischen Könige, der Vereinigungspunkt der Großen des Landes, deren Burgen aus den Trümmern römischer Castelle oder nach solchen und nach den in der Hauptstadt entstandenen Mustern erbaut wurden, und der Geist des Christenthums, welcher die heidnischen Tempel zu christlichen umgeschaffen hatte, ergriff auch die kräftigen Ankömmlinge und ließ eine neue vaterländische Kunst, an der alten gebildet und aufgewachsen, für die veränderten Bedürfnisse eines neuen Glaubens und den eigenthümlichen Sinn der Deutschen entstehen. Hier wohnten die Stifter und Wohlthäter der Kirchen, welche auf dem Lande entstanden, die Künstler, welche sie bauten oder mit Kunstgebilden aller Art versorgen mußten.

„Die Zurückbringung derselben von den ehemaligen Villa's, aus den Kirchen und Klöstern, aus den kleineren Städten, Schlös-

fern und Dörfern des Niederrheines nach Köln würde also nur eine Rückkehr zur Heimat sein. Hier sind sie gearbeitet, erdacht und entstanden. Hier finden sie ihre Gegenbilder, ihre Originale, ihre Muster oder Nachbildungen; von hier aus sind sie umhergesandt worden. Hier würden sie, wieder vereinigt, sich gegenseitig erklären, die Bestimmung ihres Alters, ihrer Bedeutung, oft sogar des Namens ihres Meisters möglich machen, und über die dunkeln Stellen der Kunstgeschichte des Mittelalters ein neues Licht verbreiten.

„Ohne den Besitz des Hauptstockes aller Kunstschätze des Rheinlandes, welcher sich hier befindet, ohne unsere Kirchen und Gebäude, also ohne Basis der Kunstgeschichte, überall nur durch charakteristische Baudenkmale möglich, welche die Zeit, Bedeutung, Entwicklung und Fortbildung aller anderen Kunstwerke als dienende Verzierungen und untergeordnete Glieder des Ganzen bestimmen, werden die übrigen Alterthümer der Rheinlande nirgends eine genügende Erklärung oder zuverlässige Deutung erhalten.

„Der Vorschlag, daß Bonn der Centralpunkt, die Vereinigung aller rheinischen Alterthümer werden möge, hat wohl nur den Zweck, den Verein so vieler ausgezeichneten Gelehrten für die Untersuchung, Bestimmung und Deutung der Denkmäler zu benutzen und dadurch die Kunst und Wissenschaft um so rascher zu fördern; aber dieser Zweck möchte wohl um so besser erreicht werden, wenn statt Bonn Köln zu einem solchen Centralpunkte gewählt würde.

„Die Entfernung von wenigen Stunden wird die Gelehrten nicht abhalten, zu so wichtigen Untersuchungen herüberzukommen; sie müssen es ohnedies, wenn sie irgend etwas Bedeutendes dieser Art am Rheine sehen wollen, und würden auch in der vereinigten Sammlung aller übrigen noch immer keinen Ersatz, der die unsrige entbehrlich machte, finden. Sie würden aber, wie gern sie jetzt schon den Genuß der hiesigen Kunstschätze theilen, gewiß noch glücklichere Untersuchungen anstellen können, wenn sie Alles hier vereinigt und auf diese Weise das vollständige Material, welches allein zu glücklichen Resultaten führen kann, zur Untersuchung und Vergleichung vor Augen hätten. Untersuchungen dieser Art können wohl überhaupt nur durch Zusammenstellung und Vergleichung einer großen

Menge Materialien, deren organischer Zusammenhang und genetische Entwicklung sich im Einzelnen nachweisen und im Ganzen übersehen läßt, gefördert werden. Die wissenschaftliche Darstellung mag auch ferner den Gelehrten auf der Studirstube überlassen werden, die Forschungen und Ideen, welche derselben zum Grunde liegen, können aber nur bei einer vollständigen Total-Uebersicht gewonnen und berichtigt werden.

„Wir glauben daher, den Mitgliedern der Universität in Bonn selbst die Beschäftigung mit den rheinischen Alterthümern und die wissenschaftliche Benutzung derselben bedeutend zu erleichtern und folglich auch ihren Wunsch, wie den aller wissenschaftlich gebildeten und für die Sache selbst sich interessirenden Rheinländer auszusprechen, wenn wir bitten, die Sammlung, Aufstellung und Aufbewahrung der Alterthümer gänzlich von den gelehrten Arbeiten der Universität zu trennen und, damit der edlen Absicht Ew. Durchlaucht gemäß etwas Vollständiges, die Wissenschaft und Kunst wirklich Förderndes zu Stande gebracht werden könne, die Stadt Köln zum Centralpunkte, wo alle rheinischen Sammlungen dieser Art vereinigt und wissenschaftlich geordnet aufgestellt werden sollen, gnädigst zu bestimmen.

„Wir hoffen durch diese Bitte den Director der Anstalt, Herrn Hofrath Dorow, dessen Thätigkeit und Umsicht die Sammlung in Bonn ihr Entstehen und Gedeihen verdankt, nicht zu verletzen und sind überzeugt, daß die ernste Prüfung der Gründe, welche für die Centralisirung in Köln sprechen, auch ihn bewegen wird, sich dem Besten der Sache und unseren Wünschen zu fügen.

„Die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Wunsch, daß die erhabenen Absichten Ew. Durchlaucht bei dieser neuen Schöpfung für die Rheinprovinzen vollständig erreicht werden, lassen uns Verzeihung hoffen, wenn wir die fernere Bitte wagen, daß es Ew. Durchlaucht gefallen möge, durch gesetzliche Bestimmungen über den Besitz, Verkauf und Erwerb eigentlicher Kunst-Denkmäler die Erhaltung der noch geretteten dem Vaterlande zu sichern. Die herrlichsten Kunstschätze werden fortwährend ins Ausland verschleppt, den Nachkömmlingen der Stifter und Künstler, wie der Nacheiferung und der Erbauung des künftigen Geschlechtes entzogen, viel-

leicht für immer der Kunst und Wissenschaft entfremdet. Wenn diesem verderblichen Gewerbe nicht bald gesteuert wird, so ist vorauszusehen, daß alle Kunstwerke, welche jetzt noch in Kirchen, städtischen und Privat-Sammlungen vorhanden sind, bald ins Ausland wandern und in den Privat-Sammlungen reicher Engländer und Americaner, allen Freunden und Pflegern der Kunst unzugänglich, vermodern werden. Mit dem Reichthume jener Nationen wird die Kunstliebe des Vaterlandes auf die Dauer nicht wetteifern können. Die Summen, welche von ihnen geboten werden, sind zu verführerisch, als daß sie nicht bald alle Hindernisse, welche Kunstgenuß und Vaterlandsstolz dem Verkaufe entgegenstellen möchten, überwinden sollten. Sie werden wahrlich das Vaterland nicht blühender machen, wenn auch Einzelne ohne Arbeit und daher nur vorübergehend bereichern, aber die Kunst, welche ohne Muster und ohne äußere Anregung nicht wieder aufblühen kann, wahrscheinlich vernichten und unsere Nachkommen gewiß des edelsten Erbes ihrer Väter, der Monumente ihrer Andacht und ihres Kunstsinnes und der Fülle der höchsten und schönsten Gedanken und Gefühle einer großen Vorzeit auf ewig berauben, weil der Eigennutz des Tages die Kunstwerke mit dem Ertrage der Felder und Maschinen in gleiche Kategorie gestellt und ein unseliges Mißverständniß der Staatslehrer diese heillose Theorie legalisirt hat.

„Es möchte indeß schwerlich hinreichen, das Verbot der Ausfuhr bloß auf öffentliche Anstalten, Kirchen, Gemeinden und Corporationen, welche ohnedies der höheren Controle unterworfen sind, zu beschränken. Auch der Speculationsgeist der Privatpersonen möchte einer billigen Beschränkung zum Vortheil des allgemeinen Besten bedürfen und wenigstens der Verkauf oder Ankauf der Kunstwerke, nach contradictorischer Schätzung, dem Staate und den Gemeinden gesichert werden müssen.

„Wir fühlen die Schwierigkeiten, eine solche Beschränkung mit dem allgemeinen Princip der Freiheit des Eigenthums und des Gewerbes in Einklang zu bringen. Wenn wir aber bedenken, daß es auch andere Güter gibt, welche der Staat dem freien Verkehr theilweise entzieht, weil er nicht bloß den Vortheil des Augenblickes gewähren, sondern auch dem künftigen Geschlechte

das Erbe der Väter sichern mag; wenn wir bedenken, daß die Forsten und andere Güter der Art, deren Erhaltung die Gesetze durch Beschränkung des Verbrauchs den Nachkommen sichern, wohl solcher Fürsorge würdig, aber nicht unersetzbar wie Kunstwerke und Alterthümer sind; wenn wir bedenken, daß auch andere Staaten bereits ähnliche Gesetze für die Erhaltung ihrer Kunstwerke gegeben haben und dennoch weder der Kunst, noch des Gewerbes entbehren; wenn wir endlich bedenken, daß jede Benutzung des Eigenthums zu Gunsten der Kinder einiger Beschränkung, und bisher ohne Nachtheil für den Verkehr, unterworfen war, und daß es Ew. Durchlaucht vorbehalten ist, auch für Deutsche in Hinsicht auf Kunstgegenstände diese Aufgabe zu lösen: so möchten wir uns nur Glück wünschen, wenn die Liebe zur Kunst und die traurige Erfahrung des Tages uns vielleicht zuerst die Veranlassung gab, Ew. Durchlaucht darauf aufmerksam gemacht zu haben *)."

Gesuch abgeschlagen.

Der Einspruch, den der Ober-Präsident Graf zu Solms-Laubach gegen dieses Gesuch erhob, war für die Entscheidung des Staatskanzlers maßgebend. Graf Solms glaubte, daß das fragliche Museum einen integrirenden Theil der rheinischen Hochschule bilden und als solcher in der Stadt Bonn verbleiben müsse. Dem Gutachten des Ober-Präsidenten folgend, schlug der Fürst Hardenberg die Bitte der Kölner ab und ertheilte der rheinisch-westphälischen Alterthümer-Sammlung den Charakter eines besonderen Instituts der Universität Bonn **).

Wallraf's Sammlung.

Bis zum letzten Lebenshauche wollte Wallraf nicht ermüden in Aufopferungen, Anstrengungen und Entbehrungen der mannigfachsten Art, um der Stadt Köln eine Sammlung von Gemälden zu hinterlassen, aus der die ganze Geschichte der kölnischen Schule von ihrem Anfange bis zu ihrem letzten Verlaufe möglichst vollständig wieder hergestellt werden könne. Wie viel Räumlichkeit Wallraf's Wohnung, die alte Propstei, auch bieten mochte, so war

---

*) Köln, den 22. April 1821.

**) Dorow, Denkschriften und Briefe, Bd. 5, S. 269 ff.

sie doch zu klein, um die täglich anwachsenden Sammlungen zum Zwecke eines gefälligen Eindruckes und einer bequemen Uebersicht aufstellen zu können. Schon im Jahre 1814 hatte Göthe darauf hingewiesen, daß es wünschenswerth sei, der Wallraf'schen Kunstsammlung in dem von den Jesuiten ehemals benutzten Raume ihren Platz anzuweisen. Der Ober-Präsident Graf zu Solms-Laubach sorgte dafür, daß für einen Theil dieser Sammlungen in dem Jesuiten-Schul-Collegium zwei Säle und eilf Zimmer hergerichtet wurden. Der größte Theil blieb aber in den verschiedenen Räumlichkeiten der Propstei, wild und wüst durch einander. Die meisten jener Räume mußten indeß bald wieder auf Befehl des Consistoriums für die neu einzurichtenden Schulen geräumt werden. Die hier aufbewahrten Kunstgegenstände wurden auf unsicheren Gängen und Speichern zusammengestellt und so frechen Dieben und unwissenden, muthwilligen Buben Preis gegeben. So blieben diese Schätze in einer chaotischen Verwirrung, bis der Tod des Professors Wallraf eine systematische Ordnung möglich machte. Die von Wallraf selbst bestellte Commission zur Aufzeichnung und Ordnung dieser Sammlungen, Buchhändler M. DuMont, Advocat-Anwalt L. Firmenich, Fr. von Herwegh, Ev. von Groote, M. J. DeNoël und Ober-Secretär Fuchs, übernahm die einstweilige Verwaltung des ganzen Nachlasses, bis derselbe nach gehöriger Inventarisirung der Stadt Köln förmlich überwiesen werden könne. Zu der mühevollen Arbeit der Inventarisirung wurden noch einzelne Literatur- und Kunstfreunde zugezogen: für die Zusammenstellung und summarische Aufzeichnung der Bibliothek der Stadt-Registrator Imhof, für die Untersuchung und Aufzeichnung der alten Drucke der Canonicus von Büllingen, für die Registrirung der Urkunden der Caplan Forst, für die Ordnung und Aufzeichnung des Mineralien-Cabinets der Apotheker Heis. Die Münzsammlung konnte erst im Jahre 1827 geordnet werden. Der Director des kaiserlichen Münz-Cabinets in Wien, Herr Steinbüchel, ein geborner Kölner, unterzog sich bei Gelegenheit einer Durchreise durch seine Vaterstadt dieser Mühe. Die Aufräumung, Sonderung und Aufzeichnung im Sterbehause nahm bei der angestrengtesten Thätigkeit neun volle Monate in Anspruch. Dem unverdrossenen Eifer der Herren Fuchs und DeNoël

Inventarisirung.

ist es zu verdanken, daß nicht noch mehr Zeit gebraucht wurde, um Ordnung und Uebersicht in das ungeheure Chaos zu bringen. Ein am 4. März 1825 vom Ober-Secretär Fuchs an die Testamentsvollzieher eingereichter Bericht rubricirt den ganzen Nachlaß in: Geld, Hausgeräthe, Literalien, Urkunden, Siegel, Incunabeln, Bücher, Landkarten, Gemälde, Holzschnitte, Kupferstiche, Lithographieen, Antiken, Münzen, Gemmen, Mineralien, Glasgemälde, Waffen, Raritäten, Forderungen, Schulden. Was sich an Geld vorfand, wurde theilweise zur augenblicklichen Unterstützung der dürftigen Geschwisterkinder des Erblassers verwandt. Für bestimmte Jahresrenten, die diesen Verwandten von der städtischen Verwaltung bestimmt wurden, mußte die Stadt-Casse in Anspruch genommen werden. An alten Handschriften fanden sich vor 521 Stück: 45 Gebetbücher auf Pergament, 18 Psalterien, 33 Breviarien, 84 ascetische Schriften, 20 Ordensregeln, 22 Legenden, 27 theologische Schriften, 63 Bibeln und Missalen, 44 naturwissenschaftliche Schriften, 10 juristische und politische, 22 geschichtliche, 3 musicalische, 15 Gedichte, 2 Münzbücher, 5 astronomische, 3 bauwissenschaftliche, 8 grammaticalische, 5 genealogische, 92 auf die kölnische Geschichte bezügliche Schriften; dann fanden sich: 488 Pergament-Urkunden, 67 über das 14. Jahrhundert hinausgehende, 232 aus dem 15., 165 aus dem 16. und 24 aus dem 17. und 18.; 3089 Stück Wachssiegel und Petschafte, 107 Landkarten und Festungspläne; die Bibliothek enthielt: 1055 Bände Incunabeln, worunter etwa 500 kölnische, nämlich: 14 von Ulrich Zell, 19 von Arnold ther Harnen, 2 von Petrus de Olpe, 45 von Johann Kölhoff, 1 von Peter ther Harnen, 7 von Barth. Unkel, 16 von Conrad von Hamborch, 11 von Guldenschaiff, 40 von Hermann Bungart, 40 von H. Quentel, 24 von Martin von Werdena, 11 von apud Lyskirchen, 2 von apud S. Laurentium, 5 von apud Praedicatores, 1 von Ludwig von Renchen, 12 von Johann Landen, 2 von Nik. Götz, 55 von ungenannten Druckern; dann 1481 Bände in Folio, 2577 in Quarto und 9190 in Octavo. An Kupferstichen waren vorhanden: 3802 italienische, 4935 niederländische, 3699 französische, 299 englische, 4701 deutsche, 1097 altdeutsche und 964 kölnische. Dazu kommen noch an Holzschnitten und Kupfern

Bericht über den Nachlaß.

in Büchern, an architektonischen Verzierungen, Arabesken u. s. w. 41,466 Stück.

All diese Manuscripte, Incunabeln, Bücher und Kupferstiche wurden in dem hanseatischen Saale und den anstoßenden Localitäten des Rathhauses aufgestellt. Die Katalogisirung dieses reichen Materials ließ sich der gesinnungsgleiche Freund des verstorbenen Wallraf, der Ober-Secretär Fuchs, mit unermüdlicher Ausdauer und ausgezeichneter Sachkenntniß angelegen sein. Die von Fuchs, unter Beihülfe des Caplans Forst, angefertigten Kataloge müssen als Muster derartiger Arbeiten angesehen werden. Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt wachte Fuchs über die ihm anvertrauten Schätze, und seiner unverdrossenen Mühewaltung ist es zu danken, daß die Bibliothek jetzt in dem früheren Rathssaale eine Stelle gefunden hat, an der sie vor jeder Beschädigung bewahrt ist und in Folge ihrer systematischen Ordnung von jedem Bücherfreunde leicht benutzt werden kann. Fuchs katalogisirt.

Fuchs war auch ein Glied des Kreises edler Freunde, die im Anfange unseres Jahrhunderts unter der Leitung Wallraf's mit feuriger Begeisterung kölner Sitte und kölner Wissenschaft zu pflegen und zu heben sich bemühten. Er ward am 9. März 1782 dem Schöffen des hohen weltlichen Gerichtes Johann Baptist Fuchs geboren. Nachdem er sich für das Bureau eines Gerichtes in gründlicher und umfassender Weise vorgebildet hatte, erhielt er im Jahre 1804 in seiner Vaterstadt die Stelle eines Secretärs beim französischen Tribunal. Im Jahre 1812 wurde er von Köln nach Cleve versetzt. Mit besonderer Liebe blieb er aber stets seiner Vaterstadt zugethan, und nichts lag ihm so sehr am Herzen, als kölner Ruhm und Wohlstand. In Köln kannte man den gediegenen Charakter und die bedeutenden Geschäfts-Kenntnisse des früheren Tribunal-Secretärs. Als 1815 die stadt-kölnische Verwaltung unter preußischer Herrschaft neu organisirt wurde, glaubte man das Stadt-Secretariat keinem geeigneteren Manne anvertrauen zu können, als dem Joh. Peter Fuchs. Fuchs rechtfertigte die von ihm gehegten Erwartungen im vollsten Maße. In der bescheidensten Anspruchlosigkeit lebte er nur seinem Berufe. In der treuesten Pflichterfüllung fand er stets seine höchste Befriedigung. Dabei Fuchs, 1782. Stadt-Secretär, 1815.

drückte sein edler Bürgersinn seinem vielseitigen und fruchtreichen Wirken immer den Charakter eines begeisterten vaterstädtischen Patriotismus auf. In seiner bis zur Selbstverläugnung getriebenen Bescheidenheit geizte er nie nach Beifall und Auszeichnung; durch Tadel und Mißfallen ließ er sich aber auch in keinem Falle irre machen. Die gute Sache stets fest im Auge, stellte er die Pflicht der Religion und des Amtes in erste Reihe; wo diese nicht hindernd in den Weg trat, widmete er Zeit und Thätigkeit unverdrossen und rastlos den Interessen der Wissenschaft, der Vaterstadt und den Hülfsbedürftigen. Durch den vertrauten Umgang mit Wallraf, DeNoël, Schug und DuMont erhielt sein städtischer Patriotismus stets frische Nahrung. In der olympischen Gesellschaft bekleidete er lange Zeit die Stelle eines Secretärs. Er war nie der Letzte, wenn es darauf ankam, zu beweisen, daß in Köln die Liebe zur Wissenschaft und Kunst und die Anhänglichkeit an das charakteristische alte Kölnerthum noch nicht gänzlich ausgestorben war. Ueber allen seinen Freunden sah er vor und nach das Grab sich schließen. Ohne sich im Geringsten um das Treiben einer neuen Welt zu kümmern, suchte er als der letzte Vertreter des alten kölnischen Wesens Trost und Unterhaltung in dem eifrigsten Studium der vaterstädtischen Vergangenheit. Hierbei mußte er aber die Gränzen beobachten, welche ihm seine vielen Amtsgeschäfte vorzeichneten. Dazu kam, daß er eine Reihe von Jahren hindurch alle seine freie Zeit auf die Ordnung der städtischen Archivalien und die Katalogisirung des Wallraf'schen Bücher- und Scripturen-Nachlasses verwenden mußte.

Archivar. Das Amt des Archivars war nur ein unbesoldetes Accessorium zu seinem eigentlichen Amte des Stadt-Secretärs. Als Fuchs in das Amt des Stadt-Secretärs eingewiesen wurde, dachte die städtische Verwaltung gar nicht einmal daran, ihn in officieller Weise zur Sorge für das Archiv mit zu verpflichten. Er that dies selbst aus eigenem Antriebe, und die Liebe zur vaterstädtischen Geschichte bewog ihn, sich im Archivariat ein besonderes Amt zu creiren, in dem er statt Lohn und Anerkennung vielfach nur Undank und Vorwurf ärntete. Die Gewissenhaftigkeit, mit der er das Amt versah, zu welchem er eigentlich berufen war, hinderte ihn, sich mit der

Pflege des Archivs und mit der Erforschung der vaterstädtischen Vergangenheit in der umfassenden Weise zu beschäftigen, wie er es thun zu können gewünscht hätte. Wenn der Secretär mit Geschäften überhäuft war, hielt es schwer, den Archivar zu einem Gange nach der eisernen Kammer oder zu eingehenden Erörterungen über die städtischen archivalischen Schätze zu bestimmen. Sobald er aber erkannte, daß weniger historische Spielerei als ein ernstes wissenschaftliches Interesse den Anfragen zu Grunde lag, stellte er bereitwilligst die Schätze des Archivs, so wie den ganzen Inhalt seiner handschriftlichen Ausarbeitungen und seiner tiefen Kenntnisse in der kölnischen Geschichte zur Verfügung. Diejenigen, die am meisten über die Unzugänglichkeit der handschriftlichen Schätze auf dem Rathhause und über die Ungefälligkeit des Archivars klagen, haben sicherlich am wenigsten wahren Ernst gehabt, die kölnische Geschichte ganz oder theilweise einer sorgfältigen Forschung zu unterbreiten. Nur mit einem wahrhaft eisernen Fleiße und der unverdrossensten Ausdauer war Fuchs im Stande, auf dem Gebiete der kölnischen Geschichte dasjenige zu leisten, was er wirklich geleistet hat. Nur um die Sache, keineswegs um eigenen Ruhm war es ihm zu thun. Darum verschmähte er es, seine Forschungen während seiner Lebzeiten persönlich für sich geltend zu machen. Nur äußerst Weniges hat er durch den Druck veröffentlicht. Das Schätzenswertheste hiervon ist der im Jahre 1821 in den Beiblättern der Kölnischen Zeitung erschienene „Gülich'sche Aufstand". So oft er von seinen Freunden ersucht wurde, einzelne seiner Arbeiten im Interesse der vaterstädtischen Geschichte zu publiciren, wies er solches Verlangen mit dem bescheidenen Bemerken ab, daß er genug gethan zu haben glaube, wenn er seinem Nachfolger im Archivariat eine eben nicht zu verachtende Vorarbeit zu einer ausführlichen Geschichte der Stadt Köln hinterlasse.

Am 11. Mai 1854 beging er sein 50jähriges Dienst-Jubiläum. Die hohe Achtung, welche er sich durch seine stille Bürgertugend bei allen seinen Mitbürgern gesichert hatte, gab diesem Tage den Charakter eines wahren Volksfestes. Die allgemeine Theilnahme lieferte den Beweis, daß die kölner Einwohnerschaft die hohen Verdienste des anspruchslosen Mannes zu würdigen wußte. Bei dieser

Gelegenheit verlieh der König dem Jubilar den Rothen Adler-Orden dritter Klasse mit der Schleife; die juristische Facultät der Universität Bonn überreichte ihm das Ehren-Diplom eines Doctors beider Rechte; die Stadt ließ zur Erinnerung an diesen Jubeltag eine Medaille prägen, die auf dem Avers das Stadtwappen führt mit der Umschrift: „Dem Ober-Secretär und Archivar Johann Peter Fuchs — dem fleißigen Forscher ihrer Geschichte, dem treuen Hüter ihrer Schätze.“ — „Zur fünfzigjährigen Amtsfeier am 11. Mai 1854 die dankbare Vaterstadt.“ war die Umschrift des Reverses. Letztere Worte stehen unter einer Ansicht des Stadthauses, als des Ortes seiner stillen, unermüdlichen Thätigkeit.

Fuchs stirbt 1857.

Am 12. Februar 1857 starb er an den Folgen eines organischen Herzübels. Die allgemeine Theilnahme, welche sich bei seinem Begräbniß zeigte, gab ein glänzendes Zeugniß von der tiefen Verehrung, welche der Redlichkeit, der Geradheit, der Pflichttreue und der stillen Bürgertugend des Verschiedenen allseitig gezollt wurde.

Außer den schon früher angegebenen römischen Marmorwerken enthielt der Wallraf'sche Nachlaß noch einige andere aus Rom bezogene antike Marmorarbeiten; dann 86 vaterländische römische Alterthümer, 18 vaterländische Steinarbeiten aus dem Mittelalter, 361 verschiedene römische Gefäße, 203 Gefäße aus späterer Zeit, 61 römische Metallarbeiten, 64 Metallarbeiten aus späterer Zeit, 380 Bruchstücke verschiedener Geräthe, 44 Steinkugeln, 11 Streitäxte, 2 Bilder aus gallischer Zeit, 71 römische Eisenarbeiten, 26 spätere Eisenarbeiten. Die Münzsammlung zählte 3812 römische Silber- und Kupfermünzen, 64 griechische und 210 Denkmünzen. Endlich enthielt sie 323 geschnittene Steine und 9923 meist schöne

Gemälde.

Exemplare von Mineralien. An Gemälden zählte die Sammlung im Ganzen 1616 Stück: 376 aus der italienischen, 304 aus der niederländischen, 8 aus der französischen, 309 aus der altdeutschen, 358 aus der kölnischen Schule und 261 kölnische Portraits. Der Katalog führt die berühmtesten Meister auf, unter Anderen: Paul Veronese, Tintoretto, G. Reni, S. Rosa, van Dyk, Teniers, Rembrandt, Rubens, van der Velde, Vernet, LeBrun, Albr. Dürer, L. Cranach, Hardy, J. v. Achen, DeWette, Pottgießer, Meister Stephan, Meister Wilhelm.

Von den Portraits nennen wir das Bildniß des Grafen Rheineck, des Johann Brölmann, des Grafen Metternich, des Wolter Rothkirchen, des Herzogs von Sachsen, Dechants in St. Gereon, des Bürgermeisters von Lennep, des Bürgermeisters von Wimmar, des Bürgermeisters von Hügen, des Herrn von Lyskirchen, des Bürgermeisters Mich. Cronenburg, des Propstes Lyskirchen, des Stephan Brölmann, des Weihbischofes Nopelius.

Aus dem reichen Vorrath von Gemälden nennen wir bloß: Christus am Kreuze, Maria und die Apostel, ein großes Bild auf Goldgrund, angeblich von Meister Wilhelm; Maria mit dem Kinde, der Rahmen in Form eines Haus-Altärchens, auf den Flügeln links die heilige Katharina, rechts die heilige Barbara, auf den Deckeln außerhalb die Verspottung Christi, ebenfalls dem Meister Wilhelm zugeschrieben; das jüngste Gericht, für eine Arbeit des Meisters Stephan ausgegeben; die Verkündigung Mariä; die Darbringung im Tempel; Christus am Kreuze; die Anbetung der heiligen drei Könige, mit den Seiten-Figuren des heiligen Gereon und der heiligen Ursula; die Grablegung und Geißelung des Heilandes; die Kreuzigung Christi, mit den Schächern; Christus am Oelberge; Christus vor dem Richter; die Kreuz-Abnahme; die Himmelfahrt; der Tod der heiligen Maria, von einem unbekannten kölner Maler; die Kreuz-Abnahme, dem Meister der Lyversberg'schen Passion zugeschrieben; der heilige Sebastian, im Pfeilregen stehend; Jesus und Johannes als Kinder, angeblich von L. Cranach; zwei Bettel-Musicanten, angeblich von A. Dürer; die Geburt Christi, dem berühmten Niederländer Joh. Hemmling zugeschrieben; das jüngste Gericht, angeblich von Mich. Wohlgemuth aus Nürnberg; eine Kreuz-Abnahme, wahrscheinlich von Barth. de Bruyn; Christus am Kreuze, aus der alt-kölnischen Schule; Maria vor dem liegenden Kinde, aus der alt-kölnischen Schule; Christi Leichnam, aus der alt-kölnischen Schule; Christus im Schooße des Vaters, aus der alt-kölnischen Schule; die heilige Anna und die heilige Maria mit dem Kinde, aus der alt-kölnischen Schule; die heilige Ursula, muthmaßlich von dem Meister des Dombildes; die Vision des heiligen Franciscus, angeblich von Gerh. Seghers; Christus, wie er

ins Tuch gelegt wird, um bestattet zu werden; Cimon, durch die Milch der Tochter genährt, angeblich von G. Reni; Maria mit dem Kinde, Copie nach Raphael; die heilige Familie von Correggio; die heilige Familie von Sebastiano; Bildniß eines alten Mannes von Flink; eine Vision des heiligen Franciscus, angeblich von P. P. Rubens; der Raub der Sabinerinnen von Vicar Hardy.

DeNoël Conservator.

Als der Ober-Präsident am 8. Mai 1826 die Autorisation zur Annahme der Wallraf'schen Erbschaft ertheilt hatte, übernahm DeNoël aus reiner Liebe zur Sache und ohne alle Remuneration das mühevolle Amt eines Conservators dieser Sammlungen. So weit die beschränkten Localitäten im Sterbehause des Professors Wallraf und im ehemaligen Jesuiten-Collegium es zuließen, sorgte er dafür, daß die Gemälde in ihren vorläufigen Aufbewahrungsorten nach Schulen geordnet wurden. Er wurde nicht müde, den Stadtrath darauf hinzuweisen, daß der Wille des Erblassers unerfüllt bleibe, so lange nicht durch Beschaffung eines passenden Locales die Vereinigung des gesammten Nachlasses ermöglicht werde. Die mit der Verwaltung und Aufsicht des Museums beauftragte Commission besichtigte am 25. November 1826 alle disponibeln städtischen Gebäude und fand den durch Cabinets-Ordre vom 25. Mai 1823 der Gemeinde eigenthümlich überlassenen ehemaligen kurkölnischen Hof als das geeignetste Local für die Aufstellung der Wallraf'schen Sammlungen. DeNoël legte nun rüstige Hand an, die seiner Obhut anvertrauten Schätze nach ihrem neuen Locale überzusiedeln und den verödeten kölnischen Hof zur Wiedererweckung eines regen kölner Kunstlebens in eine schätzbare Kunstgalerie umzuschaffen. Durch keine Schwierigkeiten und durch keine Anfeindungen ließ er sich in seinem verdienstlichen Schaffen beirren. Durch die Einrichtung, die er dem Museum gab, erhielt der Kölner Gelegenheit, zu überschauen, was die Wallraf'sche Sammlung in Bezug auf die kölner Kunstgeschichte Interessantes enthielt, und dem angehenden Künstler wurde die Möglichkeit geboten, die Kunst von ihrem ersten Erstehen an durch alle Stadien zu verfolgen und die besten Muster und Vorbilder zu seiner Ausbildung und Vervollkommnung auszuwählen. DeNoël hing mit ganzem Herzen an der Wallraf'schen Stiftung, die erst durch seine Mühe und durch sein

organisatorisches Talent zu einem wahren Museum geschaffen werden sollte. Durch kleinere Aufsätze, die er von Zeit zu Zeit in der Kölnischen Zeitung erscheinen ließ, suchte er bei seinen Mitbürgern das Interesse an diesem Kunst-Institute zu wecken und rege zu halten. Auf seine Veranlassung erhielt das Museum von Seiten einzelner kölner Bürger mehrere werthvolle Gegenstände der Kunst und verschiedene in und bei Köln ausgegrabene Alterthümer zum Geschenke. Auch für die technische Ausbildung junger Künstler wünschte DeNoël das Museum nutzbar gemacht zu sehen. Auf sein Betreiben wurde daselbst ein eigener Saal eingerichtet, in welchem sich bis zwanzig junge Leute unter seiner Leitung mit Zeichnen nach der Natur beschäftigen konnten. Die Stadt sorgte für Licht und Heizung, und die Zeichner hatten nur die Modelle zu bezahlen. Das größere Publicum, welches, mit den näheren Verhältnissen unbekannt, sich über manche Dinge ein ungerechtes, manchmal verletzendes Urtheil bildete, hat nicht erfahren, was DeNoël, der den besten Theil seines Lebens hindurch seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, seine Thätigkeit der Vaterstadt und ihrer Kunst widmete, für die Hebung des Museums gethan, erstrebt und auch gelitten hat. Man weiß nicht, wie viele rastlose und unausgesetzte Bemühungen hier zu vergeblichen Versuchen verwandt wurden; man kennt nicht all den Verdruß und Gram und Kummer, welchen das heiß für die Kunst überhaupt und namentlich für den Ruhm und den Glanz der Vaterstadt schlagende Herz inmitten einer kalt berechnenden Kaufmannswelt, in einer für die Eindrücke der Kunst guten Theils verschlossenen Bürgerschaft zu erdulden hatte. Wie sehr er auch verkannt und angefeindet wurde, so bewahrte er doch bis zu seinem Tode, am 18. November 1849, eine gleich ungeschwächte Liebe und Opferwilligkeit. In seinem Testamente hatte er die Bestimmung getroffen, daß es seiner Gattin und dem Vollstrecker seines letzten Willens, seinem lieben und langjährigen Freunde, dem städtischen Ober-Secretär Peter Fuchs, gestattet sein solle, aus den von ihm gesammelten Kunstgegenständen eine beliebige Auswahl für sich zu treffen. Dem uneigennützigen und patriotisch gesinnten Testaments-Vollzieher bot diese Clausel ein willkommenes Mittel, das Wallrafianum durch einen werthvollen Zu-

DeNoël's Testament.

wachs von Antiquitäten der mannigfachsten Art zu bereichern. Er bestimmte die edle Gattin seines verlebten Freundes, mit ihm gemeinschaftlich beinahe den gesammten Nachlaß an Kunstsachen und Alterthümern auszuscheiden und diese Auswahl dem Institute zu überweisen, für welches DeNoël während seines Lebens so viel Last und Sorge getragen hatte. Im September 1851 gab Frau DeNoël dem Gemeinderathe von dieser Schenkung Kenntniß. Es waren: 12 Stück antike Möbel, unter diesen 7 Schränke mit geschnitzten Bildern, Laubwerk mit eingelegter Arbeit von Elfenbein und Ebenholz verziert, Tische, Deckenverzierungen von gleicher Arbeit in germanischem und byzantinischem Style; 65 Stück Alterthümer von Steingut oder Thon, von Glas, Holz, Leder, Pergament und Metall; 295 Handzeichnungen, architektonische und sonstige Gegenstände aus verschiedenen Jahrhunderten enthaltend, z. B. Darstellungen von Kirchen Kölns und der nächsten Umgebung, Grabmonumenten, Säulen, Fenstern, Kreuzgängen, Kuppelgewölben, Kirchengeräthschaften, 31 Ansichten merkwürdiger Häuser Kölns vom 16. bis zur Hälfte des 18. Jahrhunderts, deren Originale größtentheils nicht mehr vorhanden; 417 Holzschnitte, enthaltend Darstellungen der verschiedensten Art aus der heiligen und Profan-Geschichte, darunter werthvolle Blätter aus dem 16. und 17. Jahrhundert; ein Buch, enthaltend 427 Blätter — Holzschnitte, Lithographieen, Handzeichnungen —, die sich bloß auf die merkwürdigsten Gegenstände der Stadt und deren Umgebungen beziehen, z. B. Ansichten, von verschiedenen Seiten aufgenommen, von dem Anfange des 16. Jahrhunderts bis zur Gegenwart, der merkwürdigsten Plätze der Stadt Köln, der öffentlichen Gebäude, Abbildungen der Altarblätter, der Erzbischöfe und anderer ausgezeichneter Männer Kölns aus dem geistlichen und Laienstande, Darstellungen aus der Geschichte der Reichsstadt und ihrer hervorragendsten Personen; 583 Abbildungen von Grabmonumenten und Inschriften aus verschiedenen Zeiten und Ländern in Holzschnitten und Kupferstichen. Unter diesen altrömische Grabmäler, Grabschriften, Triumphbögen, Bildsäulen, Sarkophage mit Basreliefs, die auf verschiedenen Begräbnißplätzen in Rom ausgegraben wurden. Die päpstlichen Grabmäler vom 9. bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, die-

Schenkung d. Frau DeNoël.

jenigen mehrerer deutschen Kaiser und anderer auswärtiger Fürsten und Feldherren; zwei Oelgemälde: ein Blumenstück von dem kölner Maler Grein und ein Portrait des Domvicars und Künstlers Hardy; eine Sammlung von 377 enkaustischen Gläsern, welche vorzüglich Proben einheimischer Glasmalerei von den ältesten Zeiten ab enthält. Mehrere darunter sind aus dem vierzehnten Jahrhundert, z. B. die Steinigung des heiligen Stephanus, Christus am Kreuze mit Maria und Johannes, vor 1320, andere sind aus dem 15., von 1460, 1495, 1497, wieder andere aus dem Anfange des 16., von 1510, 1514, 1525 *).

Ramboux.

An die Stelle DeNoël's wurde in der Person des Herrn Ramboux aus Trier ein gewiegter Kenner alter und neuer Kunst als Conservator des städtischen Museums berufen. Durch rastlosen Fleiß und gediegene Kunststudien hatte sich Ramboux während eines langjährigen Aufenthaltes in Frankreich und Italien die Kenntnisse und Fähigkeiten erworben, welche die Garantie bieten konnten, daß er seiner Aufgabe vollkommen gewachsen war. Der Erfolg hat auch bewiesen, daß die Bewahrung und Restauration der Wallraf'schen Kunstschätze nicht leicht in fähigere Hände gelegt werden konnte, als in die des neuen Conservators. Wenn für die Benutzung und Aufstellung der Gemälde und anderen Gegenstände nicht in der Weise gesorgt wurde, wie jeder Kunstfreund es wünschen mußte, so lag der Grund hiervon lediglich in den mangelhaften Räumlichkeiten des kölnischen Hofes.

Museums-Gebäude.

Die Frage wegen Erbauung eines neuen Museums wurde immer brennender. Von Tag zu Tag stellte es sich klarer heraus, daß der kölnische Hof, der zum Zwecke provisorischer Aufbewahrung ausreichen mochte, den Anforderungen, die an einen bleibenden Aufenthaltsort solcher Schätze mit Nothwendigkeit gemacht werden mußten, in keiner Hinsicht genügen konnte. Die vorhandenen Räumlichkeiten des alten Gebäudes gewährten nicht einmal hinlänglichen Raum zur Aufstellung sämmtlicher Gemälde, geschweige, daß sie eine systematische Anordnung und eine sonst geeig-

*) Verhandlungen des Gemeinderathes zu Köln, 11. Sept. 1851.

nete Aufstellung zuließen. Sie entbehrten überall der nöthigen äußeren Ausstattung und vielfach auch der erforderlichen Beleuchtung, so daß alle Anstrengung, die Mängel und Gebrechen des Ortes durch persönliche Nachhülfe zu ersetzen oder auszugleichen, verlorne Mühe blieb*). Die Mängel, welche das „Kunstblatt" schon im Jahre 1841 gerügt hatte, forderten immer dringender eine endliche Abänderung: „In den geheimen Kammern und Gängen des hiesigen städtischen Museums", hieß es dort, „befinden sich Hunderte der trefflichsten Bilder der kölnischen Schule — auf und an einander geschichtet — in einem Zustande, daß der in Wahrheit große, einzige Schatz nur durch schleunige Hülfe der Nachwelt erhalten werden kann. Manches dieser Bilder, z. B. eine herrliche Ursula, ein würdiges Seitenstück des berühmten Dombildes und wahrscheinlich von der Hand desselben Künstlers, würde nach der zwar schwierigen, aber jetzt noch möglichen Restauration Tausende werth sein. Uebrigens handelt es sich hier nicht von einzelnen Bildern, sondern von den Zeugen der ganzen kölnischen Schule, die man bis jetzt nur aus der Boisserée'schen Sammlung in München kennt, die eigentlich nur Andeutungen des hier Vorhandenen liefert, aus dem ein großartiges, in seiner Art fast einziges Museum gebildet werden könnte **)."

Endlich im Jahre 1851 traten die städtische Verwaltung und die gemeinderäthliche Commission für Kunst-Angelegenheiten mit einer Anzahl kölner Kunstverständiger in Verbindung, um die Angelegenheit des Museums einer reiflichen, allseitigen Prüfung zu unterwerfen und durch bestimmte Vorschläge einer befriedigenden Lösung näher zu führen. Wie ernstlich auch dieser Ausschuß seine Aufgabe behandelte, die Berathungen vermochten das gewünschte Ergebniß nicht zu erzielen. Die Finanzfrage bereitete unübersteigliche Schwierigkeiten. Da plötzlich brachte das Anerbieten eines hochherzigen kölner Patrioten die schwankenden Deliberationen zum Abschlusse. Der Rentner J. H. Richartz hatte schon längst mit jedem Kunstfreunde erkannt, daß der Bau eines neuen Museums

---

*) Kölner Domblatt, Nr. 36, 1847.

**) Kunstblatt, Nr. 79, 1841.

unbedingt erforderlich sei, wenn die Wallraf'schen Schätze der Bestimmung des Erblassers gemäß im Interesse gediegener Kunststudien verwerthet werden sollten. Es berührte ihn schmerzlich, wenn er den Vorwurf hören mußte, daß seine Vaterstadt nicht Sinn noch Dank für die werthvolle Erbschaft habe, welche ihr ein hochherziger Bürger als Frucht des mühevollsten Ringens, der größten Selbstopferung und der mannigfachsten Entbehrungen hinterlassen. Bei der traurigen Lage der städtischen Finanzen schien noch geringe Aussicht vorhanden zu sein, daß dieser Vorwurf recht bald durch den Bau eines der Stadt Köln würdigen Museums würde beseitigt werden. In edlem Patriotismus und im Geiste einer kunst- und gottbegeisterten Vergangenheit entschloß sich Richartz, der städtischen Verwaltung die Geldmittel zur Disposition zu stellen, die zur Errichtung des so lange und schmerzlich vermißten Museums erforderlich waren. Durch den patriotischen Sinn und die seltene Opferwilligkeit des hochverehrten Commercienrathes J. H. Richartz sollen nun endlich für die Freunde und Jünger der Kunst die Früchte gesichert werden, welche Wallraf durch seine Schenkung zu erzielen wünschte. Die Stadt Köln wird nun bald mit Stolz sich eines Instituts rühmen können, in dem sich jeder Kunstfreund über die Erzeugnisse und Richtungen der verschiedenen Kunst-Epochen belehren und in dem der strebsame Jünger der Kunst sich durch eifriges Studium der altkölner Meister zur Anbahnung und Verfolgung einer von den edelsten Ideen getragenen Kunstrichtung begeistern kann. In den Annalen der Stadt Köln wird der Name „Richartz" neben dem des Erzbürgers Wallraf glänzen. Die nachkommenden Geschlechter werden Beide mit gleicher Hochschätzung und Dankbarkeit nennen. Nach Jahrhunderten noch wird das „Museum Wallraf-Richartz" Kunde geben, zu welchen Opfern ein hochherziger Gemeinsinn, der die Bürgerkrone verdient, im Interesse der einheimischen Kunst und zum Ruhme der Vaterstadt bereit war.

J. H. Richartz, neues Museum.

Sechszehntes Capitel.

Wallraf als Priester und Lehrer; seine äußere Erscheinung; sein Tod.

Wallraf als Priester.

Bei den mannigfachen zerstreuenden Beschäftigungen mit Gegenständen der Kunst und schönen Literatur vergaß Wallraf keinen Augenblick, daß er katholischer Priester war. Die ästhetischen Studien waren nicht im Stande, in ihm die Liebe zu dem ergreifenden katholischen Cultus erkalten zu machen. Er bewahrte seiner heiligen Kirche die treueste Anhänglichkeit, und bei allen priesterlichen Handlungen gab sein auferbauliches Wesen Zeugniß von seinem tiefgläubigen Gemüthe. Das Herz hatte ihm geblutet beim Anblicke der sacrilegischen Gewaltthaten, mit denen die Söhne der Revolution die kirchlichen Geräthschaften entweihten und die Gotteshäuser zu weltlichen Zwecken profanirten. Freudig opferte er Zeit und Mühe, als es darauf ankam, die Kirchen, welche der Zerstörung entgangen waren, wieder für den gottesdienstlichen Gebrauch herzurichten. Ein abgesagter Feind jeder Schnörkelei und Ueberladung, drang er bei der Ornamentirung der einzelnen Kirchen auf die höchste Einfachheit. Es ist sehr zu bedauern, daß ihm bei solchen Ausschmückungen das Verständniß der gothischen Formen und Zierathen abging und er mit seiner Vorliebe für die classischen geraden Linien durch Lineal und Meißel hin und wieder Fehler beging, die nie mehr verbessert werden können. Mit ernstem Worte eiferte er gegen jeden Auswuchs in den Kirchen-Feierlichkeiten, der dem Ernste der Handlung widersprach, die heilige Sache profanirte und man-

chem gläubigen Gemüthe Aergerniß gab. Mit bitterem Spotte geißelte er die Kirchendiener, welche durch ihren affectirten, den Text vielfach entstellenden Gesang das Gehör beleidigten und die Andacht störten. In einzelnen Kirchen ersetzte er rohe und unförmliche Gebilde, die beim Gottesdienste das fromme Gemüth verletzten, statt zu erheben, durch geschmackvolle und erbauende Bilder oder Statuen aus seinem eigenen Kunstschatze. Mit seinem Freunde DeNoël wetteiferte er in dem Bestreben, das geschmacklose Papp- und Flitterwerk beim Gottesdienste, bei Trauerfeierlichkeiten und bei Processionen zu verbannen und einfache, erhabene, edle und bedeutungsvolle Symbole an die Stelle zu bringen. Ein schönes Denkmal seines feinen Geschmacks und seines frommen Sinnes stiftete sich Wallraf durch die neue Einrichtung der seit Jahrhunderten so berühmten Frohnleichnams-Procession. Der Glaube an die wahrhafte persönliche Gegenwart des Gottmenschen im Altars-Sacramente ist der Mittelpunkt des gesammten katholischen Gottesdienstes. Und daß nun bei der Begleitung des heiligen Sacraments die dem hohen Gegenstande angemessene Würde beobachtet werde, daß auf dem ganzen Rundwege, wo Christus, die Speise unserer Seele, unter der Gestalt der allgemeinsten Körperspeise erscheint, auch die Gemüther der Gläubigen in tiefster Andacht sich vor dem Könige des Himmels beugen, daß die erhabene Feier beim ganzen Zuge die Nähe des allmächtigen Gottes verkünde, daß Ordnung und Einfachheit in der ganzen Einrichtung, im Beten, im Gesange und in der liturgischen Form beobachtet werde und daß die allgemeine Aufmerksamkeit immer auf den Hauptact sich hinrichte: das war es, was Wallraf zur Ehre Gottes und zur Förderung des kirchlichen Zweckes bei der neuen Organisation der Frohnleichnams-Procession beabsichtigte und so glücklich erreichte*).

Frohnleichnams-Procession.

Bei seinem Unterrichte in den schönen Wissenschaften ließ Wallraf überall das religiöse Princip wie einen leitenden goldenen Faden durchblicken. Auch in seinen Vorträgen über Welt- und Naturgeschichte ermangelte er nicht, eine religiöse Grundlage hervortreten

Als Lehrer.

*) D. W. Smets, „Ferdinand Franz Wallraf", S. 67.

zu lassen. Die göttliche Oekonomie in der Universal-Geschichte und ihre Anwendung auf die würdige Darstellung jedes einzelnen Menschenlebens, so wie Gottes große Macht, Weisheit und Liebe in der Natur beachten zu machen, war immer sein Bestreben*).

Sein Wandel und Umgang. Wallraf's Lebenswandel war ein Muster der Nüchternheit und Mäßigkeit. Doch war hierdurch eine schuldlose Lebensfreudigkeit und eine herzliche Heiterkeit nicht ausgeschlossen. Wo es angemessen war, ließ er den Ernst des Priesters und Gelehrten zu Hause und zeigte in munterer Gesellschaft, daß eine harmlose Lebensfreudigkeit wohl mit einer tief-ernsten Auffassung des irdischen Daseins Hand in Hand gehen kann. Er war fromm im wahren Sinne des Wortes, ohne Ostentation und Frömmelei. Wenn er in stiller Andacht Trost und Aufmunterung suchen wollte, zog er sich nicht selten in einen der verstecktesten Winkel der hohen Domkirche zurück, um hier ungestört und ungesehen sich in tiefer Inbrunst mit seinem Schöpfer unterhalten zu können. Pünktlich und mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit beobachtete er sowohl die Vorschriften, die ihn als Christen, wie die, welche ihn als Priester der katholischen Kirche verpflichteten. Aber eben so unverhohlen eiferte er gegen jeden Mißbrauch, der im Kirchenwesen Eingang und Nachsicht gefunden hatte. In seiner brennenden Wißbegier schämte er sich niemals, auch von solchen, die in jeder Beziehung tief unter ihm standen, Belehrung und Erweiterung seiner Kenntnisse zu erhalten. Im gewöhnlichen Verkehr, wie in Gesellschaft war er unterhaltend, heiter und herzlich. Bei jeder Gelegenheit hatte er ein belehrendes Wort, einen interessanten Aufschluß, eine ergötzliche Anekdote. Seine Sprache war rein und sanft; aber es fehlte ihm an Kraft. In seinen letzten Lebensjahren sprach er oft so leise, daß es Mühe kostete, dem Gange einer Unterhaltung mit völligem Verständnisse jedes Wortes zu folgen. Bei seinem Lehrvortrage fehlte es ihm durchgehends an klarer Uebersichtlichkeit, an consequentem Gedankengange, an systematischer Durchführung des zu behandelnden Thema's. Im Verlaufe des Vortrages fand sein vielseitiges Wissen

---

*) Smets, S. 46.

stets Veranlassung, Abschweifungen zu machen und ohne Zusammenhang seinem Geiste freien Gang nach hierhin und dorthin zu lassen. Seine Schriftzüge waren groß, fest und sicher.

Wallraf war von mittlerer Größe und wohlgeformter Gestalt. Sein Auftreten war imponirend, sein Gang fest und würdevoll. Sein Kopf konnte als Ideal männlicher Schönheit gelten; seine Züge, in denen Ernst und Milde sich paarten, bekundeten den großen Geist, der hinter der hohen Stirn verborgen war. Seine ganze Erscheinung flößte Ehrfurcht ein und erweckte Zutrauen.

Die hohe Achtung, welche Wallraf in seiner Vaterstadt genoß, bekundete sich in der allgemeinen Theilnahme, mit der die gesammte kölner Bürgerschaft den Jubeltag seines fünfzigjährigen Priesterthums feierte. Die schlichtesten Bürger wetteiferten mit dem angesehensten und höchstgestellten Theile der kölner Einwohnerschaft, um dem gefeierten Jubelgreise eine Anerkennung zu zollen, wie solche noch selten einem Sohne der ehrwürdigen Colonia zu Theil geworden war. Nicht geringer als in seiner Vaterstadt war das Ansehen, dessen Wallraf sich schon seit langer Zeit weit über die Gränzen seiner Heimath hinaus erfreute. Davon zeugen einestheils die vielen Anschreiben, wodurch er zur Theilnahme an den verschiedensten literarischen Unternehmungen eingeladen wurde, anderntheils die mannigfachen Auszeichnungen, womit ihn auswärtige gelehrte Gesellschaften beehrten. Kehr in Kreuznach ersuchte ihn um Beiträge zu dem „Vaterländischen Taschenbuche"; Büsching bat ihn, die beiden Kunst-Journale „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst" und „Pantheon, Journal für Wissenschaft und Kunst," durch seine Feder zu unterstützen. Aehnliche Ansuchen ergingen an ihn von Funke in Crefeld für das crefelder „Literarische Blatt", von Spitz in Köln für die Zeitschrift „Colonia", von Raßmann in Münster für den „Rheinisch-Westphälischen Musen-Almanach", von Grote in Coesfeld für die Zeitschrift „Thusnelda", von Dr. Schütz in Jena für die „Jenaer Literaturzeitung". Ersch bat ihn, für die große Encyklopädie der Wissenschaften den Artikel über das Erzstift Köln zu übernehmen. Von dem Herausgeber des „Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikons", Fr. J. Waitzenegger in Kloster Thalberg, wurde er ersucht, eine Selbstbiographie für das genannte

Jubiläum.

Werk einzusenden. Von der frankfurter „Gesellschaft zur Herausgabe der Monumenta Germaniae historica" erhielt er eine Einladung zur Betheiligung an diesem großartigen patriotischen Unternehmen *). Bezüglich der ihm zu Theil gewordenen Auszeichnung von gelehrten Gesellschaften, wurde er am 4. Januar 1803 zum Mitgliede der mineralogischen Gesellschaft zu Jena, am 17. April 1808 zum correspondirenden Mitgliede de l'Athénée de la langue française, am 17. August 1809 zum Ehren-Mitgliede des Museums in Frankfurt, am 3. Februar 1818 zum ordentlichen Mitgliede der berliner Gesellschaft für deutsche Sprache, am 21. April 1818 zum Ehren-Mitgliede der Gesellschaft zur Beförderung der Naturwissenschaften, in demselben Jahre zum auswärtigen Mitgliede der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde und am 9. October 1823 zum correspondirenden Mitgliede der königlichen Gesellschaft der Alterthumsforscher Frankreichs ernannt.

Auszeichnungen.

Die letztgenannte Auszeichnung überlebte Wallraf nicht lange. Am 3. November wurde er vom Schlage gerührt und nach längeren Leiden am 18. März des folgenden Jahres 1824 in die Ewigkeit abberufen. Die Leiche wurde mit einem schwarzen Talar, der Stola und einem Soli-Deo bekleidet, in einem altdeutsch geformten Sarge zur Schau ausgestellt. Der geräumige Hausflur war durch den genialen DeNoël auf das geschmackvollste zum Trauersaale umgewandelt worden. Die Vorhalle zeigte an der Decke eine beschwingte Sanduhr, welche mit den nach allen Seiten von ihr ausgehenden Aschenkrügen und umgekehrten Lebensfackeln den Eintretenden sinnbildlich die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens verkündete. Die Seitenwände waren mit weißen Gewändern behängt, auf welchen, mit den Attributen zeitlicher Hinfälligkeit und den

Wallraf stirbt, 1824.

*) Wallraf bewährte sein hohes Interesse für diese Angelegenheit durch die Nachrichten, welche er am 11. März 1819 durch Vermittlung des Ober-Präsidenten Grafen zu Solms-Laubach über die **Chronica regia coloniensis** und die **Chronica Godofredi monachi S. Pantaleonis** an die Direction des genannten Vereins einsandte. Handschrift. — Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. I. S. 62.

Abzeichen überirdischer Bestimmung abwechselnd, in Trauerfarbe die Namen berühmter Schriftsteller, Künstler und Alterthumsforscher der Vaterstadt nach der Zeitfolge geordnet zu lesen waren: de Monte, Agrippa, Gail, Brölmann, Gropper, Ulenberg, Birkmann, Rubens, Jabach, Adami, Schall, Gelenius, Vondel, Schürmann, Mörkens, Legipont, Harzheim, Aldenbrück.

Auf diese Weise trafen nun über dem Eingange zur Haupthalle die Namen der Zeitgenossen des Verklärten, Menn, Hillesheim, Best, Anth, Carrich, Hardy, zusammen und schlossen an Wallraf's Sarge gleichsam den Gelehrtenkreis aus Kölns Vergangenheit.

Auf den Thürpfosten dieses zweiten Trauergemaches war als Bewillkommungs- und Abschiedsgruß des Erzbürgers links Have und rechts Vale geschrieben.

Nun gelangte man in die schwarz behängte, schauerlich ergreifende Haupthalle. Die in der Mitte von der Decke herab mildschimmernde Alabaster-Lampe stimmte, im Einklange mit dem im Hintergrunde das Tageslicht sanft brechenden Glasgemälde aus der Leidensgeschichte Christi, zu wehmüthig religiösen Gefühlen.

Beim Eingange oder vielmehr auf der Rückwand sah man (so wie überhaupt alle Verzierungen dieser Halle weiß aus schwarzem Grunde hervortretend) die auf die geistigen und Haupt-Bestimmungen des Verklärten sich beziehenden Gegenstände: Kelch, Eichenkranz und Palmenkrone, mit den Erklärungsworten: Religion, Bürgertugend, Gelehrsamkeit.

Die in sieben Abtheilungen als Verzierungen der linken Wand mit symbolischen Laubkränzen abwechselnden Attribute und ihre Inschriften bezeichneten die verschiedenen Fächer seines vielseitigen Wissens und seiner Leistungen. Es waren dies: die Gottesgelehrtheit, Weltweisheit, Naturgeschichte, Kräuter- und Alterthumskunde, Dichtkunst und Geschmackslehre. Rechts aber waren die vorzüglichsten Charakter-Eigenschaften Wallraf's versinnbildlicht: Keuschheit, Nüchternheit, Weisheit, Gerechtigkeit, Beharrlichkeit, Anstand und Sanftmuth.

Die über jedem dieser geistigen Vorzüge des Hingeschiedenen sinnbildlich schwebende Votiv-Thräne deutete auf das, was ihm zum Grabe folgte; aber eben so viele Sterne und das die ganze Trauer-

halle umkränzende Oellaub drückten als oberste Randverzierung den vollgültigen Lohn hienieden und dort oben für den Verewigten aus.

In der Mitte der Hinterwand war auf einem Untersatze zwischen zwei Lichtern ein Crucifix und über ihm das Wort: Glaube, links daneben ein Anker mit der Inschrift: Zuversicht, und rechts ein Palmzweig mit der Inschrift: Erlösung, angebracht.

Dort, wo aus zwei Trauer-Urnen hochauflodernde Hoffnungsflammen ihr schimmerndes Dämmerlicht durch die Trauerhalle verbreiteten, von der Decke aber ein tröstender Sternenkranz herabglänzte, dicht vor dem Bringer des Heiles, dem Gekreuzigten, stand auf zwei Abstufungen erhöht und offen der Sarg mit Wallraf's Leiche *).

Der Verblichene blieb so zwei Tage lang dem Volke zur Schau ausgestellt. Am 22. März fand die Beerdigung Statt. Des Morgens um neun Uhr versammelten sich auf dem Rathhause die hohen Militär- und Civil-Behörden, die Lehrer und Zöglinge der beiden höheren Schulanstalten, die Freunde und Verehrer des Verstorbenen, die Künstler und Kunstfreunde. In stillem Trauerzuge begaben sie sich nach dem Sterbehause, um von hier, in Begleitung der Geistlichkeit, der Verwandten und der Bruderschaften, die Leiche zur Domkirche zu begleiten. Nach beendigtem Trauer-Gottesdienste wurden die verweslichen Reste des allverehrten kölner Erzbürgers, begleitet von einer unabsehbaren, theilnahmvollen Volksmenge, zur letzten Ruhestätte auf den städtischen Friedhof gebracht. Nur ein einfacher Stein deckt bis jetzt das Grab. Wie oft und nachdrücklich auch Pietät und Dankbarkeit darauf hinwiesen, daß den hohen Verdiensten des Professors Wallraf durch ein würdiges Denkmal ehrende Anerkennung gezollt werden müsse, so scheiterten solche Vorschläge doch immer an den financiellen Bedenken, welche gegen dieselben stets geltend gemacht wurden. Diejenigen, welche an das Verdienst des Mannes nur den Maßstab ihrer Cours-, Dividenden- und Procenten-Berechnung legen, kön-

Beerdigung.

*) „Ferdinand Franz Wallraf", von Smets, S. 83 ff.

nen sich nicht zu dem Gedanken erheben, daß der Dank für eine Erbschaft, die, statt klingende Zinsen zu bringen, nur Kosten und Aufwand verursache, durch ein kostspieliges Monument abgestattet werden müsse. Sie haben nicht Sinn noch Verständniß für den hohen Werth des geistigen Zinses, welcher aus dem Wirken und aus dem Nachlasse Wallraf's für die ganze Stadt erwächs't. Diejenigen aber, welche weniger in dem Treiben einer lebhaften Industrie und in den Procenten eines gefährlichen Geldmarktes, als in einer gediegenen geistigen und sittlichen Cultur den Maßstab für den wahren geistigen Fortschritt und die Grundlage zu soliden bürgerlichen Verhältnissen finden wollen, werden doch endlich den Werth des für Kunst, Wissenschaft und Bürgersinn so hochbegeisterten und so opferwillig thätigen Mannes zur verdienten Anerkennung und Würdigung bringen. Sie werden nicht allein den materiellen Werth des Wallraf'schen Nachlasses in Anschlag bringen, sondern das Hauptgewicht darauf legen, daß Wallraf in der größten Zerfahrenheit alles geistigen Lebens in seiner Vaterstadt den Sinn für Wissenschaft und Kunst erhalten und gehoben, daß er mit dem hochherzigsten Patriotismus sein ganzes Sein, Leben und Vermögen nächst Gott den vaterstädtischen Interessen gewidmet und daß er inmitten des scheußlichsten Vandalismus und der trostlosesten Verwüstung unter Hunger, Noth und Kummer eine große Zahl der werthvollen Kunstschätze gerettet hat, die sonst wüster Leidenschaft oder schmutzigem Schacher zum Opfer gefallen wären. Denkmal.

Beilagen.

Nr. 1.

Ein Lied von Lindenborn.

Still geschwinde,
Still ihr Winde,
Stört dem Kind nicht seine Ruh'!
Nicht mehr blaset,
Nicht mehr raset;
Schaut, es schließt die Augen zu.
Hier liegt Der, so euch gebietet,
Daß ihr brauset, tobet, wüthet,
Oder gänzlich schweiget still,
Wie Er will.

Schnee und Regen,
Soll sich legen!
Mehrt dem Kinde nicht die Qual;
Luft und Erde
Innen werde,
Daß hier ruhe in dem Stall,
Welcher sonst wie Wollen schneiet,
Und sein Eis mit Zapfen streuet,
Das sich niemand fast erhält
Für der Kält.

Legt euch nieder,
Schwache Glieder,
So bekleiden unsern Gott!
Augenlieder
Schließt euch wieder,
Und vergesset aller Noth;
Lasset den doch ruhig schlafen,
Der den Saul und dessen Waffen
Die dem David nachgetracht,
Schlafen macht.

Nun will schlafen,
Der erschaffen
Und bewahret alle Ding;
Statt der Strafen
Heil zu schaffen,
Macht er sich hier selbsten gering,
Höchste Macht, läßt Du Dich binden?
Da der Schlaf um unsre Sünden
Mit dem Bild der Sterblichkeit
Dich bekleidt.

Aber sehet
Und verstehet,
Wenn das Aug' der Menschlichkeit
Stille stehet
Und zugehet,
Wacht doch sein' Fürsichtigkeit,
Daß die Erde nicht mag wanken,
Gar das wilde Meer sein' Schranken
Nicht in Ungestümigkeit
Ueberschreit.

Ich behüte
Eure Tritte,
Spricht Er: denn Ich schlafe zwar;
Mein Gemüthe,
Meine Güte
Aber wacht für meine Schaar.
Da ich euch ganz schwach erscheine,
Friere, ächze, leide, weine,
Wird mein' höchste Macht der Welt
Vorgestellt.

Drum geschwinde
Still, ihr Winde,
Sturm, Frost, Hagel, Schnee und Eis,
So erfüllen Gottes Willen,
Bringt dem Herren Lob und Preis!
Alle ihr erschaffne Geister,
Lobet jenen höchsten Meister,
Der euch alle Wirkungskraft
Hat geschafft.

Berg und Hügel,
All' Geflügel
Bringt dem Herren Lob und Ehr!
Ceder, Eichen,
So da reichen
Ueber hohe Wolken her,
Jedes Blatt, und jede Rinde
Seines Schöpfers Lob verkünde,
Rühmet alle Jung und Alt
Sein' Gewalt.

Nr. 2.

Der auf rühmlichste und heilsamste Anordnung des hochedlen und hochweisen Magistrats, von dem Herrn Professor Wallraf ausgefertigte Verbässerungsplan hiesiger Studien, ist in seiner Art ein Meisterstück, das nach allen Seinen Haupttheilen in meinen Augen ganz unverbässerlich ist. Es setzet auf die Stelle aller Hauptmängel und Fehler Vollkommenheiten. Statt der mangelhaften und bis hiehin bey dem Übergange aus einem in ein anderes Gymnasium, sehr Kostspieligen, und den Schüler irre machenden Ungleichheit der Lehrbücher liefert es eine ausgemachte und in jeder Betrachtung überaus vortheilhafte Gleichheit. Die bis hiehin gebliebene Unmöglichkeit auch nur in einem Fache, einen ausgemachten Lehrer und genug geübten Schüler haben zu können, die sich dadurch erhielt: weil jeder Lehrer jedes Jahr einen Theil von einem neuen Studium angriff; und also nie etwas ganzes machen und Liefern konnte, diese Unmöglichkeit höret darinn auf, daß jeder sein eigenes Fach behalte; und Sie verändert sich in die Leichtigkeit, wodurch andere Lehrer von andern Orten ihre Lehrsitze so berühmt als glücklich gemachet haben. Die so verdrießliche als nachtheilige Sache die Jugend, ein Viertel- ja eine halbe Stunde weit, unter vielfältigem Anlasse zu allerhand Ausschweifungen, nach den entferneten Gymnasien täglich mehrmal hinziehen zu lassen, wird durch die Anstellung der sieben Lehrhäuser, zum größesten Gewinnste des Unterrichtes und der Zucht aus dem Wege geraumet; und die bey dieser Veränderung vieleicht zu befürchtende Erkaltung des gemeinen Eifers, wird durch die Versammlung in dem meisterlich ersonnenen Universitätspalaste allerdings verhütet; und der Eifer desto mehr angefeuert, und s. w.

Gott segene und kröne zu seiner Ehre, und zu der Stadt- und des Landesheile die bäßte Unternehmung.

Cöln, den 30ten Junii 1786.

Wilh. Lehmann,
mitteler Lehrer der dritten Schule in dem Lorenzianer Lehrhause.

Nr. 3.

Eulogius Schneider an Fr. Nicolai in Berlin.

Bonn, den 26. Juli 1789.

Sie erzeigten mir die Ehre, in den Beiträgen zu Ihrer Reisebeschreibung meiner auf eine Art zu erwähnen, welche mir nicht anders als schmeichelhaft sein konnte. Mein Schicksal wollte es nicht, daß ich Ihre persönliche Bekanntschaft machen sollte, da Sie durch Bamberg reiseten, wo ich gerade damals im Franziskaner Kloster war. Der Zwang der Klosterzucht erlaubte mir nicht, den Verfasser des Sebaldus Nothanker aufzusuchen, so sehr auch dieses Buch zur Entwicklung des bischen Menschenverstandes, das in mir lag, beigetragen hatte. Wäre ich späterhin so glücklich gewesen, an den Orten, die Sie durchreiseten, zu wohnen; ich würde mich um Ihre Bekanntschaft, um Ihr Zutrauen, und, wo möglich, um Ihre Freundschaft bemüht haben. Vielleicht hätte ich Ihnen in der Streitsache über Kryptokatholizismus und Jesuitismus selbst aus meiner Geschichte wichtige Data liefern können. Da ich in der katholischen Kirche, zum Theil von Jesuiten, erzogen worden, und neun Jahre im Kloster durchlebt habe, so hatte ich Gelegenheit genug, den Geist des Katholizismus kennen zu lernen. Eine Predigt über die Toleranz, von welcher auch in Ihrer A. B. etwas stehet, befreite mich von dem Joche des Mönchsthums. Ich lebte als Hofprediger drei Jahre zu Stuttgart, und nun bin ich hier als Professor der schönen Wissenschaften angestellt.

Vergeben Sie mir diesen egoistischen Eingang zu meiner Bitte, die ich an Sie machen möchte. Ich habe mich entschlossen, meine Gedichte (von denen Sie eines Ihres Beifalls würdigten) auf das Neujahr auf Subscription herauszugeben. Ich mußte diesen Weg ergreifen, weil der Buchhandel in unserer Gegend erbärmlich und an keine Belohnung literärischer Arbeiten zu denken ist. Nicht unedler Eigennutz, sondern die Absicht, die letzten Schulden meines alten Vaters durch den etwaigen Gewinnst dieser Spekulation zu tilgen, überwand in mir die Schüchternheit, welche mich bisher von der Bekanntmachung meiner Gedichte zurückhielt. Wie es scheint, wird mein Unternehmen ganz gut ausfallen. Es haben sich bereits mehrere zum Theil sehr ansehnliche Subscribenten aus verschiedenen Theilen Deutschlands gemeldet. Nur wünschte ich, auch nach Berlin einige Exemplare meines dichterischen Produkts schicken zu dürfen. Ich weiß Niemand, an den ich mich desfalls mit größerem Zutrauen wenden könnte, als an Sie, würdiger Mann! Vielleicht lernen Sie mich dadurch von einer Seite kennen, welche uns in nähere Verbindung bringen könnte. Nie soll es Sie reuen, mir eine Gefälligkeit erwiesen zu haben. Prüfen Sie mich. Vergeben Sie, daß ich Ihnen Auslagen verursache, die einzig mir nützen. Ich kann den Brief nicht ganz frankiren, so gern ich es wünschte. Die Erkenntlichkeit für Ihre Bemühung, mir Subscribenten zu verschaffen, sollen Sie selbst bestimmen Ihrem ergebensten Diener

Eul. Schneider.

Nr. 4.

Protestation des Domkapitels und der Geistlichkeit zu Köln.

Gerechtigkeit ist jetzt von der französ. Nazion überall zur Tagesordnung gemacht.

Gerechtigkeit fodert die kölnische Geistlichkeit. Sie fodert Gerechtigkeit gegen die Unterdrückung deutscher Verwalter, gegen Willkühr und gesätzwidriges Verfahren. Da sie dieselbe vergebens bei ihren Landesleuten suchte, erwartet sie solche mit vollem Zutrauen von der französ. Nazion und ihren Stellvertretern. Die Geistlichkeit hat sich nie geweigert, in dem Kriegsbeitrage den Antheil zu zahlen, welcher durch die, in dem Gesätze fürgeschriebene Eintheilung auf sie fallen würde. Der Schluß der Volksvertreter vom 2ten Schneemonate bestimmt in dem 6ten und 7ten Artikel diese Eintheilung. Der 6te Artikel drückt sich aus: Unmittelbar nach Erhaltung gegenwärtigen Beschlusses sollen die Verwaltungen inner 10 Tagen die Kontribuzion auf die verschiedenen Aemter, Städte und Gerichtsbarkeiten ihres Bezirkes vertheilen: und der 7te: Die Aemter, Städte und Gerichtsbarkeiten sollen ohne Aufschub und in dem kürzesten Zeitraum ihre Anschlagssumme auf die vormaligen Adlichen, Geistlichen, klösterlichen Gemeinden beiderlei Geschlechts und die reichen Bürger des Landes vertheilen. Die Verwaltung zu Bonn verkündete und theilte der Geistlichkeit diesen Beschluß mit, und zugleich bestimmte sie mit Hindansetzung dieser gesetzlichen Vorschrift in dem 2. Absatze ihrer Verordnung vom 24. Schneemonate: daß sie mit drey Fünftentheilen in dem Kriegsbeitrage ihres Bezirkes angeschlagen und belegt seyn solle, und in dem 4ten Absatze überließ die Verwaltung ihr die Untervertheilung. Die Verwaltung nahm sich hier willkührig die Freiheit heraus, die Geistlichkeit ohne alles Verhältniß in einen besonderen Anschlag zu nehmen, welcher einen Fünftentheil die Hälfte des Ganzen überstieg. Sie behauptete hingegen, daß der Geistliche, wie der reiche Bürger des Landes von den Aemtern, Städten und Gerichtsbarkeiten die Bestimmung zu empfangen habe, wie hoch der Anschlag seiner Besitzungen sich ertrage. Mit allem Nachdrucke drang sie auf den Vollzug der gesätzlichen Eintheilung. Sie zeigte, daß diese vor allen andern Verordnungen den Vorzug behalte. Der Schluß der Volksrepräsentanten blieb unverändert in seiner Kraft stehen. In dieser Lage hat die Geistlichkeit keine Saumseligkeit in der Zahlung begangen; weil die gesätzliche Eintheilung noch nicht geschehen ist; und ihr läßt sich keine Saumseligkeit in der Eintheilung aufmessen, weil ihr solche durch das Gesätz nicht aufgetragen, weil solche wegen Abgang des dazu nöthigen Maßstabes ihr durchaus unmöglich war, wie durch den Druck der mit der Verwaltung gewechselten Schriften bis zur Ueberzeugung dargethan werden wird. Und nichts desto weniger soll sie mit Exekuzion eine Schuld büßen, wovon sie das franz. Gesätz und die Unmöglichkeit freyspricht.

Der Ausschuß des allgemeinen Wohls hat in dem 2ten Artikel seines Schlusses vom 22. Regenmonate ausdrücklich verordnet: daß die Zahlung der Kriegsbeiträge anders nicht mehr als durch gerichtliche Wege eingetrieben werden solle. Man nehme nur das angezogene französ. Ge-

säz vom 2. Schneemonate in die Hand, und dann will die Geistlichkeit es der Beurtheilung der französ. Nazion, ihrer Stellvertreter, des deutschen Vaterlandes, und eines jeden biedern Richters überlaßen, ob in gerichtlichen Wegen wider sie die Exekuzion statt haben kann, oder ob dieselbe nicht als willkührige Eigenmacht anzusehen ist, welche dem Gesätze Gewalt anthuet, Troz biethet, und dieselbe durch den Weg der That verdrängt.

Seye auch die Sache wirklich zur Exekuzion geeignet, wie sie es nicht ist, so würde dennoch die Richtung, die man ihr gegeben hat, eben so gesätzwidrig und nichtig seyn. Der Schluß der Volksrepräsentanten zu Aachen vom 24. Windmonat hat im 5ten Artikel die Exekuzion auf das Vermögen der geistlichen Versammlungen beschränkt. Umgekehrt und grade gegen diese Vorschrift will hingegen die Verwaltung das Privateigenthum der Exekuzion unterwerfen. Die Privatgeistlichen sind für ihre Personen keinen Kriegsbeitrag schuldig: und würde es nicht selbst wider alle Menschlichkeit anlaufen, Ihnen für eine fremde Schuld, für die Schuld der Versammlung den letzten Rest ihres Vermögens entreissen, nachdem man ihnen meistens die Einkünsten ihrer Pfründen genommen hat? So hart, so gefühllos wird nie die gutmüthige französ. Nazion, gegen Menschen, gegen Mitbürger seyn, welche der Stimme des Gesätzes sich strenge zu fügen bereit erklärten!!!

Kühn auf die gute und gerechte Sache, gestützt auf die französ. Gesätze, welche allen gleichen Schutz, gegen Willkühr und Unterdrückung, gleiches Gehör, gleiche Gerechtigkeit gewähren, protestirt die kölnische Geistlichkeit öffentlich vor den Augen der französ. Nazion und des deutschen Vaterlandes gegen die Unternehmung der Exekuzion, und sie hält sich annoch besonders gegen jedweden, welcher sich an ihrem Eigenthum vergreifen, daran eine widerrechtliche Gewalt sich erlauben, oder an diesem Eingriffe, auf welche Art es sey, Antheil nehmen wird, ihre Entschädigung, und alle Rechtsmittel bevor.

Aus Auftrag

KLEIN,

Deputatus & Secretarius Cleri Colon. in- & extranei.

Nr. 5.

Bittschrift an die kölner Municipalität.

Euer Beschluß in Belang der auf höhere Weisung befohlenen Wegschaffung der Adelsinsignien und der das Lehnsystem betreffenden Denkmäler war mit einer preiswürdigen Mäßigung im Ausdrucke abgefaßt. Er karakterisirte ganz Euer Gefühl für die Ehrenrettung unserer Vaterstadt und für das Bedürfniß noch in ihr (das Gesetz unbescholten) alles erhalten zu wünschen, was nach den, durch diesen Krieg schon erlittenen unersetzlichen Verlüsten ihrer vormaligen ersten Ornamente, ihrer vortrefflichen Kupferstich-, Münz und Bücherschätze, ihres unvergeßlichen in seiner Art einzigen Denkmals von der Hand unseres Rubens, ihrer Kunst-

werke in jeder Gattung Metall, ihrer so mannigfaltigen Geschichts- und Alterthumsurkunden — Zufall und Schicksal uns noch übrig ließ.

Für diese Ueberreste unseres Kunst- und historischen Vermögens aber, da sie in so kurzer Frist unter die Sichel fallen, und da, wie es heißt, erst nach der Abreissung der Theile vom Ganzen, die Wahl der darunter zu erhaltenden Stücke bestimmt werden soll, zittern wir, daß, wie es leicht möglich wär, durch zu frühen Eifer, oder durch Uebereilung und Unterrichtsmangel der Arbeiter (für welchen Fall wohl jeder kompetente Kritiker hier eine Stimme haben müßte) vielleicht manche Kostbare Theile davon in ihrem Zusammenhange zernichtet werden könnten, deren Erhaltung wir doch uns und der Nachwelt schuldig; die manchem dadurch hergelockten Fremden wichtig sind und die selbst der Republick, deren Theil wir ausmachen, als heiliges unverletzliches Denkmal ihrer Siege um ihres Besitzes gelten müssen, und deren Verlust ewig wäre.

Wie bedauren schon jetzt nicht viele Denker die Zerstörung mancher Kunst- und Prachtstücke selbst in der Hauptstadt, welche der Enthusiasmus im ersten Schreckensystem zernichten zu müssen glaubte!

Wie glänzender würde die Republick sich ihrer Eroberungen über die ehemalige Hauptstadt der Welt gefreuet haben, wenn sie daselbst noch die Tempel der Götter, Rennbahn und Capitol und colosseum im vollkommenen Zustande angetroffen, und durch alle die noch gestandenen Triumphbogen der Cäsarn ihre unwiderstehliche Legionen zu neuen Weltsiegen geführt hätten!

Aber nur einst Gothen und Vandalen, nur übereilter Sturm der Meinungen, nur Zeiten der Finsterniß der Wissenschaften und Menschheit mußten es seyn, durch welche die ersten Monumente der Erde zertrümmert werden konnten. Wie küßte man nicht späterhin die wider tief ausgegrabenen Bruchstücke davon auf und in welchen Triumphe führt nun deren bedeutendsten überreste, als die vornehmsten Spolien ihrer Eroberungen die allsiegende Nation in die neue Hauptstadt der Welt ein.

Freilich hat das Gesetz wie Krieg und Noth eiserne Hände; aber man weiß auch, wie billig die Republikanische Gesetzgebung für die Menschheit der Vor- und Nachwelt sey, welchen Abscheu sie für den Vorwurf einer durch falsche oder zu strenge Auslegung ihr aufgebürdeten Barbarey äußere, wie behutsam die, mit der Lage und den Verhältnissen jedes besondern Orts unbekannten Verfasser oder Überlieferer dieser Beschlüsse es der Vernunft und Kritick der Vorsteher nur überließen über jeden Werth der gerügten Gegenstände, gewiß Voraus im ganzen, dann erst im besondern zu richten, und wie sie den Zweck des Gesetzes für erfüllt hielt, wenn der gerettete Gegenstand für den politischen gemeingeist des Volkes unschädlich bleibt. Man weiß endlich, um schon individuelle Beispiele aufzulegen, wie begierig Repräsentanten und Gelehrte der Nation verschiedene Denkmäler unserer weltberühmten Domkirche, als: den äußern portalbau und die ganze architektur überhaupt, innwendig die antiken kostbaren Fenster, dergleichen Europa nur wenige aufweisen kann, angeschaut, gerühmt und den Wunsch ihrer Erhaltung geäussert haben.

Bey Euch steht es also, Bürger, den Dank der Welt und Nachwelt zu verdienen, wenn ihr in diesem Geschäfte mit solcher Weltweisheit zu Werke geht, die weder auf einer Seite dem Zwecke des Gesetzes, noch auf

der anderen den Forderungen der Kunst und der Wissenschaft, dem Verlangen der Gesetzgeber selbst der Sehnsucht der Nachwelt und der Nothwendigkeit unseres sparsamen Ueberrestes in dergleichen Schätze wehe thut.

In dieser Absicht nehmen wir unterzeichnete und mit uns noch viele ungenannte, theils Kenner theils Schätzer der Künste, Alterthümer und Geschichte in unseren und selbst der kommenden Geschlechter Namen, uns die Freiheit euch hier zum Voraus ein Kleines Verzeichniß einiger an ihren Plätzen zu schonenden oder einzel vor verstümmlung vorsichtig zu bewahrenden Gegenstände einzusenden *).

Briefe, Gedichte u. s. w. von Wallraf.

Nr. 6.

Chrysostomus, auf den 27. Januar 1776.

Wer spannt die Flügel meines Gesangs empor?
Erhaben über Welten erblick' ich ihn,
Den ich besingen soll; dort jauchzen
Engel heut seinem Triumph entgegen;

Und ich unheiliger Sänger, noch ungeübt
Der Harfe, wag' es, Liebling des Ewigen,
Dich lobzusingen! — O, wer bin ich,
Wenn nicht ein Engel in mich herabsteigt,

Mich mit den Schwingen himmlischer Geisteskraft
Durch deines Ruhmes weite Gefilde trägt,
Daß die Peane deines Sieges
Auch der erstaunenden Erde schallen,

Daß dem verwöhnten Ohre des Erdensohns
Auch einst das Lob des Heiligen Wollust sey,
Und mein Gesang sich tönend mit dem
Feiergesange der Engel mische?

Als einst der Welten Vater den großen Plan
Zu seinem Kirchenhimmel auf Erden schuf,
Und die Gestirne erster Größe
Jegliches in seine Sphäre reihte;

Da löste schon die himmlische Weisheit sich
Den Stralengürtel, goß auf die Sonnenbahn
Auch diesen Morgenstern, und freu'te
Bald sich der Zeit seines Aufgangs, pflanzte

In sein durchdringend Auge den Flammenblick,
Und Glut in seine goldene Lefze, sanft
Erwärmend auf fruchtbarem Boden;
Aber zerstörend auf Felsen-Herzen.

Und sie bewahrte zärtlich den Busensohn,
Tränkt' ihn so lange schlummernd mit Feuermilch,
Bis, wo der Gottesglaube nun ins
Dunkel zurückfiel, sie ihn hervorließ.

---

*) Es unterzeichneten: Wallraf, Gebrüder Hardy, Hüpsch, Alfter, Bildhauer Unhoven, Maler Hoffmann und la Porterie.

Er kam, da schielt Wollust und Neid auf ihn
Mit Eulenaugen — schaudert, Unmächtige,
Verkriecht euch vor der Blendung, daß der
Blitz des Erwachenden euch nicht treffe! —

Der wie ein Riese dort über Wolken her
Den Schritt beginnt, ist Cherub Krysostomus.
Es ist die Bruderseele Johanns
Oder Eliens in Menschenhülle: —

Itzt aber hob die Religion ihr Haupt
Zum Glanze wieder — Er nahm im Brautschmuck sie
In seinen Arm, verfochte vor dem
Throne die Rechte der Neu Vermählten

Auch mit dem Flammenschwerdte, ließ Spötterwuth
Vereinigt mit der Hyder Eudoxia
Vergebens Geifer speien; Heuchlend
Mogten's die Ungeheuer wieder schlucken,

Ihm dann den Wollustsprudelnden Honigkelch
Auf goldner Schüssel, stolzen Vertrauens voll
Auf seine Nachsicht, reichen — standhaft
Ueber die Fluten des Lastermeeres

Fuhr seiner Zunge göttlicher Feuersturm,
Brach nicht am Felsen trutzenden Menschengrimms;
Verschlang sich nicht, ob Zephirhauche
Säuselnder Schmeichler ihn schon umwallten.

Da sah der Geist des Heidenapostels auf
Den Glaubenseifrer segnenden Blicks herab;
Und Cicero's und Cato's Manen
Staunten den Redner und Sittenrichter

Des neuen Roms, wo Thorheit und Eigennutz
Noch größ're Schatten, als dort im alten, warf;
Wo nun Eudoxiens Idol selbst
Unweit der heiligen Tempelschwelle

Für Gottesspott und Aergerniß Freystatt gab.
Mit welchem Auge sah er das Lasterspiel,
Flucht' er den geilen Feyertänzen,
Blitzt' er herab auf die Glaubensschänder!

Empor flog die beleidigte Furie;
Itzt riß sie racheschäumend und Hohn im Blick
Ihm aus den Armen die Geliebte,
Bannte den Hirten von seiner Heerde.

Da brach Dir's Herz, o Religion, da fielst
Du um den Hals des Scheidenden, drücktest ihm
Noch einen Seelenkuß erblassend
Auf seine seufzende Vaterlippe.

O! sprach er: nimmer werd' ich Dich wiedersehn
Geliebte, schmachten unter der Ferse der
Bosheit, ach! wirst Du — aber Beyde
Glänzender kann uns mein Tod erheben:

So schied nun Bizanzs Genius, baute sich
Sein Heiligthum im Schatten des Oelbaums hin —
Und ein unaufhaltbarer Strudel
Wälzte die Kayserstadt ins Verderben.

Wer nun Dich retten? — ruf' den Vertriebenen —
O — daß er eile, — Nein — Du verdienst ihn nicht.
Tod wirst Du Deinen Retter sehen und
Strafe des Himmels des Todten Rächer. —

Wie stimm' ich nun, o Muse, die Harfe mir
Zur Todesklage — oder zum Siegetön?
Ist's der Verwiesne, dessen Leiche
Man in ehrwürdigem Pomp zurückbringt?

Er ist's — das Knirschen seiner Verfolger stockt
In frommen Schauer, löst sich in Seegensruf;
Und büßend strömt fürs Elternlaster
Ueber sein Grab Theodosens Thräne, —

Laß mich Dich fassen, Thräne des Mächtigen
Aufs Grab zertretener Frömmigkeit hingeweint,
Der Wahrheit ewigs Opfer! stärker
Sprichst Du sein Lob als des Dichters Harfe.

Nr. 7.

Wallraf an den Bischof Berdolet.

Cologne, le 11 Vendémiaire an XI.

Monsieur l'Evêque!

Le sort de ma ville natale m'afflige tant, que je dois l'accuser parmi les causes, qui ébranlent ma santé et qui m'ont jetté au lit pendant une huitaine de jours. Puisque je le rumine toujours: permettez, que je rompe mon silence et que je prens la liberté *(quoique en secret entre nous pour un ou autre article)* de me debonder en quelques observations, en égard des quelles Votre coeur paternel ne pourra pas rester insensible.

Cologne, malheureuse aussi par l'abolition de ses chapitres, monastères, paroisses, leur fondations et leur ornaments, dont les domaines s'emparent presque indistinctement — inondée présentement de tant d'individus, qui, exilés sans aucun moyen de vivre, viennent à charges de les parents et amis, et plus encore — par des prêtres particuliers, sous déservants bénéficiers temporairs ou chanteurs des églises, aux quels on a refusé de les inscrire pour le droit de pension — malheureuse en outre, par la translocation des tribunaux et à ce qu'on dit, de l'école centrale — que deviendra-t-elle! hélas! Cologne l'antique, la grande, la respectable, la sainte, par son Université, sa magistrature de forme romaine, sa liberté parfaite et la fleur de son commerce, par les fondations de nos ancêtres, par tant d'institutions publiques va d'être ensevelie et oublie dans ses ruines!

Parmi ces maux je vois, Monsieur l'Evêque! que les travaux de notre commission, en égard des relations avec la mairie et les domaines sont sans energie, qu'une confusion désolante commence à règner, lorsque on veut fermer de par la regie les anciennes paroissiales sans avoir des autres. Je vois, que le choix des curés, tel qu'on le croit, ne sera tout à fait au gré des paroissiens respectifs, que même de parmis les paroisses de la dernière dénomination, s'élève un grand murmure à cause de l'extinction de l'église de S. Vierge au Kupfergasse — que par la

même une animosité entre plusieurs accapareurs ou prétendans de la statue sacrée de la S. Vierge, dont le culte y est célèbre et lucratif, devient un peu intrigante et mal placée — que au lieu de la Kupfergasse la substitution de S. André, église presque jamais fréquentée, située dans une espèce d'un cul de sac, tout prochée et au milieu entre la cathédrale et celle des Ex-Jésuites, mais soutenue contre mon premier plan, par les suffrages prépondérantes de son doyen *Marx* et le doyen *DuMont* — est déstituée de motifs et qu'elle embrouille les limites des paroisses avoisinées, autrement si arrondées et simples — dont j'ai fait la démonstration à Mr. Schäfer etc. etc.

Je Vous prie, Monsieur l'Evêque, de réfléchir, comme il est nécessaire, que Votre fermeté s'y mêle, il était à souhaiter, que Vous comparaissiez bientôt parmis nous. Votre présence sauverait 1mo beaucoup d'effets des églises, de monumens, de banc chairs d'autels, ballustrades et pavé de marbre, dont j'ai fait déjà la translocation idéale, pour orner désormais les nouvelles paroisses de sort, qu'elle deviendraient plus magnifiques et édifiantes et même plus propres pour exciter la dévotion et arrêter aussi la curiosité de l'étranger, qui n'a ni presque plus rien à voir, les objets susdits vont sans celà être détruits et dissipés, dont amis et ennemis déjà s'occupent, comme par exemple, même dans la cathédrale, quelques tombeaux des Electeurs Archévêques sont déjà dégarnis de ses statues de bronze. C'était pourquoi je souhaiterais d'être nommé par Vous ou par le préfet, directeur autorisé pour l'arrangement architectonique dans l'intérieur des églises de la nouvelle création, partie dont on me connaît assez intelligent.

2do il Vous sérait plus facile (soit dit sans présomption) d'entrer en délibération pour le choix ou la confirmation de quelques individus les plus dignes et propres aux paroisses respectives — dont, s'il m'est permis, je m'aviserai un jour, de Vous parler de l'une ou l'autre personne respectable et méritée, mais sans préoccuper Votre choix.

3tio — quant à l'église de la Kupfergasse, on dit qu'il Vous sera bientôt présentée une grande réclamation souscrite d'une nombreuse liste de premiers bourgeois, réclamation basée sur ce, que cette église est absolument nécessaire d'être conservée à cause de sa beauté et nouveauté, à cause de la fréquentation journalière d'une foule des pieux, à cause de la copie y existant de la Sainte maison de Nazaréth, qui ne pourrait être transférée, même, quand la sainte statue changerait de place, à cause, que toutes les rues et maisons environs de l'église en tirent ses ressources d'exister. Justement le combat susdit pour la statue, Vous donnerait, Monsieur l'Evêque! l'occasion de Vous remporter dans cette affaire, en prononçant fermement, que considérant 1mo la réclamation presque universelle et enthousiasmée pour la conservation de l'église de Kupfergasse et la chapelle y existante avec la statue sacrée de la S. Vierge, considérant 2do que

l'émulation et la cupidité entre plusieurs églises de s'emparer de cette statue pourrait avoir des suites inédifiantes et troubler l'harmonie parmis les *enfans de lumière, qui devraient être plus sages, que la génération de ce siècle.* Considérant 3tio que cette église est située justement au milieu de distance entre les Ss. Apôtres et les Mineuses et tout à fait à choisir pour la commodité de plusieurs rues, qui l'environnent. 4to qu'elle se puisse mieux soutenir que toute autre succursale par des offrandes, même de l'étranger. 5to, que la situation de S. André si proche entre deux églises ne se trouve assez motivée et qu'elle sera demande pour église des casernes y contigues. — Vous revenez au Votre prémier plan, de laisser l'église de la Kupfergasse pour succursale, et de Vous réserver d'attribuer à elle les limites respectifs (dont j'aurai alors l'honneur de Vous tracer le plan).

J'ai encore, Monseigneur, à Vous exposer, que la désolation des individus du clergé craintif, de ne jamais recevoir même sa misérable pension de 500 francs n'est presque à adoucir de plus ils sont craintifs de se voir tout à fait défendus à dire la messe — ils sont vexés déjà par la police minutieuse et inhumaine, qui leur à défendu de porter des soutanes, sous lesquelles le pauvre malheureux, qui n'a pas encore reçu un liard, et dont plusieurs n'ont qu'un habit donné par une main charitable, peut cacher ses vieux habillemens. La même police l'a défendu aussi formellement aux séminaristes — peut-être, elle s'avisera même, Monseigneur, quand Vous paraissez un jour ici, de Vous montrer dans Votre costume épiscopale, à cause de nos 3 ad 400 protestans, qui la rendent si scrupuleuse.

Le convent des mineurs ici choisi et si propre et si commode à recevoir des individus sexagineuses exilés de convents est déjà vendu et va d'être plus endommagé de jour en jour — tant d'exilés le trouvent sans toit et vivent sans aisance, on pourrait y rémédier — ce gens même y servirait pour déservans. Pourquoi priver la ville et ces individus de cette commodité?

Mais, Monseigneur, il faut finir les Jérémiades. Je Vous prie donc de premier au coeur la malheureuse situation de notre ville, de la religion, ici autrefois dominante, et de tant des individues, qui ne vivaient, que de l'autel. S'il est possible, tracez, Monseigneur! quelques traits de cette image funeste au préfet nouvellement arrivé dont on dit ici beaucoup de bien rémèdies en tant, que Vous sera possible, les suites encore plus ménaçantes — toute l'espérance de Vos brébis est fixée sur Vos soins paternelles, que Vous les mènerez bientôt à un meilleur pâturage.

Que le bon Dieu conserve Vos jours précieux!

J'ai l'honneur de Vous saluer et d'être avec la plus profonde vénération

le Vôtre.

Fr. Wallraf.

Nr. 8.

Ueber das Gebäude der großen Pfarrkirche zu Neuß, deren vorzunehmende Veränderung und das Project eines daselbst aufzurichtenden neuen hohen Altares. 1804.

Die große Haupt-Pfarrkirche des h. Quirin in der Stadt Neuß ist ein ehrwürdiges Gebäude des 13. Jahrhunderts. Im Jahre 1212 ward dazu der erste Stein gelegt. Ihr Baustyl ist also noch der vorgothische jener Zeit, welcher von innen und insonders von außen sich mit vielen reichen kleinen Säulchen und darüber liegenden runden Bögen charakterisirt, deren Scheitel endlich mehr Spitzen (Sattelbögen) wurden, worauf dann bald jener sogenannte gothische, eigentlich nordische, deutsche Baustyl entstand, welcher fast am Ende des 13. Jahrhunderts in Gang kam und hier zu Lande fast bis 1600 dauerte, indeß in Italien und mehreren Ländern schon die reinere Baukunst getrieben wurde. Er verräth sich noch itzt durch die in Felsstein aufgehäuften großen und kleinen ins Verhältniß gebrachten Pyramidalmassen, die immer spitzer zulaufenden Bogenscheiteln und dergleichen hohe Rippenwölbungen, welche auf überlangen, schmächtigen Säulen ruhen und darüber wie Baumäste aus ihren Stämmen entspringen; am gemeinsten aber verräth er sich durch die in den oberen Rundungen auf eben jene Art durchschlungenen hohen Fensterbögen mit den vielfarbigen Glasgemälden, von welcher Bauart der prächtige, obwohl unausgebaute Dom in Köln fast in ganz Europa das vollkommenste, swelteste Muster ist.

In der Kirche zu Neuß, insonders in der himmelansteigenden Kuppel derselben, fangen die vier übermäßig hohen Bögen kaum erst an, sich an ihren Scheiteln etwas sattelförmig zu spitzen. Die viereckige Oeffnung der Kuppel selbst ist etwas eng. Ueber jenen Bögen liegt ein schmales Gesims, welches über eine Art ungleicher Tragköpfe von nachlässigen Distanzen und von ungleicher Form herumläuft, über welchem die kühne Kuppel erst mit vier geraden Mauern heransteigt und sich aus einem viereckigen Raume durch abgestumpfte Strebebögen zu einer achteckigen Oeffnung bildet, worüber Platz zu einer Galerie ist, welche vor den dort angebrachten Fenstern zur Zierde und Sicherheit hinzusetzen wäre und eine vortreffliche Wirkung machen würde. Der hohe runde Kuppelhut schließt sich hierüber künstlich und kühn zu einem runden offenen Nabel. Die Höhe des Kuppeldomes beträgt vom Boden bis zum Nabel 124 Fuß. Die vier schmalen Winkelsäulen bis zu ihren Capitälen, worauf die ersten Strebungen der abgestumpften Bögen ruhen, gleich 70 Fuß. Die Breite der Oeffnung jedes der vier großen Bögen des Chores, welche die Kuppel tragen, von Säule zu Säule beträgt auf dem Boden 26 Fuß.

Der alte unbekannte Baumeister hat nach dem damals gewöhnlichen und immer noch richtigen Charakter in den drei Rundungen der Bögen, welche die Kuppel tragen, seinen Hauptgedanken und für Aug' und Herz das Bedeutendste und Ergreifendste des Gebäudes gesetzt. Eben die hinterste Nische des Chores mit den drei Fenstern gegen Morgen und der da vorherlaufenden Galerie, welche diese Fenster in Bögen mit freistehen-

den Säulchen einschließt (deßgleichen auch die zwei Nebennischen zeigen), ist ein vortrefflicher Augenpunkt für jeden Hereintretenden. Diesen Punkt hat der Baumeister gewiß nicht versteckt und verrückt haben wollen. Die ganze Kirche erhält dadurch ihren erhabenen, kühnen, bedeutungsvollen, dennoch lichten, munteren Charakter: indem diese drei Nischen oder Muscheln das Heiligthum umringen und den einzigen Platz zum Altare, unter dem Nabel der Kuppel, als einen geheiligten Thron des Lichtes, worin die Gottheit wohnt, bestimmen.

Dieser Charakter der großen Ansicht von Chor, Kuppel und Kirche war aber durch den am unglücklichsten Orte dermalen noch stehenden unförmlichen Hochaltar, welcher etwa ums Jahr 1640 erbaut worden sein mag, dann durch die völlige Schließung der großen Seitenbögen, Nischen und Fenster durch hohe hölzerne Mauern, Chorstühle, Sacristieen u. s. w. mit Verlust der schönsten Wirkungen eingeengt, verbaut, verdunkelt, verdorben. Bei der itzt ohnehin nothwendig gewordenen Vergrößerung und Veränderung der Kirche, wo zugleich auf einen schicklichen Raum für die Civil- und Militär-Autoritäten mit Schonung des Ganzen Rücksicht genommen werden muß, verdient und fordert es den Entschluß, dem Gebäude das Ursprüngliche seiner Form und seines Styles wiederzugeben.

Es war hier nicht so leicht, dieses Postulat gehörig zu erfüllen; das neu Darzustellende dürfte nicht den seither in der Erneuerung dergleichen Gebäude so gewöhnlichen Fehler zeigen: in eine solche Kirche vom 13. Jahrhundert ein so voll von Unverwandtem, Fremdem, Schlechtmodischem, selbst von purem griechischen oder römischen Style wie einen Papierlappen hineinzuflicken. Wegen der Generation nach uns, welche durch den in ihre Erziehung nun zu legenden Geist und ihr beim auflebenden Studium antiker Kunst sich verfeinerndes Gefühl des Schönen delicater und fordernder wird, müssen wir sehr auf der Hut sein, mit einem Werke unseres Andenkens keine Unehre einzulegen.

In dieser schönen Kirche läßt sich der Geist des Gebäudes und die Idee des Meisters durch die mögliche Verähnlichung mit der St.-Peters-Kuppel in Rom herstellen. Das Ganze kann dadurch ohne übertriebenen Aufwand mit Beobachtung des großen Einfachen zu einer bewunderungswürdigen Wirkung erhoben werden. Der hier nothwendig zu errichtende neue hohe Altar muß sich dem Geiste des ganzen Gebäudes und der Idee des ersten Baumeisters einweben. In allen neuesten und besseren Gebäuden dieser Art sind Altar und Gebäude als ein einziges, zugleich entstandenes Werk desselbigen Styles anzusehen, worin sowohl im Wesentlichen als Außerwesentlichen keine Formen oder Style entfernter Zeiten vermischt sind.

Unnachlässig muß hier der Platz des Altares gerade unter der Kuppel bestimmt bleiben und seine Form dem weitesten, tiefsten Gesichtspunkte des ganzen Gebäudes unhinderlich sein. Er könnte ein platter Tisch bleiben; aber die Verzierung der Kuppel forderte dann zu viel, wenn nicht Alles gar ärmlich aussehen und für die Wirkung so viel als nichts geschehen sein sollte.

Schön ist es, solch einem Werke die Bedeutung eines Monumentes zu geben, und hierfür nach Ort und Zeit schickte sich am besten ein symbolisches Denkmal des Concordates.

Ein simpler hoher Obelisk würde dem Orte und dem Geiste des Gebäudes nicht unpassend sein. Aber er würde durch seine untere Masse und Undurchsichtbarkeit schon zu viel und Alles zu nahe begränzen und dem Volke selbst unbedeutend und mißfällig werden. Daher entstand folgender Gedanke: Auf drei marmornen Stufen erhaben sei der Grund des neuen Altares ein abgeschnittenes reguläres Viereck; in jeder Quere des Vierecks steht ein längliches Fußgestell, welches auf einem dergleichen Sockel zwei im vorgothischen Geschmacke gezeichnete, etwas hohe Säulen trägt. Diese acht Säulen tragen eine nach dem Styl und Schnitt der dortigen größeren Gewölbebögen auf allen vier Seiten ausgeschnittene Deckwölbung; über jedem solchen Bogenschnitte ist über einem schmalen Gesimse ein dergleichen Fronton angebracht, worüber acht liegende Bilder erscheinen, welche die bekannten acht Seligkeiten in symbolischen Figuren darstellen; dann erscheinen entweder über den Sockeln oder oben auf den Eck-Abschnitten der Decke zwischen den Frontons die in Thier-Figuren entworfenen vier Evangelisten. Höher zur Mitte entsteigen vier flammende Leuchter. In der Mitte selbst erhebt sich nun auf einem runden Fußgestelle ein hoher, in die Kuppel reichender Obelisk, worüber eine Taube schwebt, welche den Oelzweig in dem Munde trägt. Den Obelisk umfaßt ein Riemen, worauf man die abgetheilten Worte lies't: Deo — pro pace — pro fide — civitas Novesiensis. Gegen den abgeschnittenen Seiten des Altares stehen wider den Säulen der Kirchenkuppel auf hervorstehenden Pilastern und Knöpfen die vier Haupttugenden in ziemlich großen, etwas kolossalen Statuen und umschließen hier gleichsam den Thron Gottes an den Hauptecken desselben. Unter diesen Bildern werden Lapidar-Inschriften angebracht, welche die Idee des Altares und der Veränderungen in der Kirche verdeutlichen. Mitten unter der gothischen Himmeldecke steht der Altartisch in sehr einfacher Anlage; ein Kreuz und sechs hohe vergoldete Leuchter mit großen Kerzen sind sein ganzer Zierath. Der Fuß des Kreuzes ist eine antike Ara, wie jene ehemals zu Delphi; sie enthält zugleich das Tabernakel. Auf den Eckgestellen der Balustrade an der Treppen-Galerie vor dem Altare sind die Kirchenlampen angebracht. Wenn es sonst auf feierliche Beleuchtung für Festtage ankäme, diese könnte nun nach einem schönen Plane mit sehr leichten Mitteln veranstaltet werden, ohne überhäuft und unförmlich zu scheinen.

Die schön erhaltenen Platten, Treppen und Bänke von Marmor und mehrere Hülfsmittel tragen viel dazu bei, das Werk mit wesentlicher Zierde zu bereichern; dennoch das Bedeutungsvolle des Ganzen, das nun herausgehobene ursprüngliche Majestätische des Gebäudes selbst ist es, was diese Kirche nach ihrer Veränderung zu einer der ansehnlichsten machen und der Stadt Neuß selbst manchen begierigen Zuschauer aus der Fremde hinlocken wird, insonders wenn Zeit und Lage sie einst zu dem erschaffen, was sie werden kann und was sie auch alsdann in Geschmack und Kunstprodukten werden muß.

Von dem zweiten vor dem Eingange zur jetzigen Chortreppe liegenden offenen Bogenpfeiler an theile man den ganzen Platz des Chores in vier Räume und eben so viele hinter einander verhältnißmäßig aufsteigende Galerieen (Balustraden und Tribünen). a) Die unterste Galerie steht nur mit einer einfachen Staffel-Erhöhung auf dem platten unteren

Kirchenboden; sie läuft dort beiderseits vor den zwei Altären der Nebengänge fort und formirt die große und für jedes Alter zugängliche gemächliche Communionbank.

b) Der zweite Raum erhebt sich am nächsten Vorpfeiler des Chores, fast in der Mitte der Linie des jetzigen Pfarr-Altares, zu einer etwa 3½ Fuß hohen Tribüne, wozu zwischen der etwa zu 10 bis 12 Fuß durchbrochenen Mauer sieben Stufen mit einer Seiten-Balustrade heraufführen, welche beiderseits auf der erhöhten Mauer einen mit derselben Galerie umgebenen Balcon tragen, worauf jederseits zwischen dem geschlossenen Bogen an der platten Mauer ein sehr einfacher, in der ganzen Kirche sichtbarer Neben-Altar erscheint; er bekommt nur ein Standbild in seiner Nische. Dieser zweite Raum enthält nun außer den zu den besagten Neben-Altären bestimmten beiderseitigen Balcons das Vestibül und den ganzen Boden zwischen den vier Hauptpfeilern des Chores unter der Kuppel. Mitten in diesem Raume erhebt sich der Haupt-Altar, worüber ein offener, auf acht isolirten, in die Quere gesetzten Säulen ruhender Himmel dem Geiste des ganzen Gebäudes entsprechen wird, dessen Beschreibung und Deutung unten folgt.

c) Hinter dem Haupt-Altare und dessen Tribüne steigt man auf etwa drei Stufen zur dritten Tribüne; ihr Raum ist auch zu den neben den Säulenstühlen des Altares sichtbaren Enden mit einer Mauer-Galerie und Balustrade eingefaßt. Diese Balustrade ragt also nach berechnetem Verhältnisse der Höhe und Distanz über die zwei unteren Galerieen empor. Auf dieser Tribüne sind beiderseits an den Wänden die Chorstühle der Priester und Sänger angebracht. Sie wird in der Tiefe bis zur vierten Tribüne etwa 15 Fuß enthalten. Ein wenig vor ihrem Ende erhebt sich ein ansehnliches, aber einfaches Fußgestell, von etwa 8 bis 10 Fuß Höhe, worüber die Statue der zum Himmel fahrenden heiligen Maria erscheint und in der Weite sich durch die offenen Altarsäulen präsentirt. In diesem Fußgestelle selbst ist eine kleine Orgel verborgen. An den Enden dieses Fußgestelles ragt höher als alle vorigen d) die letzte Tribüne; sie begränzt die Hinsicht und den Raum der mit Säulen vor den unteren Kirchenfenstern gezierten letzten großen Muschel. Dieser Raum bis zu den Fenstern dient nun zum Standplatze der Musik (Orchester), welche sich dann der Orgel im Piedestal bedient.

Die oberen Fenster in den drei die Kuppel umziehenden Muscheln oder Nischen müssen auf ihren durchlaufenden Säulen-Galerieen nur mit Balustraden desselbigen Contours wie jene der Tribüne eingefaßt werden; es brauchen aber nur halb durchgeschnittene Docken zu sein. Die zwei Nebennischen zu Seiten des Kuppelraumes bestimmen nach ihrer Eröffnung sich nun zu den Plätzen für die Civil- und Militär-Autoritäten. Sie wären (wenn man will) auch durch Seiten-Galerieen abzuschließen, obwohl bei geschlossenen Bänken es auch nicht nöthig ist. In den Ründen dieser Nischen, unter und längs den Fensterbögen an den Wänden daselbst, könnten nun die ehemaligen Chorstühle der Chanonissen und Knünchen angebracht werden, zu welchen Plätzen dann eine von außen angebaute Treppe und ein durch die alten Sacristieen geleiteter Eingang führte.

Wollte man nun dem ganzen Kirchen-Gebäude eine symbolische biblische Bedeutung geben, so verglichen sich die sieben Räume vom unteren Kirchenschiffe an bis zu den vier hinter einander aufsteigenden und den zwei Seiten-Tribünen für die Autoritäten mit den sieben Kirchen in der Apokalypse. Leicht wäre es, dieses durch ein paar passende Inschriften zu verdeutlichen.

Diese Eintheilungen der Kirche in jene verhältnißmäßig sich erhöhenden Räume und Tribünen geben nun ihr jenen erhabenen Charakter, jenes Bedeutungsvolle wieder, das sie in ihrer Anlage hatte und durch unschickliche Verbauungen verlor. Sie haben den Vortheil, alle Distanzpunkte zu verlängern, sie machen Alles einfacher und heiliger, sie stimmen Geistlichkeit und Volk mehr zur Beobachtung jenes Feierlichen, Erhabenen und Reinen, wodurch der öffentliche Cult sich auszeichnen und von allem unwürdigen Gemische des Gehäuften, Buntscheckigen oder Kindischen unterscheiden und entfernen muß.

Nr. 9.

Hymnus.

Salvete sacra pignora,
Quae Numinis clementia,
Ut innovati foederis,
Arcam reduxit Ubiis!

Vos gentium primordia,
Qui trina per Mysteria,
Regem fatendo gloriae,
Fonti litastis gratiae!

Qui solis ultra cardinem
Lucis tulistis Vindicem
Et torpidum caligine
Lustrastis ortum lumine.

Per orbis ambitum sui
Testes perennes Filii,
Perire Providentia
Non vestra sivit lipsana.

Haec vos ab ortu in Italas
Rhenique transmisit plagas,
Clarando testimoniis
Tanti triumphum funeris.

Quousque vos heic incolas
Avita fovit Civitas,
Almam, fidelem, prosperam
Servastis hanc Coloniam.

O, iam recepta ab hospitis,
Quo terror abscondit, focis,
Nil vestra turbet ultimo
Nunc ossa, quo cubent, loco.

Fidelis, alma prospera
Refloreat Colonia.
Sanctamque sumat gloriam
Vobis renasci Regiam.

Et quam beastis patriam,
Servet fides Rempublicam
Auctamque tot splendoribus,
Sanctis redonet civibus.

Ut triplici Mysterio
Quod obtulistis Filio,
Aeterna reddant saecula
Deo Triuni iubila.

Nr. 10.

Ad clarissimum virum I. MICH. DU-MONTIUM summo inter Vbios templo recenter datum pastorem maxime reverendum epistola poetica M. Gamandri aeditui sui. Sub exitum Decembris CIↃ.IↃCCCVI.

Sed tamen est operae pretium cognoscere, qualeis
Aedituos habeat Virtus.
Horat. Epist. I. — L. II. Vers. 229.

O vir Apostolici venerande Decane Senatus
Nunc merito nostrum Pastor adepte gregem!
2. Optime tu Doctor, Divinae legis amator!
Gemma patrum, terni luxque decusque chori!
Si licet, ut servi pietas tua pulpita tangat,
Blanditer aeditui verba capesce tui.

4. Ex quo de Pauli latebris in limina Petri
Translatus, celebri glorior officio:
Vrbanos didici custodes inter, Achillem
Quid deceat, quo se crure vel ore gerat.
6. Quo ludat motu sacrae iactator acerrae,
Qua geminet lychnos, qua levet arte scyphos.
Quis color altari seu quae campana diei
Conveniat, vel quo sidere flammet Hymen.
8. Cernes, quando sacris mystas altaribus apto,
Quantum sollicita dexteritate iuvem,
Ne stola dissimili dependeat ordine, ne quid
Lemniscus peccet, margine palla fluat. —
10. Tantus ego nitidi cultor quum totus in hoc sim:
Est decoris proprii cura suprema mihi.
Semper enim gracili difflat se Byssina nube,
Ante in denticulos evolitante plica.
12. Iamque diu, quod poscit honor, velamine pullo
Obtassem talos circumeunte tegi:
Ne male, quum tango centaurus mysticus aras,
Longipedem aspicias et sine puppe cygnum.

Verum alias, venerande Pater, tibi muneris huius
Iuverit illustres exposuisse notas. —

14. Quo nunc usque gero summi Custodis honorem;
Doctior hoc templi fama salutat opus.
16. Ecce peregrinis ex orbibus adfluit hospes
Intensa speculans haec monumenta face.
Quodque diu heic gelidae terris siluere Camoenae,
Totum prodigium est; et latuisse dolet.
Nunc operis molem et centum portata columnis
Tympana, nunc tecti florea rostra stupet.
18. Iam Nemesi incusat, quibus haud fuit, id caput artis
Grande tabernaclum contumulasse, pudor!
Iam, quod sacra fames, ignoto iure decori,
De Patrum tumulis aenea signa tulit;

20. Et-quod Conradus, templi sanctissimus auctor,
Proiectus mutilo cernitur esse pede!
Haec satis edidici, et nemo miracula templi
Gnavius aut veteres explicat historias. —
22. Ergo ubi sublimes circum longe erro per arcus
Describens nostrae sacra tropaea domus.

Primitus alta trium peto mausolaea Magorum
Thesaurosque, olim queis nituere, crepo,
24. Famosos onyches stellamque adamante coruscam,
Musivasque bases daedaleosque typos.
Quorum inculta loco nunc claudit cistula Reges,
Et prostant pictis crania nuda striis:
26. Donec primaevae, reparanda favore bonorum,
Proferat alma dies rudera fulva pyrae —

Dein Electorum discerno sepulcra potentum
Et fati exuvias, o Medicaea! tui.

28. Festine comites praeter tria duco sacella:
Ne penetrent sparsum luce vagante chaos.
Et iam conspicui lustramus viscera templi,
Quo super excelso fornice vitra micant.
30. Hem! quae maiestas se oculis mirantibus offert!
Non Deitas alio vellet ovare throno.
Splendet inoffenso variati marmoris astro
Grande pavimentum, quo levat ara gradus.
32. Ara superstrato quondam celeberrima saxo
Par cui non aliud margine, mole fuit.
Circum nuda peplo, pariis ornata anaglyptis,
Qua populo obversus Mysta supremus erat.
34. Nunc tumulata quadris antiqui schematis usum
Perdidit et nitidi pegmatis omen habet.
Heic septem basibus tollit Sapientia sedem;
Aurea stat medio mensula sacra Deo.
36. Aureus est limbus, sinus aureus, aurea summi
Curvatura throni stellaque fixa throno.

Haec loquor Attonitis, mea qui proludia laudant
Et reddunt lento iam sua sensa cribro:

38. Merx pretiosa quidem: scirent si ignoscere Musae
Misceri Gothico serta moderna stylo.
Albicomos etiam tornati marmoris orbes
Ferratosque vetant, crine tumente, trochos,
40. Et male iunctarum discordi glomere rerum
Corripiunt aevi posterioris opus. —
Cur delusus ego popularis imagine Pulcri,
Nunc videar nostris crassior auguribus?
42. Ergo etiam perstringo aras ad utramque columnam
Ista, artis genium ludificante, mitra.
Atque in marmoreas versum protendo figuras,
Sacra Patronorum quae simulacra ferunt —

44. Heic sistunt, formasque probant celtisque labores
Indignoque putant has habitare loco.
Sed gravitate styli sublimique arte coruscas
Vellent ante arae tollere utrimque focum.
46. Impostosque globos, culti non symbola sensus,
Prostrato Aligerum substituisse situ.

Haec audita placent, — sensim sic pectora Phoebus
Intrat et indocilem non sinit esse sui.

48. Grandia nunc Archi-mystarum Epitaphia Fratrum
Attingo, geminae molis et artis opus.
Circum Rubeni phrygiatos arte tapetes,
Queis rapuit furax integumenta manus.
50. Hoc ornasse procum tunc munere Furstenbergum
Priscorum fama est, amphitheatra Patrum.

Progredimur grandemque stupentes pneumates arcam
Sistimus in medio, quo data porta, sinu.

52. Heic locus est, ubi Musa sagax iam lumine verso
Respicit immensum non satiata chorum.
Nunc immota tholo, nunc longas mensa columnas,
Nunc vitra patriciis sardonichata tropis,
54. Subtusque extensos pilarum vimine Xystos
Aut chlamydatam auro ruminat effigiem.
Saepius elato se laxans pectore clamor
Alta nimis nostro nunciat ingenio.
56. Saepe greges, qui sacra vagi mysteria mandunt,
Rident attoniti pendula spectra viri. —
Panditur hinc mutilis, velut anxia sylva columnis
Vasta, inculta, silens et trabe tecta domus.
58. Nunc ego adhuc, pictas nuper feliciter aras
Congeriem Pulcri suppeditasse putans,
Caeruleos thronulos sinuatos marmore fusco
Et glaucoma novi buccino vestibuli.
60. At cito barbaries formarum, pugna colorum
Obiicitur, quando Musa reflectit opus.
Heic male compositi notat aenea viscera scamni
Ornamenta suis ambitiosa locis,
62. Heic imperfecto, quos luscus verna stupescat,
Centones trunco adfigere, disco nefas. —
Sic ego submissis perlinior auribus Arcas;
Et piget ingenium prostituisse meum.

64. Luxuries decorum, vulgaribus apta sacristis
Prosa! flagellato sis mihi cauta malo. —

Erigor, encaustis ut sensim accedo fenestris
Admonitus, prisca quis sit in arte valor.
66. Protinus et largae nostra in praeconia Musae
Quantum, aiunt, vestri non sapuere Patres! —
Primaeva hoc templum gothicae miracula formae
Exhibuit, multis post imitata modis.

68. Heic schola multigenis quondam celeberrima palmis
Floruit et reliquis prima Minerva plagis.
Quique Argentinae posuit fastigia turris
Hulsius, est vestri gemma superba soli.
70. Pictorum omne genus mirandusque artis honore
Encaustes quantis vivit imaginibus!

Haec, quae nescimus, peregrino discimus ore:
Quum propriae famae nemo magister erat. —

72. At nunc succensent laesis, plorantque relictis,
Quae reparare pio fas fuit aere, vitris.
Quis, repetunt, stupor ille fuit, propiore boatu
Qui male diffractis haec tulit astra fibris? —
74. Dispereant, quae sacra manus ea pignora laedunt!
Subveniat laxo prompta medela malo!
Interim in obversas comites traduco columnas;
Forte vacat charites nunc reperire novas.
76. Mox formidatum quondam pueris Nicolaum
Monstro et apostolici prisca lavacra pedis.
Tandem ut Christophorum paranymphi more repictum
Conspiciunt: fusus fauce cachinnus abit.
78. O! clamant, longi speculum inviolabile saecli,
Sacrato populis lemmate note Senex!
Siccine decrepita puerascis imagine, vanis
Nunc oculis tricolor morio, larva, iocus! —

80. Ergo iterum nunc praeco, meos defendo penates,
Adplausum turbae, iudiciumque senum,
Et Benefactores et Religionis amorem
Obgero, quidve valet purificare scopum.
82. Sed bilem doctis moveo: res plena pericli!
Nescio, quae rerum iam documenta citant.
Archontum est, aiunt, Musarum iura tueri,
Et genti par esto artis et urbis honor.
84. Cui licet aere suo pictis haec templa Dyotis
Obtegere et statuis inglomerare nuces?
Qui benefactor enim nolit clam dona medendis
Vulneribus laesae contribuisse domus:
86. Publica num desunt vobis monumenta, sacellis
Aut Regum tumulo congrua, sive choro?
O altare vetus, vicini gloria templi,
Iam stares fixo debita gemma loco! . . .
88. At quantum pietas genio non fulta Decori
Est ad inattentas prodiga quisquilias!
Sic humero intorto, dum proxima limina cernunt,
Avertunt, uncto iam Cicerone, gradum. . . .

90. Haec non una meos exercet scena labores;
Et nescit solidas reddere lingua strophas.

En venerande Pater! quae nostri muneris ansa et
Quam critica officii est philosophia mei! —

92. Templorum haec Regina manus illapsa potentum est,
Qui genus et tyrium diripuere iubar.
Ipsaque sperato iam templa sororia casu,
Rumor ait lucris invigilasse suis.
94. Sed praevisa Tibi atque alto inviolata pudore,
Respirat Sponsi nobilitate sui.
Nec sinet Vbiadum probitas tantum Orbis et Vrbis
Propudio Patriae dispereisse decus!

96. Multa igitur terris rogitans et ab aethere multa,
Gaudet, quod gemini sis *Patriarcha* fori.

O! cui de meliore luto praecordia Titan
Finxit et eloquii blanda Camoena favos,
98. Qui sensum Pulcri sacra in moderamina confers,
Heic rarum Tonsis posthabitumque decus.
Tu reddes cultum sponsae Cleroque favorem,
Ritibus ornatum conciliisque fidem.
100. At custodis eges non una cote politi;
Et me crede virum thematis esse tui!

Gedichte, Briefe, Aufsätze u. s. w. von DeNoël.

Nr. 11.

An das Schicksal.

Dir, mächtige Gebieterin der Erde,
Zu deren Füßen tief die Menschheit keucht,
Du, die mit trotzig-herrschender Geberde
Die Nacken selbst der hohen Götter beugt.

Dir, unerforschlich Wesen, will ich singen,
In dessen Launen Heil und Wermuth liegt,
Wogegen auch die stärksten fruchtlos ringen,
Dir, strenges Fatum, gelte mein Gedicht.

Zwar komm' ich flehend nicht vor Dir zu zittern,
Auch greif' ich nicht der Nemesis ins Amt;
Soll aber den der Machtspruch nicht erbittern,
Des Richters, der ihn ungehört verdammt?

Dem Göttlichen gefiel's, mit reichen Händen
Dem Menschen, als ihn sein *Es werde* schuf,
Für jeden Stand und nützlichen Beruf
Die nöth'gen Mittel weise auszuspenden.

Dem einen gab er kriegerischen Muth,
In unterjochten Ländern Ruh' zu finden;
Dem anderen, der Völker Wohl zu gründen,
Den Geist, worauf der Bau der Staaten ruht.

Der Erde Schooß den Segen zu entwinden
    Ward diesem stärk'rer Körperbau geschenkt
    Dem vierten scharfe Denkkraft eingesenkt,
Der Wissenschaften Tiefe zu ergründen.

Jedwedem Zufall Vortheil abzuzwingen,
    Ward manchem reger Fleiß und Sparsamkeit;
Und stillen Eifer, Beifall zu erringen,
    Verlieh er dem, den er der Kunst geweiht.

Auch ich, beschenkt mit jener Göttin Feuer,
    Die kühn gerüstet Jovis Haupt gezeugt,
Begeistert durch des Musageten Leier,
    Und von den Charitinnen groß gesäugt,

Betrat von Eltern-Sorgfalt unterstützet
    Die zu Minervens Tempel weite Bahn,
Und hatte durch der Aegis Schild geschützet
    Der kühnen Schritte manchen schon gethan;

Da ließest Du den frohen Sitz der Musen,
    Der Künste Sammelplatz — Paris — mich seh'n,
Und wecktest hier das Feuer mir im Busen,
    Ums wieder zu ersticken bey'm Entsteh'n.

Der Aganippe, folgsam Deinen Winken,
    Gebotest Du, wie Tantal, mich zu flieh'n.
Da sah ich stracks sie unerreichbar sinken,
    Des Ruhmes goldne Frucht sich mir entzieh'n.

Kaum sog ich an den vollen Mutterbrüsten
    Der unerschöpflichen Natur in Ruh',
Die doppelt mir den schweren Gang versüßten,
    Da riefest Du mir: „Von hinnen" spottend zu.

„Du mußt der Zeit die Früchte wiedergeben,
    „Die theuer Du erwarbst durch Jugendmüh',
„Und ungewissem Vortheil nachzustreben,
    „Sei einzig Deine Pflicht! — erfülle sie!

„Vergraben sei es tief, das Pfund des Himmels,
    „In jenen Sarg, den man Bestimmung nennt,
„Bis müde einst des tollen Weltgetümmels
    „Von morscher Hülle sich die Seele trennt!" —

Da steh' ich nun mit zweifelhaftem Fuße
    Am Scheidewege zwischen Wunsch und Pflicht;
Auf immerdar entsagen dem Genusse,
    Nur dieser blindlings folgen — kann ich nicht.

Wenn unabwendbar einst Atropens Scheere
    Den kahlen Scheitel drohend überschwebt,
Sind meine Tage weit vom Pfad der Ehre
    Und unbekannt mit Ekel hingelebt.

Im Auge stiller Schwermuthsthränen Menge
Bunt in den andern jeden Lichtstrahl mengt,
Sich unaufhaltsam endlich durch die Enge
Der mattgesenkten Lider zitternd drängt.

Wie! soll nicht dann des Adlers Blick sich netzen,
Wenn er entkräftet mit dem Dasein ringt,
Ein kaum befiederter sich mit Ergötzen
Nach jenem umsieht und — zur Sonne schwingt?

Dann willst Du schadenfroh mir das vergällen,
Was ich als Kind aus Kindespflichten that,
Den Vorwurf meiner Ruh' entgegenstellen,
Daß ich verließ den halberrung'nen Pfad?

Darfst Du, o Schicksal, so mit Menschenleben spielen,
Und stets entscheiden, wie es Dir gefällt?
Doch nein, — wenn Kinder Deine Geißel fühlen,
Dann sei es auch den Eltern heimgestellt.

Ostern 1803.

Nr. 12.

De kölsche Kirmesen.

1.

Alaaf de kölsche Kirmesen!
Doh geit et löstig zo;
Su 'n es gein Gottsdrag wick un breit,
Gein Kirmes bey ov noh!

2.

Ze Märgens Kirmes nömt mer zwor,
Doch schleit se Jedermann,
Wiel de zo stell un vörnehm es,
Als Kirmes gar nit an.

3.

De eetzten es de Weiherstrohss,
Kreschtoffel un Girguhn;
Dann halden ich em Rippet auch
Geine Fuss vun mingem Luhn.

4.

Beym Weber un beym Rodiges
Doh schmäht der Wing mer räch,
Em blechen Alexander es
Et Spill noch lang nit schläch.

5.

Em Kümpchen es der Wing wahl goot,
Doch blieven ich beim Beer,
Dann wammer sich unger de Hähre setz,
Dann hätt mer gei Pläseer.

3) Rippet = Tasche, Repertorium. — Fuss = Fuchs = ¼ Stüber.

4) Bei Hittorf, ehemals Blechschmied, sein Vorname: Alexander. — Spill, Synon. von Musik.

5) Das alte Wirthshaus dieses Namens auf'm Wall ist hier verstanden.

6.

Ich han mich op der Ehrestrohss
Em Koberg mich vermaat,
Ich danzten der de Sibbesprüng,
Morgö, dat hat enen Aat!

7.

Der Pädchesweeth am Nümaat schriev
Zo vill met dubbele Knick,
Un wammer dat Dinge beim Leech besüht,
Dat en es dröm geine Profick.

8.

De eigelsteiner Kirmes es
Mer Witthof's Huus zo eng,
Un wammer en de Zweipann geit,
Dann sitz mer em Gedräng.

9.

De Insel Maltha es noch wahl
Nen amüsanten Oht,
Dä Bunget trick vill Lück dohin,
Un de Kegelbahn auch voht.

10.

De prinzipalste Kirmes es
Dann doch noch Zinter Vring;
Doh kritt mer vohsche Bretzelen
Un auch e got Glas Wing.

11.

Beym Mosler un en Badorps Huus
Doh geit et wahl pläsant,
Wat friss mer en Zint Görres nit
En Klorens Huus scharmant.

12.

Beym Leges em Makeykulleg
Doh hatt mer doch noch Plaatz,
Un em zerbrochene Balken, ah!
Doh danz et sich dann stahts.

13.

Der Baas vun alle Gahden es
De krottige Katring,
Doch ein Deil dat es schad, hä zapp
Verdammte soore Wing.

14.

An Lysekirchen hassen ich,
Dat es och avgeschmack,
Doh het mer glich Krakielerei
Me'm Hexemächeschpack.

15.

En Luppeskirmes han ich of
Mi Geld verhaseleet,
Un en Brigitten döckes mich
Rächschaffe verlösteet.

6) Bei Witwe Kremer, später Monheim.

7) Pferdcheswirth, Namens Wirtz, obiit 1812, führte Anfangs das Schild: zu den zwei goldenen Pferden, in Bezug auf die bekannten zwei hölzernen Pferde im Söllerfenster.

9) In der ehemaligen Maltheser-Comthurei zu St. Johann und Cordula gab es eine Weinschenke.

10) Vohsch = frisch gebacken.

12) Bei St. Sion, wo es ein Colleg für die Sommer-Monate gab; hier hatte während der Kirmeßtage Jeder Zutritt. — Zerbrochenen Balken nannte man Anfangs den alt-neuen Kuhberg an der Schnurgasse, wo am Eröffnungs-Tage ein Balken entzwei getanzt ward.

13) Baas = Meister = Erste. — Weinschenke in der ehemaligen Comthurei zu St. Katharina; der Wirth hieß Krott.

14) Schmugglervolk.

15) Döckes = oft.

16.
Zint Jan's un dann de Rocheser
De sind noch wahl alät,
Dröm wor Kapellches-Kirmes auch
Si Lebdag nit vill wäht.

17.
Wat süht mer nit e Stänespill
Un Lummenation
Met Rühmcher, de der Kunrads mäht
Om Böchel, dä Kujoon.

18.
Un wann de Bayer-Kirmes kütt,
Wat süff mer Appeldrank!
Un wer sich nit voll suffen deit,
Dä friss sich dann doch krank.

19.
Zo Johren, als ich droppe wohr,
Mord Krenk, wat gink et doll!
De Glaserhött hatt Plaatz zo klein,
De Hötten wohren voll.

20.
Ich hatt dann Glöck am Koocheschlon,
De andre maht ich soor,
Un wat ich auch gewonn, dat gink
Am Driehbrett all zum Troor.

21.
Mer hatten em Murgohn des Tags
E Fressen, Tackermoht,
Zupp, Kulleraven un Schinkefleisch,
'Ne Stump un satt Gebrohd.

22.
En Beerchen, hör ens, Cliemes, met
Zitronen un Beschoht;
Der Kümpcheswing wohr nix dervör,
Och, hätt'st dat ens gekoht!

23.
Un Spill, et Hetz dat danzten der,
En Urgel un Lavumm,
Der Döppe met dem Duddelsack,
En Hackbrett un en Trumm.

24.
Doch fehlten et Schötzengelchen
Met singer Figelihn,
Dä satz uns dropp, ich kann inn noch
Nit löchten un nit sinn.

25.
Un hätt ich inn allein gehat,
Mer hätten in zerschwaht,
Dann blev an singem krommen Balg
Gei Knöchelche gerad.

16) Auf Katharinengraben, vulgo Knöchelches-Kirmeß.

17) Kunrads, berühmter Versifer u. Dilettant in der Transparent-Malerei. — Kujoon = Schalk.

18) Ward in Holzbuden auf dem Bayengraben gefeiert.

19) Hötten = Buden.

21) Als Aushängeschild einer Bayenhütte zu verstehen. — Stump, uraltes Synon. für Rindfleisch.

22) Cliemes = Clemens. — Beschoht = Muscat.

23) Lavumm = Tamburin. — Döppe, nomen proprium eines berühmten Dudelsack Spielers auf der Friesenstraße, bei dem ich selbst zum Spaß Unterricht genommen.

26.

Mer hoote Spill em Weldemann,
Mer ginken fresch erenn;
Do trof ich der Kalfakter an,
Dat wohr mer minge Senn.

26) Weldemann, ein Aushängeschild. Kalfakter ist ein Scheltname eines Menschen, der auf beiden Schultern trägt.

27.

Ich fink glich Strick me'm Flittörp an,
Un worf in op en Hohr
Met Hals un Balg de Finster eruhs,
Dä spillten de Hobohr.

27) Flittörp ist ein bekannter Kirmeßprügler. — Op en Hohr = auf ein Haar = beinahe.

28.

De Helgeknächte, säht h'esuh,
De hätten sei gemeet,
Se spillden nit, dann wööten sei
Auch nit gekrittiseet.

28) Helgeknächte sind die Träger der Heiligenbilder bei der Procession.

29.

Un maach dich ald nit frech, säht ich,
Do krommen Urgeless,
Un wann do uns nit schrumpen küss,
Dann schrump'n ich deer de Kess.

29) Schrumpen = schlecht geigen. — Kess ist ein Spottname für Höcker.

30.

Drop packte mich der Tönig's Jung,
De Kähtzen flogen uus,
Dat schlog, ich daach, jetz küste nit
Lebendig mich noh Huus.

30) Kunstgriff der Prügler, zuerst das Licht auszuschlagen.

31.

Se klatschte mich de Bank eraff,
Ich woot esuh verbaas;
Ich hatt der auch en Bühl em Kopp,
We dem Steinemann sing Naas.

31) Verbaas = verwirrt.

32.

Mi Glöck, dat wohr e Kleiderschaaf,
Doh fuschten ich mich enn,
Un quohm ich nit eruus, ich söhss
Scherovend noch dorenn.

32) Kleiderschaaf = Kleiderschrank.

Zu bemerken ist, daß die Folge der Kirmessen nicht chronologisch beibehalten worden, einestheils weil der Erzähler (aus der geringsten Volksklasse angenommen) von jener Kirmeß, die seinem Gedächtniß zunächst steht, spricht und unmöglich die Zeit-Ordnung derselben in einer begeisterten Hererzählung befolgen könnte; anderntheils schien es mir poetischer, die stoffreichsten, die Severins- und Bayen-Kirmeß zum Theatercoup aufzubewahren bis zu Ende. Dagegen sind die St. Mariens- und Andreas-Kirmeß, als die nüchternsten, die eigentlich allen vorgehen, weggeblieben.

Nr. 13.

An die Abgeschiedene (Kunst).

Klagelied.

Mit Wehmuth denk' ich dein, geliebte Freundin;
Du Spielgenossin meiner zarten Kindheit,
Die bei der Wiege schon mir hold gelächelt,
Gefährtin mir, und Lehrerin und Alles!

Mit Seufzen denk' ich dein, wenn meinem Lager
Des jungen Tages heitre Botin naht,
Doch nicht gerüstet mehr zu frohem Wirken,
Zu neuer Qual den Lebensmüden weckt;

Und ich die Unersetzliche vermisse,
Die, Diadem und Purpur mir ersetzend,
Im Chorgeleite gold'ner Phantasieen
Mich tausendfach als Traumgesicht entzückte!

Mit Thränen denk' ich dein, wenn Hesper's Fittich
Der Menschen Scheitel, mohnbekränzt, umfächelt,
Wohlthätig labend sanften Schlummer spendet,
Nur meine Ruhestätte feindlich flieht!

Wann werd' ich, Langersehnte, deiner Minne,
Wie mir verheißen, selig hingegeben,
In deinen Armen Himmelswonne trinken,
Du, der ich einzig, ewig angehöre?

Erinnerung, entschwinde meinem Geiste,
Die schadenfroh ein Dasein mir verkümmert,
Das leicht und schön an ihrer Hand mir glitte,
Nun jeden Tag zur Ewigkeit mir dehnet.

Was ist's, das meiner Sinne sich bemeistert —
Mit Zauberkraft mein Innerstes ergreift?
Sind's Ahnungen, die Sterbliche empfinden,
Wenn Wesen höh'rer Abkunft sich verkünden?

Du bist's, Verklärte, meiner Seele Leben!
O Wonnerausch, der meine Seel' durchglüht!
Möcht' ich, des Glückes Fülle zu genießen,
In diesem Meer von Sel'gkeit zerfließen!

Du wendest ab den Blick von dem Verlass'nen,
Dem Liebekranken, dem man dich entrissen!
Du schließest ihm dein Ohr, weil meine Klage
Und, ach! kein Preisgesang mehr zu ihm tönt?

So grausam hab' ich nimmer dich vermuthet;
Ist alle deine Liebe schon erkaltet,
Womit dem Hochbeglückten du die Kränze
So huldvoll in die Knabenlocken wandest?

O nein, du fühlst, auch Geist, ein mild Erbarmen
Für einen Irdischen, der dich verkannt,
Aus Sinnenliebe einst zu dir entbrannt,
An deiner Sonne Strahlen zu erwärmen.

Verzeih dem Schwärmer, der, sich selbst vertrauend,
Und eitlen Wissens rascher Fieberglut,
Dich zu erfassen kühnlich sich vermaß,
Doch — ach! — von seinem schönen Wahn genas!

Zu groß für diese Welt sind deine Formen,
Zu eng begränzt hienieden Zeit und Raum,
Unendlichkeit ist deines Reiches Schranke;
Du, die kein Bild erreicht und kein Gedanke!

Entfloh'n dem Lande, wo in leeren Träumen
Der Täuschung Kind: Glückseligkeit besteht,
Weilst Du, wo einst in ungemess'nen Räumen
Der freie Geist verherrlicht sich ergeht.

Dort, wo dem Forscher ew'ge Sonnen tagen,
Des Zweifels Nebelberge herrschend überragen,
Erglänzt dein Thron in rein äther'scher Klarheit,
Du Inbegriff von Weisheit — Schönheit — Wahrheit!

Nr. 14.

Ein noch unbekanntes und unbenanntes Drama.

Zweiter Aufzug,
worin Hänneschen als Bouffon ein Selbstgespräch hält.

Hännesch. Eer Herrschaften, ich han et üch ehsch ald gesaat,
Wat sich met meer he zoo hät gedraat:
Ich han mich om Triater als Buffong ankascheet,
Dat heisch esuh vill, als vör Hanswoosch vermeet.

Hanswoosch es e Kählche, wat de Spässcher mäht.
'Ne gooden Hanswoosch es om Triater vil wäht.
Dröm stohn ich auch en Gaasch, dat heisch em Gehalt,
Un wann ich nit jung sterven, dann wähden ich alt.

Ich han e Kunzep, evver eer müsst nit drüvver laachen,
Ich well ens vör Spass der Geleete get maachen.
'Ne Geleete, wesst eer auch, wat dat Wöhtchen bedück?
Dat heisch: Dä get mieh weiss, we ander Lück,

Oder besser gesaat, dä vun unbekannte Saachen
Et Pubblikum allerhand wies kann maachen.
Ich weiss vil oder winnig, dat es auch genoog,
Ich halden üch anjetzo minge Proloog.

Eer Hähren un Juffern, de Dramaturgick
De küt meer jetz vör we en Wooschfabrick!
Dä schriev, dä mäht Wöösch, un einjeder welt levven,
Dröm heisch et bey dennen: ald dropgeschrevven!
Zwohr kütt dohdurch nit vil Gescheids en de Welt,
Dat het nicks zo sagen, et git doch ald Geld.
Där gevven et vil, de sich seer strapezeeren,
Un doch dröm et Pubblicum nit amüseeren;
Ich meinen de, de suh op Stelzen gohn,
Un Woht schrieven, de se of selvs nit verstohn.
Perfeck we de Wöösch, de de Wooschmächer maachen,
Wo der Peffer un et Gekrücks üch verbrennen der Raachen,
De iss mer un drink ens derbey, un weet satt,
Dann het mer get gessen, un weiss selvs nit, wat.
Nu het mer dogegen auch wiesse Woosch,
De es nit vör den Hunger un nit vör den Doosch,
Doh künnen sich vill Lück esuh met trakteeren,
Dohrop möhch ich kein öhdentlich Minsch enfiteeren,
Doh dun se nicks en, als get Milch un get Weck,
E Schievche Zitron un e Stöckelche Speck.
Dat es auch prizies suh en eiväldig Essen,
Als we en Kumede, wo s' et Salz en vergessen,
Wo nicks enne vörkütt als Eiväldigkeit
Vun Seufzern, Ohnmaach un vun Empfindsamkeit.

Nu giv et er auch, de Kumedien maachen,
Doh krieschen de Lück en, am Plaatz dat se laachen;
Als we dem Hähr Schakespeare sing Stöcker,
Doh höt mer vun nicks als vun Ungelöcker,
Vun Würgen und Möhden ene ganze Törelör,
De kummen meer nett we de Blootwöösch vör.

Ich well dem sing Schreften nu zwor nit veraachten,
Mer darf doch der Minsch we e Verke nit schlaachten! –
De wohren verleech doch schön zo dem singer Zick,
Evver jitz vergeit einem of der Aptick. —

Dernoh kütt dann auch en Zoht Wooschfabrikanten,
De nemmen nu voht Gevölsels vun allen Kanten,
Un stoppen get Avfall, Gehlhohr gar un Knoosch,
Un allerhand widderlich Züg en de Woosch.
Dat es auch der nemlichen Aat, su zo sagen,
We de Zauzies de Balunge, de se lans de Dürren dragen.
Se sagen, dat wöhr nicks als Kotzmengeschfleisch,
We dem ein sing Kumeden, dä Kotzenbuch heisch.
Et es durch de Bank doch kein aanmöd'ger Dingen,
Als we e Kumedestöck, wo se en singen.
Dat het auch der Schiller gescheid üvverlaat
Un of en sing Troorstöcker e Leed angebraat.

Als we en de Räubern un en der Künnigin vun Schottland,
De de Engländer vör Alters unschöldig geköpp hant.
Der Göthe sugar het et auch ald gedohn,
Dä weed sich dann doch op Dramatick verstohn.
Dä soll wahl ens mallig si Räch han gegevven
En dem Booch, wo hä de löstige Person het beschrevven,
Koozöm, vun alle Kumedeen giv et gewess
Kein besster, als wo der Hanswoosch ennen es!
Doh kammer dann doch vör si Geld noch ens laachen,
Wat hov ich dann doh soor Geseechter zo maachen!
De löstige Stöcker sind esu räch minge Senn,
Doh geit mer dann doch noch met Freuden enn.
Zwohr muss et domet auch nit gonn, we bey villen,
De der Spassmächer we ene Strühschnicker spillen,
Un keinen Hanswoosch sin zunder Roch, zunder Schmaach,
Evver suh 'nen Hanswoosch vun mingem Schlaag.

Vivat alle Zoschauer solle levven,
De mer eer Kaastemännche zo lüsen gevven!

Nuh wähd eer denken: We es dä op eimohl esuh geleet? —
Dat sall ich üch sagen: Ich han mer get disteleet,
Dohvör han ich ens einem e Glas Brandwing gegevven,
Doh het dä mer doh e Rezepp vör geschrevven,
Als nemblich: »Nimm erst für drei Fettmänncher Latein,
»Un vör sibben Blaffet gelehrten Schein,
»Drauf vör einen Gölden Helleborus niger,
»Dazu ein gross Stück Studiosus piger,
»Etwas Wind, vill Frechheit, und so du kanns
»Auch eine starke Portion Arroganz,
»Drei-, viererlei Sorten von Harlekinaden,
»Ein paar Unzen Uebermuth können auch nicht schaden,
»Ferner eine starke Messerspitz
»Vom allergröbsten Afterwitz,
»Dies schütte zusammen, wenn Alles parat is,
»So rühr' es recht fleissig herum quantum satis;
»Dazu noch ein wenig neumodische Lektör,
»Un setz et ein Amenlang op et Vöör.

»Dictum, factum, probatum.«
Un drunger stund Daag un Datum.

Wammer dat fliessig bruch, geit der Munk we en Leer,
Dat es auch et wahre Geleeteschmeer!

Nr. 15.

Hänneschen aufm Kirchhof in Meditation versunken.

Nach Hamlet.

Was die Zeit
Doch vergeit!
We Zekunden
Sin verschwunden
Täg und Stunden.

Zwanzig Johren
Han sich durch de Welt gedrevven,
Keiner weiss mich, wo se wohren
Oder sin geblevven!

Un de Lück
Uus der Zick,
Denne jeez kein Ohr mieh tüüt,
Wo mer keine Stätz vun süht,
Doh kein Minsch sich mieh vör
bäht,
Liggen he eröm begraven,
't es doch en der Welt nicks
wäht!

Om Pastor,
Om Magister singem Kopp
Schmeck der Schuljung jeez den
Dopp,
Un der Scholtes un der Ampmann,
De mer höflich söns mooss grössen,
Tritt der Sauheet jeez met Fössen!

Hinger, sinn ich, es e Loch,
Dohrenn han se közlich noch
Ene Graavstein opgesatz
Un der Namen drop gekratz.
Wer maag wahl dohrunger ligen?
Doch ens kicken,
Ov ich doh Verstand uus krigen?

»He litt dem Piefeklohs sing
Vrau;
»Gott gev eer de ivige Rauh!
»Hä hatt eer auch en eerem
Levven
»Vörwohr de ivige Unrauh ge-
gevven.«

Gott trühs eer Siel!
Dat wohr en Vrau,
Suh fink mer jeez
Nit menche mieh.
Se wohr zwohr luhter get genau,
Doch hät se meer
Mänch Kirmesstöck
Un mänche Bröck,
Drei Finger deck
Met Kies beschmeet,
Eruus gereck!!!

De Vrau, de wähden ich nit
vergessen,
Su lang, als ich noch Kies-
bröck essen!

Ov dem Ohssejann
Singen ahlen Hengs
(Han ich of gedaach)
Noch wahl levve maag?
Dohmet ben ich dann
— 't es zwohr jeez ald lang ver-
ledden —
Döckes en de Drenk geredden!
Un wat han ich mänche Mösch
Doh em Rohtshuus uus där Kan-
nen,
Un em Klockentoon dohbovven
Mänche Spervel uusgehovven!

Och, doh steit auch noch dä
Pötz,
Wo suh of ming Mötz
Alle Johr,
Wann et Kirmes wohr,
Hundertmohl gewess
En geflogen es!
Och, dann gink et staats.
Ungefähr he op der Plaatz,
Wo ich stohn,
Dähte meer der Kooche schlohn!

Hingen stund doh noch dä Noss-
baum,
Wo ich döckes met er Stangen
En der Nach han op gehangen
Un der ganze Rippet op
Han voll Nöss gestopp;
Evver zinder dat ich ens
Schores han vum Feldschötz krä-
gen,
Wohr meer nix mieh dran gele-
gen! —

Auch dä Nossbaum es ald fott,
Un der Schlagbaum es kapott!
Jah, dem ärmen Boor
Wood dat Wäggeld döckes soor!
Han s' et vleechs auch avgeschaff?
Nu, dann han se doch gewess
Get, wat noch vill schlemmer es!

Hänneschen zieht eine große Wagen-Uhr heraus, läßt sie schlagen, und sagt:

Der Düvel, jeez muss ich mi
Klörchen gohn hollen!
Dat sitz gewess em Bräues op heisse
Kollen.

(26.)

Nr. 16.
Resignation.

König. Auch ich wohr en Arkadien geborren,
Auch meer hatt de Nator
Vum Butzekopp bis zo der Weeg geschworren,
Ich soll nor Freud un kein Bedrövniss korren,
Evver Modicum et woot mer soor!

Nor Eimohl es mer jung, un dann nit widder,
Ich ben ald vör de Katz!
Ich han de Geech un Puhtegra en minge Glidder,
Ich fallen op et eetzte Knippche nidder,
Un dann zerbrich mien Hatz.

Doh stohn ich no ald töschen Himmel un Ehden,
We op em heisse Koll;
Lohs mingen Hannes bei mer op der Ehden,
Wat soll söns uus mehr ahle Klepper wehden,
Der Himmel es joh doch zo voll!

Gev mer mien Hänneschen, of nem mi Levven,
Ov nem meer dä Verdross;
Wels do dä Jung eesch en der Ivigheid meer gevven,
Dann bliev ming Hoffnung en der Leute klevven,
Als we en grön, unriefe Noss.

Me'm Himmel, saht der Freigeis ohn' Bedenken,
Kritt mer üch op den Zog;
Mer welt üch doh met Zuckergoots beschenken,
Dohvör sollt eer üch he zebaschte kränken,
Doch gleuvt nit dem Bedrog!

Wat hes do vör dien Hoffen, vör di Klagen?
Do Döppen! — Nicks als Aerger un Verdross!
Sechsdusend Johr lang kunt der Duhd nicks sagen,
Un quohm ens einer uus dem Duhdewagen,
Dä wahl e Stervenswöhdche woss?

De Johre ginke fott, als we gebacke Figgen,
Doch blev uns ärm Nator
Derhinge we 'nen ahle Pluhte liggen;
Kein Oeder kunnt mer uus em Graavstein kriggen,
Doch stund ich fass als we 'ne Knor.

Ming Freuden all han ich deer joh gelohssen,
Ich fallen ärm vör dingen Thrun;
Ich porkte get den Geuchlern op der Strohssen,
Nor dinge Richthum gevillt meer üvver de Mohssen,
Jeez kummen ich un voddre minge Luhn.

Zwohr meint der Minsch auch of, hä mööt verrecken,
Dat hä nit he gewahr weed, wat hä krit;
Et kann joh mallig doch et grosse Loss nit trecken,
Ich well mich ald noh minge Laake strecken,
Un sin ens, wat et git *).

---

*) Vorstehende drei Monologe sind aus dem 1811 von der olympischen Gesellschaft ausgeführten Carnevals-Schwank.

Nr. 17.

Der Krittler.

Als Vater Noah's Arche, fest gezimmert,
Gesammter Thiere muntre Schaar empfing,
Die, zwei und zwei, den Weg des Lebens ging,
Ließ unbefugt sich's Eselein gelüsten,
Obwohl an Witz so arm als an Verstand
(Des Langohrs Geisteskräfte sind bekannt),
Als Recensent der Thierwelt sich zu brüsten.

Wie vom Katheder selbst genügsam gab
Gevatter Midas von dem nahen Hügel,
Der eignen Mängel nur sich unbewußt,
Beschränkter Köpfe angeborner Lust
Der pöbelhaften Schmähsucht freien Zügel.

Kein Paar zog ungetadelt ihm vorbei;
Um alle recht bequem zu persifliren
So ließ er groß' und kleine nach der Reih',
Ob gut und nützlich, galt ihm einerlei,
Vor seinem Richterstuhle defiliren.

Vom Kolibri und Zeisig bis zum Strauß,
Vom Sperling bis zum Schwan hinauf und Aare,
Vom Elephanten abwärts bis zur Maus,
Vom Wiesel bis zum Löw und Dromedare
Mußt' ohne Rücksicht jegliches ein Haar
Ihm, der so reich an Schimpftalenten war,
Und manches fast den ganzen Pelz ihm lassen.

Als endlich nun den ungeheuren Troß
Von Quadrupeden, Vögeln und Reptilen
In ihrer Einfalt eine Gans beschloß,
Sah man nach ihr sein hämisches Geschoß
Gemeiner Schmähsucht unbarmherzig zielen.

„O Mißgestalt," hub unser Censor an,
„So ungeschickt zum Gehen wie zum Fliegen,
In welchem Elemente ist dein Sitz,
Zu welchem Zwecke, Gänschen, bist du nütz,
Um müßig auf der faulen Haut zu liegen?
Dir frommt vielleicht der Hals, unförmlich lang,
Zu fernen Ohren dein Gefühl zu tragen;
Erleichtert dieser etwa beim Gesang
Das zierliche Cadenz- und Trillerschlagen? —
Dem Schwan Verwandte, widerlege itzt,
Daß deine Stimme unmelodisch töne,
Nur er die Gabe des Gesangs besitzt,
Und hoffe kühn, daß dich mein Beifall kröne!"

Da sprach die Gans: „Als Gottes heil'ger Ruf
Der Erde Bürger: Mensch und Thiere, schuf,
Gefiel es ihm, mit segenvollen Händen
Zu eines jeden Erbtheil und Behuf
Gewisse Eigenschaften auszuspenden:
Nach den uns beiden zugestellten Gaben,
Auf ihren Zweck zu schließen, scheint er mich
So wenig, Freund, als zum Gelehrten dich,
Zur schmucken Tänzerin bestimmt zu haben.
Doch zum Ersatz gewandter Leichtigkeit,
Nicht bloß in Deinem Element zu leben,
Ward mir von ihm zu schwimmen Fertigkeit
Und meinem Fuße Ruderform gegeben.

„Des Sängers schöner Gabe darf ich zwar,
Der Stimme Zauberwirkung mich nicht rühmen,
Daß sie unmusicalisch tönt, ist wahr,
Um wie viel aber klingt deßwegen deine
Barbarenkehle reizender als meine? —
Doch daß der Schöpfer zwecklos nichts gemacht,
Nicht ohne Grund mir Mängel angeboren,
Beweis't mein Hals, den er wie deine Ohren
So übermäßig lang mir zugedacht:
Sollt' einst von tadellustigen Gesellen
Wie deines Gleichen Unrecht mir gescheh'n,
Sie mit Verachtung hoch zu überseh'n.

„Und du, der unser Urtheil wagt zu fällen,
Durch welche anerkannte Brauchbarkeit
(Das g'ringste Prädicat soll mir genügen)
Vermagst Du meine Dienste aufzuwiegen? —
Erquickt dein Haar vielleicht wie mein Gefieder
Als Liegerstatt des Wohlstands müde Glieder? —
Bläht dich der Stolz, daß deiner Ahnen Haut
Man tiefer Weisheit Schätze einst vertraut,
So lasse dir zu meinem Ruhme sagen:
Wenn dich Erfindung diesem Zwecke weiht,
Daß mein Geschlecht den Kiel dazu ihr leiht,
Der Nachwelt sein Verdienst zu übertragen!“ —

Was darauf noch Hans Midas vorgebracht,
Und was die Gans, verschweigt uns die Legende,
Denn hier war die Erzählung ganz zu Ende.
Doch scheint's, daß er die Lehr' zu Herzen nahm,
Und damals wirklich zu Verstand gekommen,
Weil seit der Stunde bis auf Bileam,
Wo sich die Eselin das Wort genommen,
Erst sein Geschlecht zur Sprache wieder kam.

Ihr, die voll überspannter Eigenliebe
Zu Sittenrichtern euch berufen glaubt,
Doch statt gewürzter Laune Geißelhiebe,
Nur pöbelhafte Schmähung euch erlaubt,

Wenn ihr, um Geistigwürd'ges aufzutischen,
Fürs Schöne kein Gefühl im Busen tragt,
Hat euch Natur Geschmack und Sinn versagt
Mit leichtem Witze hohen Ernst zu mischen;
Versteht ihr die Satire nicht zu schreiben,
Laßt auch das Pasquillanten-Handwerk bleiben

13. April 1812.

Nr. 18.

Bonaparte's Geburt.

Napoleon, als er geboren ward,
Trat Satanas, der Fürst der Höllengeister,
Beschämt zurück und sprach:
Der ist mein Meister.

Februar 1813.

Nr. 19.

Esels-Mähr.

Fragment, im Sommer 1814 angefangen.

Als noch der Tiger König was
Und auf dem Thron zu Grippsburg saß,
Stallirte er zum Bürgermeister
Von Ohneschutz den Esel ein,
Den Fuchs als Schreiber hinterdrein.

Der Esel ward nun täglich feister,
Das Füchslein aber stündlich dreister,
Gut mit der Eselin sich stund,
Was auch der Esel merken kunnt.

Doch hielt er aufs gemeine Wesen
Gar viel, denn (wie man oft gelesen)
Ein Bürgermeister Gut und Blut,
Frau, Ehr' und Leben opfern thut.

Drum ließ er ruhig dies geschehen,
That nach der Staatswirthschaft nur sehen,
Ob Alles wohl bestellt, dabei
Hübsch rein auch jede Kassa sey.

Auch anders mancherlei betreiben,
Als: Musiciren, Unterschreiben,
Und was das Haupt von einer Stadt
Noch alles zu besorgen hat.

Viel Thiere bald sich zu ihm fanden,
Die das Verwaltungsfach verstanden;
Der Esel weislich doch zuvor
Die tüchtigsten daraus erkor;

So kam der Büffel, Kranich, Geier,
Der Rabe, Sperber, Habicht, Reiher,
Luchs, Marder, Wolf und Skorpion,
Und andre mehr in Function.

Exempel und Erfahrung lehren,
Daß neue Besen trefflich kehren;
Auch jetzt, nach dem Proverbium,
Wandt' eifrig sich, das muß man sagen,
Das Besenheer mit Wohlbehagen
Als Polizei im Koth herum;

Bei Tag und Nacht sich's nicht verschonte,
Das Recht und Unrecht gleich belohnte,
Viel Unraths wurde weggebracht,
Und so viel neuem Platz gemacht.

Bekanntlich gab's zu keinen Zeiten
Willkommnere Gelegenheiten,

Als seit das Tigerthier regiert,
Sich nach dem Grundsatz zu bequemen,
Der jeden Staatsbeamten ziert:
Das Seine Jeglichem zu — nehmen;
Und Alle zeigten zu dem End'
Handgreifliches Regiertalent.
Des Rippsrapps Niemand mehr sich scheute,
Das Thierreich drob sich baß erfreute. —

Zum Beispiel: Da es üblich war,
Daß Meister Tiger jedes Jahr
That Recrutirungs-Viehmarkt halten,
Wo Fuchs und Esel frei bei schalt'ten,
Erfüllten streng sie ihre Pflicht,
Und saßen fleißig zu Gericht.
Sie schickten selbst auch ihre Buben
Fürs Vaterland auf Schreibestuben.

Manch Thier verlor die Wolle zwar,
Die nackten auch die Haut sogar;
Denn nicht auf Scheeren bloß, auf Schinden
Das Regiment sich muß begründen.
Dies nahm das Füchslein wohl in Acht,
Dem Esel 's auch begreiflich macht.

Sie thaten ferner sich befleißen
Mit Bauen und mit Niederreißen,
Und schufen Straßen, eng und krumm,
Zu schönen Promenaden um;
So sind jetzt junge Bäum' vorhanden,
Wo Häuser sonst und Kirchen standen;
Ob ihrer Sorg' und Industrie
War auch die Stadt so luftig nie.

Doch nicht allein mit Bäumepflanzen,
Sie nützten viel durch Liefern, Schanzen,
Beleuchten und mit Rath und That
Sich selbst, den Ihren und — dem Staat.

Was maßen nun des Esels Walten
Der Thiere Beifall mußt' erhalten,
Verhielt zugleich nicht minder sich
Der Esel bürgermeisterlich,
Wenn er mit Geld und andern Dingen
Dem König wußte beizuspringen;
Und ward deßhalben jederzeit
In gottesfürcht'ger Frömmigkeit
Der Spruch den Thieren vorcitiret:
„Dem Kaiser gib, was ihm gebühret!"
Weil dieser ihm nun zugethan
Und äußerst hold war, konnte man,
Noch außer dem auf seinem Rücken,
Ein Kreuzlein auf dem Bauch erblicken;
Ob dieser Huld erfreute sich
Der Esel, Fuchs und männiglich.

Doch konnte unter andern Dingen
Ein Umstand großes Unheil bringen:
Der Pavian als Ober-Land-
Verweser wollte wie bekannt,
In Badeborn sich nicht behagen,
Beim Esel seinen Sitz aufschlagen.
Der Esel roch von ungefähr,
Wie schlimm für Ohneschutz es wär',
Daß Schreiber, Räthe und Baronen
Des Pavians dort sollten wohnen,
Daß Staat und Pracht an solcher Stätt'
Die Sitten untergraben thät',
Er selbst von jedem Wisch daneben
Würd' müssen Red' und Antwort geben,
Wo heimlich er nun herrschen und
Der Thiere Wohl befördern kunnt.

Drum ließ er alle Minen springen,
Den Pavian dahin zu bringen,
Daß er, wie billig sei und recht,
Zu Badeborn doch bleiben möcht',
Und that sich für die Stadt verpflichten,
Den Palast dort ihm zu errichten,
Daß Anseh'n, Freiheit er und Rang
Behalten könnt' sein Leben lang.

Dies war nun glücklich überstanden,
Ein groß Bedrängniß doch vorhanden:
Das Land mit schwerer Kriegesnoth
Vom grimmen Eisbär ward bedroht,

Den sich des Tigers stetes Necken
Zum Todblutfeinde that erwecken,
Der auch mit starker Kriegesmacht
Den Tiger bald zum Weichen bracht',
Weil jämmerlich das Heer des stolzen
Eroberers war beigeschmolzen,
Der alle rüst'gen Thiere nahm,
Und dennoch nimmer satt bekam.

Von allen Städten fordert weiter
Der Tiger eine Anzahl Reiter.
Kaum vierzig stellen konnt' die Stadt,
Die schon so viel gegeben hatt';
Der edle Bürgermeister macht sich
Nichts draus und liefert ihrer achtzig,
Gewann dadurch an Gunst und Ehr'
Beim Tiger immer mehr und mehr.

Jedoch das Nehmen nahm kein Ende;
Der Bürgermeister stets behende
Dem Tiger, der die Hälfte fragt',
Die andre schon entgegenbracht'.

Zu allgemeinem Nutz und Frommen
Dem Tigerthier zuvorzukommen,
Verschickt er seiner Schafe drei,
In Ohneschutzens Liverei,
Nach Grippsburg, Gut und Blut und Leben
Der Königin zu übergeben,
Wodurch er sich im höchsten Grad
Erwarb des Tigers Gunst und Gnad'.

Weil Alles doch der Zeit muß weichen,
Und enden, was begann, imgleichen
Der Bürgermeister einer Stadt
Sogar sein Ziel und Ende hat:
War seine Amtsfrist auch verflossen;
Doch ward er, der so unverdrossen
Und exemplarisch hat regiert,
Als Bürgermeister renovirt.

Nicht doch als wäre seinen Wangen
Die Bürgermeisterfarb' vergangen;
Dafür erfrischte, Gott sei Dank!
Er seinen Leib mit rothem Trank. —
Nein, man verstehe das Erneuern
Vom Herrscheramt; den Act zu feiern
Mit Glanz und Würde auf das best',
Beschloß und gab er sich ein Fest.
Da ging's ans Musiciren, Tanzen,
Ans Jubeln, Pokuliren, Schranzen,
Und schmelzend sang als Schaugericht
Die Elster ihm ein Lobgedicht.

Doch schien's fast, als ob diese Ehre
Des Esels Galgenmahlzeit wäre,
Zumalen, da es gar so weit
Nun kam, daß Jung und Alt zum Streit
Sollt' ziehen und in blauen Röcken
Die Hälse auf die Schlachtbank strecken.

Der Esel, als des Tigers Knecht,
Fand alle seine Thaten recht.
Den Thieren, die hierzu nicht willig,
Bewies er glimpflich: es sei billig
Und ehrenvoll, im Kampfrevier
Zu fallen für das Tigerthier.

Die Worte ihnen nicht behagten,
Und brummend stracks zum Esel sagten:
Es sei ja, sie zu schützen, nicht
Sie abzuschlachten, seine Pflicht;
Auch, meinten alle, wär' es eben
So rühmlich, für den Fürst zu leben.

Der Esel den Bescheid vernahm,
Erboßt zum Leoparden kam,
Wohlmeinend jeden zu verklagen,
Der nicht den Lumpenrock wollt' tragen;
Doch litt das Thierreich nicht Gefahr:
Der Leopard kein Esel war.

Nr. 20.

Beim Jubilarfeste des Herrn Doctors und Professors Wallraf.

Multa tulit, bipsitque W — — sudavit et alsit.

Fragment.

Nachdem man nun den Jubelgreis gefeiert,
Mit Redensarten reichlich regalirt,
Ihm Jubel-Symphonieen vorgeleiert,
Mit Kränzen sein beschwitztes Haupt geziert;
Im sorgenschwülen Bürgermeister-Saale
Mit Rheinwein unermüdlich ihn getränkt,
Die Jubelzecher und die Festpokale
Mit kaltem Punsche sauber ausgeschwenkt;
Von fünfundsiebenzig Procenten ihm gesprochen,
Die ehrlich dem Jahrhundert er gebracht,
Ihm fünfundzwanzig ditto noch versprochen;
Von Königin und Dichtern viel gesagt:
Da galt's im Siegeswagen zwischen Fahnen
Durch Hurrahschreier ihm den Heimweg bahnen.

Kaum hatte nun der Held das Fest bestanden,
Der Damen Huld — dann Ruhe ihn erquickt:
Schon wieder Deputirte ihn umstanden,
Bedauernd, daß man ihn nicht satt beglückt.
Dem staubbesä'ten Sopha so entrissen,
Er sein bekränztes Haupt und sich erhob;
Man zu des Magens Jubilargenüssen
Ihn nolens volens an die Tafel schob,
Gesellend zu den Kölnerdrickeskronen
Den Kranz der Grazien von — dicken Bohnen.
Auch hier der Ritter kräftig sich bewährte,
Er in des Magens festes Burgverließ
Supp', Stump, Gemüs', Ragout und Braten sperrte,
Des rothen Habichts würdig sich bewies;
Und keine Schüssel, kein Konfekt er schonte,
Womit Colonia sein — Fasten lohnte.

Als Hypnos Schlummer über ihn ergossen,
Ein ambraduft'ger Heros vor ihn trat
(Deß Helm ein See von Wohlgeruch entflossen),
Den Greis um seinen müden Leichnam bat.
Und feierlich mit Salomon'schen Rossen
Der Jubelzug sich jener Stätte naht,
Wo ihn Lucina einst der Welt geboren,
Wie jedes Menschenkind gehuckelt und geschoren.

Und weil in Sanct Laurenzens düstrer Gasse
Der Vaterstadt in ihm ein Licht erstand,
Hierfür symbolisch heut die Jubelstraße
Viel hundert Unschlittkerzchen ihm verbrannt'.

Noch s.h' ich seine Therme glorreich prangen
Aus vaterländ'schem Thon — antik bestaubt —,
Und drüber ein papiernes Vivat hangen,
Von dürren Eichenblättern dicht umlaubt.

Des Festes dritter Act ward nun gegeben,
Das Haus mit Libationen wohl gedüngt,
Der Greis, von trunkner Jugend froh umgeben,
Durch Sechsundsechsz'ger bis zum Kind verjüngt.
Anakreontisch sah ich ihn erliegen,
Das Antlitz noch mit Rosenlaub beklebt;
Zur guten Nacht dem Tractans freundlich winken,
Und noch im Schlaf ein „Alaaf Köllen!" trinken.

20. Juli 1823.

Nr. 21.

Schwänke.

In Sachen Schwaben contra Sonnenschein.

Einst reichten Bewohner von Schwaben,
Um schöneres Wetter zu haben,
Beim Stadt-Magistrat 'ne Klagschrift ein,
„Betreffend den mangelnden Sonnenschein."

Der Rath nun deliberirte
'ne Weile, darob concludirte:
„Was Maßen in Schwaben nach altem Brauch
Den Kläger man höre, Beklagten doch auch,
Und Sonnenschein dermal nicht selber zugegen,
So könne darein Magistrat sich nicht legen;
Man möge Beklagten erwarten in Ruh'
Und hinter ihm schließen die Thore zu."
Conclusum ward pünktlich in Obacht genommen,
Auch Sonnenschein gleich, als er wiedergekommen,
Im Städtchen sich öffentlich zeigte, allda
Gefangen, bevor er sich dessen versah.

Was aber begab sich am anderen Tage?
Die Bürger erhoben von Neuem die Klage;
Weil nirgends den Sonnenschein wahr man nahm,
Die Schwabenschaft wieder aufs Rathhaus kam,
Vermeldend, es seien die Thore geschlossen,
Doch habe sich Sonnenschein ihnen zum Possen
Nach allem Vermuthen vergang'ne Nacht
Verstohl'ner Weise davon gemacht.

Daß Inculpat sich nicht ein lasse schließen,
Das that Magistratum natürlich verdrießen,
Und unverzüglich ward solchergestalt
Den Bürgern gegeben die Macht und Gewalt,
In welcherlei Art sie es möchten erlangen,
Ihn in oder außer dem Städtchen zu fangen,
Ihn aber zu bringen in städtische Haft,
Daß Vielen zur Warnung er würde bestraft.

Die Schwaben die Weisheit des Rathes begriffen,
Alsbald auch nach jeglicher Richtung sie liefen,
Durchstöberten emsig die Stadt und das Land,
Doch nirgends der Schein, noch die Sonne sich fand.

Dies mußte die Schwaben gewaltig empören,
Dieweil sie nicht leichtlich sich ließen bethören;
Gelassen den Bürgern doch rieth Magistrat,
Durch einen verständigen Stadt-Advocat
Im Wege Rech'ens die Klage zu führen,
Jedoch den Entwich'nen vorab zu citiren.
Gesagt — gethan, und alsbald vor Gericht
Erschienen die Kläger, — Beklagter doch nicht.

Die Richter beschlossen, nun ohne zu säumen,
Ein Peremptorium anzuberäumen.
Man harrte, zu Ende schon war der Termin,
Als Sonnenschein abermals — nicht erschien.

Dieweilen Entwich'ner aus freien Stücken
Sich weder sistiret noch lasse erblicken,
Ward Sonnenschein in contumaciam
Und Kosten verurtheilt; dazu noch kam,
Daß vogelfrei die Sentenz ihn erklärte,
Die jeglichem Schwaben das Recht gewährte,
Entsprung'nen zu greifen, zu binden aufs best',
Und nöthigenfalls ihm zu geben den Rest.

So ist es auch wirklich beinahe gelungen,
Daß man ihn beim Wiedererscheinen bezwungen,
Und überliefert ihn solchergestalt
In eines hochweisen Rathes Gewalt.

Schon war man daran, aus vereinigten Kräften
Mit Nägeln ihn fest an das Rathhaus zu heften,
Als unversehens ein Wölkchen kam
Und Sonnenschein – wiederum Reißaus nahm.

So sollen gar manche Versuche die Schwaben,
Doch alle vergeblich, noch angewandt haben.
Und ob auch fortwährend der Sonne Schein
In Schwaben sich stellet nach Willkür ein,
So wähnen sie dennoch, es müsse gelingen,
Die Sonne zum ewigen Scheinen zu zwingen.

* * *

Wie gleichen, o Leser, in manchem Stück
Die Menschen den Schwaben — der Sonne das Glück!

September 1830.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. vom 17. Oct. 1830, Nr. 19.)

Die Kirchhofs-Ueberschrift.

Der Rath des Städtleins Ungenannt
Sich in Verlegenheit befand,
'ne Kirchhofs-Inschrift abzufassen,
Die auf den Eingang thäte passen
Und männiglich auch wäre recht,
Daß Niemand nichts dran tadeln möcht',
Was leicht bei denen, die schon begraben,
Hier nichts mehr einzuwenden haben,
Doch mit Beschwer zu jeder Frist
Bei Lebenden verbunden ist.

Auch von den Ueberschriften allen
Dem Rathe keine wollt' gefallen;
Er zog ein einfach Attribut
Der Inschrift vor — und das war gut.

Nun schlug man Schädel und Gerippe,
Und Sanduhr, Fackel vor und Hippe;
Drob einer, der das Ding verstand,
Auch etwas Götterlehre kannt',
Bewies, es sei vor allen Dingen
Des Gottes Sinnbild anzubringen,
Von dessen Einfluß jene Stätt'
Am meisten zu erwarten hätt'.

Da wollte der den Bacchus haben,
Der Folgende den blinden Knaben,
Die hier Saturn, den Gott der Zeit,
Die Andern Mavors conterfeit.
Und als die Herrn sich über keinen
Der Kirchhofs-Götter konnten einen,
Da stimmte Magistratus ab
Und wählte — wen? — den Aeskulap.

September 1830.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 20 — 31. October 1830.)

Der Werkstein und der Pflasterstein.

Hoch vom Palaste, nah dem Dach,
Ein Giebelstein heruntersprach
Zum Pflasterstein, der von der Straßen
Zu ihm hinaufsah, folgender Maßen:
„Was hebst zu mir den Blick du, Tropf,
Deß kahler, staubbedeckter Schopf,
Demüthig eingezwängt, muß tragen
Das Volk zu Fuß, zu Roß und Wagen,
Als Lagerstätt' für Schlamm und Mist
Zeitlebens angewiesen ist?"

„„Und du, den nicht Talent hoch oben,
Nur Rang und Menschengunst erhoben,""
Versetzt der andre, „„spar den Trutz,
Kommt's doch dem Ganzen auch zu Nutz,
Daß G'ringe sich zusammenfügen,
Und ob auch tief sie unten liegen
In Staub verächtlich eingehüllt,
Wenn Jeder seine Pflicht erfüllt.
Willst vor dem Falle dich bewahren,
Laß, Werkstein, bald den Hochmuth fahren."" —

Nicht lang' nachher es sich begab,
Daß ganz man trug den Giebel ab;
Der Werkstein bald sich mußt' bequemen,
Den Weg aufs Pflaster hinab zu nehmen,
Und halb zertrümmert, in Scham und Schmach
Er nah dem Pflastersteine lag.
Der fragt: „„Welch sonderbar Vergnügen,
Herr Giebelstein, so tief zu liegen!
Wer hat der Stelle dich beraubt,
Wo du erhobst das stolze Haupt?""

„Bin Alters halben herabgekommen",
Sprach jener, der den Spott vernommen.

Der Andre: „„Dich hat mürb' gemacht
Die Zeit, so Groß und Klein benagt;
Die meines Stammes Werth begriffen,
Und Pflastersteine glatt geschliffen,
Daß wir in Residenzen gar
Als Fußgestelle, blank und klar,
Den Ruhm verkündend späten Tagen,
Des Vaterlandes Helden tragen,
Und so vielleicht ich's noch erleb',
Daß über dich mich hoch erheb'.""

Es lag der Werkstein lang' vergessen,
Da ward er eines Tags vermessen,
Und nach dem Richtscheid zugericht't,
In einer Thür als Schwelle liegt.
Muß nun es selbst sich lassen gefallen,
Daß Menschen auf seinem Scheitel wallen.
Die Leisten, die ihn als Sims geschmückt,
Tief un'en in den Staub gedrückt,
Indeß, geschützt vor Sturm und Winden,
Weiß in sein Loos er sich zu finden.

Doch, horch! was stürmt und braus't und kracht?
Ist eine neue Zeit erwacht?

Sind Pyrrha's Enkel hier erstanden?
Ist Kadmus' Drachenbrut vorhanden?
Beseelt das Pflaster all sich regt,
Von Stock zu Stock man's höher trägt,
Als wollten von der Häuser Zinnen
Mit Menschen Steine Krieg beginnen.

Sich brüstend von der obern Schicht
Der Pflasterstein zur Schwelle spricht:
„„Sieh her, Verworf'ner, tief auf Erden,
Was kann ein Pflasterstein noch werden!
Wie sieht sich's auf des Niedern Weh
Behaglich doch von meiner Höh'!
Will auf des Giebels höchsten Spitzen,
Wo du einst lagst, noch stolzer sitzen!""

Da speit, gleich eines Kraters Schlund,
Der Kriegsgeschütze Flammenmund
Der Feuerkugeln Legionen;
Der Pflastersteine Millionen,
Feindselig jenem Element,
Hinabgeschleudert im Moment,
Zerschmetternd jede Macht besiegen,
Doch — alle wieder unten liegen.

Und Friede kehrt zurück, da ruht
Empörter Massen rohe Wuth,
Und Alle das Bedürfniß fühlen,
Anstatt anarchisch umzuwühlen
Des Staates Einheit und Bestand,
Zu ordnen der Gesellschaft Band.

Die Kräfte friedlich sich verbinden,
Der Einheit Basis neu zu gründen:
Der Werkstein, passend zugestutzt,
Zum Simse wieder wird benutzt;
Bald Pflasterstein' an Stein sich schmiegen,
Und Alle sich zum Ganzen fügen,
Da Jedes seine Stelle nimmt,
Wozu die Ordnung es bestimmt.

* * *

Den Menschen häufig hier auf Erden
Wie beiden Steinen es ergeht:
Wer sich erniedrigt, wird erhöht,
Wer sich erhöht, erniedrigt werden.
Darum auch, wer zu hoch sich stellt,
Herab um desto tiefer fällt.

October 1830.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 21 — 14. November 1830.)

Der Traum.

In Spanien träumte ein Journalist,
Im Himmel sei durch den Antichrist
Beinah 'ne Verschwörung ausgebrochen;
Da habe Sanct Michael Lunte gerochen
Und stracks mit seinem Flammenschwert
Den Himmel ein wenig ausgekehrt
Von Volksaufwieglern und Lügenpropheten,
So jungen Engeln die Köpfe verdrehten
Durch Schwadroniren die Kreuz und die Quer
Von Freiheit, Gleichheit und dergleichen mehr.

Da habe der Herr Sanct Petern vernommen,
Wie in den Himmel die Burschen gekommen,
Und ihn geheißen, in Zukunft nicht
Die Thore zu öffnen für solch Gezücht,
Das schreibend und plaudernd von allen Seiten
Versucht, liberale Ideen zu verbreiten,
Dadurch zu füllen den eignen Sack,
Wie all das müßige Rednerpack,
Das unter dem Namen von Demagogen
Von jeher die Bürger zum Aufruhr bewogen.

Drob habe Sanct Peter erwidert: O Herr!
Die auszumitteln ist gar zu schwer.
Zwar heißt's: Laß Namen und Herkunft dir nennen,
Auch könne man an den Cocarden sie kennen.
Cocarden stecken in Jahreslauf
Dreihundert fünfundsechszig sie auf.

Verlang' ich die Pässe, dann heißt es: „Mein Bester,
Ich bin Kanzellist, beim Archiv, beim Orchester."
Unhöflicher geht es bei Vornehmen zu,
Hab' Tag und Nacht vor dem Zeug keine Ruh':
Weil bald unterm Vorwand herein sie schleichen,
'nem Heil'gen ein Werk zu überreichen,
Doch statt andächtiger Dedication
Ins Himmelreich schwärzen 'ne Proclamation;
Bald statt mit Depeschen nach Hofe zu eilen,
Satiren und Caricaturen vertheilen,
Und bald in der Form einer frommen Postill
Ins Publicum bringen ein schändlich Pasquill;
Anstatt die Engel zu katechesiren,
Die Rechte des Volks ihnen vordeclamiren;
In Heften verbergen verdächtig Papier,
Als sei es Musik für Cäcilia's Klavier;
Statt Singpartieen dem Chorpersonale
Romane besorgen und Mode-Journale.
Indessen weil Niemand das Zeug censurirt,
Kann ich nicht dafür, wenn dergleichen passirt.

Da habe der Herr einem Cherub befohlen,
Die Evangelisten herbeizuholen,
Und, weil in der Literatur sie bekannt,
Sie mit dem Befehl zu Censoren ernannt,
In Haft zu nehmen Personen und Schriften,
Geeignet, den Geist des Volks zu vergiften;
Daß nichts Demagogisches würde gedruckt,
Was Unruhstiftern im Kopfe spukt,
Zu wachen auf Dichter und Redactoren,
Die gleichsam beide zum Lügen geboren,
Damit hinfüro, was wahr und rein,
Sich einzig finde im Himmel ein.

Und als der Träumer die Worte vernommen,
Sanct Michael gar auf ihn losgekommen,
Da überwältigt ihn Angst und Graus,
Er seufzte: Ach, wär' ich zum Himmel hinaus!
Schon späht' er verlegen nach Winkeln und Ecken,
Um unbemerkt sich hinein zu verstecken,
Da faßt ihn Sanct Michel. — Vor Schrecken erwacht,
Er sich zum Gelübde den Vorsatz macht,
Wenn selbst aus dem Himmel die Bülletins kämen,
Volksthümliches nimmermehr aufzunehmen;
Seitdem auch bot seine Zeitung fürwahr
Nur rein royalistische — Lügen dar!

* * *

So lang' die Wahrheit auf der Welt,
Wie Alles zweierlei Seiten behält,
Wird auch der Mensch zu allen Zeiten
Von dem Extrem zum andern schreiten.
Weil der es nun am klügsten treibt,
Wer auf der Mittelstraße bleibt,
Nicht Jeden auch es mag erbauen,
Die nackte Wahrheit anzuschauen,
Drum weiß auch der am besten Bescheid,
Wer in die gemäßigte Farbe sie kleid't.

24. October 1830.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 22 — 28. November 1830.)

Der proceßsüchtige Bauer.

Sein Recht zu suchen, war Gevatter Klaus
Genöthigt, in die Residenz zu kommen;
Er dachte, als er dort an manchem Haus'
Die Inschrift „Doctor juris“ wahrgenommen:
Auch hier ist sicherlich das Recht in großer Noth,
Denn viele Hunde sind des Hasen Tod.

Und während er sich mit Gedanken quälte,
Wen er davon zu seinem Doctor wählte,
Auf goldnem Schild er gar in einer Straß'
Die Worte „Beider Rechte Doctor“ las.
Da sprach er: Gott sei bei uns! das ist eben
Das größte Unrecht, Beiden Recht zu geben;
Und friedlich er den Weg zum Gegner nahm —
Nie mehr zur Stadt sein Recht zu suchen kam.

* * *

Was geht hervor aus diesem Schwank?
Klaus hielt das Recht für physisch krank,
Und wenn sich Fächer krank bekennen,
Wonach sich die Doctoren nennen,
Wird, statt Curiren, wie bekannt,
Das Kunstwort „Schmieren“ angewandt.

September 1830.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 23 — 19. December 1830.)

Der Aufstand.
(Erster Tag)

Im Jahre Christi Anno dreißig,
Und zwar im Sommer, so viel weiß ich,
Obwohl ich das Jahrhundert, wann,
Nicht ganz genau bestimmen kann;
Als in Europa aller Orten
Der Aufstand Mode war geworden,
Es sich dann auch in einer Stadt
Des deutschen Reichs begeben hat,
Daß eines Tags (was sehr zu loben)
Die Bürger muthig sich erhoben
Aus ihrem Bett — wie immerdar
Zur Morgenstunde üblich war.

Kaum war das Frühstück eingenommen,
Als auch die Schreckenspost gekommen,
Daß man in einer nahen Stadt
Die Waffen schon ergriffen hat;
Die Bürger, rüstig wie Soldaten,
Um Mittag schon zusammentraten;
Ein Redner nahm alsbald das Wort
Und führte den Beweis sofort:
„Man müsse sich in Kriegeszeiten
Auf Opferbringen vorbereiten.“
Und Alle brachten, gleich bereit,
Ihr Geld und Gut in — Sicherheit.

Und als der Redner fortgefahren
Zu schildern jede Kriegsgefahren,
Was alles man zu sagen pflegt,
Sobald Begeisterung sich regt,
„Daß, wenn es gelte Blut und Leben,
Zum Aufstand man sich müss' erheben“,
Begeistert gleich gesammter Hand
Ein Jeder auf — vom Sessel stand.

Dann sprach er: „Wer den Frieden wollte,
Vorerst zum Krieg sich rüsten sollte;
Wer Ehre dann und Freiheit schätzt,
Dem Feinde gleich sich widersetzt.“
Da setzten Alle gleich sich wieder
Auf ihre Sessel ruhig nieder.
Dann hieß es, als beim Worte Krieg
So lebhaft die Begeist'rung stieg:
„Man müsse dringend sich bequemen,
Des Kriegs Maßregeln anzunehmen.“
Da nahm, anstatt des Schöppchens, man
Sogleich das Maß — zur Regel an.

„Auch sei es Pflicht in vollem Maße,
Daß Einer nicht vom Andern lasse,
Und in so fern man ihr getreu,
Unüberwindlich Jeder sei."
Zum Zeichen, daß bei vollen Maßen
Sich echte Bürger nie verlassen,
Ist Niemand eher heimgekehrt,
Bis auch des Andern Maß geleert.

Und dabei blieb's am ersten Tage,
Obwohl nicht ohne Niederlage,
Die doch zum Glücke vor der Hand
Im — Schlafenlegen nur bestand.

Den Fortgang werd' ich nicht verfehlen,
Im neuen Jahre zu erzählen;
Jetzt wünscht Euch bei des alten Schluß
Der Ruhe friedlichen Genuß
D. N—l.

16.—17. December 1830.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 24 — 30. December 1830.)

Der Aufstand.

(Zweiter Tag.)

Wie exemplarisch jene Stadt
Im Aufstand sich bewiesen hat,
Ist jüngst zu Ohren Euch gekommen,
Doch nicht, was später wir vernommen,
Daß, eh' der Ruhe man genoß,
Man patriotisch noch beschloß:
Um nicht den Aufstand zu versäumen,
Sogar im Schlaf davon zu — träumen.
Und zum Beweis, daß dies geschah,
Man spät noch Manchen — schlafen sah;
Wovon doch jene ausgenommen,
Die gar zur Ruhe nicht gekommen,
Inmaßen es auch Manchen gibt,
Der wach vom Kampf zu träumen liebt.

Bei Allen meldete ein Pochen:
Der zweite Tag sei angebrochen.
Da nahm energisch Jeder wahr,
Daß selbst er noch lebendig war.
Dem Bette kühn sie dann entsteigen,
Und greifen, ihren Muth zu zeigen,
(Es gilt ja Freiheit oder Tod!)
Nach — Kaffee und nach Butterbrod.

Die Weiber, wahre Amazonen,
Sie hatten, stets geneigt, zu schonen,
Was wilder Kämpfer Muth erhält,
Fürs Vaterland zurecht gestellt:
Zwei Flaschen Riech- und Magen-Tropfen,
Zu steuern jedem Herzensklopfen,
Konfekt, Biscuit und sonst noch mehr
Zur Lind'rung jeder Kriegsbeschwer;
Vor Schnupfen auch den Kopf zu schützen,
Ein frisch gewasch'nes Dutzend Mützen,
Und gegen's Wetter fügten sie
Noch Mantel bei und — Parapluie.

Durch solchen Heldenmuth begeistert,
Die Kampflust Aller sich bemeistert.
Sie sagen, hohen Muthes voll,
Den Ihren männlich Lebewohl.
Man läßt den Himmel fürder walten
Und eilt, um Kriegsrath nun zu halten,
Um Zwölfe für des Landes Heil
Zum großen Special-Conseil.

Da ward nun Alles wohl erwogen,
Im Geiste schon zu Feld gezogen;
Bei jedem Zuge, den man that,
Stieg auch das Feu'r in gleichem Grad,
Und ob im Antlitz auch geschrieben,
Weß Geistes Kinder sie geblieben,
Und ob sich gar kein Zweifel regt,
Weß Farbe Jeder in sich trägt;
Doch ihre Einheit zu bewähren,
Sie stolz die beiden neu beschwören
Zum Zeichen treuer Bürgerschaft
In weiß- und rothem — Rebensaft.

Drob Alle, die Gefahr zu theilen,
Schon Abends zu den Waffen eilen.

Bald stand auch ein Etat-Major
Aus eignem Antrieb ihnen vor.
Jetzt ward beschlossen, zu — beschließen,
Fürs Vaterland sogar zu — schießen.
Indessen, weil's geschienen hatt',
Daß mancher Bürger in der That,
Der oft gehauen und gestochen,
Doch niemals Pulver noch gerochen,
Drum hieß es: „Sintemalen man
Nicht ohne Pulver schießen kann,
So müsse, weil sonst nichts geschehen,
Man mit Patronen sich versehen."
Da nahm man Sanct Sebastian,
Den Schutzpatron der Schützen, an.

Nun ließ man stark recognosciren,
Durch alle Straßen patrouilliren;
Doch trotz dem grimmigsten „Wer da?"
Auch nirgend einen Feind man sah.
Drum sind die Bürger all — geblieben,
Das heißt: geschützt vor — Stich und Hieben,
Weil selten Jemand Blut vergießt,
Wo Niemand sticht und haut und schießt. —

Das war nun glücklich überstanden,
Weil eigentlich kein Feind vorhanden.
Drum hieß es: Wie man sich benähm',
Wenn wirklich doch der Feind 'mal käm',
Wär' in Berathung dann zu nehmen,
Wenn wieder sie zusammen kämen.
So schloß sich ohne Weh und Ach
Der zweite schreckenvolle Tag.

December 1830.

(Abgedruckt im Köln Beibl. Nr. 1 — 9. Januar 1831.)

Der Aufstand.

(Dritter Tag.)

So war der erst' und zweite Tag
Vergangen ohne Schuß und Schlag;
Ob ohne Hieb, wird nicht beschrieben,
Weil mancher wohl geheim geblieben.

Wie keinen Schlag auch seit Johann
Die Nachtigallen mehr gethan,
So war der Bürger friedefertig
Des Aufstands immer noch gewärtig;
Drum, als der dritte Tag nun kam,
Man klüglich in Berathung nahm,
Ob trotz der Ruhe nicht vonnöthen,
Zusammen abermals zu treten,
Um abzuwenden die Gefahr,
Weil gar nicht vorzusehen war,
Wohin der Sturm sich möchte wenden,
Bei welchen Gräueln schrecklich enden,
Zumal, da mancher Fingerzeig
An Erd' und Firmament zugleich
Es offenkundig prophezeite,
Daß Schreckliches sich vorbereite.
So waren, was schon schaudern macht,
Bei mondenheller Mitternacht
Die Stadt-Laternen angezündet,
Was Wunderdinge doch verkündet,
Indem das Stadt-Laternenlicht
Bei finstern Nächten oft gebricht,
So daß ein Bürger mit dem andern
Gar leicht carambolirt im Wandern.
Wer aber spricht den Schreck und Graus
Bei jener Trauer-Botschaft aus:
Es werde in den Uferstaaten
Der Weiß' und Rothe ganz mißrathen!
„Der angekündigte Komet
Kommt" (klagte man) „für uns zu spät!
Den Neuen trinken unsre Erben,
Wir müssen, ach! verdurstend sterben!"
Und achtsam standen Alle auf,
Betrachteten des Himmels Lauf,
Doch statt des Aufstands Heerd zu zeigen,
Schien selbst der Himmel nun zu schweigen.

Drum suchten sie nun zu erspäh'n,
Was gern aus Neugier man geseh'n,
Ob rasch gethürmte Barricaden
Und Spuren großer Retiraden,
Von Plünd'rung etwas, Mord und Brand
Und andern Gräueln (wie bekannt,
Der Revolutionen Stempel)
Als schrecklich warnendes Exempel
Nicht wenigstens zu guter Lehr'
Der Jugend vorzuzeigen wär'.

Doch waren Frevel, die geschehen,
In einer — Optik nur zu sehen;
Auch sonst nicht einer Stadt-Latern'
Zerschlag'ner Leichnam, die doch gern
Die Ritter in den Aufruhrstücken
Dem Orkus pflegen zuzuschicken.
Selbst nicht für Geld und gute Wort'
War in der Stadt entferntstem Ort
Die allergringste Spur vorhanden,
Worin der Aufruhr hätt' bestanden,
So daß kein — rother Funke gar
Der Aufruhrflamme sichtbar war.

Und als vollends die Nacht gekommen,
Da hat zu Herzen man genommen,
Daß, wo der Aufruhr wird vermißt,
Am ruhigsten man trinkt und ißt.
Nun ließen Ein'ge sich verführen,
Doch irgend etwas aufzurühren;
Was mit — Champagner, siehe da!
Und — Eiern grausenvoll geschah.
Weil weder Schuß noch Kopf gefallen,
Ließ man dafür die Stöpsel knallen,
Und nahm sie, als vom Aufruhrgraus
Ein sichtbar Zeichen, mit nach Haus;
Entsagte ferner, wohl berathen,
Des Aufruhrs größern Heldenthaten.
Die Antiquare schrieben drum,
Der Bürgerschaft zum steten Ruhm,
Der Jugend als ein Erbvermächtniß
Und ew'gen Zeiten zum Gedächtniß,
Mit Bleichart auf das letzte Blatt
Der Chronik von der heil'gen Stadt:
„Dies Jahr hat keinen Wein, doch eben
Nicht wen'ger Aufstands uns gegeben."
Zum Schluß den alten Spruch:
„Gott gav,
Dat in dem Uplauff Niemandt blav."

20.—22. Januar 1831.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 2 — 30. Januar 1831.)

Das Miseräbelchen.

Als noch der Herr, sein Wort zu verkünden,
Die Welt zu reinigen von Sünden,
Umherging, kam er auch einmal
Hinab ins schöne Moselthal.
Es war in des Sommers schwülen Tagen,
Wo kaum die Hitze zu ertragen;
Doch ging Sanct Peter, der Felsenmann,
Den andern Jüngern stets voran.

Sie waren bergab, bergauf gestiegen,
Da sahen sie ein Dörfchen liegen,
Und ob des Durstes gewaltiger Plag'
Der Herr zu Sanct Peter die Worte sprach:
„Im Dörflein, das wir dort erblicken,
Gibt's wohl 'nen Trunk, uns zu erquicken;
Barjonä! geh' doch einmal hinein
Und hol' uns zur Stärkung ein gut Maß Wein."
Das ließ Sanct Peter nicht zweimal sich sagen,
That gleich nach dem Dorfe den Weg einschlagen,
Und bracht' aus einem gastlichen Haus
Den Durst'gen des Weines zur G'nüge heraus,
Und zwar in einem hölzernen Becher;
Denn in dem Lande der Schoppenstecher
Gab's damals weder ein zinnernes Maß,
Noch Steinkrug oder ein Maitranksglas.

Doch als er den Weg zurück nun genommen,
Da konnte vor Durst er nicht weiter kommen;
Indem er nun steigt den Berg hinan,
Da keuchet und schwitzet der Felsenmann;
Er denkt: „Ein Schlückchen kann doch nicht schaden,
Auch zwei wohl hält dir der Meister zu Gnaden."
Nach einigen Schlückchen der hölzerne Krug
Sich viel bequemer und leichter trug;
Doch weil Sanct Peter noch manchmal getrunken,
War tief zu Boden der Wein gesunken.
Da fängt sein Gewissen zu regen sich an,
Er denkt: „Hätt'st lieber es nimmer gethan!
Was wirst du, sollte der Meister dich fragen,
Denn nun zu deiner Rechtfertigung sagen?
Zu Gnaden wohl wird es gehalten vom Herrn,
Doch tränken auch einmal die Andern gern." —
Den kritischen Casus im Ernst überlegend,
Und manches Entschuldigungsmittel erwägend,
Nimmt flugs Sanct Peter ein Messer zur Hand
Und schnitzelt so viel von des Bechers Rand,
Als nöthig, des leeren Raumes wegen
Auch nicht den geringsten Verdacht zu erregen.
Er schnitzelt und schnitzelt am Becher umher,
Daß es schien, als wenn er schier voll noch wär'.

Und als zu den Eilfen er nun gekommen,
Da sprachen sie leis', ob dem Krüglein beklommen:
„Ist Jeder so durstig, wie ich es bin,
So reichet das Tröpfchen unmöglich hin!
Soll's im Gebiete von geistlichen Fürsten
Die Trinker wen'ger, als anderswo, dürsten?
Bekanntlich soll doch zu Bonn am Rhein
Ein respectables Hofmaß sein."

Daß Petrus bedacht war, vorab sich zu stärken,
Das wußte der Herr, aber ließ es nicht merken,
Und sprach: „Barjonä, das Maß ist klein;
Warum denn aber so wenig Wein?"
Sanct Peter, sichtbar verdutzt und verlegen,
Doch stark im Glauben, erwidert dagegen:
„Fürwahr, Sohn Gottes, von dir ein Wort
Löscht sicherlich Allen den Durst sofort."
Dem Herrn that sehr das Wörtlein gefallen,
Und freundlich spricht er ringsum zu Allen:
„So trinket nach Lust, bis ihr habet genug."
Da that ein Jeder 'nen doppelten Zug.
Als wieder zum Ersten der Krug that gelangen,
Da war er zur Hälfte kaum ausgegangen.
Und die Jünger lobten den trefflichen Wein.
Es sprach der Meister gar freundlich drein:
„Nun mag euch dieses Exempel belehren,
Was alles der Glaube wohl kann gewähren:
Ein gutes Tröpfchen mit G'nügsamkeit
Alsbald von großem Durste befreit."

* * *

Noch soll das Dorf an der Mosel vorhanden,
Wodurch der bildliche Name entstanden,

Und dort das Sprüchwort noch üblich sein:
Miserabeles Schöppchen und guter Wein.
Das Becherlein aber ist nun verloren,
Doch haben viel Wirthe die Regel erkoren:
Sowohl an der Mosel, als auch am Rhein:
Miserabeles Schöppchen mit schlechtem Wein.

Bonn und Köln, 5. Decbr. 1830.

E—ss. u. D—N—l.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 3 — 6. Februar 1831.)

Der Mensch und sein Schatten.

Zum Menschen einst der Schatten sprach:
„Ich folge überall dir nach,
Auf Berges Höh'n, in Thales Gründen
Wirst immer du mich nahe finden;
Ich lasse nimmer von dir ab
Von deiner Wiege bis zum Grab.
Wo mag ein zweiter Freund auf Erden
So innig treu gefunden werden?" —

Drob deckte des Aethers unendlichen Raum
Des Donnergewölkes verdüsternder Saum;
Der Wandrer erschrickt ob der Sonne Verblassen,
Und sieht nun vom Schatten sogar sich verlassen.
Da spricht der Getäuschte mit thränendem Blick:
„Auch du, mein Schatten, ein Freund nur im Glück?!"

10. December 1830.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 4 — 27. Februar 1831.)

Der Esel als Lautenschläger.

Begleitet von der Laute Klang,
Des Müllers Tochter ein Liedchen sang.
„Möcht' auch, statt Säcke stets zu tragen,"
Sprach Langohr, „wohl die Laute schlagen;
Wie würde jedes Kenners Ohr
Dann lauschen meinem Kraft-Tenor!"

Kaum kann er den Moment erwarten,
Da geht schon Röschen aus dem Garten,
Und zu des Langohrs Mißgeschick
Läßt sie die Laute dort zurück.

Er schleicht hinein, begafft die Noten,
Und fährt mit unbeholf'nen Pfoten
Bald auf der Laute um und um.
Bewirkt doch nur ein dumpf Gebrumm.
Da will er sie, zu tönen, zwingen;
Doch bald die Saiten alle springen,
Und bei noch kräftigerm Versuch
Die Laute er zu Stücken schlug.

Kaum hat ihn Röschen wahrgenommen,
Als schon die Müllerknechte kommen,
Und Sänger Langohr trägt zum Lohn
Viel Prügel, statt Applaus, davon.

* * *

Noch gilt des Esels Lautenschlagen
Als Bild, will Jemand etwas wagen,
Wozu, wie jenem zur Musik,
Talent ihm mangelt und Geschick.
O, plagten manche Bänkelsänger
Die stumme Leier doch nicht länger!

13. November 1830.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 5 — 13. März 1831.)

Die Fensterscheiben und der Hausherr.

Lang' hatten die gläsernen Scheiben,
Statt ruhig im Fenster zu bleiben,
Sich über Beschränkung und Druck beklagt
Und murrend das Blei und den Rahmen geplagt.

Bei ruhigen Lüften und Winden
Ließ wenig davon sich empfinden;
Doch kam nur aus Westen der leiseste Stoß,
War gleich von Neuem der Plunder los.

Dann ging's an ein Klirren und Rütteln,
Und ob dem Bewegen und Schütteln
Gab, friedlichen Sinnes und altersschwach,
Das Blei den Launen der Scheiben nach.

Stets toller die Scheiben es trieben,
Die besten nicht ruhig mehr blieben;
Sie sagten rebellisch nach ein'gem Verlauf
Dem Rahmen und Blei den Gehorsam auf.

Der Willkür leichtsinnig gewogen,
Sich manche der Ordnung entzogen;
Doch kaum entschlüpft aus dem haltenden Blei,
Fiel eine sich über der andern entzwei.

Nun blies erst der Sturm in die Lücken,
Daß ob dem gewaltigen Drücken
Den Stützpunkt die einzelne Scheibe verlor;
Nun stand der Verfall auch dem Ganzen bevor.

Da schrieen die sämmtlichen Scheiben:
„Es kann ja nicht länger so bleiben",
Als eines Tages der Hausherr kam,
Den Zustand des Fensters in Augenschein nahm:

„Du mußt uns vom bleiernen Wesen
Und eisernen Rahmen erlösen;
Wie nehmen sich dort an des Nachbars Haus
Die hölzernen Rahmen so zeitgemäß aus!"

Und als er die Wünsche vernommen,
Ließ Tischler und Glaser er kommen:
Bald war nun ein hölzerner Rahmen gepaßt,
In hölzerne Sprossen die Scheiben gefaßt.

Damit sie vom Winde nicht litten,
Ließ fest er die Fugen verkitten.
Da priesen die Scheiben in blähendem Stolz
Die klüglich ersonnene Fassung in Holz.

So währt es nun einige Wochen,
Da ward auch schon anders gesprochen;
Man fühlte in hölzernen Sprossen zu fest
Und unbehaglich sich eingepreßt:

„Sonst konnten wir doch uns bewegen,
Nun kann sich ja Keine mehr regen!"
So hieß es, als wieder der Hausherr kam
Und staunend die Klage der Scheiben vernahm.

Drob ernstlich er sprach zu den Scheiben:
„Es muß aber einmal nun bleiben
Beim Rahmen, den selbst ihr euch ausersehn,
Denn Ein Verband muß doch fürder bestehn."

* * *

Heut' sehnt sich der Mensch nach dem Neuen,
Pflegt morgen es oft zu bereuen:
Es bringe, was wolle, der Zeiten Lauf,
So hören die Klagen doch nimmer auf.

(Abgedruckt im Cöln. Beibl. Nr. 6 — 27. März 1831.

Das Frühstück.

An einem Frühlingsmorgen
Durchschwirrte, frei von Sorgen,
Die Fliege den gewohnten Raum;
Da führt' sie, halbes Weges kaum,
Das Mißgeschick (dem Fliegen,
Wie Menschen, unterliegen,
Wenn schnöde sie das Glück verläßt)
In einer Spinne düstres Nest.

Und gierig kroch die Spinne,
Des frischen Fanges inne,
Mit ihrer Sippschaft, jung und alt,
Hervor aus ihrem Hinterhalt,
Die Fliege zu verzehren,
Die, als sie ihren Feind erblickt,
Sich fruchtlos sucht zu wehren,
Weil immer mehr sie sich verstrickt;
Da bat sie: „Sei mir gnädig
Und laß mich los und ledig!"

Die Spinne drauf: „Es schmeckt dein Blut
Den durst'gen Spinnen gar zu gut,
Ich kann dich nicht entlassen,
Laß, Liebe, dich umfassen!" —
So sog sie kalt zum Frühstücksschmaus
Der Fliege Blut und Leben aus.

Da kommt ein Spatz geflogen,
Vom Jammern angezogen,
Der lüstern seinen Schnabel spitzt
Und flugs die Spinne wegstipitzt.
Sie flehte: „Hab' Erbarmen
Und Gnade mit mir Armen!
Ich holte mir ein Frühstück bloß,
Das mit den Jungen ich genoß."

„„Ein Frühstück auszuwittern,
Um meine Brut zu füttern,
Zog"", sprach der Spatz, „„ich selber aus;
Ihr seid der Spatzen bester Schmaus;
Instinct hat uns auf diesen
Genuß ja angewiesen.""
Der Sperling hielt die Beute fest
Und flog erfreut zum fernen Nest.

Da schießt, in gleicher Weise
Auf seiner Frühstücksreise,
Ein Sperber auf den Spatz heran,
Der selbst sich nun nicht retten kann
Und flehet: „Laß mich leben,
Bis meinen Jungen eben
Dies Spinnlein ich ins Nest gebracht,
So das Geschick mir zugedacht;
Sie werden sich mit Thränen
Nach ihrem Frühstück sehnen."

Der Sperber: „„Vom Geschick nimm an,
Was an der Spinne du gethan;
Zwar kann mein leerer Magen
Was Beff'res sich erjagen,
Auch ist der Braten mir zu klein:
Sollst meiner Jungen Frühstück sein;
Wenn deiner, sie zu nähren,
Doch nur ein Dutzend wären!""
Und in des Sperbers ödem Nest
Der Spatz nun auch sein Leben läßt.

* * *

Der Spinnen, Spatzen, Sperber Art,
Gering're zu verzehren,
Um eigne Brut zu nähren,
Man häufig in der Welt gewahrt.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 10 — 12. Mai 1831.)

Die philosophischen Vögel.

Einst hob sich zu der Wahrheit Thor,
Zum Quell des Lichts, der Aar empor.
Sogleich versucht mit kecken Schwingen
Ein Lerchlein dorthin auch zu dringen,
Und thut mit vielberedtem Mund
Der Nachbarschaft die Reise kund;
Doch nöth'gen die erschlafften Glieder
Das Lerchlein bald zur Erde nieder.
Dennoch wird rings bekannt gemacht,
Welch Forscherwagniß man vollbracht;
Und leicht war's, einer Schaar von Mücken
Die schwachen Köpfe zu verrücken.

Auch diese wagen den Versuch
Zum reich ergieb'gen Forscherflug,
Und ob sie höchstens auch noch oben
Um wen'ge Ellen sich erhoben,

So stellen doch beim Schwatzverein
Sich stolz die Forschermücken ein,
Als wären sie durch ihre Reisen
Schon im Besitz vom Stein der Weisen.

Drob fühlt nun eine Motte gar,
Begeistert gleich der Mückenschaar,
Die Neigung, aus dem Erdenleben
Zum Born des Lichts emporzuschweben;
Und hastig flattert sie im Nu
Der ersten, besten Lampe zu.
„Wie!“ spricht sie, „soll denn meines Gleichen
Der Weisheit Quelle nicht erreichen?“
Da büßt sie an dem Flackerschein
Die dünnen Flügel schmählich ein.

* * *

Von Lerchen, die sich unterfangen,
Zum Ziel des Adlers zu gelangen,
Bleibt manche, wie das Mückenheer,
An Weisheit bar, an Wahrheit leer.
Wie Forscherblick und Schwungkraft eben
Dem Sonnenvogel nur gegeben,
Zum Irrlicht sich die Motte drängt,
Doch oft — die Schwingen nur versengt.

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 14 — 31. Juli 1831.)

Der Weinpatron.

Um eines frommen Kaufmanns letzten Willen,
Der viel durch Weingeschäfte sich erwarb,
Gemäß dem Testamente zu erfüllen,
Worin er, eh' er gottergeben starb,
Befahl, daß gleich, es koste, was es wolle,
Dem ihm so günstigen Geschäftspatron
Aus ganz besonderer Intention
Ein Kirchenbild errichtet werden solle,
Entstand die Frage, was der sel'ge Freund
Hiermit für einen Heil'gen wohl gemeint.

Man hielt dafür, das Testament bezeichne
Den heiligen Johann Evangelist,
Der sich zum Weinpatron am besten eigne,
Weil mit dem Becher er versehen ist,
Das beste Rheingewächs nach ihm sich nenne,
Und jeder Christ Johannissegen kenne.

„Johannes mag es allerdings wohl sein,“
Versetzte drob ein kund'ger Weinverkäufer,
„Doch leuchtet mir des Stifters Meinung ein:
„Sein Heil'ger war gewiß — Johann der Täufer.“

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 16 — 28. August 1831.)

Der philanthropische Bäcker.

Ein gottesfürcht'ger Bäcker lag am Sterben
Und sah, um seinen Segen zu empfah'n,
Sein ehlich Weib und theure Leibeserben
In Thränen seinem Krankenbette nah'n;
Da sprach er: „Hört die letzten Lehren an:
Das Brod im Schweiß des Angesichts zu essen,
Ist unser Loos, doch dürft ihr nie vergessen,
Daß ihr den Nächsten wie euch selber liebt;
Das eben ist's, was Glück und Segen gibt.
Ich habe drum, das darf ich kühn beschwören,
Auf mein und meines Nächsten Wohl bedacht,
Bequemern Brodgenuß ihm zu gewähren,
Es ihm so leicht, als möglich, stets gemacht.“

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 17 — 18. September 1831.)

Die neue Buchstabir-Art.

„Was soll es mit der neuen Lehr-
art geben?“
Sprach jüngst Gevatter Klaus zum
Herrn Pastor:
„Mir kommt sie friedenstörend und
daneben
Freigeisterisch und unmoralisch vor;
Sonst gab es wohl in Kleidern neue
Mode;
Seitdem man sie nun aus der Gar-
derobe
Auch in den Jugendunterricht ge-
bracht,
Hat die vermaledeite Lautmethode
Die Kinder gar zu laut und klug
gemacht.
Jüngst will ich meinen Hans exami-
niren,
Und buchstabire: F, r a, u, w,
Um ihm das Wörtchen Frau zu ex-
pliciren,
Da lacht der Naseweis und ruft:
Herr Je,
Wer wird denn jetzt das w noch ap-
pliciren!
Und mir nichts, dir nichts disputirt
er keck
Das w bei Frau mir vor der Nase
weg.
Ich will mich zwar nicht Schriftge-
lehrten nennen,
Das muß ich doch als Vater besser
kennen;
Man lies't ja schon, deß bin ich ganz
gewiß,
Ein w bei Frau im Buche Genesis.“

Der Pfarrer sprach: „„So ward es
sonst geschrieben,
Da habt Ihr Recht; doch ist seit
langer Zeit,
Der Kürze wegen und der Einfachheit,
Das w als überflüssig weggeblieben.““

„Erwägt“, sprach Klaus, „die Sache
man genau,
So läßt sich aus Erfahrung doch bei
Frau
Das w durchaus nicht überflüssig
finden:
Es darf des Sinnes wegen hier nicht
schwinden.“

„„Was thut's denn,““ sprach der
Pfarrer, „„wie man's schreibt,
Wo doch die Sache stets dieselbe
bleibt!
Vermeidet drum, mit Hans zu dis-
putiren;
Er mag wohl, wenn's zu seinem Be-
sten frommt,
Er einst zur Frau und Euren Jahren
kommt,
Vielleicht nach Eurer Weise buchsta-
biren.““

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 18 — 25. September 1831.)

Der Glocken-Klöpfel.

In einem alten Kirchlein auf dem
Lande,
Wobei, den Renten gleich, das
Mobilar,
Die Glocke namentlich, in schlechtem
Stande,
Zugleich der Schmid im Dorfe
Küster war,
Zerbrach der Klöpfel einst und fiel
beim Läuten
Dem Küster-Hufschmied g'rade auf
das Haupt.
Die Kirche sah (und das will viel
bedeuten)
Auf einmal zweier Diener sich be-
raubt.
Da lag der arme Tropf in seinem
Blute,
Zwar sehr verletzt, zum Glücke doch
nicht todt;
Das war, wie stets beim Unglück,
noch das Gute,
Dennoch der Kirchenrath in großer
Noth.
„Wer gibt das Geld, um Beide nun
zu flicken?
Wie laden wir fortan zur Kirche
ein?
Man kann ja doch die Bauern nicht
beschicken!
Wer schmiedet uns den Klöpfel
obendrein?“ —
Da athmete der Küster ob dem
Schrecken:
Es sollte das Verdienstchen ihm
entgeh'n;

Hier, dacht' er, mußt du gleich ein Reischen stecken!
„Ihr sollt mich", sprach er, „bald am Amboß seh'n!"
Der Pfarrer drauf: „Beruhigt Euch; aus Gründen,
Die dringend sind, ist hier ja vor der Hand
Die Frage nur, das Mittel aufzufinden,
Ein Unglück, einen Trau'rfall oder Brand
Durchs ganze Kirchspiel eiligst zu verkünden." —
„O," sprach der Küster, „das besorgt genau,
Wie bis heran, ja gerne m e i n e F r a u."

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 6 — 18. März 1832.)

Der ländliche Purist.

Ein Schulcandidat, der bei müßiger Zeit
An Kriegesgesprächen sich häufig ergötzte
Und gerne vom großen Eroberer schwätzte,
Gerieth mit dem Orts-Bürgermeister in Streit,
Der, F e l d z u g mit d in der Mitte geschrieben,
Verwarf; „denn um gründlich zu Werke zu geh'n,
Sei", sprach er, „ein l an die Stelle zu schieben;
Es werde dem Schwächern, wie häufig gescheh'n,
Vom Siegenden, wenn ihm der Kriegsgott gewogen,
Das Fell ja über die Ohren gezogen;
Drum müsse man F e l l - Z u g darunter versteh'n."

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 17 — 2. September 1832.)

Das Mißverständniß.

Ein Krämer, der Geschworner war, erwachte
Vom Schlummer in dem nämlichen Moment,
In welchem der Assisen-Präsident
Nach ausgesproch'nem Urtheil schließlich sagte:
„Gensd'armen, laßt den Angeklagten los!"
„„Das ist ja"", schrie der Krämer, „„ein Verstoß!""
„Er ist u n s c h u l d i g", sprach sein Nachbar. „„Darum eben"",
Versetzt er, „„ist es Unrecht, weil Ihr wißt,
Daß offenbar der Kerl u n s s c h u l d i g ist,
Ihn ohne baare Zahlung loszugeben.""

(Abgedruckt im Köln. Beibl. Nr. 22 — 25. November 1832.)

Nr. 22.

Carnevals-Beiträge.

Der Mann alten Styls.

Nu saht ens, eer Männer, wat sall et noch gevven!
Wo hät mer öm Gotts Wellen alle si Levven
Vör Alters esu e Spektakel gehoot,
De Aat, we en Huushaldung jeez weed gefoot! —

Op 't hühtste Brettche mög Jeder wahl klemmen,
Un denk nit, we leech mer sich kann üvvernemmen.
Dat es e Trakteeren, en Staat un en Praach,
Dröm han ich ald mieh bei meer selver gedaach,
Wat kunnt mer sich söns amüseeren un laachen,
Met Brezzelen un e'r Kann Wing sich vermaachen,
Wann Gottsdraag und Pingsten mer met singem Schatz
Sich op der Nachtigallsgrave joh satz!
Un wat joh de Frauen eer Kleider verwaaten,
Wann de sich 'ne Schlofrock ov andersch get maaten!
Jeez han se Ei Kleidche kaum angedohn,
Dann süht mer se widder noh'm Winkel gohn.
Su doot et Johr uus un Johr en joh me'm Laufen,
Oem luuter un luuter get Neues zo kaufen.

Wann söns wahl en Frau en et Kinderbett kohm,
Dann woss mer joh, dat mer en Hevvelsche nohm;
De woren zwor domols noch halver unehrlich,
Doch drevven de Frauen eer Handwerk maneerlich;
Wat hoot mer joh selden doh vun e'm Mallör!
Jeez bruch jedermallich 'nen Här Akkuschör.
De Frauen kein Hevammen mich employeeren,
Wat notzen de Schullen dann, wo se't en leeren?
Un doh weed gewess joh kei Geld an gespaat, —
Dat wör dann joh knatsch för de Gäns angelaat!
Su git et joh auch Institute för Gecken,
Un luuter begänt mer op Strohssen un Ecken
Su'n Lücken, de mööten noh mingem Senn
Joh all en de Gecke-Spitöler erenn.
Doh künnten se satt sich dann schrieven un dröcken,
Plaaz sich un den Andern de Köpp zo verröcken;
Dröm well meer auch gar nit en minge Verstand
Dat Schrieven un Dröcken: Pressfreiheit genannt.
Et heisch zwor: »Mer darf en der Freiheit, zo denken,
Sich metzodeilen, der Minsch nit beschränken.« —
Ov ümmes, dä alles jeez lis, wat mer schriev,
Noch Zick, zo denken, wahl üvvrenzig bliev!
Wat lis mer joh nit kabeljäuische Saachen!
De künnen unmüglich gescheide Lück maachen,
Entwidder su geck oder üvvergeleet,
Dat auch keinen Docter s' üch räch explizeet.
Wat gov et söns Böcher, anmödig zo lessen!
Dat hät uns de Paafepohz sil'ger bewessen;
Mer hat en Postill un en Bibel zo Huus,
De lohs mer, un lohs se si Levve nit uus.
Doh hat ene Mann singe Lass an, zo dragen,
Doh gov et dann doch noch get öm en zo schlagen;
Söns lohs mer 'nen Ovend joh üvver ein Blatt,
Jeez lis mer zehn Böcher, un es noch nit satt.
Lohs einer, dann kunnten de Fraulück zohören,
Un niehen un spennen, am Kochdöppe röhren;
Doch kütt jeez en Huushaldung Ovends bei'nein,
Hätt Jeder ein Boch för si Kopp ganz allein.

Dat koss üch en Hörgeld, et es nit zo sagen,
Dat Geld, wat ming Frau uus dem Huus hät gedragen
För Böcher zo liehnen, dat mäht ald get uus,
Un wat kütt bei allen dem Lesen eruus? —
De Hossen zo stoppen, de Hemder zo flecken,
Doh kann sich kein Frau, de Madam heisch, en schecken.
Wiel Alles sich jeez op e Neu's tituleet,
Dröm geit et auch jeez en der Welt su verkeet.

12. Februar 1831.

Die Frau neuen Styls.

Ihr Frauen, wie war't ihr doch sonst zu beklagen,
Das Ehestands-Joch so geduldig zu tragen!
Jetzt feiert das Weib seinen wahren Triumph,
Es flickt keine Kleider, es strickt keinen Strumpf,
Es braucht keinen lästigen, züchtigen, frommen,
Griesgrämlichen Vorschriften nach mehr zu kommen,
Weil's nun keine Kinder mehr mühsam erzieht
Und jeglicher Sorge des Lebens entflieht.

Wie schön ist's, im Kreise von Freunden zu spassen,
Am Putztisch die rosige Zeit zu verpassen!
Und find't man sich einsam, so ist ja ein Buch,
Ein Mode-Journal, ein Roman, schon genug,
Die Stunden aufs angenehmste zu tödten;
Denn eine Beschäft'gung ist immer vonnöthen;
Und gibt es ein Fest, 'nen Besuch oder Ball,
Dann eilt man und mustert und sucht überall,
Wo irgend ein Beitrag zum Schmuck noch vorhanden,
Der wird auf des Mannes Credit dann erstanden
Und, hierdurch verherrlicht in weiblichem Glanz,
Empfängt euch die harrende Menge beim Tanz.

Berufen, ein lustiges Leben zu führen,
Euch immer zu schmücken und auszustaffiren
Mit allem, was reizend und angenehm macht,
Seid fleißig auf Mittel und Wege bedacht,
Mit offener Stirne und ganz unbefangen
Als Herrin des Mannes zum Zweck zu gelangen;
Das Hausregiment einer Frau nur gebührt,
Die ganz ungenirt das Pantöffelchen führt.

Vor Allem drum müßt ihr die Männer mit Fragen
Nach Diesem und Jenem im G'ringsten nicht plagen;
Des Mannes Verpflichtung ja ist, daß er sorgt,
Zu zahlen, was alles ihr kauft oder borgt.
Den Anstand, die Schicklichkeit gut zu vertreten,
Dazu ist bekanntlich die Hausfrau vonnöthen;
Wie kennt auch am Ende ein Stock-Dummerjan,
So wie zum Exempel der Drickes, mein Mann,
Das hohe Bedürfniß, ein Haus zu machen?
Der kann auf den Weinkeller höchstens nur wachen.

Er kennt noch nicht einmal das Wörtchen „Vapeur",
Verweigerte gar mir den Herrn Accoucheur;
Zur Hebamme wollt' er durchaus mich bereden;
»Lohss mich eckesch«, sprach er, »dohmette gewäden.«
Bedenkt doch das Schicksal, der altfränk'sche Geck
Spricht einzig den häßlichen Volks-Dialekt;
Das wär' ja genug, um von ihm mich zu trennen.
Ich mag euch die Schwachheiten alle nicht nennen;
Visiten, Eß-, Theetische, Conversation
Und alles, was jetzt der gesellige Ton
Erfordert, das zählt er zu unnützen Dingen,
Und in das Theater gar muß ich ihn zwingen;
Drum wählt euch, ihr Mädchen, 'nen frohen Cumpan
Und lebenslust'gen Gesellen zum Mann.

12. Februar 1831.

Der Bewies vam hüüsliche Fließ.

Die Strickerin.

Ich strecken un strecken die ivige Zick
De Kruffeser eng un de Jusebe wick,
Ich strecken ald Strümp en der Winkel
Vun Leechmessen bis Zinter Vinkel,
Ich strecken ald Böhdcher un trecken se op,
Et fallen meer Stech und ich hevven se op,
Doch well et meer noch nit gelöcken,
'ne Junggesell zo ömstrecken.
Och, köhm er ens eine, dä gähn üvverall
Oemstrecken sich leess, we 'ne ledderen Ball,
Ov wann eer ens eine sollt' hören,
Dä gähn verleechs Strecke woll leeren,
Dann nömt mich, ich strecke joh flöck we en Leer,
Dann streckten ich luuter un mäht' keine Feer;
Ich wonne bei minge Verwandten
O'm Eck vun der Streckgasser Kanten.

Die Spitzen-Klöpflerin.

Ich heische Mariezebell Blöckelchesholz,
Un ben op ming Arbeit un Namen auch stolz.
Ich wirken de prächtigste Spetzen
Un blieven am Wirkkösse setzen.
Dat Wirken, dat es bei den Mietsten 'ne Treff,
Doch han ich mien Handwerk studeet uus der F.
De leevlichste Blömcher un Stahlen
Verstohn ich, un (ohne zo prahlen)
Ich han auch vun Kunde get Rächs an der Hand
Un ben als probat en Spetzen bekannt,
Dröm doon ich nit wick eröm laufen,
Ming Waar för Spottgeld zo verkaufen;
Ming Kunden de kummen bei mich en et Huus,
Dat mäht bei der Rippetation ald get uus,

Da's bester als Rekummendeeren,
Doch künnt eer üch auch enformeeren.
Et Huus, wo ich wonne, dat heisch en der Ell
Beim Blöckelcheshölzches-Mariezebell.

Die Nähterin.

Als Nähterin bitt' ich, mich Ihren
Bekannten zu recommandiren.
In allem, was immer ins Nähfach schlägt,
Bedien' ich die Kunden und mach's ihnen recht;
Zwar schickt sich nicht, selbst es zu sagen,
Doch hörte ich Keinen noch klagen.
Ich führe die Nadel so kräftig, als gut,
Was sehr viel bei meinem Erwerbszweige thut;
Die Nähte sind sauber und zierlich,
Die Stiche ganz fein und manierlich,
Und machen Sie einmal bei mir den Versuch,
Bekommen Sie gleich Ueberzeugung genug;
Ich wohne am Hembsmäuchen-Ende
Und nenne mich

Eva Behende.

Die Modehändlerin.

Die allervorzüglichsten Hüte
Von ausgezeichneter Güte,
Und Mäntel, von Farbe und Stoff so schön,
Wie schwerlich man bessere jemals geseh'n;
Ganz täuschend wattirte und nette
Elastische Hüften, Corsette,
Von deren magnetischer Attraction
Viel Männerherzen bezwungen schon,
Vergebens zu flieh'n unternahmen,
Doch nie von der Stelle mehr kamen;
Auch Hauben, worunter das schöne Geschlecht
Vorzüglich gerne zu kommen pflegt,
Und Bänder von jeglicher Weise,
Modern und zum billigsten Preise,
Was immer zum Putze der Damen gehört,
An Dauer, Geschmack, wie an Echtheit bewährt,
Verkauft en détail und in Masse

X. Aeußerlich,
in der Neugasse.

13. Februar 1831.

Nr. 23.

Uebersicht der im Ballsaale des Schauspielhauses befindlichen allegorischen Figuren.

(1806.)

Die zweifache Bestimmung des Saales (Schauspiel und Tanz) veranlaßte eine Verzierung, die auf den doppelten Gebrauch desselben anspielt, und den Zuschauer in beidem unterrichtet. Zu diesem Endzwecke befinden sich auf den Brüstungen der Gallerie Dinge, die dem Nachts-Balle angehören; jene aber, so das Schauspiel bezeichnen, sieht man in den Logenfeldern des zweiten Ranges.

Diese nun machen für sich einen mythologischen Cyklus aus, worin die charakteristischen Attribute und geweihten Thiere der Gottheiten aus der alten Fabellehre angebracht sind, welche zu den mannigfaltigen Produkten der alten und zuweilen neuerer Theaterdichter so reichen Stoff lieferte.

Beim Eingange erscheint die Büste der verkörperten Zukunft und Vergangenheit, der Januskopf, von der Ringelschlange — Ewigkeit — umgeben. Ihm zur Seite der Helm der Kunstgöttin Minerva mit ihren Nachteulen, des nächtlichen Studiums wegen; und das Schlangenstäbchen des verschmitzten Merkur von Hähnen (dem Bilde der Wachsamkeit) begleitet — dann das Fruchthorn der Ceres mit ihren geflügelten Drachen und auf der andern Seite der Dreizack des Meerbeherrschers Neptun zwischen zweien Delphinen. Neben diesem ist die Jagdgöttin Diana von Rehen begleitet ihrem Bruder, dem Gott der Dichtkunst Apollo, gegenüber mit den ihm geheiligten Schwänen vorgestellt. Ferner die putzliebende Juno, von Pfauen, und Jupiter's Donnerkeil, von Adlern umschwebt — Pfeilbogen und Gürtel der Liebesgöttin zwischen flatternden Täubchen, und der ihr entgegengesetzte Kriegsgott mit den Wölfen. — Weiter die Löwenbändigerin Rhea, Göttin der Mauern und Thürme, und Pluto als Herrscher der Unterwelt mit dem Höllenhunde — Hygieia, die Gesundheit, und auf der andern Seite der muthwillige Pan mit den Böcken.

Die oberen Galleriefelder enthalten Gegenstände in alter griechischer Form, die auf Tanz und öffentliche Belustigung deuten. Es sind Mischkrüge, Thyrsen, Becher, Kränze und musikalische Instrumente, deren man sich bei Feierlichkeiten und Schmausereien bediente. Eben so Fackeln, Ampeln, Gestirne und Mohn zur Versinnlichung der Nacht. Putz und Mummerei sind durch den Spiegel, die Pfauenfeder und komische Larve, und in der Flügelsohle die Leichtigkeit im Tanze vorgestellt.

Der Thür gegenüber befinden sich auf dem Gesimse des Prosceniums zwischen den Attributen des Lust- und Trauerspiels die tanzenden Musen, in ihrer Mitte Apoll als Musagetes.

An dem Haupteingange zu den beiden Schenkstuben sieht man in dem Gesimse ein Bacchanal, und auf der Thür der einen die Göttin der Baumfrüchte Pomona; auf der andern aber Hebe, die aufblühende Jugend mit dem Becher der Freude vorgestellt.

In dem Schlußprospecte mag man sich einen Tempel der Psyche denken, da hier ihre Verbindung mit Amor angebracht ist.

Ueber der Scene schwebt als Plafond, von Wolken umgeben, das Thema des Ganzen — der Eintracht Bild — die Harmonie.

Da die Bedeutung dieser Verzierungen einem großen Theile des Publicums unbekannt sein dürfte, so hat man geglaubt, demselben Gegenstände erklären zu müssen, die etwa das Jahr hindurch während der Zwischenakte des Schauspiels die Augen der Zuschauer beschäftigen, und ungekannt ermüden könnten. — — Einzig das Verlangen, dem Wunsche der Wißbegierigen zu entsprechen, ist dieses Blattes Veranlassung und Tendenz.

Nr. 24.

Kunstgeschichtliches.

Der angebliche Erfinder der Vergoldung und der Gypsplastik (Stuccatur), der italienische Bildhauer, Baumeister, Musivarbeiter und Maler Margaritone, 1241 in Arezzo geboren und 1317 dort gestorben, überzog zuerst seine zu Gemälden bestimmten Paneele, der Zuverlässigkeit ihrer Dauer wegen, mit Leinwand, welche er vermittelst eines aus Pergamentschnitzeln gekochten Kleisters darauf befestigte und dann mit Gyps überzog. Das Durchschimmern der weißen Unterlage gab natürlich den darauf getragenen Farben eine große Klarheit, und diese Methode behielten die meisten Maler so lange bei, als sie die abzubildenden Gegenstände vom hellen Tageslicht beleuchtet darstellten. Später aber, als man bei ausgedehnten Zusammensetzungen die Einwirkung des Lichts auf einzelne Hauptgegenstände beschränkte, um solchen eine mehr hervortretende Wirkung zu geben, bei Bildnissen nach Rembrandt's Weise gar den Kopf allein beleuchtete; als es ferner gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts schon üblicher ward, die Gegenstände in natürlicher Größe darzustellen, was einen namhaften Umfang der Gemälde und den Gebrauch der Leinwand ohne Paneel veranlaßte: da lag es in der Zeit-Oekonomie der Maler, der Unterlage ihrer Bilder eine mehr oder minder dunkle Farbe zu geben.

Dieser Umstand, verbunden mit der damals in Italien eingetretenen Art, die Farben zum Theile dick aufzutragen, theils auch die Unkunde der Maler in der chemischen Farbenbereitung führte den Uebelstand herbei, daß die in solcher Weise auf Holz oder Leinwand gemalten Bilder häufig nachdunkelten und später im progressiven Fortschreiten dieser Verdüsterung dem Auge des Beschauers Manches vorenthielten; ein Vorwurf, den man der früheren Vorbereitungs-Methode der Gemälde keineswegs machen kann. Im Gegentheil beweisen vorhandene Nachtstücke aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts, von 1516 z. B., welche die für den Lichteffect so vorzüglich sich eignende Geburt Christi vorstellen, eben so Gemälde von Gerh. Honthorst (1592 geboren), der sich fast ausschließlich mit Nachtstücken beschäftigte, zur Genüge, daß sich der täuschendste Lichteffect mit einer hellen Unterlage und einer weniger düsteren Umgebung recht wohl vereinbaren lasse. Nun aber sind die neueren Malerschulen,

namentlich die deutschen, größtentheils wieder zur helleren Unterlage und zur Tagesbeleuchtung bei ihren Darstellungen zurückgekehrt.

Einen ähnlichen Gegensatz, wie die dunkle Unterlage und die eingeschränkte Beleuchtungsart in der Malerei bewirkt hatte, brachte in der Kupferstecherkunst die Erfindung der Schabmanier, gewöhnlich Schwarzkunst genannt, hervor, weil auch bei dieser, umgekehrt von der früheren Verfahrungsart, die Lichtpartieen auf die dunkel vorbereitete Fläche gearbeitet wurden. Eine Behandlungsart, welche (die Werke der Besseren, eines Earlom z. B., vorbehalten) in der englischen Schule die Licht- und Schattenwirkung bis zum Extrem des sogenannten Knalleffects steigerten. Hierdurch trat nun an die Stelle durchgeführter Deutlichkeit in allen Gegenständen eine confuse, oft nachlässige Fabrikmethode, in der Kunstsprache Manier genannt, ein, welche die Kunst bis zum Handwerk herabwürdigte, indem es sich dabei weniger um sorgfältige Umrisse, als um oberflächlich begränzte Licht- und Schattenmassen handelte. Aber auch die deutschen Kupferstecher haben nun den besseren Weg wieder eingeschlagen, nämlich jenen des reinen, deutlichen Umrisses und der speciellen Individualisirung aller, selbst geringfügiger, Nebendinge, seitdem ihnen Marc Anton und Albr. Dürer keine fremden Namen mehr sind.

Nr. 25.

Lyversberg'sche Gemälde-Sammlung.

Unter den Wechselereignissen, welche unserer Stadt in Beziehung auf ihre Kunstschätze nahe bevorstehen, ist die vorläufig auf den 16. August l. J. anberaumte öffentliche Versteigerung der Lyversberg'schen Gemälde-Sammlung von zu wesentlichem Interesse, als daß wir die Aufmerksamkeit des deutschen Kunstpublicums nicht darauf hinleiten sollten.

Als die denkwürdigen Ereignisse, womit das letztvergangene Jahrhundert schloß, im Beginn des gegenwärtigen die Auflösung aller geistlichen Orden herbeiführten, ging von dem reichen Besitzthum der Klöster Manches, das entweder versteckt und verschleppt oder, war es theilbar, unter Vielen zersplittert ward, der Geschichte und Kunstkunde verloren, leider aber fand das Meiste, das Metallwerth hatte, unter den Händen der Habsucht oder der Unkunde im Schmelztiegel deßhalb sein Ende, weil dieser alle Nachforschungen ausschloß. Auf diese Weise hat Köln von all den ehemaligen Kunstseltenheiten seiner älteren Metallurgen, außer den im Domschatze befindlichen Gegenständen und dem Wenigen, was in jener Epoche in sicheren Händen war, nur noch Unbedeutendes aufzuweisen.

Dagegen hatte sich das, was des inneren Material-Werths entbehrte, deßhalb einiger Beachtung zu erfreuen, weil die Ermittelung des Kunstwerthes solcher Gegenstände ihre Zeit verlangte, und hiermit traf denn die Wiederanerkennung der altdeutschen Malerschule und ihrer Vortrefflichkeit zusammen, welcher wir so viele bewunderungswürdige Meisterwerke verdanken.

Aus dieser Gattung von Kunstschätzen kam damals das Ausgewähl-

teste und Besterhaltene in die Lyversberg'sche Sammlung, und bildet deren erste Abtheilung. Dem, was in dieser Beziehung Fr. Schlegel in seiner Europa 2. Band 2. Heft, 1803 — 1805, und nach ihm noch manche Reise-Beschreiber sagten, noch etwas zum Vortheil der Sammlung beifügen zu wollen, wäre wohl überflüssig. Bot jemals eine Privat-Gallerie einen dem Boden ganz eigens angehörigen Cyklus vaterstädtischer Kunstwerke dar, so ist es unstreitig ein großer Theil dieser Abtheilung des Lyversberg'schen Cabinets. Außer den Werken kölnischer Meister, bekannt oder anonym, gehört ihr aber auch manches höchst schätzbare Bild von ober- und niederrheinischen Künstlern an, wie z. B. jene von van Eick, Q. Messis, Luc. von Leyden, Ouwater, L. Cranach u. s. w.

Ihre zweite Abtheilung besteht aus Kunstwerken, die aus der italienischen, niederländischen, französischen und der jüngeren deutschen Schule hervorgegangen sind. Der erschienene Catalog nennt, diese Abtheilung betreffend, die Achtung gebietenden italienischen Namen: Leonardo da Vinci, Mantegna, H. Caracci, Maratti, Ribera Spagnoletto, Salv. Rosa, B. Scidone Guercino, Procaccini, Canale und andere.

Unter den Meistern aus der niederländischen Schule finden sich hier P. P. Rubens, A. van Dyck, J. Jordaens, Rembrandt, G. van den Eckhout, G. Flint, G. Honthorst, Snyders, Teniers, Th. Wyck, v. Lyssens, Palamedes, Frank, Hondekoeter, Ph. Wouvermans, v. d. Velde, v. Kessels, Hobbema, Verboom, J. Ruysdael, Maddersteg u. s. w. — Vernet, Carré, als französische Künstler, ferner Exemplare von Schalken, van der Werft, Denner, G. Lairesse, im Styl der eigentlichen Cabinetbildchen erster Classe, schließen die Reihe der vorzüglichen ausländischen Maler, und diesen fügen sich dann wieder die vielleicht zu wenig bekannten kölner Meister des 17. Jahrhunderts, der liebliche Geldorf, der kräftige Hülzmann und der plastische Pottgießer, an.

Daß sich zu der Aneignung der großen Sammlung oder wenigstens zu jeder der beiden Abtheilungen irgend ein kunstliebender Fürst, ein Capitalist oder eine Gallerie-Direction bewogen fühlen möchte, wäre sehr wünschenswerth, da hier wohl nie mehr eine Zusammenbringung solcher Prachtbilder in ähnlicher Weise möglich sein wird; für Kölns Kunstgeschichte aber wäre die fortdauernde Anwesenheit dieser mit so vieler Sorgfalt gesammelten, mit bedeutenden pecuniären Mitteln erworbenen, so anschaulich aufgestellten und durch den Besuch der Reisenden jedes Standes zu einer europäischen Celebrität gelangten Bildergallerie vom höchsten Interesse.

Nr. 26.

Beiträge zur Geschichte des kölnischen Stadtwappens.

Um das Entstehen unseres Stadtwappens und die im Verlauf der Zeiten in seiner Gestaltung vorgegangenen Aenderungen gründlich zu erörtern und die in dieser Beziehung auf Thatsachen beruhenden Ergebnisse zu ermitteln, ist es nöthig, die in Urkunden, auf Münzen und Denkmalen vorkommenden Abbildungen desselben zu Rath zu ziehen.

Befragen wir zuvörderst die urkundlichen Quellen, und unter diesen die im Jahr 1499 von Koelhoff zu Köln gedruckte Chronik, so finden wir auf Seite 82 die Vermuthung ausgesprochen, daß so, wie Rom selbst, wahrscheinlich auch die Stadt Köln einen Skorpion im Schilde geführt habe.

Ohne in weitläufige Untersuchungen einzugehen, auf welche Daten diese Vermuthung gegründet sein möchte, dürfte dieselbe schon deßhalb zu keinem unbedingten Zutrauen verpflichten, weil die Art und Weise, in welcher an derselben Stelle die Buchstaben S. P. Q. R. ausgelegt werden, eben nicht geeignet scheint, einen sonderlich günstigen Begriff von der Gelehrsamkeit des Verfassers in diesem Punkte einzuflößen.

Er stellt es nämlich der Kritik anheim, den fraglichen vier Buchstaben den vermuthlichen Sinn: Senex populus, sapiens populus oder gar: Stultus populus quaerit Romam, unterzulegen; die einfachere, allgemein angenommene Leseart: Senatus Populus-que Romanus (der Senat und das römische Volk), scheint ihm wenigstens so unbekannt gewesen zu sein, als die auf Münzen und Denkmalen häufig vorkommende säugende Wölfin, welche in Verbindung mit der genannten Inschrift für das älteste Abzeichen Roms anzunehmen sein dürfte, in so fern nicht ein, etwa von der früher dort vorhandenen Stadt Albalonga sich herschreibendes Symbol der Art auf das jüngere Rom übergegangen sein möchte. Auf ähnliche Weise konnte dann wohl auch Köln als Oppidum Ubiorum früher ein anderes Zeichen geführt haben, worauf aber aus dem Grunde hier nicht eingegangen wird, weil schwerlich irgend eine zuverlässige Angabe deßhalb vorfindlich sein mag, es sich auch in dem gegenwärtigen Aufsatze mehr um wirkliche Thatsachen, als um unverbürgte Hypothesen handeln wird.

Die Epoche, aus welcher das ältest bekannte Wappen der Stadt herstammt, ist die zweite fränkische. Sie beginnt unter Chilperich in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung und dauert bis zum ersten Viertel des zehnten Jahrhunderts, wo unter der Regierung Kaiser Otto's I. die Stadt wieder unter das Zepter der römischen Kaiser kam.

Ungeachtet des Wechsels seiner Beherrscher behielt Köln dennoch bis zum vierundsechszigsten Jahr des zwölften Jahrhunderts das fränkische Wappen bei. Dasselbe war (so, wie es noch von dem Bischof von Würzburg und andern im Frankenlande ansässigen Fürsten und Reichsgrafen geführt werden soll) in zwei Felder getheilt, wovon das obere scharlachroth, das untere aber weiß war. Von dem rothen Felde senkten sich nach einigen Abbildungen drei Spitzwinkel, nach andern Darstellungen nur Ein solcher Spitzwinkel, von zwei halben eingeschlossen, über das weiße Feld herab.

Obwohl von der eigentlichen Bedeutung der Gestaltung und Farbe des oberen Feldes wenig Urkundlich-Zuverlässiges nachzuweisen sein möchte so glauben wir doch die Auskunft nicht verschweigen zu dürfen, welche bei Gelegenheit einer Untersuchung dieses Gegenstandes Wallraf abgefaßt und hinterlassen hat. Er gibt, wahrscheinlich auf die bei Gelenius*),

*) De magnitudine etc.

im Prodromus geogr., oder bei Andern geschöpften Ansichten gestützt, auch der Vermuthung Raum, die nach unten gekehrten Zacken in Verbindung mit der blutrothen Farbe des oberen Feldes seien der Einfassung entnommen, mit welcher die alten Franken ihre weißleinenen Kriegsröcke verbrämt getragen hätten, und auf diese Weise biete das fränkische Wappen eine Anspielung auf ihre Kriegesthaten.

Erst seit dem Jahre 1164 können wir uns von der Bedeutung des von dieser Zeit an neu gestalteten Wappens mit Bestimmtheit Rechenschaft geben. In diesem Jahre, nach Andern 1168*), langten die Gebeine der hh. drei Könige zu Köln an, welche auf Veranlassung der h. Helena, Mutter des Kaisers Konstantin, mit großem Kostenaufwande im Orient aufgesucht, im Jahr 324 nach Konstantinopel und später durch den Bischof Eustorgius von dort nach Mailand gebracht worden waren, nach der Eroberung dieser Stadt aber durch den Kaiser Friedrich den Rothbart dem Erzbischof von Köln, Reinald von Dassele, für seine während der Belagerung geleisteten Dienste zum Geschenk gemacht wurden**).

Dieses Besitzthum, welches bei der damaligen Zeit der darum vielbeneideten Stadt manche Anfeindung zuzog, war allerdings geeignet, in der städtischen Geschichte einen neuen Abschnitt zu bilden, und Köln bezeichnete denselben in seinem Wappen durch die Aufnahme dreier goldenen Königskronen in das obere rothe Feld, welchem an die Stelle der herabgesenkten Spitzwinkel eine horizontale Begränzung gegeben ward; das untere weiße Feld aber blieb leer.

So sehen wir das fragliche Wappen, ein längliches, später unten abgerundetes Viereck, an dem, vielleicht gleichzeitig mit der großen Stadtmauer um 1170 — 1180 entstandenen, gemäß der Chronik aber erst unter Engelbert von Valkenburg 1261 — 1272 erbauten Beyenthurm, an dem älteren Gemäuer des Stadthauses, an dem Rathhausthurme (1407), über der Eingangsthür zur ehemaligen Rathskapelle, wahrscheinlich bald nach 1425 erbaut, an dem Kaufhause Gürzenich, 1441 angefangen, und an anderen Gebäuden jener Zeit angebracht.

Nachdem sich das städtische Wappen drei volle Jahrhunderte hindurch unverändert in dieser Gestaltung erhalten hatte, stellten sich gegen das letzte Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts in dessen unterem Felde jene Zusätze ein, welche in der Volkssprache zwar den Namen: Funken, überkommen haben, aber sowohl ihrer älteren als jüngeren Form wegen richtiger Flocken, Tropfen oder Flammen zu nennen sein möchten.

Die noch vorhandene älteste Spur dieser sogenannten Funken dürfte, ihrer abweichenden Form ungeachtet, in einer zur Wallraf'schen Sammlung gehörigen Reihenfolge von Gemälden aus der Schule des Dombildmalers, mithin aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, herrührend, zu finden sein.

Diese Gemälde, die Martergeschichte der h. Ursula darstellend, zeigen auf den Flaggen der Schiffe, deren sich die britische Fürstin und ihr Geleite zur Reise bedienten, bald sechs, bald sieben, bald acht oder zehn

---

*) Phil. Knipschild, Tractatus etc.

**) Tractatus polit. hist. jurid., pag. 761.

verschiedentlich geordnete, schwarze Hermelinflocken in der Art, in welcher die Heraldiker den Hermelin als das Zeichen fürstlicher Abkunft andeuten. Zwischen fünf und acht wechselnd erscheinen ferner diese Zeichen da, theils als Stickerei auf Sitzkissen, als Möbelverzierungen oder Fensterwappen im Innern der Gemächer, theils als äußere Bezeichnung der von der Familie der Martyrin bewohnten Gebäude.

Daß schon am Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, also gleichzeitig mit der theilweisen Einführung dieser Wappenfunken, denselben eine zweifache Bedeutung unterlegt worden sein müsse, geht aus Folgendem hervor:

a) Numismatischer Beweis. Auf dem so genannten Ursulathaler führen die Schiffsflaggen der h. Ursula sechs, in zwei Reihen geordnete, heraldische Hermelinflocken als Wappen der Fürstin; auf der Kehrseite der Münze aber erscheinen im unteren Felde des kölnischen Wappens fünfzehn, wie Fragezeichen geformte so genannte Funken.

b) Xylographischer Beweis. In den Holzschnitten der ältesten in Köln (vermuthlich um 1470) gedruckten deutschen Bibel bezeichnen auf der Kleiderborte einer Jungfrau die nicht heraldisch geformten, sondern mit unter sich gekehrten Spitzen dargestellten, schwarzen Hermelinflocken diese Pelzart; im Wappen selbst aber kommen einundzwanzig, nur durch Umrisse angedeutete flammen- oder tropfenähnliche Zeichen vor.

c) Malerischer Beweis. Eine Reihenfolge von Privatgemälden, auf denen Scenen aus dem Leben der h. Ursula dargestellt sind und die aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts herrühren, zeigt ebenfalls auf Schiffsflaggen und Möbeln heraldisch gebildete schwarze Hermelinflocken, zehn und zwölf an der Zahl, zugleich aber auch acht schwarze tropfenartige Zeichen auf dem Halsbandwappen eines die Martyrer-Gesellschaft begleitenden Hundes.

So viel über die gleichzeitig verschiedene Anwendung der fraglichen Abzeichen bei einem und demselben Machwerke.

Sförmig gebildete schwarze Funken finden sich schon in den xylographischen Darstellungen unseres Wappens in der bereits angeführten koelhoff'schen Chronik von 1499, und zwar auf Seite 1 — 24, S. 58 — 10, S. 148 — 21, S. 240 — 8 und S. 275 — 6 an der Zahl.

Flammenartig geschweift, 19 an der Zahl, kommen sie daselbst auf Seite 173 und

Einmal nur ausnahmsweise oder zufällig in der Eilfzahl auf Seite 136 vor.

Auf Seite 49, 141, 142 aber sind sie im Wappen gar nicht vorhanden.

Als schwarze Flammen erscheinen sie ferner, theils 7, theils 16 an der Zahl, auf einem sehr seltenen Einladungszettel zum Scheibenschießen vom Jahr 1501.

Obwohl nun schon vor dem officiellen Druckjahr der koelhoff'schen Chronik (1499) in der älteren Bibel, um 1470 nämlich, die Xylographie den so genannten Funken einen Platz im kölnischen Wappen eingeräumt hatte, so geht doch aus folgenden Stellen hervor, daß sie weder als Hermelinflocken älterer oder neuerer Form, noch als Flammen, und eben so wenig in ihrer symbolischen Zahl und Beziehung im Allgemeinen wäh-

rend des Laufes des sechszehnten Jahrhunderts festen Fuß in dem städtischen Wappen gehabt haben müssen.

Vorerst sehen wir auf den 1508 und 1509 angefertigten enkaustischen Fenstern unseres Doms das untere Wappenfeld entweder ganz leer oder mit Laubranken verziert, welche zwar in Wappenschilden jener Zeit häufig vorkommen, indessen, aller heraldischen oder symbolischen Beziehung entbehrend, nur als Lückenbüßer zu betrachten und bloß der damaligen Neigung, große Flächen durch vegetabilische Verzierungen auszufüllen, beizumessen sind. Dagegen finden sich dort die heraldischen, schwarzen Hermelinsflocken in wechselnder Anzahl auf Hüten und Helmdecken. Sollten nun wirklich damals schon diese Flocken als Anspielung auf die über 700 Jahre vor Ankunft der hh. drei Könige, nämlich bereits gegen das Jahr 418, durch den Bischof Aquilin entdeckten, theilweise bis zum Jahr 1155 ausgegrabenen und immer in großen Ehren gehaltenen eilftausend Jungfrauen gegolten haben, so ist es schwer zu begreifen, warum sie nicht vielmehr einen Platz im Wappen selbst, als einen untergeordneten auf den äußeren Beiwerken desselben, eingenommen haben; und so mag es nicht unwahrscheinlich sein, daß an dieser Stelle wenigstens, der Hermelin mehr in Beziehung auf die hh. drei Könige, die der Stadt Köln durch deren Besitz zugewachsene Herrlichkeit zu bezeichnen, dort angebracht sei, wenn nicht gar der Hermelin auf Helmhut und Decke zu den Attributionen der Städte Köln, Regensburg, Constanz und Salzburg gehören möchte, welche im Reichswappen unter dem Namen: die Gebauer, bezeichnet sind.

Gehen wir nun auf dem geschichtlichen Wege des sechszehnten Jahrhunderts und namentlich im Felde der Numismatik weiter, so finden wir die untere Hälfte des Wappens während der Jahre 1511, 1512, 1513 und 1514 häufig mit dünnen, diagonalartig sich durchkreuzenden Linien der Art durchschnitten, daß die dazwischen sich ergebenden rautenförmigen Oeffnungen den weißen Grund durchblicken lassen.

Auf Münzen von 1513 — 1515 ist das untere Feld wieder leer, von 1520 — 1523 mit Rauten verziert, und von 1549 — 1571 wieder frei.

Hieraus ergibt sich nun, wie gesagt, daß, abgesehen von den enkaustischen Laubranken und den numismatischen Zierrauten, als bedeutungslosen Lückenbüßern, von 1511 — 1571 das untere Feld des Wappens unbesetzt blieb, und daß nur die Xylographie den Funken in wechselnder Form und Anzahl eine Stelle darin anwies.

Nach den uns bekannten ältesten Belegen tritt gegen das Jahr 1580 sowohl bei der Numismatik, als bei der Plastik eine, obwohl unwesentliche, Veränderung der äußeren Form des Wappens ein; es verliert nämlich die geraden Parallel-Linien unten, durch eine Horizontal-Linie oder durch einen Halbzirkel verbunden oder in einer Spitze endigend, und überkommt den dem damaligen Kunststyl eigenthümlichen geschweiften Umriß, auf dessen spätere Umänderung wir seiner Zeit zurückkommen werden.

Von 1576 bis 1611 wechselten, ohne Ausschluß des ganz leeren Feldes, in der Numismatik die Laubzierathen mit den, nach Verhältniß des Raumes vorkommenden, 15, 14 oder 12 so genannten Funken, denen man durch die nach unten gekehrten Spitzen gleichsam ihre natür-

liche Hermelinbedeutung scheint wiedergegeben zu haben, ohne weder ihre heraldische Gestaltung noch ihre symbolische Zahl zu beachten.

Aus obigen Abweichungen in der Zahl der Funken läßt sich nun schließen, daß, in so fern sie als directe Versinnlichung der Martyrergesellschaft gedient haben, man wenigstens über die Zahl derselben nicht ganz im Reinen gewesen sein müsse.

Ausnahmsweise und vielleicht in jener Zeit einzig kommen nun wieder einmal die heraldisch dargestellten Hermelinflocken, eilf an der Zahl, und zwar mit Ausschluß der Kronen, auf einem Wappen zum Vorschein, dessen Anfertigung in die Epoche fällt, welche den Uebergang des Kunststyls aus dem sechszehnten Jahrhundert in jenen des siebenzehnten bekundet. Dieses, wahrscheinlich nicht lange vor oder nach 1600 über dem Haupteingange zur hiesigen Ursulakirche angebrachte, scheinbare Wappen der Martyrin mag, einmal für authentisch gehalten, zur Feststellung der symbolischen Eilfzahl der Flocken, Flämmchen, Tropfen oder Funken den Hauptanlaß gegeben haben.

Hier kommen wir nun zu der Epoche, an welche sich mit einiger Zuverlässigkeit die officielle Aufnahme der Funken in ihrer späteren Eigenschaft anknüpfen läßt; denn um 1611 erscheinen sie schon häufig, eilf an der Zahl, auf Münzen, so wie auch auf dem kleineren Saale des 1608 bis 1611 dem Stadthause gegenüber aufgeführten Neubaues in den Fenstern, und zwar hier als feuerfarbige Flämmchen.

Im Jahr 1645 schreibt endlich Gelenius*), das untere Wappenfeld sei früher leer gewesen oder habe gemäß dem in der Rathskapelle und an dem 1571 erbauten Rathhaus-Portal**) zufolge der beigedruckten Abbildung Laubzierathen enthalten, an deren Stelle aber die Stadt in Zeiten der Bedrängniß aus frommem Eifer zur Verehrung der britischen Martyrer-Jungfrauen Flämmchen oder Blutstropfen gesetzt habe, deren Zahl (damals) auf eilf beschränkt worden sei. Auffallend ist es, daß dessen ungeachtet Gelenius in das S. 352 der Beschreibung der Ursulakirche beigedrückte Wappen nur drei ältere Hermelinflocken aufgenommen hat.

Von 1611 bis 1685 wechseln zwar noch immer die Laubranken mit den so genannten Funken ab, doch kommen letztere, sei es als aufwärts strebende Flämmchen, wie z. B. auf unserm wohlerhaltenen Stadtgemäß aus den Jahren 1658 und 1660, sei es als Tropfen, oder als abwärts gesenkte moderne Hermelinflocken, fast immer regelmäßig in der Eilfzahl vor.

Nach der nun Statt gehabten Erörterung der bekannten Daten über die Gestaltung des kölnischen Wappens, und namentlich über die Aufnahme der so genannten Funken in dasselbe, mag hier eine Vermuthung über die Veranlassung dieses Zusatzes ihre Stelle finden: Sollten diese um 1470 in der Xylographie und anderswo vielleicht früher schon vorkommenden Funken nicht an das Traumgesicht zu knüpfen sein, welches im Jahr 1266 den Grafen von Cleve bewog, die Belagerung der bedrängten Stadt aufzuheben, auf deren Ringmauern die h. Ursula mit den sämmtlichen Stadtpatronen schützend erschienen? — In diesem Falle

*) De magnitudine, S. 236.

**) Auf welchem die Jahreszahl 1569 eingehauen ist unten auf einer Säulenbase links am Eingange; oben über der Justitia aber 1571.

wäre das der Stadtmauer dort eingefügte Denkmal, wo im Jahr 1288 der nächtliche Einbruch der Belagerer in die Stadt zurückgewiesen ward, und auf welchem auch eilf schwarze einfache Hermelinflocken vorkommen, der älteste Beleg zu unserm Thema, wenn diese nicht später bloß hineingemalt sind.

Daß von dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts an bis zur Hälfte des achtzehnten Aenderungen in dem Wappen Statt gehabt hätten, ist deßhalb wohl nicht wahrscheinlich, weil wenige Belege dazu vorhanden sein möchten, wenn wir seltene, meist durch Raumbeschränkung im unteren Felde bedingte, Verringerungen der Funkenzahl ausnehmen.

Außer der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in xylographischen Vignetten häufiger, als anderswo, vorkommenden Beigesellung des alten fränkischen Wappens zu dem jüngeren erlitt letzteres eine Aenderung seines gegen 1581 angenommenen Umrisses. Es ging nämlich in die Zirkelform oder, wie Münzen von 1727 beweisen, in die nach dem damaligen französischen Geschmack noch beliebtere Ellipse (Ovalform) über, und so erblicken wir das Wappen noch auf den letzten Erinnerungszeichen an die reichsstädtische Verfassung, nämlich auf den im Jahr 1801 außer Cours gesetzten so genannten Rathszeichen und auf der 1825 ganz eingegangenen stadtkölnischen Scheidemünze.

Das reichsstadtkölnische Wappen, welches, wenn auch während des letzten Decenniums im vergangenen Jahrhundert durch den französisch-republicanischen Vandalismus an den Gebäuden äußerlich vernichtet, lebte dennoch im Andenken der Kölner fort. Als endlich jede Erinnerung an deutsche Vergangenheit geflissentlich beseitigt ward, sollte es auch im Jahr 1811 vollends verschwinden. Die einst der Stadt so sehr beneideten drei Königskronen wichen dem Lieblingszeichen der Tagesherrschaft, den drei goldenen Bienen. Man ließ dabei das untere Wappenfeld, wie in den frühesten Zeiten, leer und die Nationalfarben der Kölner, W e i ß und R o t h, unangetastet.

Bis zum denkwürdigen Jahr 1814 nur bestand diese gewaltsame Ummodelung des Wappens; da erhielt die Stadt mit einer neuen Zeit das alte Wappen wieder, so wie sie es noch am heutigen Tage führt.

Nach der förmlichen Erörterung des stadtkölnischen Wappens und seiner Theile kommen wir noch einmal auf seine Farben zurück. Daß die Kronen golden waren und blieben, steht fest; dagegen scheint die Farbe der Funken nicht entschieden gewesen zu sein, was schon aus der verschiedenen Gestaltung und Bedeutung einleuchtet, die man ihnen gab. Weil nun aber in der Sculptur bei den wenigen noch vorhandenen, in der Numismatik aber bei keiner Gattung von Funken ihre Farbe wahrnehmbar ist, in der Xylographie und der Typographie alle Gattungen der Funken nur schwarz abgedruckt wurden, so können uns die genannten Kunstzweige keine genügenden Aufschlüsse in diesem Punkte geben, die sich indessen zum Theil in der Enkaustik vorfinden.

In den Domfenstern nämlich sind die heraldischen Hermelinflocken schwarz gefärbt. Die Fensterwappen des kleineren Saales in dem dem Stadthause gegenüber gelegenen so genannten Neubaue von 1611 enthalten dagegen flammenartige, feuerfarbige Funken. Es ließe sich daher schließen, daß, nach dem Begriff, den man ihrer Bedeutung unterlegte,

die Hermelinflocken, heraldisch oder natürlich gebildet, schwarz gefärbt wurden, daß die dem Gelenius zufolge flammenartig dargestellten, den feurigen Zungen gleich, welche einst auf die Apostel herabschwebten, die Feuerfarbe erhielten, die Blutstropfen versinnlichenden Funken aber roth gewesen sein müssen, von welcher letzteren Farbe sich indessen wohl keine Exemplare bis zu unserer Zeit erhalten haben mögen.

Was endlich die Benennung: Funken, betrifft, so dürfte sie unseres Erachtens eben nicht im Alterthum zu suchen sein, nicht einmal bis zu Gelenius' Lebzeiten hinaufreichen, der auch dieser Benennung gewiß gedacht haben würde. Vielleicht ist diese Benennung in die Zeit zu setzen, während welcher die in die Farben unseres Wappens, Roth und Weiß, uniformirten reichsstädtischen Soldaten, auch Funken genannt, auftraten. Diesen war nämlich, der Feuergeist abgerechnet, wenigstens ihrer Farbe nach, der Begriff des Wortes Funke eher anzupassen, als den an Gestalt und Farbe von wirklichen Funken sehr abweichenden Zeichen im kölnischen Wappen. So mögen denn die Hermelinflocken, Flammen oder Tropfen des kölnischen Stadtwappens wohl im umgekehrten Wege ihren Namen von der stadtkölnischen Soldatesca überkommen haben.

Nun bleibt noch eine, in Bezug auf die Geschichte des fraglichen Wappens nicht unbedeutende Erörterung übrig, nämlich jene seiner Schildhalter.

Auf dem bereits angeführten Ursulathaler erscheinen zwar neben dem Wappen die hh. drei Könige selbst; da aber deßhalb eben so wenig, als auf einer anderen Münze, welche den damaligen römischen Kaiser in ähnlicher Weise zeigt, den Dargestellten die Eigenschaft der Schildhalter beigelegt werden kann, so gehen wir, die beiden Beispiele als Ausnahmen betrachtend, zu glaubwürdigeren Aufschlüssen.

Ueber den Einfahrtsthoren des im Jahr 1441 erbauten Kaufhauses Gürzenich ist neben jedem der dort angebrachten beiden städtischen Wappen ein geharnischter Schildhalter abgebildet. Ihre durch die Zeit ausgelöschten Inschriften besagten, es seien hier die beiden Römer Agrippa und Marsilius versinnlicht. Diese Angabe bestätigen die in den Domfenstern 1508 und 1509 abgebildeten geharnischten Schildhalter durch die theilweise noch ursprünglich erhaltenen Schriftrollen mit den Worten:

Marcus Agrippa eyn römisch Mann
Agrippina Coloniam eirst begann.
Marseilus eyn Heide soe stolt
Beheilt Côllen und sy voeren zo Holt*).

Hieraus geht nun zwar hervor, daß in diesen beiden, wahrscheinlich allerältesten kölnischen Schildhaltern noch um 1508 und 1509 die genannten Römer versinnlicht wurden; doch scheint ihre Anwendung in dieser Eigenschaft nicht so lange ausschließlich Statt gefunden zu haben, indem auf Temperagemälden aus der meckenheim'schen Kunstzeit, die mit dem

---

*) An anderen Stellen kommt die letzte dieser Legenden folgender Maßen vor:

Marcilles eyn Heide seir stults
Beheilt Collen, sy voeren zo Holtz.

Ende des fünfzehnten Jahrhunderts schloß, schon die so genannte kölnische Jungfrau und der kölner Bauer als neue Schildhalter vorkommen.

Nach diesen Daten (ältere vorbehalten) fällt mithin in das letzte Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts und ziemlich bestimmt schon in dessen siebentes Decennium die Aufnahme der jüngeren Schildhalter, gewöhnlich mit den Sprüchen begleitet:

Hütt dich, Dochter des römischen Richs
Geistlich und Weltlich bolen um dich
und
Halt fest, du keisserlicher Bawer
Bleib beim rich, es fall soes oder sauer*).

Nicht gar lange scheinen diese Schildhalter im ausschließlichen Besitz ihres Ehrenamtes geblieben zu sein; denn obschon sie noch mit ihren beiden Wappen, nämlich die Jungfrau das fränkische, der Bauer das jüngere schützend, über dem nun vermauerten Thore des im Jahr 1550 erbauten Fischkaufhauses, dermaligen Lagerhauses: Mühlengaß, vorkommen, so ward ihre Stelle doch schon auf der bemeldeten Schützeneinladung von 1501 von den letzten, noch jetzt ihren Platz behauptenden Schildhaltern: Löwe und Greif, besetzt.

Um schließlich auch die Bedeutung der verschiedenen Wappenhalter nicht ganz unerörtert zu lassen, bedarf es wohl keiner Erklärung der beiden ersteren in der Reihe.

Marcus Vipsanius Agrippa erwarb sich nämlich diese Stelle als Begründer und Erweiterer der Stadt in der Eigenschaft einer römischen Colonie.

Den Namen des, zwar geschichtlich weniger bekannten, Marsilius hat eine dunkle Tradition wegen irgend einer Heldenthat, bei Vertheidigung der Stadt von ihm ausgeübt, an ihre Geschichte geknüpft, wovon die Erinnerung in einem alljährlich am dritten Pfingsttage hier gefeierten Feste, die Holzfahrt genannt, bis zu den letzten Jahrzehenden des vergangenen Jahrhunderts fortbestand. Ungefähr gleichzeitig mit diesem Feste verschwand endlich auch das unweit der Apostelkirche vorhanden gewesene Grabmal des Marsilius (der Marsilstein).

Welche Bewandtniß es mit den beiden folgenden Schildhaltern gehabt habe, liegt nicht so nahe. Die Jungfrau dürfte vielleicht als Symbol der während des Mittelalters, schwerer Anfehdungen ungeachtet, uneroberten, in ihrem Wesen unangetastet gebliebenen Stadt in der Art zu betrachten sein, in welcher auch andere Städte in dieser Beziehung (wie z. B. die Festung Peronne) den Namen Jungfrau führten.

Die Bedeutung des Bauers möchte aber, wie gesagt, von der im Reichswappen ihm wie den drei andern Städten beigelegten Namen: Gebauer, herrühren, wenn nicht etwa in dem Ergebniß der Schlacht von

---

*) Auch diese Inschriften haben folgende Varianten:

Halt dich fein Jungfrau säuberlich
Geist und Weltlich buhlen umb dich.
Halt dich fest kaiserischer Bauer
Beim Rich, es fall süß oder sauer.

Worringen (1288) ein anderer Beweggrund zu seiner Auszeichnung zu suchen ist; denn bis zur Ausleerung unseres Zeughauses durch die französischen Heere wurden dort nebst dem Streitwagen, der in jener Schlacht die Stadtschlüssel führte, auch einige Exemplare von Dreschflegeln, eben daher sich schreibend, sorgfältig aufbewahrt. Sollten sie bei jener Gelegenheit nicht etwa (den polnischen Sensen ähnlich) als eine Hauptwaffe gedient haben? Auf diese Weise ließe sich dann auch die mögliche Deutung des Siegerstolzes in dem Kamm von Pfauenfedern vermuthen, der sich über dem kölnischen Wappenhut erhebt.

Noch dunkler, als die Versinnlichung der vorigen Schildhalter, ist die sinnbildliche Beziehung des Löwen und Greifes zum kölnischen Wappen. Ob in dem ersten etwa eine entfernte Verwandtschaft mit dem vorgeblichen Löwen des Hermann Gryn liegen, und in diesem Falle die überwiegende Kraft in dem Greife dargestellt sein möge, diese Frage, so wie die ausführlichere Ausmittelung und mögliche genauere Auskunft über die angegebenen Daten dieser Abhandlung bleiben den Nachforschungen unserer Alterthumsfreunde überlassen.

Nr. 27.

DeNoël an Fuchs.

Neuß, den 1. März 1803.

. . . Des Planes wegen hielt ich für gut, daß M(ama) durch die ersten Skizzen vorbereitet würde, wodurch sie dann wohl der zweiten kläreren und vollständigen Erklärung empfänglich wäre, die in ein paar Tagen erfolgen und den letzten Stoß wagen wird — es ist ein Mittel, welches (wie ich mir vorstelle) nicht fehlschlagen kann. Finis coronat opus. Unterrichte mich bald ein wenig, wie sich Grein verhält. Was mag wohl das sein, worauf Euch P(apa) des Abends bei Grein aufmerksam machte? solltest du es nicht ein wenig errathen können, und wie findest du ihn wohl? M... wird nicht zu aufgeräumt sein; ich bedauere sehr, einer uneinstimmigen Denkungsart mit ihr zu sein, und einzig deßwegen ist mir das Bevorstehende sehr empfindlich. P... ist, glaube ich, ganz anders gesinnt. Sollte ich indessen mich überwinden müssen, mich zu fügen, so wäre die gänzliche Ergebung der Kunst nur hinausgesetzt, aber nichts weniger als unterlassen. Doch hoffe ich es anders. . . .

Nr. 28.

DeNoël an Fuchs.

Neuß, am 23. März 1803.

Freund P.

Ich schickte heute einen Brief eines sehr begreiflichen Inhalts und ein Gedicht nebst analogischer Zeichnung an Herrn Lberg, noch aber

keine directe Erklärung an meine Eltern; doch liegt diese bereit und folgt im nöthigen Falle. — Die Copie des Gedichtes erhältst du hierbei; wenn es auch keine Verdienste als Gedicht besitzt, so hoffe ich doch, daß es seinem Endzwecke in etwa entspricht; die Zeichnung wird das Ihrige beitragen. Schreibe mir bald, was es für Folgen gehabt oder haben kann, zeige es aber ja Niemand, bis Hr. L.bg es an Tag gebracht hat; ich vertraue es also Deiner Verschwiegenheit. — Selbst Grein lass' es nicht lesen. Ich hoffe nun bald ein Ende. . . .

Nr. 29.

DeNoël an J. P. Fuchs.

. . . Ich habe dieser Tage einen Brief gelesen, den Lützenkirchen an Wallraf schrieb und (wenn er nicht, wie das einst erschienene Programm, Windbeuteleien enthielt) wichtig war. L. sagt, er sei mit dem Portrait des Ministers Stein, auf seinen Gütern jetzt wohnend, beschäftigt. Bei dieser Gelegenheit habe derselbe ihn wichtiger Aeußerungen gewürdigt. Unter Anderm habe er ihm versichert, Köln würde zur freien Reichsstadt unter preußischem Schutze erklärt werden; ferner, er würde den Plan des Kronprinzen von Preußen zu befördern suchen, gemäß welchem unseres Domes Vollendung auf Kosten sämmtlicher deutscher Fürsten als ein Denkmal des großen Sieges und deutscher Größe Statt haben sollte, und dergleichen mehr. . . . Bei der Anwesenheit des gedachten Kronprinzen hatten wir doch den Spaß, den barbarischen Zerstörungseifer unserer Vandalen gehemmt zu sehen. B. führte ihn unter anderen nach dem schon abgedeckten Kreuzgange zu St. Gereon, wobei er ihm wohl so etwas eingeblasen haben mag; war es auch eigener Antrieb, kurz, anderen Morgens kamen die Vandalen-Knechte unseres Architekten Leisten, wie gewöhnlich, mit Meißel und Brecheisen, und fanden als Wehrmittel ihres Berufes eine preußische Schildwache, die ihnen, so wie dem dazu gerufenen Meister und sogar den Kirchmeistern ihre Ordre: keinen Stein noch Balken anrühren zu lassen, militärisch insinuirte. . . .

Nr. 30.

DeNoël an Fuchs. (Den 8. Dec. 1814.)

Die späte Beantwortung Deiner lieben Zuschrift vom 23. vor. Mts. wirst du meinen Geschäften und den gar kurzen Wintertagen zuguthalten. Was ich Dir nun vorzüglich Interessantes zu sagen habe, ist das, was unsere künftige Universität betrifft; denn dies geht doch uns vorzüglich an, was der künftigen Generation für eine Erziehung und wissenschaftliche Ausbildung zugedacht ist, die wir unter der zu unserer Zeit bestandenen, eben nicht sonderlichen Unterricht genossen, dennoch glücklich genug waren, nicht in die Soldatesca-Erziehungs-Periode zu gerathen. Was hier viel Aerger unter der gelehrten Welt veranlaßt hat, ist ein seit circa 10 Tagen hier erschienenes, eigentlich in Bonn gedrucktes und von dem dortigen Kreis-Director Rehfues verfaßtes Opus, worin derselbe sich nicht beschränkte, Bonn als sehr geeignet für eine

Universität zu schildern (was sehr löblich von einem Ober-Angestellten ist, wenn er sich seiner Verwalteten herzlich annimmt), sondern zugleich Köln, Aachen und Coblenz durchaus zu einem solchen Institute als ganz zweckwidrig heruntersetzt, und was das Aergste ist, über die Fonds dieser Städte (als bloß zum Unterrichts-Zwecke, durchaus aber nicht durch örtliche Verhältnisse für diesen oder jenen Ort gestiftet) verfügen möchte. Unter einigen sehr richtigen Bemerkungen für Bonn finden sich aber mehrere sehr kleinliche, oft lächerliche Motive seines Wunsches. So stützt er sich auf die wohlfeile Rhein-Schifffahrt bei Bonn der Vacanz-Reisen wegen; als ob eine Universität der Vacanz wegen mehr als für die Studirzeit da wäre! Er läßt dann die Studenten nach Köln reisen, wo sie wohl ein paar Tage Stoff zur Unterhaltung finden würden; läßt sie übrigens (die Studenten) in den Sommer-Abendstunden in der reizenden Gegend, einsam in **Meditation über die Natur-Geheimnisse** versunken, herumspaziren! Du, ich und wer sonst Bonn in seinem Innern kennt, wähnt hier Druckfehler vorhanden und lies't: zweisam, mit den Natur-Geheimnissen nur zu bekannt, in Distraction herumirren. — Nach seinen Ansichten ist Köln deßhalb auch nicht zur Universität geeignet, weil es ehemals der Brennpunkt der Obscuranz gewesen sei!! Freilich war sie vielleicht in einem etwas zu strengen Sinne der Gegensatz der bönnischen, leider! allzu lichten. Bis dahin sind zwar nur zwei Zeitungs-Anzeigen dagegen eingekommen; eine Broschüre wird sich aber bündig und würdig darüber vernehmen lassen, was Köln für Ansprüche hat. —

Wallraf und Cassel scheinen vorzüglich gut bei den Einrichtern angeschrieben, da ihnen jedem 2400 Fr. jährlich zugesichert sein sollen; die Stadt gibt auch eine Summe der Universität her. Bruch, de Groote, D. Schmitz, Rougemont, Jaeckel sind auch zu Professoren ernannt; die beiden Letzteren aber haben die Stelle abgelehnt, und zwar R., weil man ihm nur 1000 Fr. stipulirt hat.

Herr Thiriart ist, wie Du wissen wirst, seiner Stelle entledigt; diese Geschichte hat viel Gerede verursacht, man soll etwas zu herbe verfahren sein. . . .

Nr. 31.

DeNoël an Fuchs. (Den 31. Dec. 1814 — 1. Jan. 1815.)

Um das seinem Ende nahende entscheidende Jahr in dem alten Style unserer brüderlichen Verhältnisse zu entlassen, bringe ich Dir die vorletzte Stunde vor Mitternacht; diesem meinem Vorsatze verdanke ich außer dem Vergnügen der Unterhaltung mit Dir zugleich die Betrachtung über den geschichtlichen Inhalt des wundervollen Jahres 1814. Es kommt mir vor wie ein Welttheater-Repertorium (ich schloß just im Theater Berechnung ab), nur im umgekehrten Sinne; auf jenem kommen nur zu spielende, hier gleichsam ausgespielte Stücke vor, — nur schade, daß unser eins nicht passiv hinter den Coulissen zusehen kann, sondern nolens volens in einer erbärmlichen Statisten-Rolle auf der handelnden Bühne erscheinen muß, während die Herren Statistiker uns, als sei es nur zur Probe, zu ihren Theater-Coups vorschieben und gar unverzeihlich zerzausen. Wir provisorisch Verwaltete agiren dabei eigentlich wie

die Schauspieler eines Theaters auf dem Theater, wie z. B. im Hamlet, wo im Kleinen wiederholt wird, was im Großen früher auch schon geschah, und am ärgerlichsten ist es, daß die anderen gekrönten Mimen uns in ruhiger, behaglicher Haltung, als geschäh' es von Amts wegen, zusehen, wie kläglich wir uns zwischen dem beschränkten Raume unseres provisorischen Theaters mit zaghaftem Schritt und Tritt auf den schwach gestützten Brettern herumtreiben, ohne deßhalb des Agirens im Haupt-Stücke später enthoben zu sein. Möchte doch einmal der definitive Vorhang fallen und uns arme Stiefkinder der Politik nach einem kurzen Zwischenact mit einem erträglichen Nachspiel erfreuen! Hoffentlich fängt es doch im 1815ten bald an.

Eine andere Sage, der ich gern Glauben beimesse, weil ich sie wünsche, ist, daß eine hiesige, von einer langen Zeit her übel verwaltete, für unsere erst heidnische, dann heilige, dann von Franzosen besudelte und im Dreck verkommene Stadt so interessante Stelle, jene nämlich eines Stadt-Secretärs, in Deine Hände übergehen soll. Die Verwirklichung dieses Gerüchtes bringe ich zuvörderst Dir, dann unserer armen, verwais'ten Stadt zu ihrer endlichen Genesung als den herzlichsten Neujahrswunsch dar, — den innigsten, den, freilich um unser aller selbst willen, Dir geben kann.

Dein aufrichtiger Freund

M. J. DeNoël.

Nr. 32.

Cornelius an Wallraf.

Düsseldorf, den 22. Juli 1806.

Herr Professor!

Ich habe das Local besehen und finde es zu Ihrem ganzen Gedanken geeignet, oder vielmehr ich finde Ihren Gedanken so schön, als es das Local nur immer zuläßt. Aber man bemerkt, leider! nur allzu sehr, daß Ihr göttlicher Gedanke sich nach kleinlichen Verhältnissen hat bequemen müssen. Die Malereien werden hier, wie groß sie an sich werden mögen, mager und unansehnlich gegen das göttliche Große der Architektur erscheinen; sie werden keineswegs mit ihr nur einiger Maßen im Verhältnisse stehen, und die Größe der Idee schrumpft in der kleinlichen Form zusammen, und ihre Wirkung wird aufgelöst. Sie werden hier nur bloß Verzierungen sein, und nicht als ein Werth für sich und wieder zugleich harmonisch mit dem übrigen Ganzen das Gemüth mächtig stimmen und erheben. Doppelt klein werden die Figuren in dem kleinen Bogen erscheinen, weil just um sie her nach allen Seiten so viel leerer Raum ist. Was ist hier zu thun? Sie haben mich mit Ihrem Zutrauen beehrt und mich würdig befunden, mit Ihnen Hand in Hand etwas Großes, für die jetzigen Zeiten etwas ganz Seltenes zu vollenden. Das bestärkt mich in dem Glauben, daß auch ich hier frei meine Meinungen und Ansichten mittheilen darf, ohne Gefahr zu laufen, daß Sie etwas Anderes, als die reinste Anhänglichkeit an die Sache selbst, finden werden. **Mein** Gedanke war gleich, da ich das alles so fand, daß man statt

der drei kleinen Bogen den ganzen großen Halbzirkel, worin dieselben stehen, ausmale. Ich glaube, man braucht die drei Bogen gar nicht weg zu machen; das auf Leinwand gemalte Bild könnte das Ganze bedecken. Wie schön ist die Form und Größe! wie schön greift sie mit den Panaschen in einander! welch ein Feld für Ihre herrlichen Ideen und für meinen Pinsel! Die Haupt-Idee bleibt auf jeden Fall, sie verliert nur das Begränzte und Beengte, die Figuren werden keine bloßen Statuen mehr. Drei zu drei in einer charakteristischen Handlung gruppirt, machen ein schönes Ganzes für sich aus und stimmen würdig zum Uebrigen. Wie herrlich würde sich das Hauptbild ausnehmen, indem es den schönsten Platz und das schönste Licht hat. Es hängt nun ganz von Ihnen ab, ob es so werden soll; ich will, um es zu befördern, diese sechsmal größere Arbeit um den nämlichen Preis machen, denn so etwas wird mir in meinem Leben vielleicht nicht mehr begegnen, mit Hülfe eines Professors Wallraf eine solche Kirche auszumalen. Mit welcher Liebe würde ich an dieser Arbeit hangen! Ich würde mich in jene schönen, alten Kunstzeiten hineinversetzt fühlen; es würde sicher mit die schönste Epoche meines Lebens ausmachen. Ich habe Ihnen nun Alles gesagt und bin entschlossen, Alles zu thun.

Mit Sehnsucht erwarte ich Ihr Urtheil.

Mit Hochachtung P. Cornelius.

Nr. 33.

Göthe an den Staats-Minister v. Schuckmann.

Weimar, den 1. November 1815.

. . . Bei meinem Aufenthalte in Köln fand ich unter den Einwohnern sehr viel Neigung und Freude an Kunst und Alterthum, bedeutende Reste älteren Besitzes, Lust, zu sammeln, zu erhalten, zu benutzen und zu genießen, zugleich einen Durst nach Wissenschaft, das Gefühl des Bedürfnisses einer höheren Ausbildung. Wie diese schönen, aber zerstreut schwebenden Elemente zu vereinigen sein möchten, darüber wurde vielfach verhandelt, und man verlangte zuletzt, daß ich aufzeichnen solle, was ich gesehen und erfahren, gehört und gedacht, damit man überblicke, was vorhanden, was erwartet, gewünscht und gehofft werde. . . .

Nr. 34.

Gau an DeNoël.

Rom, den 10. März 1820.

Gott grüß' Euch alle wieder zum ersten Mal von meinem alten Rom, beste Freunde! —

Euch wird dieser Gruß erfreuen, wie mich der Eurige erfreute, den Ihr zuletzt mir sandtet, als ich kaum den europäischen Boden betreten. —

Im Lazarethe fand ich Briefe von meinem Freunde Niebuhr und von Euch, und doppelt fühlt' ich die Freude, daß mich der Himmel gerettet vom stürmischen Meere, von den wüthenden Wellen, die uns so oft den Untergang gedroht. Schon fing die Pest ihre Verwüstungen an, als ich Alexandria in Aegypten verließ, und mich eingeschifft. Das Meer in den bösen Wintertagen zu befahren, schien mir weniger schwer, als mich jener wüthenden Krankheit auszusetzen, doch hatte ich ein Uebel für das andere gewählt, denn 62 Tage lang warfen uns die Stürme von Küste zu Küste, und drohten uns an Inseln und Felsen zu zerschmettern. Die Noth wurde größer, als der Mangel an Lebensmitteln unsere Kräfte lähmte, bis endlich der Tag unserer Errettung erschien und wir in sichern Hafen einliefen. Fünfzig Tage lang wurden wir dann einzeln in Kammern eingesperrt, um zu versuchen, ob wir nicht durch Krankheiten oder Pest befleckt; doch hatte uns der Himmel durch Wunder geschützt, und wir wurden freigegeben und wieder vereint mit der Welt: dann flog ich wie der Schmetterling von Blume zu Blume, bis ich mein Sträuchlein wieder fand, wo meine Rose geblüht. —

Kaum freue ich mich nun der Vollendung einer so schweren und mühevollen Reise, als neue Sorgen mein Gemüth betrüben. —

Das Wenige, was ich in jenen fremden Landen gesammelt, wird hier von Künstlern und Gelehrten bewundert, und allgemein ist die Aufforderung, diese Monumente dem Publicum bekannt zu machen; dazu aber wird ein Vorschuß von 1000 Fr. monatlich während zweier Jahre erfordert. In Frankreich und England fänden sich dazu Unternehmer die Menge, aber da ich als Deutscher nur mit Deutschen handeln möchte, finde ich nur schwer eine solche Gelegenheit. Mein mir immer wohlwollender Freund, der Herr Geheime Staatsrath Niebuhr, besteht fest darauf, daß ich gleich nach Berlin abreisen sollte, und verspricht mir den sicheren Erfolg zur Beförderung meiner Wünsche. Bis jetzt kann ich mich zu dieser Reise, wo hin und her Zeit und Geld erfordert wird, noch nicht entschließen. Ich bin des Laufens müde und sehne mich nach einer ganz andern Lebensart. — Widerstehe ich dem Willen des Herrn Gesandten, so wird er zürnen, folge ich ihm, so handle ich gegen meine gefaßten Grundsätze, das heißt, mich so viel als möglich Niemandem mehr verbindlich zu machen, am wenigsten der Regierung, weil ich frei leben will und unabhängig.

Dieses auszuführen, wird mir schwer sein, denn in diesem Augenblicke habe ich Nichts, und das ist der Erfolg aller meiner Mühen und Leiden. Ihr alle wünscht, daß ich zurückkehre, zu welchem Zweck? Um wieder meinen Freunden, wie ehemals, zur Last zu sein, nein dazu bin ich zu alt und zu stolz; kann ich meinen Zweck nicht erreichen, und wird mein Bemühen nicht aufgemuntert und belohnt, nun, dann mag es gehen, wie Gott will.

In diesem Falle wünschte ich, daß Ihr in dem kölnischen Blatte meine Rückkehr aus Aegypten und die Herausgabe eines Werkes über die Alterthümer in Nubien oder die Monumente von der ersten bis zur zwei-

ten Katarakte anzeigtet, auch wenn es möglich wäre, dieselbe Anzeige in einem französischen Blatte in Paris einzurücken.

Tief rührten mich die werthen Zeilen meines ehrwürdigen Lehrers, des Herrn Professors Wallraf, ich werde demselben herzlich danken in einem Schreiben, das bald, wenn ich etwas über meine Bestimmung sagen kann, folgen soll.

Jetzt stürmen die Neugierigen mir das Haus, und keine Stunde ist mein Zimmer leer, Jeder will sehen und fragen, doch leider sind meine Zeichnungen, wenig ausgeführt, mehr interessant als schön.

Nr. 35.

Gau an DeNoël.

Paris, Februar 1821.

Freund DeNoël!

Sie empfangen nebst diesem Gruß ein Paket mit den Kupferstichen von Pereers Werk, wie Sie begehrt. Eine andere Rolle mit lithographirten Blättern werden Sie die Gefälligkeit haben, für meinen Bruder Fuss mitzunehmen.

Wenn ich Ihnen hier in etwas nützlich sein kann, so wenden Sie Sich nur frei an mich. Meine Arbeit wird, indem sie vorrückt, mir mehr Zeit lassen, und so kann ich das wieder gut machen, was ich jetzt bei Ihrem Aufenthalte nicht, wie ich wünschte, thun konnte, um Ihnen denselben angenehmer zu machen. Auch hätte es dazu einer besseren Stimmung bedurft, was aber leider so viele unglückliche Erinnerungen unmöglich machen. Ich darf es Ihnen gestehen, es erfordert meine ganze Kraft, mich aufrecht zu erhalten, wenn's aber so fort geht, muß ich ohngeachtet der Wichtig- und Nothwendigkeit meines Unternehmens unterliegen. Der Himmel hat mich bis heran immer geschützt, ich werde fortwährend auf ihn vertrauen, er kann den dummen Stolz und den Reichthum, worauf so Viele ihren Adel stützen, leicht vernichten. —

Möchten doch diese Menschen einsehen, wie gemein die Art ist, womit sie sich über Andere zu erheben suchen, und was wenig mehr als etwas Glück dazu erfordert wird, um diesen Zweck zu erreichen! Das Beispiel, und besonders in Köln, lehrt uns, daß es gerade den Einfältigsten und Unwissendsten am besten gelingt. Wie wenig diese in allen Zeiten für unsittlich gehaltenen, und nur auf den Nachtheil seines Nächsten berechneten Handlungen mit unserer Religion und den Vorschriften unseres Meisters übereinstimmen, ist deutlich und leicht zu beweisen, darum begreife ich nicht, wie man beides, diese Erwerbswuth und Religiosität, zusammen vereinigen kann.

Verzeihen Sie mir, mein Lieber, diese Bemerkungen, ich kenne Ihre edle Art, zu denken, und schätze Ihre wohlgemeinten Absichten, die nichts mit jenen gemein haben. Reisen und leben Sie glücklich, grüßen Sie mir Feind und Freund und erinnern Sie Sich manchmal Ihres Freundes

Gau.

Nr. 36.

Gau an DeNoël.

Ihre freundlichen Worte, geehrter Herr DeNoël, waren mir sehr willkommen, ich kann darauf nicht mit gleicher Gewandtheit und Zierlichkeit antworten und bitte dagegen mit einem schlichten aber wohlgemeinten Gruße vorlieb zu nehmen. —

Ihr Aufsatz über Begassens ohne Zweifel vortreffliches Bild ist meisterhaft und hat mich, ohne Scheu gesagt, wieder etwas mit Ihnen versöhnt.

Ich vergegenwärtige mir damit recht wohl das Original, welches mir zu sehen nun wenig Hoffnung bleibt, da ich meine Rückkehr nach Rom, so bald mir meine hiesige Arbeit mich zu entfernen erlaubt, beschlossen. Meinem Vaterlande und zunächst meiner Vaterstadt nützlich zu werden, war von jeher mein einziger Wunsch, mein einziges Ziel; was mir diese Hoffnung vereitelt, wissen Sie. —

Die Mittel sind es nicht, wie mir scheint, die Köln fehlen, um einige Künstler festzuhalten, wenn Jemandem daran gelegen, sich zu bereichern. Doch das ist nicht der Zweck des echten Künstlers; er will „ehrenvoll" behandelt werden, und dazu fehlt es bei Euch nur an reinem Sinne, gutem Geschmacke und an Abscheu für Charlatanismus und Windbeutelei, der man seit Euren neuen Gästen so ziemlich zu huldigen scheint.

Bei solchen Ansichten, lieber Herr DeNoël, können Sie denken, daß es mir beinahe gleichgültig ist, wenn von den vielen Kölnern, die hieher kommen, und worunter sogar alte Schulcameraden, nicht ein einziger mich besucht.

Wie ungern ich Sie von mir selbst unterhalte, muß ich Ihnen doch noch einen kleinen Vorgang erzählen, damit Sie einsehen, wie gegründet meine Stimmung ist, wenn Sie dieselbe etwas düster und mißmuthig finden sollten.

Bei meiner Rückkehr von Aegypten verehrte ich einem meiner besten Freunde, dem Geheimen Staatsrathe Niebuhr, die dort gesammelten griechischen Inschriften, und er versprach, dieselben für den Text meines Werkes zu bearbeiten. Nun sind es schon mehr wie vierzehn Monate, daß ich Rom verließ, und kann, aller Bemühungen ungeachtet, von Niebuhr nicht die geringste Auskunft erhalten.

Ob er sich mit den Inschriften (wovon ich leider keine Abschriften behielt) beschäftigt und was die Ursache seines sonderbaren Schweigens ist, kann ich nicht entdecken. Alle bisherigen Vermittlungen seiner und meiner Freunde waren fruchtlos, und sogar Brandis, der mir am besten rathen könnte, sucht sich mit ungegründeten Entschuldigungen herauszuziehen.

So lange Cotta und das Publicum sich mit bloßen Versprechungen des Textes beruhigt, will ich geduldig den Ausgang abwarten; doch kenne ich Niebuhr's Hartnäckigkeit und befürchte ein schlimmes Ende.

Seit ich hier mit so vielen, wohl ausschließlich mit Juden umgehe (keine katholischen Juden, wie in Köln auf dem . . . . wohnen), kommt es mir vor, als erwarte auch ich einen Messias, der meinem Vaterlande

Heil bringen soll; wahrlich! hier fängt es schon an, zu donnern, man versucht schon, die Tempel zu reinigen und die Teufel auszutreiben: — alles Zeichen seiner nahen Ankunft.

A propos! Hier lese ich in den Petits-affiches: Un bourgeois riche cherche à unir ses demoiselles à une famille noble etc. — Schade, daß es in Köln keine Petits-affiches gibt! die Gelegenheit wäre prächtig zu benutzen.

Wenn es wahr ist, daß der Ober-Pfarrer Fochem seine Gemälde ins Ausland verkauft hat, so verdient Ihr Kölner wahrhaftig nicht, etwas Gutes zu besitzen. Wenn ich in Rom diesem Herrn einen guten Dienst erweisen kann, so glaubt mir sicher, ich werd' es nicht unterlassen.

Wird unser Freund Cornelius nicht einen kleinen Umweg machen und über Paris nach München zurückreisen? Ich weiß, daß er die Franzosen nicht liebt, doch wäre Manches hier für ihn interessant. Ich möchte sehr gern mit ihm zusammentreffen; vielleicht geht er über Stuttgart? Wenn ich die Zeit bestimmt wüßte, ich würde hinreisen. Darf ich mir hierüber etwas Auskunft erbitten?

Dem würdigsten aller Kölner, dem Herrn Prof. Wallraf, bitt' ich, meinen herzlichsten Gruß.

Wünsche, recht wohl zu leben.

Ihr Gau.

Paris, 10. März 1822.

Nr. 37.

Gau an DeNoël.

Paris, am 25. August 1822.

Lieber DeNoël!

Die schon seit einigen Tagen hier angekommene Inschrift habe ich durch den jungen Scheffen aufsuchen lassen und auch erhalten. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Bemühungen und die große Sorgfalt, die Sie darauf verwandt. Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen meine Bereitwilligkeit zu zeigen und mich von dem Vorwurfe der Ungefälligkeit, der auf mir zu lasten scheint, zu befreien.

Ihre Abschrift theilte ich gleich einem der berühmtesten hiesigen Hellenisten mit, aber leider war sie ihm und dem ganzen gelehrten Corps schon bekannt.

Der berühmte Stein ist von einem frankfurter jungen Reisenden im Jahre 1817 bei dem ersten Katarakt in Aegypten aufgefunden und die Inschrift bei seiner Rückkehr bekannt gemacht worden. Sie ist von höherem Interesse, weil sie die Namen mehrerer Gottheiten zugleich in ägyptischer und griechischer Aussprache gibt. Ihre Abschrift ist viel richtiger, als die von dem Reisenden bekannt gemachte, und war daher den Gelehrten schon willkommen, in deren Namen ich Ihnen dafür nochmals danke.

Ihre Bemühungen für die Erhaltung und Errettung alter Kunstproducte hat in dieser Zeit doppeltes Verdienst: erstens weil unsere

Epoche zu gemein und zu elend ist, um etwas Aehnliches hervorzubringen, und andererseits um sie der Habsucht fremder ungerufener Gäste zu entreißen. Sie wissen, daß ich bei meiner Anwesenheit in Köln durch eine kleine Anzeige das Publicum und selbst die Regierung auf diese Raubsucht aufmerksam machen wollte, wie diese wohlgemeinte Absicht von einer rohen Policei-Censur verkannt und vereitelt wurde. Der Obscurantismus will mit aller Gewalt durchdringen, und hier geht es wie überall. Die Freiheit der Sprache und der Schrift, die hier noch, und vielleicht auch nicht lange mehr, erlaubt ist, schützt uns gegen einen allzu schnellen Verfall und bewahrt uns zugleich gegen eine Sclaverei, die Ihr gutmüthigen Rheinländer geduldig zu ertragen scheint.

Ich bin gewohnt, meinen Eifer gegen die Barbarei frei und offen auszusprechen; beikommende gedruckte Anzeige gibt Ihnen davon ein Beispiel.

Wie mancher Unannehmlichkeit würde ich mich dadurch aussetzen, wenn ich bei Euch oder in meinem Vaterlande lebte!

Begassens Rath, daß die Herren Sittmann und Fromm nach Paris kommen, kann ich nur mißbilligen.

Ich rühme mich, Vieles dazu beigetragen zu haben, daß Begasse selbst Paris verlassen hat.

Auch wird Hittorf endlich diesen Schlund verlassen, wo man sich sehr leicht zu einem Hofschwänzler und Charlatan, aber nicht zum Künstler bilden kann. Ich billige den Aufenthalt in Paris bloß für Anfänger, die einer strengen und regelmäßigen Schule bedürfen und der praktischen Ausführung und Fertigkeit, ehe sie sich dem freien Schaffen hingeben.

Mit Niebuhr ist gänzlich gebrochen; hierüber ein anderes Mal Mehreres.

Mit herzlichem Gruße, besonders an meinem ehrwürdigen Lehrer Prof. Wallraf.

Ihr Gau.

Nr. 38.

Begasse an DeNoël.

Geehrtester Freund!

Ich habe mich herzlich über Ihr liebes Schreiben gefreut, und würde ich Ihnen schon längst geantwortet haben, wäre ich nicht seit einiger Zeit mit den Meinigen von Berlin abwesend gewesen, um mich durch eine kleine Reise zu neuer Thätigkeit anzuregen und zu stärken.

Den mir durch Ihren Brief empfohlenen Herrn habe ich nicht wieder gesehen; er soll mir recht willkommen sein, und was an mir liegt, soll ihm von Herzen gereicht werden.

Die herzliche und freundliche Theilnahme, mit welcher Sie meiner in Betreff einer zu verfertigenden Arbeit für meine Vaterstadt Sich erinnert haben, hat mir viele Freude gemacht; bei dieser Gelegenheit kann ich jedoch nicht verhehlen, wie sehr mich die vorläufigen Bestimmungen des düsseldorfer Vereins über Bestellungen von Kirchenbildern befremdet

haben; die Gesinnungen eines meiner Collegen, über welchen ich mich nicht getäuscht habe, liegen mir dadurch wieder klar vor Augen. So viel ist gewiß, daß ich an Schadow's Stelle ihn nicht vergessen haben würde, hätte ich ihn noch so sehr für einen gefährlichen Rival gehalten! Solche Kleinlichkeiten sind unter Zeitgenossen sehr zu bedauern; doch weil es aber solche sind, muß man sie vergessen. Mein Wunsch in dieser Beziehung bleibt immer derselbe; ich glaube, daß kein Anlaß im Stande wäre, mir solche Begeisterung zu einem Werke zu geben, wie der, für Köln einen Auftrag erhalten zu haben; das materielle Ende der Sache würde ich dabei wenig berücksichtigen, die Ehre gilt hier mehr wie das Geld. —

Mögen die alten Bilder der Martyrer aus der Tosetti'schen Sammlung ja in Köln bleiben! Bieten Sie Alles auf, damit sie das Eigenthum unserer Stadt bleiben. In diesem Augenblicke haben wir hier die Ausstellung; sie ist, was die Zahl betrifft, in keinem Jahre so bedeutend gewesen, — mitunter viel Schönes, und dann, wie natürlich, auch manches Schlechte.

Nun leben Sie wohl, geehrter Freund! und empfangen Sie die herzlichsten Grüße von meiner lieben Frau; auch Oskar empfiehlt sich Ihnen, das Mi, Mi, heißt jetzt bei ihnen: „mehr haben"; er spricht fast Alles. Mein jüngster Sohn gedeiht nicht weniger, wie der ältere. Gott erhalte mir diese Kleinen. Indem ich bitte, mich Ihrer Frau Mutter bestens zu empfehlen, bleibe ich

Ihr aufrichtiger Freund
Begasse.

Nr. 39.

Begasse an DeNoël.

Sie werden vielleicht Nachricht erhalten haben, daß, so viel ich in diesem Augenblicke im Stande war, ich mein Scherflein zu unserer Ausstellung in Köln beigetragen habe. Die Bilder können in diesem Augenblicke wohl noch nicht angekommen sein; ich hoffe jedoch, daß sie bei Zeiten und unverletzt anlangen werden. Das eine ist die Lurley, welche der Besitzer, Herr Kümmel in Hannover, die Gefälligkeit hat, verabfolgen zu lassen. Die anderen Bilder sind vielleicht für diesen Zweck zu unbedeutende Dinge. Ich bitte jedoch, dieselben als einen Beweis meiner Bereitwilligkeit nicht ganz zu übersehen. Es ist ein Brustbild von mir und drei kleine Bildchen (genreartig) von dreien meiner Kinder.

Ein großes, vor mehreren Jahren componirtes, nunmehr begonnenes Historienbild (Christus, weissagend über Jerusalem) hätte ich allerdings zu dieser ersten Ausstellung am liebsten gesandt. Es ist aber nicht fertig. Ich werde jedoch Alles aufbieten, um dem längst gefaßten Beschlusse getreu zu bleiben, dieses Bild zu einer nächsten oder auch zur besonderen Ausstellung meinen lieben Landsleuten vorzuzeigen. Was ich übrigens im Verlaufe der Zeit gemalt habe und noch malen werde, sind durchweg Bestellungen, wobei es schwer hält, die Besitzer zur Versendung ihrer Bilder zu bestimmen.

Darf ich nun wohl Ihre Freundschaft, wovon Sie mir bei meiner Anwesenheit in Köln so unvergeßliche Beweise gegeben, noch einmal in Anspruch nehmen, so würde ich freundlichst bitten, Sich, wenn es möglich ist, meiner Bilder bei der Aufstellung in Betreff eines guten Lichtes anzunehmen zu wollen.

Schließlich muß ich wiederholen, was ich Ihnen im vorigen Jahre deutlich genug zu verstehen gab. Ich habe nämlich keinen tieferen, innigeren Wunsch, als an den vaterländischen Rhein zurückzukehren. Wenn sich auch vor der Hand noch Manches diesem Drange entgegensetzt, so hoffe ich immer noch, ihn in Ausführung zu bringen.

Die Auswanderung mit einer so großen Familie ist dabei gewiß der schwierigste Punkt.

Im Uebrigen, da die Aufträge von außen her ihren Fortgang haben, ist es einerlei, wo man malt, hier oder dort, aber nicht einerlei, in welcher Atmosphäre, in welcher Natur, unter welchen Menschen man schafft. Es geschehe aber, was da wolle, so muß ich es dahin bringen, für Köln einmal ein Altarbild zu malen oder ein Bild für irgend sonst einen Zweck. Was meine lieben Landsleute dazu beitragen können, werden sie, glaube ich, nicht gleichgültig unterlassen. So sehr ich übrigens für die Meinigen zu sorgen habe, so würde ich hier, der Ehre und der Befriedigung meines Gemüthes wegen, so uneigennützig wie möglich sein.

Es hat mich über Alles gefreut, daß Köln sich endlich auch einmal auf eine selbstständige Weise hervorthut und, in Erinnerung an seine kunstbegabten Vorfahren, an seine weitberühmte Schule, hinter seinen Nachbarn nicht zurückbleiben will. Köln hat alle Elemente in sich, um eine niederrheinische Schule in sich aufblühen zu sehen, so wie wir umgekehrt in Düsseldorf eine ihrer innersten Natur nach herübergekommene norddeutsche Schule sehen, womit ich ihrem Werthe übrigens nicht zu nahe treten will. Ich wünsche meinem lieben Köln den schönsten Fortgang zu diesem Streben und hoffe meinerseits auch dazu mitwirken zu können.

Berlin, den 16. April 1839.

Nr. 40.

Begasse an DeNoël.

Meine sehnsüchtige Aeußerung in meinem letzten Schreiben kam aus voller Seele.

Bei den Verhältnissen aber, worin ich mich hier befinde, war es wenigstens nicht meine bestimmte Absicht, ihr sogleich die That folgen zu lassen, weil ein Schritt dieser Art immer mit großem Bedacht gethan sein will. Erlauben Sie mir nun, daß ich Ihnen so kurzgefaßt, als möglich, ein Bild meiner hiesigen Verhältnisse entwerfe, daß ich zugleich wahr sein darf, ohne fürchten zu müssen, von Ihnen verkannt zu werden. Ich glaube aber, Sie werden mich darin kennen und eine etwaige Beschreibung günstiger Dinge mir nicht als eine Eitelkeit auslegen. Ich absorbire nämlich hier in Berlin fast den größten Theil der Praxis, sowohl

für das Portrait, als für die höhere Historie. Besonders habe ich das Glück, daß die Schönsten unter den Schönen sich gern von mir malen lassen, indem sie behaupten, ich mache sie nicht häßlich. Da jedoch meine Preise hier die stärksten sind, so dreht sich das Meiste um den Hof und den reicheren Adel. Meine Preise hier sind: 40 Friedrichsd'or für ein Brustbild ohne Hände, 60 Frd'or. mit Händen und 100 Frd'or. für ein Kniestück. Dies ist nun allerdings noch unter der Hälfte der pariser Preise, obschon das Leben hier wenigstens so theuer ist, als in Paris. Sie werden urtheilen, wie sich dies zu den Möglichkeiten am Rheine verhält.

Nun muß ich Ihnen aber bekennen, daß der starke Andrang nach Bildnissen, welche ich, ohne mich in die unangenehmste Stellung zur höheren Gesellschaft zu versetzen, nicht immer ablehnen darf, mich andererseits wieder in die Verlegenheit setzt, die sich stets dazwischen einfindenden historischen Bestellungen nur langsam abliefern zu können. So habe ich jetzt ein großes Bild in Arbeit (Christus, wie er den Untergang Jerusalems weissagt, 5 Figuren). Im künftigen Jahre soll ein großes Altarbild für Landsberg an der Warthe fertig sein, ist aber noch nicht angefangen; dann ein historisches Bild für den hiesigen Verein, 1 Fuß größer, als die Lurley; ferner ein großes Bild für die Galerie in Frankfurt a. M.: Kaiser Heinrich's IV. Uebergang über den Cenis, und noch andere kleinere historische Bilder. Da sehen Sie denn wohl, werthester Freund! daß mir die zu vielen Portraituren nicht wünschenswerth sein können, wenn ich auch anderswo immer gern ein Bildniß malen werde, sobald es gut bezahlt wird. In diesem Falle können Bildnisse die laufenden Bedürfnisse decken, und es bleibt mehr Zeit und Kraft übrig, die historischen Sachen, welche verhältnißmäßig nie so bezahlt werden, mit Ruhe und Sorgfalt zu vollenden. Außerdem bin ich bei der Akademie angestellt und gehöre zum Directorium. Die Gehalte sind zwar dort sehr klein (400 Thlr.); dann habe ich eine Privatschule, kann jedoch höchstens acht junge Leute annehmen, da es mir einestheils an Raum und ferner an Zeit, bei zu vieler Beschäftigung, gebricht. Dies gibt immer ein Einkommen von 600 Thlrn., nach Abzug der Kosten.

Nun muß ich auch noch bemerken, daß ich mir vor sieben Jahren ein hübsches Haus vor dem potsdamer Thore gebaut habe mit einem sehr schönen Atelier, das schönste in Berlin. Es ist eine kleine Villa mitten in einem selbst angelegten Garten. Hier lebe ich gleichsam auf dem Lande und dennoch ganz nahe bei der Stadt. Trotz dieser Entfernung ist mein Atelier sehr besucht, von den höchsten Herrschaften bis zu dem Gros des Publicums; auch hatte ich die Ehre, vom Könige, zwar unangemeldet, besucht zu werden.

Dies ist nun ungefähr ein Bild meines hiesigen Lebens. Nur Ihnen melde ich diese Dinge so im Detail, weil ich Ihrer Discretion gewiß bin, so wie Sie dasselbe stets von mir zu gewärtigen haben werden.

Obiges hat Ihnen nun einen Ueberblick gegeben, wie ich hier stehe.

Es darf aber Niemanden wundern, wenn ich trotzdem mein Vaterland mit dem hiesigen Leben vertauschen möchte. Einestheils ist dieser Wunsch Gemüthssache; andererseits aber gibt es für die Kunst kein un-

günstigeres Terrain, als das hiesige (ich meine für die Kunst selbst, und nicht für das Verdienen). Das Land selbst ist nüchtern, unmalerisch, nicht ein einziger Stein, der eine ehrwürdige Erinnerung in einem erweckte, Alles modern, mitunter der äußerste Geschmack, aber kalt. An Intelligenz fehlt es nicht, wohl aber an Gemüth, an Natürlichkeit. Es weht in dieser Luft eine erkältende Kritik, statt ein gesundes Urtheil u. s. w. In solch einem Elemente ist es immer Verdienst genug, daß man etwas leistet.

Es freut mich Ihr Urtheil, so wie Ihre Sorgfalt von Herzen. Allein jetzt schon eine bestimmte Zusage Ihnen zu geben, würden Sie gewiß selbst für unbesonnen halten.

Ich habe, wie Sie wissen, eine gute, brave Frau und sechs Kinder (das siebente ist auf dem Wege). Meine Frau würde mir mit Freuden folgen. Eine so große Familie aber auf anderem Boden bequem niederzusetzen, sich dort zu etabliren, da ich ein großes Atelier für mich und die Schüler haben müßte, will auch etwas sagen.

Sie haben also wohl Recht, wenn Sie selbst behaupten, daß da eine sehr kräftige Theilnahme von Seiten des Publicums vorangehen müßte. Ich setze aber hinzu: eine Theilnahme, die ganz bestimmte Resultate zur Folge hätte.

Es freut mich sehr die Aeußerung des potenten Kunstfreundes zu meinen Gunsten. Ich habe selbst die Ueberzeugung, daß ich in Zeit von zwei bis drei Jahren einer kölner Schule einen Namen zu geben wohl im Stande sein würde. Allein nun stellen Sie Sich ein solches Unternehmen vor ohne alles bestimmte Hinzukommen von äußerer Hülfe und Protection, im Gegensatze zur düsseldorfer Schule, wo eine wahre Hätschelei von Seiten der höheren Protection Statt findet, wo den jungen Leuten fast Alles auf dem Teller präsentirt wird, was allerdings wohl zu begreifen ist bei der vollkommenen Sympathie, worin sie im Geiste mit der aus dem Norden kommenden modernen Cultur steht. Würde sich hier nun eine starke, dauernde Theilnahme von Seiten der kölner Kunstfreunde zeigen, so wie ein fester Wille, diesen Plan durchzuführen, so dürfte sich zuletzt vielleicht auch ein Städel finden, wie in Frankfurt, der in seinem Testamente solcher herrlichen Sache die Krone aufsetzte; dann wäre Alles im Reinen. Daß sich das Publicum jetzt schon für mich interessiren sollte, kann ich nicht verlangen. Mich nach so ein paar Bildern beurtheilen zu wollen, geht nicht an. Zu einem Resultate kann es nur führen, wenn man mit Hinzuthun meiner Persönlichkeit etwa die bedeutende Anzahl von Arbeiten übersieht, die ich bereits zu Tage gebracht, und das etwaige, wenn auch schwache Verdienst derselben seit den letzten sechs Jahren. Ich darf vielleicht hinzufügen und glaube es auch selbst, daß die Kenner in den letzten Jahren nach dem Bilde der Lurley in mir eine nicht erfolglose entschiedene Richtung fürs Colorit wahrnehmen; auch, glaube ich, wird das, was Sie später von mir sehen werden, Sie davon überzeugen.

Es hat sich jedoch dabei eine stärkere Differenz mit der düsseldorfer Schule durch eine freiere Behandlung herausgestellt, und möchte ich fürchten, oder auch nicht fürchten, daß eine solche durch die That ausgespro-

chene Differenz zur Opposition wenigstens eine Partei gleich Anfangs in Bewegung setzen werde.

Sie kennen ja von Alters her eine Hinneigung in mir zur flamändischen Schule. Es liegt vielleicht im Blute, da meine Familie ja aus dem Limburgischen stammt. Was nun den Portraitmaler aus Brabant angeht, so können wir gar nicht hindern, daß er kommt; würde meine Ansiedlung zu Stande kommen, so würden wir beide das zu erwarten haben, was immer da Statt findet, wo eine Concurrenz vorhanden ist. Ich fürchte sie nicht, um so weniger, als ich mich mit Bildnissen nicht ausschließlich beschäftigen kann, wie ich oben bemerkte. Es ist mir aber dennoch lieb, daß Sie die Güte gehabt, mich davon zu benachrichtigen.

Sie glauben nicht, welche Freude es mir macht, meine lieben Landsleute in so edler Bewegung zu sehen. Und Sie, mein lieber Atlas, haben allerdings schwer zu tragen. Es ist aber keine Schmeichelei, wenn ich Sie so ganz und gar für den rechten Mann erkläre, solche großartige Bewegungen lediglich zu erhalten und zu leiten. Die Düsseldorfer sollten sich doch eher freuen, anstatt scheel darein zu sehen. Ich begreife so etwas nicht. Dessen kann man wenigstens sicher sein, daß man an mir keinen Zänker und Neider haben würde; wenigstens soll dergleichen von mir nicht ausgehen.

Es ist ganz recht, daß Sie bis jetzt über Alles geschwiegen haben.

Dem erwähnten Kunstfreunde können Sie aber immer mittheilen, daß ich herzlich gern meinen hiesigen Aufenthalt mit dem dortigen vertauschen würde, wenn von Seiten einer kunstliebenden und fördernden Gesammtheit sich eine solche Theilnahme kund gäbe, daß mir dadurch hülfreiche Hand geboten und ich in den Stand gesetzt würde, ohne offenbaren materiellen Nachtheil so zu wirken, wie ich dazu im Stande bin. Daß dies gleich geschehen könnte, daran zweifle ich; allein weiß man einmal hierin meine Gesinnung, so kann darüber nachgedacht und vor und nach Manches eingeleitet werden. Ich halte es besonders aber noch für nöthig, daß ich vorerst noch einige Arbeiten in Köln ausstelle. Ich werde Alles thun, mein Bild (Christus, den Untergang Jerusalems weissagend), welches Ende dieses Jahres fertig wird, zur Zeit, welche Sie für gut finden, hinzusenden. Am liebsten zur zweiten großen Ausstellung. Da die Ausstellung bis in den August hinein Statt findet, so frage ich an, ob ein anderes Bild, woran noch etwas zu thun ist und welches hier lithographirt werden soll, noch etwa in vierzehn Tagen Zeit abgesandt werden kann. Das Bild als Gegenstand ist auf ein alt-provenzalisches Gedicht basirt, doch frei behandelt und stellt einen König aus dem Mittelalter vor in seinen letzten Tagen. Er läßt sein beunruhigtes Gemüth beschwichtigen durch den Gesang eines jungen Troubadours, der zu seinen Füßen liegt; etwas entfernter sitzt sein Arzt.

Nur glaube ich auch, daß am Rheine die überzarte Neigung für liebliche Dinge durch die düsseldorfer Richtung zu vorherrschend ist, als daß der alte König dort zusagen würde, wenn ich auch dem derben, gesunderen Sinne der Kölner gerade in dieser Hinsicht das Beste zutraue.

Sollte es mit dem armen Schadow zu Ende gegangen sein, was für seine Schüler mit Recht ein herber Verlust wäre, so möchte ich wohl

gern schnell davon benachrichtigt werden. Einen Rheinländer wird man schwerlich dahin schicken. Hübner ist allerdings geeignet dazu, wenn er nur nicht zu viel doctort und apothekert und im Gegensatze zu der Schadow'schen hierarchischen Despotie nicht eine protestantische entgegenstellt; denn er hat viel Anlage zu einem Parteimanne.

Es ist seltsam genug, als ich in Düsseldorf war, kam es mir vor, als wäre ich gar nicht am Rheine; mein Herz hat keinen Zug dahin.

Was nun in diesem Briefe unter uns bleiben muß, werden Sie am besten wissen.

Noch muß ich bemerken, daß die Frankfurter mir damals anboten, mir ein Local im Städel'schen Institut einräumen zu wollen, wenn ich mein Bild für die dortige Galerie an Ort und Stelle machen oder mich dort niederlassen wolle. Der Ort hat gewiß seine Vorzüge, aber . . . .

Nun, bester Freund! seien Sie nicht böse, daß ich Ihnen Ihre Zeit so unbarmherzig raube. Ich habe Ihnen nun mitgetheilt, was ich auf dem Herzen habe; auch kann ich Ihnen für Ihre aufrichtige Theilnahme nicht genug danken. Es ist zu freundlich, daß Sie mir einliegend noch eine Uebersicht von der Wand zugesandt haben, welche Sie die meinige zu nennen belieben. Tausend Dank für die schöne Aufstellung.

Berlin, den 3. Juli 1839.

Sie wissen doch, daß der kölnische Carnevals-Verein mich mit der Ernennung zu seinem Mitgliede beehrte. Ich bin sehr erfreut darüber und habe bereits geantwortet.

Inhalt.

Erstes Capitel. Seite.

Allgemeiner Zustand der deutschen Cultur und Wissenschaft in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts.

Das Reich 1
Die Universitäten 4
Die Kunst 7
Neues Leben 8
Lessing 10
Herder 11

Zweites Capitel.

Köln und die kölner Universität.

Kölns Größe gesunken 14
Gedrückter Zustand 17
Die Universität conservativ . . 18
Die Theologen 19
Humanisten 20
Hermann von Neuenaar 21
1519 gegen Luther's Schriften . 22
Friedrich von Wied und Gebhard Truchseß 23
Salentin von Isenburg 24
Stabilität der Universität . . . 26
Glanz erlischt 27

Drittes Capitel.

Buchhandel, Wissenschaft und Literatur in Köln.

Gebrauch der deutschen Sprache . 29
Universität gegen das neue wissenschaftliche Leben 30
Gymnasien 31
Klagen über den Verfall 32
Censur in Köln 33
Kölner Buchhandel 35
Buchhandel gesunken 36
Frankfurter Messe 36
Leipziger Messe 38
Sortiments-Kataloge 39

Seite.

Lindenborn 40
Seine Jugend 41
Häusliches Wesen 42
Gelegenheits-Dichter 43
Staatsbote 44
Lindenborn stirbt 45
Tochter Sion 45
Der kölnische Diogenes 46
Seine Satire 47
Visionen 49
Einfluß des Diogenes 51
Kölner Zufriedenheit 52
Schauspiele 53

Viertes Capitel.

Wallraf's Jugend.

Wallraf geboren 55
Meister Wallraf 56
Die Mutter 57
Schulen 58
Silentien 58
Präceptoren 59
Wallraf im Gymnasium 60
Die Familie Menn 61
Frau Menn 62
Hardy 63
Bossir-Arbeiten 64
Mechanicus 65
Hardy und die Familie Menn . 67
Wallraf in diesem Kreise . . . 68
Winckelmann 69
Menn stirbt 70
Frau Menn stirbt 70
Hardy stirbt 72

Fünftes Capitel.

Die Gymnasien.

Kölner Gymnasien 73
Disputationen 74
Beanenwesen 74
Beanen-Depositio 75

	Seite.
Montaner-Gymnasium	77
Laurentianer-Gymnasium	78
Jesuiten-Gymnasium	79
Rector Leichius	80
Johannes von Rheydt	80
Erziehungs-Methode der Jesuiten	82
Einkommen der Professoren	82
Unterrichts-Stunden	83
Spiele	83
Wallraf's Anstellung	83
Wallraf, Silentiarius	84
Sternberg	85
Wallraf will Reform	86
Einfluß der Reformation	87
Magistrat gegen Reform	88
Bewilligungen für die Universität	90
Menn über die Universität	92
Trägheit	93
Klagen der Studenten	93
Jesuiten-Vermögen	94

Sechstes Capitel.

Wallraf's Verhältniß zur Universität.

Wallraf auf Reisen	96
Wallraf mit einem Reformplan beauftragt	97
Anfeindungen gegen Wallraf	105
Professur der Botanik erledigt	106
Botanischer Garten	107
Promotionen	107
Doctor-Schmaus	108
Kosten	110
Einladung zur Promotion und Doctor-Ritt	111
Promotion	111
Aesthetik	113
Akademische Rede	114
Vorträge finden Anklang	117
Stiftungen	117
Schreiben an den Rath	118
Vergleich	120
Wallraf soll nach Bonn	121
Wallraf wird Rector	121
Carrich	122
Vergleich mit den Montanern	122
Franzosen rücken ein	123
Wallraf an die Central-Verwaltung	124
Die Universität soll schwören	126
Beſt Rector	127

Siebentes Capitel. Seite.

Die Nunciatur-Streitigkeiten und die Universität Bonn.

Wallraf als Reformer	128
Febronianismus, Hontheim	129
Joseph II.	130
Regiment in Bonn	132
Spannung zwischen Nuncius und Kurfürst	133
Oddi	133
Lucini	134
Bellisomi	135
Max Friedrich	136
Convent zu Coblenz	136
Max Franz in Bonn	137
Pacca	138
Max Franz an Bellisomi	139
Pacca in Köln	140
Hohenlohe-Bartenstein	140
Pacca's Circular	141
Emser Congreß	143
Suffragan-Bischöfe gegen die Punctation	145
Universität zu Bonn	146
Belderbusch	146
Akademie zu Bonn	147
Jesuiten-Güter	148
Anforderung an die Klöster	148
Regular-Professoren	150
Hedderich	150
Professoren	151
Universitäts-Diplom	152
Besorgniß in Köln	152
Inauguration	153
Reden	154
Geist der Universität	155
Joh. Weimer	157
Rationalismus	157
Eulogius Schneider	157
Schneider nach Bonn	158
Carrich und Anth	158
Schneider's Gedichte	159
Untersuchung gegen Schneider	160
Schneider's Katechismus	161
Schneider flieht	162
Schneider hingerichtet	163
Max Franz flieht	163
Unterdrückung der Universität	165
Die Professoren	165

Achtes Capitel.

Köln unter der französischen Republik.

Französische Revolution	167

	Seite.
Kleinstaaterei	168
Gährungen in Köln	169
Klöster und Stifter	171
Bibliotheken	172
Köln in französischer Gewalt	173
Benehmen der Franzosen	174
Assignaten	175
Requisitionen	176
Aufsichts-Ausschuß	176
Plünderungen	177
Sammlung im Jesuiten-Collegium	177
Zeughaus	179
Der Dom	181
Bezirks-Verwaltung in Bonn	182
Contributionen	182
Proteste	183
Der Protest vergeblich	188
Bonner Bezirks-Verwaltung	188
Decret Meynard's	189
Policei	191
Preßfreiheit	191
Senat	192
Verhältniß zum Reich	192
Deutsche Souveraine	193
Occupation des linken Rheinufers	194
Cisrhenanische Republik	194
Senat beseitigt	195
General Hoche	196
Magistrat	197
Bruch mit der alten Zeit	197
Die Stadt independent	198
Eid	199
Vertrag von Campo-Formio	200
Augereau verlangt den Eid	201
Congreß zu Rastatt	201
Rudler in Köln und Mainz	202
Neue Organisation	203
Steuern	203
Demokratie siegt	204

Neuntes Capitel.

Sturz des alten Kirchenthums.

Vernunft-Cult	205
Säcularisation vorbereitet	207
Tod des Kurfürsten	207
Lüneviller Frieden	207
Napoleon	208
Concordat, Diözese Aachen	210
Bischof Berdolet	210
Pfarreien der Stadt Köln	211
Das alte Domcapitel	212
Domschätze	213

	Seite.
Die Verschläge in Weddinghausen	214
Schätze zurück nach Köln	215
Berdolet	215
Stifter und Klöster	216
Säcularisation	217
Stimmung in Köln	218
Wallraf schickt sich in die Verhältnisse	219
Napoleon in Köln	219
Wallraf arrangirt die Empfangsfeier	221
Inschriften	221
Grabschriften	222

Zehntes Capitel.

Das Unterrichtswesen unter französischer Herrschaft.

Die Universität zu Köln	224
Primärschulen	225
Centralschule	225
Installation, Professoren	226
Wallraf's Lehrgegenstände	227
Mängel der Unterrichts-Anstalten	228
Schönebeck	230
Secundärschule	230
Lehrgegenstände	232
Köln wünscht eine Akademie	233
Wallraf an Daniels	234

Eilftes Capitel.

Die Rhein-Universität.

Stimmung gegen Napoleon	242
Die Alliirten	243
Seber	244
Der aus Deutschland geführte Raub	244
Ev. von Groote	245
Rücklieferungs-Commission	245
Denkschrift Wallraf's	246
Kreuzigung Petri	246
Schreiben von Groote's	246
Rücklieferungen	248
Reichsfreiheit der Stadt Köln	249
Universitätsfrage	250
Denkschrift von Rehfues	250
Kölner Schritte	251
Grashof	251
Kölner Gegenschrift	253
Brief von Groote's	254
Universität Bonn	257

Zwölftes Capitel.

Kölner historische Literatur und Wallraf's historische Leistungen.

Beschränkter Patriotismus	259

	Seite.
Wallrafs Patriotismus	259
Reise-Handbücher über Köln	260
Kölnische Geschichte	261
Kratepolius	261
Brölmann	262
Aug. Gelenius	262
Joh. Gelenius	263
Crombach	263
Mörkens	264
Hamm	265
Hartzheim	265
Reiffenberg	266
M. Claffen	267
Hillesheim	268
Alfter	269
Kindlinger	271
von Seil	271
de la Porterie	271
Wallraf's histor. Leistungen	273
Neue Straßenbenennungen	274
Wallraf's Liebe, zu romanisiren	276
Seine Parteinahme für die Stadt gegen die Erzbischöfe	278

Dreizehntes Capitel.

DeNoël und DuMont.

Einschränkung der Presse unter den Franzosen	282
Köln von dem deutschen literar. Leben abgeschlossen	283
Wallraf und seine Schüler	383
DeNoël, geboren 1782	284
Mengelberg	285
Grein	285
Beckenkamp	285
DeNoël's Neigung zur Kunst	286
DeNoël nach Paris	287
Abneigung gegen den kaufmännischen Beruf	287
Uebernimmt das elterl. Geschäft	289
Schug	290
Gebrüder Schumacher	291
DeNoël's profan- und kunsthistorische Arbeiten	292
Wallraf's Stellung zu DeNoël	293
Wallraf als Dichter	294
DeNoël als Dichter	295
Carneval	296
Localpossen	299
M. Th. DuMont	300
DuMont heirathet	301
Kölnische Zeitung	302
Frau DuMont	303
Wallraf's Stellung zur Familie DuMont	304

Vierzehntes Capitel.

Wallraf und die neuen Regungen auf dem Gebiete der Kunst.

Wallraf und die Kunst	306
Kirche und Kunst	307
Anderer Geist	308
Sandrart	309
Bauten in Köln	310
In Köln Stillstand	311
Sacraments-Häuschen	312
Aesthetiker	313
Dom	314
Forster	314
Friedrich von Schlegel	315
Schlegel in Paris	316
In Köln	316
Dombild	317
Wallraf's Kunstbestrebungen	317
Neuer Geist in Köln	318
Wallraf's Kunstrichtung	318
Wallraf's ästhetische Richtung	319
Lehrmeister	321
Hoffmann	321
Stirbt, 1812	323
Gau	323
Erste Reise	324
Erhält einen Preis	325
Reise nach Italien	326
Niebuhr	326
Reise nach Aegypten	327
Zurück nach Rom	327
Gau's Reisewerk	328
Nimmt seinen Wohnsitz in Paris	329
Hittorf	329
Wird könig. Architekt	330
Hittorf's Bauten	331
Begas	331
Läßt sich in Berlin nieder	332
Cornelius	332
DeNoël, eine Künstlernatur	333
Kronprinz von Preußen	334
DeNoël's Compositionen	335
Vielseitige Thätigkeit	336

Fünfzehntes Capitel.

Wallraf als Sammler; das Museum.

Wallraf beginnt zu sammeln	338
Lust zum Sammeln wächst	339

	Seite.
Verbindungen	340
Dompropstei	341
Säcularisation	342
Sammlung wächst	343
Blankenheim	344
Sternberg	344
Ara ubiorum	345
Canonicus Pick	345
Sammlung des Hrn. v. Hüpsch	346
Nach Darmstadt	348
Wird theilweise der Stadt Köln überlassen	351
Gemälde-Sammlung	351
Brüder Boisserée	352
Freunde	352
Correspondenz	353
Zweck der Sammlungen	354
Göthe	355
Wallraf's Schenkung	356
Jahresrente	356
Antiken des Gaetano Giorgino	357
Von der Stadt gekauft	360
Plan zu einem Museum am Rheine	362
Wallraf bemüht sich für Köln	362
Gesuch der Stadt Köln	365
Gesuch abgeschlagen	370
Wallraf's Sammlung	370
Inventarisirung	371
Bericht über den Nachlaß	372
Fuchs katalogisirt	373
Fuchs	373
Stadt-Secretär	373
Archivar	374
Fuchs stirbt	376
Gemälde	376
DeNoël Conservator	378
DeNoël's Testament	379
Schenkung der Frau DeNoël	380
Ramboux	381
Museums-Gebäude	381
J. H. Richartz, neues Museum	383

Sechszehntes Capitel.

Wallraf als Priester und Lehrer; seine äußere Erscheinung; sein Tod.

Wallraf als Priester	384
Frohnleichnams-Procession	385
Als Lehrer	385
Sein Wandel und Umgang	386
Jubiläum	387
Auszeichnungen	388
Wallraf stirbt, 1824	388
Beerdigung	390
Denkmal	391

Beilagen.

	Seite.
1. Ein Lied von Lindenborn	395
2. W. Lehmann, über Wallraf's Studienplan	396
3. Eul. Schneider an Fr. Nicolai in Berlin	397
4. Protest des Domcapitels u. der Geistlichkeit zu Köln	398
5. Bittschrift an die kölner Municipalität	399

Gedichte, Briefe u. s. w. von Wallraf.

6. Chrysostomus	401
7. Wallraf an Berdolet	403
8. Ueber die Pfarrkirche zu Neuß	406
9. Hymnus bei Rückkehr der heiligen drei Könige	410
10. Epistola Gamandri	411

Briefe, Gedichte, Aufsätze u. s. w. von DeNoël.

11. An das Schicksal	415
12. De kölsche Kirmesen	417
13. An die Abgeschiedene (Kunst)	421
14. Ein noch unbekanntes und unbenanntes Drama	422
15. Henneschen aufm Kirchhofe	424
16. Resignation	426
17. Der Krittler	427
18. Bonaparte's Geburt	429
19. Eselsmähr	429
20. Beim Jubilarfeste Wallraf's	432
21. Schwänke:	
In Sachen Schwaben contra Sonnenschein	433
Die Kirchhofs-Ueberschrift	434
Der Werkstein und der Pflasterstein	435
Der Traum	436
Der proceßsüchtige Bauer	438
Der Aufstand (erster Tag)	438
— — (zweiter Tag)	439
— — (dritter Tag)	440
Das Miseräbelchen	441

Seite.
Der Mensch u. sein Schatten 443
Der Esel als Lautenschläger 443
Die Fensterscheiben und der Hausherr 444
Das Frühstück 445
Die philosophischen Vögel. 445
Der Weinpatron 446
Der philanthropische Bäcker 446
Die neue Buchstabirart. . 447
Der Glocken-Klöpfel . . . 447
Der ländliche Purist . . 448
Das Mißverständniß . . 448
22. Carnevals-Beiträge:
Der Mann alten Styls . 448
Die Frau neuen Styls. . 450
Der Bewies vum hüüsliche Fliess:
Die Strickerin 451
Die Spitzenklöpflerin. . 451
Die Nähterin 452
Die Modehändlerin . . 452
23. Uebersicht der im Ballsaale des Schauspielhauses befindlichen allegorischen Figuren 453
24. Kunstgeschichtliches . . . 454
25. Lyversberg'sche Gemälde-Sammlung 455
26. Beiträge zur Geschichte des kölnischen Stadtwoppens . 456
27. DeNoël an Fuchs (Neuß, 1. März 1803) 465
28. — — (Neuß, 23. März 1803) 465
29. DeNoël an Fuchs . . . 466
30. — — (Den 8. Dec. 1814) 466
31. — — (Den 31 Dec. 1814-1. Jan. 1815) . . 467
32. Cornelius an Wallraf . . 468
33. Göthe an von Schuckmann 469
34. Gau an DeNoël (Rom, 10. März 1820) 469
35. — — (Paris, Februar 1821) 471
36. — — (Paris, 10. März 1822) 472
37. — — (Paris, 25. Aug. 1822) 473
38. Begasse an DeNoël 474
39. — — (Berlin, 16. Apr. 1839) 475
40. — — (Berlin, 3. Juli 1839) 476